ENGLISCHE STUDIEN

*

Organ für englische Philologie
unter Mitberücksichtigung des englischen Unterrichts
auf höheren Schulen

GEGRÜNDET VON EUGEN KÖLBING

Herausgegeben von

Johannes Hoops

Professor der englischen Philologie an der Universität Heidelberg

*

62. Band

1927/28

O. R. Reisland, Leipzig
Karlstraße 20

Reprinted with the permission of Akademie-Verlag

JOHNSON REPRINT CORPORATION
111 Fifth Avenue, New York, N.Y. 10003

JOHNSON REPRINT COMPANY LTD.
Berkeley Square House, London, W. 1

1./2. Heft: S. 1—292 (Schröer-Festschrift), ausgegeben am 10. Nov. 1927.
3. Heft: S. 293—472, ausgegeben Ende Mai 1928.

First reprinting, 1968, Johnson Reprint Corporation

Printed in West Germany
Druck: Anton Hain KG, Meisenheim (Glan)

INHALT DES 62. BANDES.

ABHANDLUNGEN.

BESPRECHUNGEN.

I. Bibliographie.

IV. Landeskunde.

V. Schulgrammatiken und Übungsbücher.

VI. Schulausgaben.

MISZELLEN.

VERZEICHNIS DER MITARBEITER.

ARNOLD SCHRÖER

mit den besten Wünschen
zu seinem siebzigsten Geburtstag
am 10. November 1927
dargebracht
von alten Schülern, Freunden
und Mitforschern

*

ARNOLD SCHRÖER.

In einer Zeit, wo die Augen des deutschen Volkes gespannt und teilnahmsvoll auf das Schicksal seiner Ostmark gerichtet sind, ist es wohl angebracht, daran zu erinnern, daß österreichische und deutsche Anglistik von Anfang an eine untrennbare Einheit war, daß österreichische Gelehrte einen bedeutenden Anteil an der Begründung der deutschen Anglistik hatten. Wenn der Begründer der englischen Philologie in Österreich, Jakob Schipper, ein Ostfriese war, so haben sich anderseits österreichische Forscher wie Alois Brandl und Karl Luick, jener mehr auf literarischem, dieser auf sprachwissenschaftlichem Gebiet, um die Entwicklung der deutschen Anglistik Verdienste von dauerndem Wert erworben. Zu den Gelehrten österreichischer Herkunft, die an der Begründung der deutschen Anglistik lebendigen Anteil hatten, gehört auch der Mann, dem eine Reihe von ehemaligen Schülern, Freunden und Mitforschern aus Deutschland, Österreich, der Schweiz und Schweden zu seinem siebzigsten Geburtstag am 10. November 1927 die nachfolgenden Abhandlungen als Festgabe darbringen.

Arnold Schröer wurde am 10. November 1857 in der alten deutschen Stadt Preßburg in Ungarn geboren, wo seine Familie schon seit vier Generationen ansässig war. Sein Urgroßvater war aus der Lausitz eingewandert, hatte sich noch vor 1790 in Preßburg als Buchbindermeister niedergelassen und eine deutsche Heidebauerntochter aus der Umgegend geheiratet. Norddeutsche und insbesondere auch protestantische Tradition blieben seitdem in der Familie lebendig. Preßburg und Umgebung, die deutschen Weinbauern (Weinzierln) und Heidebauern waren großenteils evangelisch und suchten sich des konfessionellen Drucks der Wiener Regierung

nach Möglichkeit zu erwehren. Schröers Großvater, der Ästhetiker und Pädagoge Tobias Gottfried Schröer (1791 bis 1850), Professor der klassischen Literatur und Ästhetik an dem evangelischen Lyzeum zu Preßburg, mußte seine zahlreichen dichterischen und pädagogischen Werke der politischen Zensur wegen zeitlebens meist unter Decknamen (besonders »Christian Öser«) veröffentlichen und hat durch sein Drama »Leben und Taten Emerich Tökölys« einmal die klerikale Hofpartei in große Aufregung versetzt. Schröers Vater, der bekannte Literarhistoriker und Goetheforscher Karl Julius Schröer (1825—1900), war schon mit 24 Jahren Professor der Germanistik an der damals noch deutschen Universität Pest, mußte aber infolge Weigerung, zum Katholizismus überzutreten, seine Stellung aufgeben mit der Weisung, daß er niemals auf eine staatliche Anstellung in Österreich-Ungarn rechnen könne, solange er nicht katholisch würde. Er war dann 1852—61 als Lehrer an der städtischen Oberrealschule in Preßburg tätig, an der auch Protestanten und Juden möglich waren. Von dort wurde er 1861 als Direktor der evangelischen Schulen nach Wien berufen und erhielt später (1867), als die politischen Verhältnisse sich gewandelt hatten, eine Professur an der Technischen Hochschule in Wien, die er bis zu seinem Tode bekleidete. Eine Berufung an die Universität Rostock als Nachfolger von Karl Bartsch (1871) lehnte er ab, weil er sich vom österreichischen Kulturkreis, von seinen Verwandten und Freunden nicht trennen mochte.

Schröers Mutter, Hermine geb. von Kohányi, entstammte väterlicherseits einer ungarischen Familie, aber ihre Mutter war deutscher Herkunft. Sein Großvater mütterlicherseits, Michael von Kohányi, ein Mann von puritanischer Strenge und patriarchalischem Wesen, durchtränkt von deutscher Bildung, hat durch die hochsinnige Verehrung, mit der er seinem Schwiegersohn als deutschem Gelehrten stets begegnete, in seinen Enkelkindern frühzeitig eine Ahnung von der Würde deutscher Wissenschaft und deutscher Kultur erweckt, die für ihr ganzes Leben maßgebend war. Seinem Andenken hat Schröer die zweite Auflage der *Grundzüge und Haupttypen der englischen Literaturgeschichte* gewidmet.

Arnold Schröer, obwohl in Preßburg geboren, verbrachte seine Kindheit und Jugendzeit seit seinem vierten

Lebensjahr zum größten Teil in Wien. Er besuchte zuerst die evangelische Elementarschule daselbst, dann das theresianische und schließlich das akademische Gymnasium. Letztere Anstalt war damals in den Oberklassen in einer Weise verlottert, daß die Jungen trieben, was sie wollten, und der Unterricht teilweise geradezu illusorisch wurde. Es ist aber merkwürdig, daß trotz dieses trostlosen Unterrichts gerade aus Schröers Jahrgang eine Anzahl später bekannt gewordener Gelehrter hervorgegangen sind, darunter außer ihm die Althistoriker Alfred von Domaszewski, Emil Szanto, Wilhelm Kubitschek, der Archäologe Emanuel Lörg, der Tunnelbauer Konrad Pressel.

Im Herbst 1875 bezog Schröer die Universität Wien, wo er zunächst klassische Philologie und Geschichte, dann romanische, deutsche und englische Philologie studierte. Er nahm regen Anteil am studentischen Leben und trat in die Burschenschaft Silesia ein, die besonders unter dem Einfluß Wilhelm Scherers in nationalen Fragen damals die Führung an der Universität übernommen hatte. Nach der deutschen Reichsgründung war der Anschlußgedanke unter der Studentenschaft lebendig geworden, und je mehr er von der Regierung verpönt wurde, desto sehnsüchtiger schaute die Jugend über die schwarzgelben Grenzpfähle hinaus.

Im Wintersemester 1878/79 studierte Schröer in Berlin, im Sommersemester 1879 in Straßburg. Nach Wien zurückgekehrt, promovierte er im Winter 1879/80 mit einer von Schipper angeregten, von ten Brink maßgebend beeinflußten Dissertation *Über die Anfänge des Blankverses in England* (1880) und legte das Staatsexamen in Deutsch und Englisch für Oberklassen ab. Während seiner Studienzeit wurde er in literarhistorischer, ästhetischer und weltanschaulicher Hinsicht außer durch seinen Vater vor allem durch ten Brink beeinflußt; seine Schulung in philologischer Akribie verdankt er in erster Linie Mussafia, Richard Heinzel und Zupitza.

Im Juli 1880 begab er sich über Leipzig, wo er Wülker, Trautmann, Zarncke, Hildebrand kennen lernte, und Berlin auf ein Jahr nach England. Über die Eindrücke dieses ersten englischen Aufenthalts 1880—81 hat uns Schröer auf Grund von Tagebuchbriefen kürzlich (GRM. 1925, 37—51) einen

interessanten, lebendigen Bericht gegeben. Er hielt sich zunächst längere Zeit in London auf, wo er im Britischen Museum sich eingehenderen Studien alt- mittelenglischer Handschriften hingab und sich zur Herausgabe der altenglischen Benediktinerregel entschloß. Aber nach einigen Monaten merkte er zu seiner Enttäuschung, daß er auf diese Weise in der Aneignung der lebenden Sprache wenig Fortschritte machte, und dies war doch auch eine Hauptaufgabe seines Aufenthalts in England. So entschloß er sich, seine Arbeiten im Britischen Museum auf einige Zeit zu unterbrechen und gewissermaßen mit beiden Füßen ins Wasser zu springen: er nahm eine Stelle als Foreign Assistant Master in West Worthing bei Brighton an. Hier fand er zwar in einer Privatschule "for gentlemen's sons only" eine wahre Hölle unbändiger Rangen, aber in Hinsicht auf seinen Zweck, direkte Einblicke ins englische Leben zu tun und natürliche Sprachbeherrschung zu gewinnen, kam er in vollem Maß auf seine Rechnung.

Weihnachten 1880 kehrte er nach London zurück und benutzte die ihm noch verbleibende Zeit vor allem zu persönlicher Fühlungnahme mit führenden englischen Philologen. Zum Teil durch Empfehlungen von Zupitza und Schipper fand er Gelegenheit, Männer wie Furnivall, Sweet, Murray, Richard Morris, A. J. Ellis, Skeat u. a. persönlich näher kennenzulernen. In den oben erwähnten Tagebuchbriefen hat er uns anschauliche und zum Teil amüsante Bilder von den Persönlichkeiten dieser Männer und seinen Erlebnissen mit ihnen entworfen. So war das Englandjahr für ihn außerordentlich fördernd und anregend. Besonderen und für sein ganzes weiteres Leben entscheidenden Wert hatte sein Verkehr mit Henry Sweet, der ihm mit selbstloser, hingebender Freundlichkeit Unterricht in Phonetik erteilte. Die Anregungen, die er hier von Sweet empfing, hat er später seinen Schülern weitergegeben. Seine exakte Kenntnis der phonetischen Eigenart der heutigen englischen Umgangssprache verdankt er wohl in erster Linie diesem Verkehr mit Sweet.

Nach Wien heimgekehrt, wurde er im Herbst 1881 an der städtischen Oberrealschule I zunächst Probekandidat unter Matthias Konrath, und als dieser Ostern 1882 nach Greifswald ging, vertrat er eine zeitlang seine Stelle, die dann Engelbert Nader erhielt. Während seiner Lehrertätigkeit an der Ober-

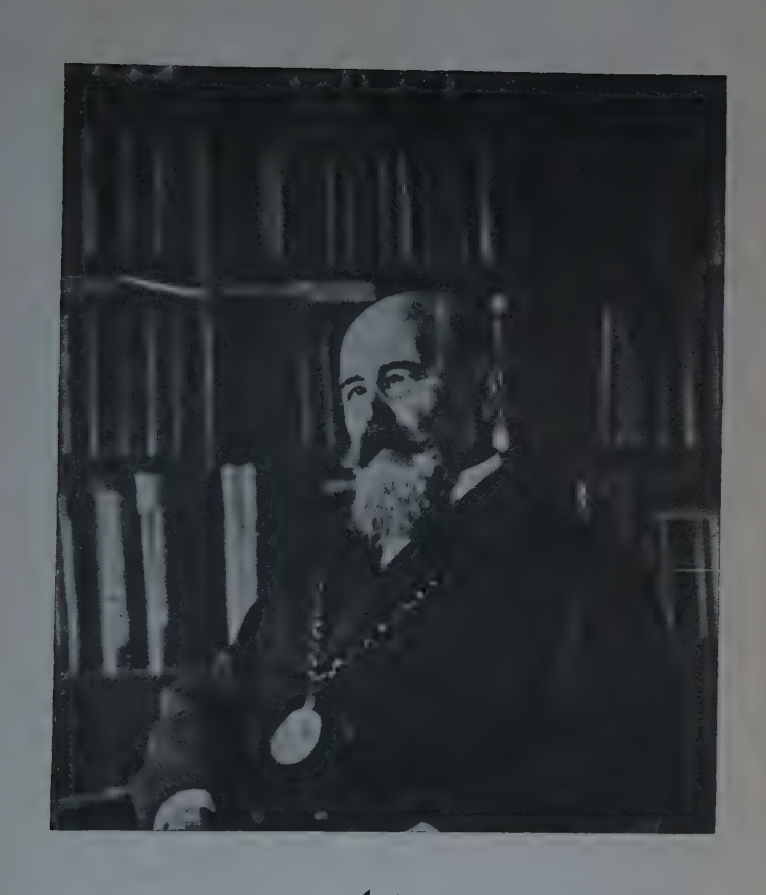
realschule (1881—84) war ihm der Unterricht im Deutschen das Liebste und Wichtigste, und wäre er Schulmann geblieben, so würde er voraussichtlich ganz in der Deutschkunde aufgegangen sein. Aber es drängte ihn, die akademische Laufbahn einzuschlagen, und hier waren seine Aussichten für eine Habilitation in deutscher Philologie, zum Teil aus persönlichen Gründen, nicht gerade günstig. Sein Vater war seit langem mit Pfeiffer, Bartsch, Weinhold und Zarncke näher befreundet; seit Pfeiffers Tode aber herrschte in ganz Österreich die gegnerische Partei Lachmann-Müllenhoff-Scherer auf den Lehrstühlen der Universitäten und entschied auch über Habilitationen in Germanistik. So griff der damals so scharfe Parteigegensatz der beiden germanistischen Lager bestimmend in den Lebensgang des jungen Gelehrten ein und ließ für ihn einen Gedanken, sich für deutsche Philologie zu habilitieren, von Anfang an nicht aufkommen. Anderseits war gerade in den Jahren, wo er studierte (1875—80), die junge Anglistik als neue Wissenschaft auf dem Plan erschienen, und da auch das Englische von früher her für ihn einen großen Reiz hatte, der durch den Aufenthalt in England noch verstärkt wurde, so folgte er dem Rat Adolf Mussafias, eines Duzfreundes seines Vaters, und entschied sich für Anglistik. Aber man versteht es nach dem Gesagten, daß er auch die Anglistik stets vom Standpunkt des Germanisten und nicht von dem des sogenannten „Neuphilologen“ ansah.

Im Jahre 1882 habilitierte sich Schröer an der Universität Wien mit einer Ausgabe von John Bales *Comedy concerning Three Laws,* der eingehende literarhistorische, lexikalische und metrische Untersuchungen beigefügt waren. Doch setzte er daneben seine Lehrtätigkeit an der Oberrealschule fort, bis er 1884 mit 27 Jahren unter mehr als 60 Bewerbern zum ordentlichen Professor an der Wiener Handelsakademie gewählt wurde. Aus der Lehrtätigkeit an der Schule ging seine Schrift über den *Unterricht in der Aussprache des Englischen* hervor (2. Aufl. 1884), und in seiner Abhandlung *Wissenschaft und Schule in ihrem Verhältnis zur praktischen Spracherlernung* (1887) behandelte er die Hauptfragen des neusprachlichen Unterrichts von allgemeineren Gesichtspunkten aus.

Eine neue Epoche in Schröers Lebensgang beginnt Ostern 1886 mit seiner Berufung nach Freiburg i. Br. auf die neu

gegründete außerordentliche Professur für englische Philologie. Obwohl er mit ganzem Herzen an Österreich hing — und heute noch hängt —, zögerte er doch keinen Augenblick, diesen Ruf auf eine reichsdeutsche Universität anzunehmen, um aus den unerfreulichen Verhältnissen in Österreich loszukommen. Fünfzehn Jahre lang (1886—1901) hat er in Freiburg, zunächst als Extraordinarius, dann als Ordinarius eine reiche und fruchtbringende Tätigkeit entfaltet. Und hier beginnt mein eigner Lebenslauf die Pfade Schröers zu kreuzen.

Ich hatte schon frühzeitig von meinem Vater Privatunterricht im Englischen erhalten und hatte später auf dem Bremer Gymnasium beim trefflichen Sattler, einem ausgezeichneten Kenner des englischen Sprachgebrauchs und Verfasser des *Deutsch-Englischen Sachwörterbuchs,* sechs Jahr lang obligatorischen englischen Unterricht genossen. Englisch sprechen lernten wir nicht, aber ich erwarb mir doch eine recht gute *reading knowledge of English* und glaubte auch in der Aussprache einigermaßen fest zu sein. Da kam ich im Herbst 1886 nach Freiburg in Schröers Schule. Ich hatte drei Semester in Jena Naturwissenschaften studiert und erst kürzlich die Schwenkung zur neueren Philologie gemacht, und Schröer war gerade seit einem Semester in Freiburg; so wurde ich einer seiner ersten Schüler. Lebhaft erinnere ich mich noch des Eindrucks, den die Teilnahme an seinen englischen Ausspracheübungen auf mich machte, bei denen Sweets *Elementarbuch des gesprochenen Englisch* zugrunde gelegt wurde. Alle meine mitgebrachten Vorstellungen von englischer Aussprache wurden über den Haufen geworfen; ich lernte die Laute phonetisch analysieren und definieren und wurde mitten in die lebende Londoner Umgangssprache eingeführt, die sich von der Aussprache des literarischen Englisch, wie wir sie auf der Schule gelernt hatten, in vielen Punkten ganz wesentlich unterschied. Das war für mich ein Erlebnis, und ähnlich wie mir ging es wohl andern Kommilitonen, unter denen sich noch ein weiterer Mitarbeiter dieser Festschrift, der Balte Eduard Eckhardt, heute ao. Professor der englischen Philologie in Freiburg, befand. Ich machte mich an die Arbeit, mühte mich auf der Grundlage phonetischer Schulung eine korrekte Aussprache zu erlangen, und sehr bald hatte ich die Elemente bemeistert; und als ich nach drei Jahren, Herbst 1889, zum





erstenmal nach England ging, um vor dem Staatsexamen meine praktische Sprachbeherrschung noch zu vervollkommnen, brauchte ich an meiner Aussprache wenig mehr zu korrigieren und brachte auch schon ziemliche Gewandheit in der Handhabung der Umgangssprache mit. Das verdankte ich zum erheblichen Teil der gründlichen Ausspracheschulung im Schröerschen Seminar.

Drei Jahre lang (1886—89) studierte ich in Freiburg unter Schröer und habe in dieser Zeit die meisten seiner Vorlesungen gehört. Ich nahm an seinen alt- und mittelenglischen Übungen teil, an seinem Kolleg über Grundzüge der Phonetik, und Schröer verdanke ich auch die Anregung zu meiner Dissertation über *Die altenglischen Pflanzennamen*, deren Thema in so erwünschter Weise meinen botanischen Jugendneigungen entgegenkam. Aber den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck hat auf mich wohl doch seine Betonung des Neuenglischen gemacht, und in dieser Richtung lag offenbar auch sein eignes Hauptinteresse.

Schröers Stellung in Freiburg neben älteren Kollegen wie Hermann Paul u. a. war keine leichte. Der Unterschied in Temperament und wissenschaftlichen Leistungen zwischen Paul und ihm war zu groß. Schröer war als 29jähriger auf das neue Extraordinariat berufen worden und hatte außer seiner Dissertation und Habilitationsschrift noch keine größeren wissenschaftlichen Leistungen aufzuweisen; sein nächster germanistischer Fachkollege aber war ein Gelehrter von Weltruf. Zudem war der bewegliche, unruhige, temperamentvolle Wiener zu wesensverschieden von dem ernsten, schweigsamen, weltfremden Norddeutschen, als daß sich ein harmonisches Zusammenarbeiten zwischen ihnen hätte ergeben können. Es dauerte nicht lange, so kam es zum Konflikt. Ein Ministerialerlaß in Sachen der Seminarleitung, der gegen Paul entschied, gab den äußern Anlaß dazu; aber zugrunde lagen außer den genannten Unterschieden des Temperaments in erheblichem Maße auch grundsätzliche Differenzen. Die wissenschaftliche Forschung der Germanisten und Romanisten war seit Jakob Grimm und Diez in erster Linie auf Sprachgeschichte und ältere Literatur gerichtet; Schröer aber, der bis dahin vorzugsweise als Schulmann gewirkt hatte, betonte nachdrücklich die Wichtigkeit der Beschäftigung mit dem Modernen für die

Studierenden der neueren Philologie und richtete seine Vorlesungen dementsprechend ein, zumal es einen englischen Lektor damals in Freiburg noch nicht gab.

Er hatte mit diesem Hinweis auf die Bedeutung der Beherrschung des Modernenglischen für die Studenten ja zweifellos recht. Die Universität ist nicht nur dazu da, Gelehrte, wissenschaftlich geschulte Philologen auszubilden, sondern auch dem Staat brauchbare Lehramtskandidaten zu liefern, und für einen Lehrer der neueren Sprachen ist nicht nur eine tüchtige philologische Vorbildung erforderlich, sondern auch eine gründliche Beherrschung dessen, was er später in der Schule lehren soll. Das ist aber nicht durch einen kurzen Auslandsaufenthalt von einigen Wochen oder auch Monaten zu erlernen, sondern muß schon auf der Universität getrieben werden. Was Schröer von dem neusprachlichen Unterricht auf den Universitäten verlangte, und was er selber leisten wollte, war das gleiche, was die Vorkämpfer der sogenannten Reformbewegung, die in den achtziger Jahren einsetzte, gegenüber der älteren Schule der Romanisten und Anglisten geltend machten und von dem Universitätsunterricht forderten. Heute ist die Berechtigung dieser Forderungen allgemein anerkannt; damals wurde schwer darum gerungen.

Es wäre für seine Stellung an der Universität vielleicht klüger gewesen, wenn Schröer seine Betonung des Modernen zunächst zurückgestellt und erst sich und der Anglistik die wissenschaftliche Anerkennung von seiten des Lehrkörpers errungen hätte. Es war ja alles erst noch zu begründen und zu erkämpfen, und eingewurzelte Vorurteile waren zu überwinden. Ein ehrwürdiges Mitglied der Theologischen Fakultät protestierte in der Wirtschaftsdeputation: »Der neue englische Sprachmeischter, wo wir jetscht habe, will neue englische Bücher! Sell isch zu meiner Zeit nit gwese!« Ein sonst sehr wohlwollender und für Englisch interessierter älterer Ordinarius rief, als er ein Heft der *Englischen Studien* sah, erstaunt und belustigt aus: »Sie haben sogar eine besondere Zeitschrift?!« Es brauchte Zeit, um sich hier durchzusetzen, und dem jungen, kaum dreißigjährigen Extraordinarius fehlte noch die wissenschaftliche Autorität, um sich und seine Wissenschaft gegenüber den altanerkannten Disziplinen rasch und erfolgreich geltend zu machen. Aber dem temperamentvollen Mann wider-

strebte es wohl, mit der Durchführung dessen, was er als eine der wichtigsten Aufgaben des neusprachlichen Unterrichts an der Universität erkannt hatte, zu warten, bis er sich wissenschaftlich volle Anerkennung erobert hatte. Zudem wußte er, daß er gerade auf diesem Gebiet des Modernen etwas Neues und Wertvolles zu bieten hatte. So brach denn der unter diesen Umständen unvermeidliche Konflikt zwischen den Alten und Modernen aus, und Schröer zog sich die dauernde Gegnerschaft gerade des Mannes zu, den er innerlich hoch verehrte. Auch sein Verhältnis zu seinem romanistischen Kollegen Fritz Neumann war von Anfang an ein gespanntes. Und diese Gegensätze innerhalb des Lehrkörpers blieben auch uns Studierenden nicht verborgen, was sicher nicht erfreulich war.

Die Gegnerschaft Pauls und Neumanns hat Schröer in seiner Stellung während der ersten Freiburger Jahre schwer geschadet, und sein Zerwürfnis mit Paul war ihm auch persönlich zeitlebens ein großer Schmerz, wie er mir wiederholt versichert hat. Erst als Neumann 1890 nach Heidelberg und Paul 1893 nach München übergesiedelt waren, besserte sich allmählich seine Lage. Er ging unbeirrt seinen Weg weiter und rang sich nach und nach durch.

Mit Kluge, der 1893 als Nachfolger Pauls nach Freiburg kam, verband ihn bald eine warme Freundschaft, die mit den Jahren nur zunahm und ungetrübt bis zu Kluges Tode dauerte. Sie war für Schröer während der gemeinsamen Freiburger Jahre ein wohltuender Quell der Anregung und Belehrung. Auch mit Elard Hugo Meyer, dem ehemaligen Direktor der Bremer Handelsschule, der seit seiner Zuruhesetzung als Honorarprofessor an der Universität in Freiburg wirkte, war Schröer gut befreundet. In lebhaften Gesprächen auf Spaziergängen pflegte der enthusiastische Bremer Gelehrte dem jüngeren Kollegen die Ergebnisse seiner mythologischen Forschungen vorzutragen, so daß die Freiburger Wälder sich mit Gestalten der germanischen Mythologie und der nordischen Sagas bevölkerten.

Ich selber hatte Schröer seit meinem Weggang von Freiburg 1891 mehrere Jahre lang nicht gesehen; aber als ich 1896 von Tübingen als Extraordinarius nach Heidelberg berufen wurde, trat ich wieder in engere Fühlung zu ihm — jetzt als nächster Fachkollege auf der Nachbaruniversität. Wir

standen in freundnachbarlichem Verhältnis zueinander, solange Schröer in Freiburg war, und sahen uns mindestens einmal im Jahr bei den schönen Zusammenkünften der oberrheinischen Universitäten, die in Baden-Baden jeweils im Juni stattfanden. Das Verhältnis von Lehrer und Schüler wuchs sich im Lauf der Jahre zu einer persönlichen Freundschaft aus, die bis heute durch nichts gestört worden ist.

Inzwischen hatte Schröer eine rege wissenschaftliche Produktion entfaltet. 1885—1888 erschienen seine vortrefflichen Ausgaben der *Angelsächsischen Prosabearbeitungen der Benediktinerregel* und der neuangelsächsischen *Winteney-Version der Regula S. Benedicti,* letztere seinem Lehrer ten Brink gewidmet. Es folgte 1889—1893 die kritische Ausgabe von Percy's *Reliques of Ancient English Poetry,* das wertvolle Ergebnis gewissenhafter philologischer Kleinarbeit. Aus einer Beschäftigung mit Shakespeare entsproß die Abhandlung *Über Titus Andronicus* (1891), worin er an der neuesten englischen und deutschen Shakespeare-Forschung scharfe Kritik übte, in streng philologischer Methode zu den Problemen dieses Dramas aus Shakespeares Frühzeit Stellung nahm und zugleich in die Geheimnisse der Dichterpsychologie einzudringen versuchte. In einem Aufsatz über »Prinzipien der Shakespeare-Kritik« (in der Festschrift für Schipper 1902) kehrte er nochmals zu den prinzipiellen Fragen der Shakespeare-Forschung zurück.

Schon in seiner Studienzeit, als er begann, sich ernstlich in die englische Sprache einzuarbeiten, war Schröer die Wichtigkeit genetischer Wörterbucharbeit zum Bewußtsein gekommen. Wenn ihm ein neues Wort aufstieß, das er bis dahin nicht kannte, so gab er sich nicht mit der jeweilig etwa passenden Übersetzung zufrieden, sondern suchte es seiner Entstehung und weiteren Bedeutungsentwicklung nach zu begreifen und sich klar zu machen. Das waren die ersten Keime seiner späteren lexikographischen Interessen, und wie eine innere Notwendigkeit drängte sich ihm allmählich der Plan der Ausarbeitung eines Wörterbuchs auf, den er schon bei seiner Übersiedlung nach Freiburg ins Auge gefaßt hatte. Nachdem er sich durch die Ausgaben der Benediktinerregel, des John Bale und Percy als gründlich geschulten und gewissenhaften Herausgeber erwiesen und mit der Abhandlung über *Titus Andronicus* einen erfolgreichen Streifzug ins Gebiet der Shakespeare-

Forschung unternommen hatte, machte er sich in den neunziger Jahren an die große Aufgabe der Überarbeitung des alten Griebschen Wörterbuchs. In jahrelanger, unermüdlicher Arbeit hat er dieses Buch, das seinerzeit recht verbreitet, aber allmählich reichlich veraltet war, völlig umgegossen und auf die Höhe der wortgeschichtlichen Forschung gebracht. Das Erscheinen des Grieb-Schröer in den Jahren 1894—1902 war für die englische Lexikographie in Deutschland geradezu ein Ereignis. Es gab zwei große, drei- bis vierbändige deutsch-englische Wörterbücher, Flügel und Muret-Sanders, aber was an mittelgroßen, zweibändigen Wörterbüchern für den Handgebrauch weitester Kreise vorlag, war veraltet und nicht mehr auf der Höhe der Zeit. Diese Lücke füllte der neue, zweibändige Grieb-Schröer, der bei Paul Neff in Stuttgart erschien, in geradezu musterhafter Weise aus. Er brachte die Ergebnisse der neueren sprachwissenschaftlichen Forschung und Methodik in dreierlei Hinsicht zur Geltung: durch eine zuverlässige Aussprachebezeichnung in einfacher, auch dem Laien leicht verständlicher phonetischer Umschrift; durch knappe, aber wissenschaftlich gegründete Angabe der Etymologie; und durch sorgfältige Auswahl und Anordnung der Wortbedeutungen. Dazu kam eine vorbildliche typographische Übersichtlichkeit und ein Druck, der auch dem empfindlichsten Auge groß genug war. Durch die Vereinigung dieser innern und äußern Vorzüge schlug Grieb-Schröer alle Konkurrenten aus dem Felde. Es war das einzige mittelgroße deutsch-englische Wörterbuch, das wissenschaftlich gegründet und dabei zugleich praktisch hervorragend brauchbar war, und es ist auch bisher nicht überholt worden. Obschon in der deutschen Orthographie und in einigen andern Hinsichten naturgemäß rückständig, ist es auch heute noch das beste Wörterbuch für die Hand des Studenten und aller derer, die ein übersichtliches, für alle Zwecke des täglichen Lebens und der literarischen Lektüre ausreichendes Handbuch haben wollen. Um so unerhörter ist es, daß dieses unentbehrliche und wertvolle Buch durch unschöne Machenschaften der Konkurrenz schon seit Jahren vom Markt praktisch so gut wie verschwunden und dem Verfasser die Herausgabe einer Neuauflage unmöglich gemacht ist.

Die Fertigstellung des Wörterbuchs war das Werk der späteren Freiburger Zeit Schröers. Nach der Unerfreulichkeit

der ersten Jahre blieb nun auch die verdiente Anerkennung seiner wissenschaftlichen Arbeit und praktischen Lehrtätigkeit nicht aus. Die Ablehnung eines Rufs nach Würzburg (1898) brachte ihm in Freiburg das lange vorenthaltene Ordinariat. Und als er 1901 an die Handelshochschule Köln berufen wurde, ward ihm von seiten seiner Kollegen wie der Regierung der Abschied von Freiburg so schwer gemacht, daß er sich schließlich nur in Rücksicht auf seine Kinder, denen ein tragisches Eheschicksal die Mutter früh geraubt hatte, mit trauerndem Herzen von dem geliebten Badnerlande losriß.

In Köln, das fortan seine bleibende Wirkungsstätte werden sollte, entwickelte er in seiner Antrittsrede ein schon lange gehegtes Programm des Studiums der Nationalcharaktere. Völkerpsychologische Probleme interessierten ihn seit langem und beschäftigen ihn heute noch. Während seines ersten englischen Aufenthalts war er vor allem von dem religiösen Leben Englands stark ergriffen worden. Aus der Beschäftigung mit diesen Gegenständen und dem Versuch, die Entwicklung der englischen Literatur im Zusammenhang mit dem Nationalcharakter zu erfassen, ging dann seine Tendenzschrift *Grundzüge und Haupttypen der englischen Literaturgeschichte* hervor, worin er in flotter, anregender Darstellung literarhistorische Forschung mit völkerpsychologischen und religionswissenschaftlichen Gesichtspunkten originell vereinigt. Das Werk, das in zwei Bändchen 1906 zuerst erschien, hatte einen starken Erfolg, mußte wiederholt neu aufgelegt werden und hat Tausende von Studierenden und sonstigen Lesern in das Studium der englischen Literaturgeschichte und des englischen Volkscharakters eingeführt.

Noch einmal hat er sich im Lauf der nächsten Jahre als Herausgeber betätigt, indem er zu meiner Englischen Textbibliothek einen Paralleldruck von Shakespeares *Othello* beisteuerte (1909). Im übrigen galt sein Interesse und seine Arbeit während der Kölner Zeit der englischen Sprache der Gegenwart.

Seine amtliche Stellung an der Handelshochschule war beinahe als eine Sinekure zu betrachten; er hatte die Verpflichtung, den englischen Sprachunterricht der Lektoren zu leiten und eine allgemeine öffentliche Vorlesung für das große Publikum zu halten. Aber da ihm für den Sprachunterricht

je zwei geborene Engländer als Lektoren unterstellt waren, konnte er das System der sprachwissenschaftlich geleiteten Lektoren planmäßig ausbauen in einem Umfang, wie dies bis dahin noch an keiner Hochschule möglich gewesen war. Und da er diese Hilfskräfte sowie seinen eignen Tätigkeitsdrang auch der neuphilologischen Lehrerschaft von Köln und Umgebung und den vielen in Köln wohnenden Bonner anglistischen Studenten zur Verfügung stellen wollte, gründete er an der Handelshochschule — aber ohne andere Verbindung mit ihr als durch Personalunion — ein englisches Seminar als Fortbildungs- und Forschungsinstitut, mit einer aus den einlaufenden Honoraren allmählich emporwachsenden Fachbibliothek. Dieses englische Seminar mit seiner Bibliothek ist dann, als 1919 die Handelshochschule in eine Universität umgewandelt wurde, ein willkommener Grundstock für das anglistische Universitätsseminar geworden. Bei den Seminarübungen war eine besondere Neuerung die Anleitung der Zuhörer zur Beobachtung der verschiedenen ausländischen Sprechindividualitäten der Lektoren, wobei die letzteren unter Leitung des Seminardirektors miteinander Gespräche führten oder mit verteilten Rollen lasen, während die Teilnehmer nur zuhörten und von dem Direktor auf bemerkenswerte Punkte hingewiesen wurden.

Die Beschäftigung mit diesen praktischen Sprachkursen gab Schröer einerseits die Anregung zu der *Neuenglischen Elementargrammatik* (1909), anderseits führte jenes dauernde Beobachten, Kontrollieren, Vergleichen der Sprache der Lektoren, unterstützt durch häufige Besuche Englands, zur Ausarbeitung des *Neuenglischen Aussprachewörterbuchs* (1913, 2. Aufl. 1922). Dieses wertvolle Handbuch, das dank dem raschen Fortschreiten des *Oxford Dictionary* unvergleichlich mehr Wortmaterial bringen konnte als jedes bis dahin erschienene zweisprachige Wörterbuch, war zugleich als eine Art vorläufiger Notersatz für den Grieb-Schröer gedacht. Wir wollen aber hoffen, daß das wertvolle, umfangreiche Material, das Schröer im Lauf der Jahre für eine etwaige Neuauflage des Grieb-Schröer zusammengetragen hat, noch zu seinen Lebzeiten den Fachgenossen, Studierenden und dem großen Publikum durch Veröffentlichung in irgendeiner Form zugänglich und nutzbar gemacht werden wird. Es wäre für ihn eine Genug-

tuung, die wir ihm nach der bittern Enttäuschung mit dem ersten großen Wurf wohl wünschen möchten.

Im Jahre 1922/23 war Schröer Rektor der Universität Köln. In seiner Rektoratsrede handelte er *Über die Sprache als Kunst und die Weltmachtstellung der Engländer.* Er verficht hier die These, daß die englische Schriftsprache nicht nur durch die Einfachheit ihres Baus, sondern auch als Trägerin bedeutender künstlerisch-literarischer Leistungen die Begründung der englischen Weltmacht und die Ausbreitung des englischen Volkes wesentlich gefördert habe.

Nach Erreichung der gesetzlichen Altersgrenze wurde Schröer 1926 von seinen amtlichen Verpflichtungen entbunden. Im Sommer 1927 unternahm er zum ersten Mal seit dem Kriege wieder eine Reise nach England und Irland, auf der er alte Freundschaften erneuerte, mit führenden Männern des literarischen Lebens wie Bernard Shaw persönlich bekannt wurde und auch sonst reiche Anregung hatte.

Noch steht der Siebzigjährige in strotzender körperlicher Frische und unverminderter Schaffenskraft vor uns. Ein Starleiden, das ihm zeitweise lästig wurde, ist durch eine Operation fast ganz behoben. Seine Schrift, die früher schon klein war, nimmt neuerdings mikroskopisch kleine Züge an, die oft selbst für gesunde Augen nur mit Vergrößerungsglas zu entziffern sind. Körperlich und geistig scheint er heute noch so leistungsfähig wie als Sechzigjähriger. Möchte ihm diese Spannkraft und Frische auch durch das achte Jahrzehnt erhalten bleiben!

Heidelberg. Johannes Hoops.

EMPHATISCHE BETONUNG ALS QUELLE NEUER WORTFORMEN?

Daß bei emphatischer Betonung im Neuenglischen Vokale über ihr Normalmaß gelängt werden können, ist eine Tatsache, die unmittelbarer Beobachtung zugänglich ist. In einem nachdrücklich gesprochenen *it's too bad* kann der Vokal des letzten Wortes eine Quantität erreichen, die einer gewöhnlichen Länge gleichkommt, ja sie übertrifft. In Fällen wie *what a pity* bleibt bei Emphase zwar die Quantität des Tonvokals unberührt, aber die des auslautenden *y* wird beträchtlich gesteigert (Sweet, HES. 944, NEG. I 300). Ganz entsprechend habe ich aus Kindermund erstaunt fragendes *mixed pickles* mit lang ausgezogenem *l* gehört. Es ist nun der Gedanke aufgetaucht, daß in gewissen Fällen solche emphatische Längen, wenn sie häufig vorkamen, zu selbständigen Wortformen wurden, ja die Normalformen, neben denen sie ursprünglich standen, ganz verdrängt haben. Das wäre an sich ja ganz gut denkbar und verständlich. Doch will mich bedünken, daß die für diesen Vorgang vorgebrachten Belege schweren Zweifeln ausgesetzt sind und vielmehr ganz anders zu erklären sind.

Da ist vor allem *leetle* für *little*. Die entsprechende Lautung wird schon von Gill 1621 und weiterhin von Samuel Johnson 1755 erwähnt; in Texten ist diese Form seit 1835 belegt. Schon Tobler 1901 hat sie in dem oben dargelegten Sinne gedeutet (Archiv 108, 168), ebenso später Horn (Untersuch. z. ne. Lautgesch., 1905, S. 94) und neuerlich Jespersen (Language, 1922, S. 277 und 407) und wieder Horn (Anglica, 1925, I 16). Der Fall scheint auf den ersten Blick so ganz einleuchtend, und doch muß ich ihn bezweifeln. Er hat einiges Auffällige an sich. Kein erwachsener Engländer wird in ernster Rede, um den Begriff 'klein' hervorzuheben, diese Form gebrauchen; manchen ist sie recht fremd-

artig und ungeläufig, oder sie erscheint ihnen als 'Scotch'. Das NED. umschreibt die Bedeutung durch die Worte: 'a jocular imitation of a hesitating or deliberatily emphatic pronunciation of *little*'. Also die Form hat in erster Linie die Färbung des Scherzhaften und nur innerhalb dieser Sphäre kann sie emphatisch gebraucht werden. Gibt das nicht einen Fingerzeig bezüglich des Ursprungs der Form?

Dazu kommt, daß in entsprechend gebauten Wörtern emphatische Längung, wie wir sie heute beobachten können, in ganz anderer Weise auftritt. Kein Engländer würde je *what a peety* sagen; vielmehr wird in zweisilbigen Formen mit kurzem Tonvokal bei nachdrücklicher Betonung die Schlußsilbe gelängt [1]). Zu den bereits angeführten Fällen kann ich einige hinzufügen, die auf einer Grammophonplatte festgelegt sind. In einer Wiedergabe von Tennysons Charge of the Light Brigade durch Lewis Waller auf einer Platte, die den Vermerk Grammophone Concert Record, G.-C. 1351 trägt, wird in *cannon* (wiederholt) das Schluß-*n*, in *honour* und *shattered* das nachtonige *ə*, in *volley'd* das nachtonige *į* gelängt. Es scheint sogar, daß auch nach langem Tonvokal eine derartige Dehnung eintritt oder eintreten kann; jedenfalls ist auf dieser Platte in *noble* deutlich langes *l* zu hören. In einer anderen Wiedergabe dieses Gedichtes durch W. J. Holloway auf der Odeon-Platte A 66020, die im ganzen weniger Emphase aufweist, zeigt sich dieselbe Erscheinung bei den nachtonigen Vokalen, weniger bei *-n*. Nach all dem wäre bei emphatischer Betonung von *little* gelängtes *l*, nicht gelängtes *i* zu erwarten.

Wie ist nun aber *leetle* mit seiner besonderen Färbung zu erklären? Es scheint mir bemerkenswert zu sein, in welchem Zusammenhang Gill diese Form erwähnt. Er spricht zunächst von den Verkleinerungssuffixen *-kin* und *-ling* (ed. Jiriczek 48, 21) und fährt dann fort: 'Diminutio fit nonnunquam sermoni interiectâ particulà *tjni:* vt, *a litl man* breuis staturae vir; *a lïtl tjni man*, pumilio, aut nanus' (eb. 48,25). Also die Steigerung des Begriffes 'klein' findet durch die Einführung von *tiny* statt wie vorher durch Anfügung von Suffixen, und dabei stellt sich ihm die Form *leetle* ein; ich meine, das gibt einen Fingerzeig. *Leetle* gehört ursprünglich derselben Sprechweise an, in der

---

[1]) Frühne. *preety* spiegelt ältere Länge wider.

tiny in erster Linie üblich ist, der Kindersprache. In dieser aber können wir beobachten, daß die Ausdrücke für 'klein' sich kreuzen: *wee* und *tiny* ergeben einerseits *weeny*, andererseits *teeny* und sogar Zusammensetzungen wie *teeny-weeny*. L. Pound, Blends (Angl. Forsch. 42), S. 49, belegt auch *twee*. Und so, meine ich, ist *leetle* durch Kreuzung von *wee* und *little* entstanden, wie ja *wee little* häufig zusammen gebraucht werden. Der Ursprung dieser Neubildungen ist zunächst rein spielerisch — daher die scherzhafte Färbung. Aber sie werden, weil von den normalen Formen abweichend, als nachdrücklich empfunden, und so bekommt auch *leetle* eine emphatische Bedeutung, aber nur innerhalb seiner ursprünglichen Gebrauchsphäre, des Kindlich-Spielerischen.

Einen lehrreichen Beleg für die Färbung dieser Bildungen bot vor einiger Zeit mit entsprechender Zeichnung der 'Punch' (vom 20. Januar 1926, S. 61): Hostess (by way of putting nervous miniature painter at his ease): 'Now do tell me all about your teeny-weeny work.' Der Witz liegt darin, daß die Dame in ihrem Bestreben, den Gast zu beruhigen, einem Erwachsenen, und zwar einem bärtigen Manne gegenüber, Ausdrücke verwendet, die kindlichen Charakter tragen, daß sie zu ihm wie zu einem Kinde spricht.

Also *leetle* steht m. E. auf einer Linie mit *teeny* und *weeny*, und so wenig jemand behaupten wird wollen, daß in *tiny* die Diphthongierung bei emphatischem Gebrauch unterblieben ist, so wenig ist es m. E. richtig, das *ee* in *leetle* auf solchen Gebrauch zurückzuführen.

Schließlich möge nicht unerwähnt bleiben, daß in manchen lebenden Mundarten des Südens und Mittellandes [*ītl*] als normale Form des Wortes belegt ist (vgl. meine Stud. z. engl. Lautgesch. 211). Ich habe sie a. a. O. als Dehnung von me. *ĭ* erklärt und halte dies auch jetzt noch für das Wahrscheinlichste. Andererseits wäre es nicht unmöglich, daß da oder dort, was ursprünglich der Kindersprache angehörte, verallgemeinert wurde. Entscheidung könnte nur ein genauerer Einblick in die Verhältnisse der betreffenden Mundarten bringen.

Ein zweiter hierhergehöriger Fall ist *don't*. Ueber die Entstehung der besonderen Lautung dieser Form: [*dount*] gegenüber [*dū*], hat namentlich Horn gehandelt, zuletzt Anglica I

(Palaestra 147) S. 14 f., wobei er seine frühere Erklärung (Untersuchungen zur neuenglischen Lautgeschichte 95 f.) etwas umbildete. Aus me. *dō not* sei *dŏnot* geworden, daraus, spätestens nach der Mitte des 17. Jahrhunderts, *dŏnt*. Das Bedürfnis, die Verneinung emphatisch zu sprechen, habe zur Längung des *ŏ* geführt: *dǭnt*. "Dem kurzen *ŏ* entsprach in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts als Länge *ǭ*, d. h. der Laut, der aus me. *ǭ* entstanden war." Aus diesem *dǭnt* sei ganz regelmäßig das heutige [*dount*] erwachsen. Auch gegen diese Entwicklungsreihe, die auf den ersten Blick so verlockend erscheint, muß ich Bedenken vorbringen.

Der erste Schritt, die Kürzung der Länge in *dōnot*, kann nicht vor dem 15. Jahrhundert erfolgt sein, denn erst in seiner zweiten Hälfte und gegen sein Ende tritt die Konstruktion mit *do* bei gewissen Autoren in größerem Umfang auf. (Hittmair, Das Zeitwort *do* in Chaucers Prosa, S. 90.) Die Kürzung setzt aber doch bereits auxiliare Verwendung des *do* voraus, und diese äußert sich in häufigem Gebrauch. Die Kürzung kann also unmöglich im 14. Jahrhundert, sondern frühestens in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erfolgt sein. Um diese Zeit war aber me. *ǭ* auf dem größten Teil des Sprachgebietes, wenn nicht überall, bereits [ū] geworden oder stand dem doch sehr nahe, und die Verkürzung konnte nicht mehr *dŏnot*, sondern nur *dunot* ergeben, das sich tatsächlich in vielen lebenden Mundarten widerspiegelt (Horn, Untersuch. 96.) Damit scheitert die Erklärung Horns.

Aber auch wenn dem nicht so wäre, so würden sich gegen eine weitere Annahme von ihm Bedenken ergeben. Die emphatische Längung von *dŏnt* hätte *dǭnt* ergeben, weil dem *ŏ* in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts als Länge *ō* "entsprochen" hätte. Was heißt das? Gewiß, das Zeichen *o* lautete, wenn es eine Länge wiedergab, damals *[ǭ]*, aber was hat das mit den lautlichen Veränderungen des kurzen *o* zu tun? Wenn wir die emphatischen Dehnungen in der lebenden Sprache beobachten, so finden wir, daß dabei die Vokalqualität gewahrt bleibt. In einem zornigen *it's too bad* kann das *a* des letzten Wortes noch so sehr gedehnt werden, es bleibt *[ǣ]*. In einem emphatischen *what a pity* behält das *-y* den Laut des gesenkten *[i]* bei und erhält niemals die Lautung *[ī]* wie in *sea, see.* Und noch deutlicher: das emphatisch gesprochene *God* wird zu *[gɔ̄d]*. Genau so würde

ein gelängtes *dŏnt* zu einem heutigen *[dɔ̄nt]* geführt haben. Vom Ende des 16. Jahrhunderts an wird uns immer wieder bezeugt, daß die qualitativ entsprechende Länge zu *ŏ* der Laut in *law* war. Ob dieses Lautpaar im 17. Jahrhundert *[ɔ̆̄]* oder *[ă̄]* artikuliert wurde, darüber gehen die Meinungen auseinander (vgl. Anglica I, 83 ff.); aber niemand zweifelt, daß diese Kürze und diese Länge qualitativ im Wesentlichen übereinstimmten.

Was übrigens in der angegebenen Zeit Längung von *ŏ* ergab, können wir aus einer Schreibung ersehen, die Wyld, History of Mod. Coll. Engl., S. 253 anführt: Otway schreibt in einem Stück vom Jahre 1681 *Gaud* für *God*.

Wie ist aber nun die Lautung von *don't* zu erklären? Ich meine, wir müssen den schon 1903 von Holthausen ausgesprochenen Gedanken aufgreifen, daß *don't* von *won't* beeinflußt ist (Literaturblatt 1903 Sp. 333). Die Grundlage für letzteres, das schon 1560 auftaucht, ist klärlich me. *wol not*, woraus im 15. Jahrhundert *[woul not]* werden mußte. Kürzung in minder betonter Stellung führte zu *[woulnt]*, einer Form mit einer ganz ungewöhnlichen Konsonantenhäufung, zumal bei gemindertem Ton. Das führte zum Ausfall des *l*, obwohl es sonst vor *n* erhalten bleibt (*swoln*), und so ergab sich *[wount]*, dessen *[ǫu]* wie sonstiges me. früh-ne. *ǫu* (wie in *grow*) sich entwickelte: es wurde *[ǭ]*, das im 19. Jahrhundert wieder Diphthongierung erfuhr.

Daß aber *don't* von *won't* beeinflußt wurde, ist nicht erstaunlich, wenn wir wahrnehmen, wie Auxiliare sonst aufeinander wirken. Me. *couthe, coude* einer- und *wolde, sholde* andererseits haben im Frühneuenglischen bald nach der einen, bald nach der anderen Richtung sich beeinflußt, und heute bieten sie eine Schreibung, die ursprünglich den letzteren zukam, aber eine Lautung, die auf das erstere zurückgeht.

Gegen die Anknüpfung von *don't* an *won't* erhebt Horn den Einwand (Untersuch. 96), daß *[dount, duənt]*, also Formen, die auf me. *ǭ* weisen, auch in Mundarten vorkommen, die für *won't* ganz andere Formen haben, so daß also die Quelle für jene Lautungen eine andere sein muß. Dagegen ist zunächst zu bemerken, daß über Fälle wie *[dount]* gegenüber *[wuunt]* bei Ellis S. 215 im Bezirk 16[4] kein sicheres Urteil abgegeben werden kann, bevor nicht mehr Material geboten wird. Ich habe den Verdacht, daß in diesem *[dount]* eine schriftsprachliche Beeinflussung vorliegt. Nehmen wir diejenigen Mundarten vor,

die in ausführlicheren Darstellungen vorliegen, so stoßen wir auf eine merkwürdige Erscheinung, deren richtige Deutung für die in Rede stehende Frage von Wichtigkeit ist. In Windhill heißt es *duənt* oder *dunət* (Wright 165), gegenüber *wilnt* oder *wiənt* (eb. 164). Die Form *dunət* ist nach dem Obengesagten ohne weiteres verständlich, ebenso *wilnt*; aber die zwei anderen sind zunächst sehr auffällig. Sonst geben *uə* und *iə* in dieser Mundart me. *ǭ* und *ę̄* wieder, während für me. *ǫu* ein *[ou]* gilt. Aufhellung ergibt sich von einer anderen Seite. Me. *mun* + Negation lautet in Windhill *munət* oder *muənt* (eb. 152). Hier kann kein Zweifel bestehen, daß me. früh-ne. *ŭ* zugrunde liegt, es muß also einen Weg geben, der von ihm zu *uə* führt. Nun finden wir in anderen Mundarten Formen wie *wilənt, wadənt* für *will not, would not* (in Lorton, Brilioth 129), also *-ənt* für *-nət*. Dies legt den Gedanken nahe, daß auch in *munət, dunət* in Windhill *-nət* zu *-ənt* werden konnte und so *muənt, duənt* entstand. Dann ist auch *wiənt* verständlich. Die Entwicklung war **wilnət* > **winət* > *wiənt*. Man kann die Erscheinung kurz als Metathese bezeichnen, aber ein wirklicher Umsprung wird kaum erfolgt sein. Ich denke mir den Vorgang so, daß zunächst Formen wie **wadnət* bei raschem Redetempo zu *wadn̥t* mit silbischem *n* wurden. Nun gab es vielfach von ein und demselben Wort eine Presto-Form mit *n̥* und eine Lento-Form mit *-ən* (in den vielen Bildungen auf *-on* usw.). Daher wurde bei Verlangsamung des Tempos auch hier für das silbische *-n* die sonst dafür geltende Folge *-ən* eingesetzt, es trat also sekundär dem *wadn̥t* ein *wadənt* zur Seite. Ganz ähnlich wurde m. E. *munət* zunächst zu **mun̥t* und sekundär zu *muənt*. So erklärt sich auch das Nebeneinander von *kanət* und *kānt* in Windhill und Lorton, von *šalənt* und *šānt* an letzterem Ort: hier ist *a* + *ə* zu *ā* geworden. Durch eine weitere Analogiewirkung erklärt sich auch, daß in anderen Mundarten des westlichen Mittellandes an Stelle dieser Diphthonge die Folge Vokal + *r* auftritt: *konət* oder *kǭʳnd, dōʳnt, dəʳnt*, letzteres im Aussagesatz gegenüber *dunət* im Fragesatz, in Oldham (Schilling 123, 129, 130), ferner *kǭrnd, šārnd, mǭrnd, wərnd, dərnd* und *dǭrnd* gegenüber *kan, šal, mon, wil, dū* in Adlington (Hargreaves S. 195—106).

Die sekundäre analogische Ersetzung des silbischen *-n* durch die Lautfolge *-ən* hat ein Seitenstück in der Gemeinsprache.

In Fällen wie *evil*, *heaven*, *spoken* hält die feierliche Rede an dem ursprünglichen *ə* bzw. *į* in der nachtonigen Silbe fest, während die Umgangssprache zu silbischem *l*, *m*, *n* vorgedrungen ist. Aber ein solches *-əl* usw. wird manchmal für umgangssprachliches *-l* usw. auch dann eingesetzt, wenn kein alter Vokal zugrunde liegt, ja nicht einmal die Schrift einen bietet. So notiert Montgomery in seinen Types of Standard Spoken English, im Type A: *tempəlz* 16/6, 24/152, *grɒmbəlz* 19/24, *simpəl* 20/40, *kindəld* 24/148, *hɒmbəld* 24/159, *pæroksizəmz* 22/120. Die Lautung *-izəm* in Bildungen auf *-ism* habe ich selbst gehört.

Die durch solche Vorgänge herausgebildete Form *duənt* kann noch nach einer anderen Richtung umgebildet worden sein. Früh-ne. *[uə]* wird ja vielfach zu *[oə]* wie z. B. im schriftsprachlichen *floor*, *door*. So kann das Horn so auffällige *doənt* entstanden sein, das sich im Bezirk 19[3] (Ellis 273) findet. Aber auch hier ist das Material so spärlich, daß eine Entscheidung schwer ist.

Damit ist der Einwand Horns gegen die Anknüpfung von *don't* an *won't* widerlegt. Wenn andererseits in manchen Mundarten *ŏ* oder das daraus entwickelte *[a]* erscheint, so erklärt es sich leicht aus früher Verkürzung des früh-ne. *ou*, als es noch auf der Stufe *ǫu* stand, wie in früh-ne. *soder*, das in der Lautung *[sŏdə]* für *solder* weiterlebt, spät-me. *knŏleche*, ne. *[nŏlidž]* usw. (Vgl. meine Hist. Gram. § 433.)

Fassen wir noch die anderen Auxiliare + *not* ins Auge, so wäre bei *can't* die Erklärung durch emphatische Dehnung möglich. In der Lautgebung des 17. Jahrhunderts wäre die Entwicklung *kænət* > *kænt* > *kǣnt* gewesen und aus dem *[ǣ]* das heutige *[ā]* erwachsen. Aber es ergibt sich die Frage, ob nicht auch in der Gemeinsprache *kænət* durch den oben kurz mit Metathese bezeichneten Vorgang zu *kǣənt* und *kǣnt* geworden sein kann. Und eine dritte Möglichkeit ergibt sich: die Verhältnisse bei *don't* legen nahe, an Beeinflussung durch *shan't* zu denken. Me. *shal not* ergab im 15. Jahrhundert *[šaulnət]* und *[šaulnt]*. Wir haben dieselbe Konsonantenhäufung wie bei *[woulnt]* und dieselbe Folge: Ausfall des *l*, also *[šaunt]*, das nach der bekannten zwiespältigen Entwicklung zu heutigen *[šānt]* und *[šǭnt]* führen konnte (vgl. ne. *aunt* und *haunt*). In der Schriftsprache ist die erstere Lautung zur Herrschaft gelangt, und sie kann auf *can't* übertragen sein. Welche von diesen

drei Erklärungsmöglichkeiten zutrifft, ist vorläufig noch nicht zu sagen. Nach den Erfahrungen bei *don't* scheint mir aber die durch emphatische Längung am wenigsten wahrscheinlich. Die Einwirkung von *shan't* wäre in solchen Mundarten erwiesen, welche *[kōnt]* gegenüber *[kan, kæn]* aufweisen.

Auch früh-ne. Formen wie *[īnt]* für *is not* und das einem heutigen **[wōnt]* entsprechende von Lediard 1726 bezeugte *wānt* für *was not* sind m. E. nicht mit emphatischer Dehnung in Zusammenhang zu bringen: hier ist vielmehr die Länge durch Ersatzdehnung für das ausgefallene *s* entstanden, zunächst in den Fällen, wo *isn't*, *wasn't* unter dem Ton standen.

Zum Schluß sei noch eines betont. Mit den voranstehenden Ausführungen will ich keineswegs die Möglichkeit leugnen, daß emphatische Dehnung zu neuen Wortformen und zur Verdrängung der ursprünglichen führte. Aber bevor wir zu dieser sich so leicht darbietenden Erklärung greifen, müssen wir doch untersuchen, ob alle Tatsachen, die uns bei dem betreffenden Wort entgegentreten, und unsere Kenntnis der sonstigen Lautwandlungen mit dieser Erklärung vereinbar sind. Bei den bisher beigebrachten Fällen sind sie es m. E. nicht.

Wien, 17. Juli 1927. K. Luick.

ELLIPSE UND BEDEUTUNGSWANDEL.

Das Bedürfnis, Gedanken und Gefühl nur so weit in Worte zu kleiden, als dem Redenden zweckdienlich und für den Hörenden und sein Verständnis des Gesagten notwendig erscheint, wächst in dem Maße, als bestimmte Worte oder Wortgruppen in gleicher Form und Bedeutung im Gespräche wiederkehren. Bestimmend für die Form des Ausdruckes ist die Situation, die Persönlichkeit des Sprechenden sowie die geistige Aufnahmefähigkeit des Hörenden.

Wiewohl die Ellipse in allen Sprachen vorkommt, so findet sie sich doch da besonders häufig, wo der sprachliche Verkehr bedingt ist durch dieselbe Zweckidee von Amt, Arbeit, Beschäftigung oder Spiel. Im engeren Kreise kann das häufig wiederkehrende und das von den jeweils am Gespräch beteiligten Personen verstandene Wort ausgelassen werden, ohne daß das Verständnis des Gesagten beeinträchtigt würde. Der individuelle Sprachgebrauch dieser Art kann leicht usuell werden. Der sächsische Genitiv zum Beispiel ist in der verkürzten Form *(at the bookseller's)* Gemeingut der Sprache geworden. In Daten *(on the fourth [day] of March)* gilt der elliptische Ausdruck durchweg, der Urkundenstil bewahrt jedoch noch die volle Form. Üblich ist die Ellipse in Jahreszahlen (*eighteen fifteen* = 1815) und nach Zahlbegriffen bei Wert- und Quantitätsangaben: *seven and six* = 7/6; *two dozen [bottles] of Burgundy*. Trifft das praktische Bedürfnis prägnanten Ausdruckes zusammen mit Anspruchslosigkeit in stilistischer Hinsicht, oder mit vollständigem Mangel an ästhetischem Empfinden, so hat die Ellipse einen besonders günstigen Boden. Ihr Complement ist gegeben durch die Örtlichkeit und Umwelt des Sprechenden. Bleiben diese Faktoren unverändert, so kann die jeweilige elliptische Prägung des einzelnen nicht nur um so leichter von anderen

verstanden werden, sondern sie empfiehlt sich auch zur Annahme seitens anderer und zur Weitergabe. '*Eine Fahrkarte dritter*' wird am Bahnschalter ebenso unmißverständlich sein wie ›*eine Rüdesheimer*‹ in einem Weinrestaurant am Rhein. In solchen Fällen handelt es sich um leicht zu ergänzende Auslassungen.

Psychologisches Interesse kann die Ellipse besonders in Ausrufungen, Verwünschungen und Grußformeln gewinnen. In religiöser Scheu wurzelt sie in *damn you* und seinen Ablegern (*dash you, darn you, hang you usw.*). Charakteristischerweise steht Formeln dieser Art gegenüber der feierliche Segenswunsch in der Vollform *God bless you!*. Dem Stimmungsgehalt dieses braucht jedoch keineswegs zu entsprechen die Ellipse in *bless you [bless you, yes (no)]*, die die Trägerin von mancherlei Ironie sein kann. Im Sprechton, in Miene und Geste des Redenden spiegelt sich häufig ihr jeweiliger Sinn wider. Der Ausruf *bless me!* ist heute oft lediglich nichts als ein Ausdruck überraschten Staunens (vgl. hierzu NED. unter *bless* IV). *Save you* für *God save you* war eine elisabethanische Form des Grußes bei Begegnung und Abschied (s. A. Schmidt, Sh.-L. unter save). Wie in vorstehenden Fällen aus religiösen oder euphemistischen Gründen das Subjekt nicht zum Ausdruck kommt, so fehlt das Prädikat auch zuweilen, zum Beispiel in: *well, I never* — für *well, I never saw such a thing* (G. Krüger).

Sehr lehrreich für Entstehung und Verbreitung der Ellipse ist ihr Vorkommen in der Verkehrssprache des Alltags auf den verschiedensten Gebieten. In der Hauptsache ist sie ein Produkt des praktischen Lebens und dient seinen Zwecken im Wechsel der Interessen und Stimmungen bei Spiel und Arbeit. Belege für den elliptischen Ausdruck bieten die verschiedenen Zweige des Sports. Wird auf der Fuchsjagd der Ruf gehört "*found, gone away!*" oder "*they found!*", so kann kein Zweifel darüber sein, daß der Fuchs gefunden wurde, und ebenso unmißverständlich ist in diesem Zusammenhang beim Ende der Jagd "*they killed*"[1]). Auch weit über die Grenzen des Jagdgebietes hinaus darf bei einem so alten, schon seit dem 18. Jahrhundert

[1]) We met at K . . . *found* in the woods there, and *killed* at . . . H. R. Taylor, The old Surrey Fox Hounds p. 66 (Longmans, Green & Co., London).

mit Leidenschaft betriebenen Sport wie der Fuchsjagd Verständnis für elliptische Wendungen der genannten Art in weitesten Kreisen auf der Insel und in den Kolonien vorausgesetzt werden. Im Kricketfeld oder in einem Sportbericht heißt "*they beat*" »sie schlugen, überwanden (die Gegenpartei)«. Die jeweilige Situation bietet ohne weiteres das zu ergänzende Objekt. Aus der Sport- und Kriegssprache ist die Redewendung in den Verkehr überhaupt übergegangen, und *beat* wird deshalb nach dem Verblassen eines bestimmten Objekts in der Bedeutung »besiegen« allgemein gebraucht. Zusammenhang mit dem Sportleben hat auch die vielgebrauchte Redewendung "*it beats me*" im Sinne von »ich kann dagegen nicht aufkommen, ich bin ihm nicht gewachsen». In das Gebiet des Militärwesens führt der Ursprung von *recruit*, das transitiv gebraucht ehedem bedeutete »Verstärkungen, frische Truppen heranziehen«. Auf ein anderes Sprachgebiet ausgedehnt, hat es elliptisch heute den Sinn von »wieder Kraft gewinnen, sich erholen (nach einer Krankheit)« und macht in seiner heutigen Verwendung den Eindruck, als ob ein Begriff wie "*vigour, health*" (s. NED. recruit intr. 7. 9) zu ergänzen wäre. Ein Seitenstück hat obige Ellipse an einem Ausdruck des Alltags, an *pick up* »besser werden, gesunden« im Sinne von *pick up vigour, health* (NED. pick up intr.). In diesem Zusammenhang sei aus der Verkehrssprache auch erwähnt *pick up with* für "*make acquaintance with*" (NED. pick intr.).

Der Seesprache[1]) gehört (ursprünglich) an *strike*, zu dem ein Objekt, wie "*sail, flag, colours*" zu ergänzen ist, je nachdem es gebraucht wird in der Bedeutung von »grüßen« (durch Senken des topsail), oder um nach einem Kampf Unterwerfung anzuzeigen (NED. strike 17). Maritim ist auch der Ausdruck *open on* für *open fire on* (NED. unter open v. 22). *To put to sea* ist offenbar aus *to put ship to sea* entstanden (vgl. G. Krüger).

Der Aufstieg des Arbeiterstandes zu wirtschaftlicher Bedeutung und politischer Macht hat in England wie in Nordamerika in den Kämpfen um Lohn und Unabhängigkeit dem Begriff *to strike work* eine solch weite Gebrauchssphäre verliehen, daß er bald auch in der elliptischen Form (belegt

[1]) The Vengeur . . . being entirely disabled . . . flew desperate, and refused to *strike* though sinking, Carlyle, Essays B. IV S. 210.

1768, NED. 24. intr.) verstanden wurde und als selbständiges Wort in intransitiver Bedeutung in das Deutsche überging. Losgelöst von dem Mutterboden der Entstehung, erlangte der elliptische Ausdruck in dem Zeitwort »*streiken*« volle Selbständigkeit. Eine engere Assoziationssphäre als strike hat in der britischen Verkehrssprache *knock off* aus *k. o. work*; es heißt einfach »aufhören zu arbeiten« (NED. 10 knock off).

Wie für technische Ausdrücke, die in engerem Kreise zunächst gebräuchlich sind, der Boden bereitet werden kann für eine Verbreitung in die Öffentlichkeit, illustriert sehr anschaulich die Ellipse *penal* und *separate* für *p. servitude* [term. 1853 offiziell eingeführt, s. NED. penal c.] und *s. confinement* [bzw. *a period of s. c.;* s. NED. separate C. 5], wie sie Galsworthy's Justice (Act III p. 62, 69, 81) in der Sprache des Gefängnispersonals unter sich bietet. Die Offizialsprache bei Gericht ist jedenfalls auch beteiligt an dem Gebrauch von elliptischem *submit* in der Bedeutung von *submit to consideration* (s. Fußnote [1]). Vielleicht entstammt der Ausdruck *breach of promise* »Bruch des Heiratsversprechens« zunächst der Gerichtssprache; jedenfalls konnte er von hier aus auch ohne die Ergänzung von *marriage* oder *matrimony* leicht Verbreitung finden. Der Ursprung von *commit* für *c. to prison* dürfte derselben Lebenssphäre entstammen (NED. commit I. 1. e und I. 3. b).

In der Sprache des kaufmännischen Verkehrs hat das Bedürfnis der Kürze und der Zeitersparnis mancherlei Ellipsen hervorgebracht. Es sei besonders hingewiesen auf *I beg to* — für *I beg [leave] to* [inform, tell you], auf *your kind of* (the 28th inst.) für *your kind letter* im kommerziellen Briefstil, auf *exchange* für *bill of e.* (s. NED. exchange 5) und *settle* »begleichen, bezahlen«, das auch ohne ein Objekt, wie *bill, account,* in der Verkehrssprache Eingang gefunden hat (NED. settle 35. b). Einen Anflug von Humor hat der elliptische Ausdruck *hang out* für »logieren, wohnen«, wie er in der Umgangssprache und im Slang vorkommt. Er ist belegt bei Ch. Dickens und G. Eliot (NED. hang out 26). Zu ergänzen ist der Begriff *sign-board,* der diese Prägung allgemein verständlich macht.

[1]) I am going ... *to submit* that you would not be justified in finding that he was responsible for his actions at the time. J. Galsworthy, Justice II p. 25, 26. Vgl. auch NED. unter submit 7.

Andere Ellipsen haben ihren Mutterboden in dem Verkehr im Innern des Hauses und der Familie. *She has given notice* wird gesagt von einer Hausangestellten, die den Dienst gekündigt hat. Das Complement *to leave* kann unausgedrückt bleiben. *Propose* ohne die Ergänzung eines Begriffs wie *marriage* oder *matrimony* ist gebräuchlich im Sinne von »einen Heiratsantrag machen«. Wenn euphemistisch von einer Frau gesagt wird: *she is expecting*[1]), so ist das Complement *baby*, *child* oder *little one* hinzugedacht. Gedanken an die Arbeit im Schulzimmer weckt der Ausdruck *Commit* für c. *to memory*.

Angesichts so reichen Keimgutes in einzelnen Lebenskreisen ist es bei dem äußerst vielseitig entwickelten Verkehr in England natürlich, daß die eminent praktische Sprachform der Ellipse aus engem Kreise leicht und rasch in die breite Öffentlichkeit hinausgetragen werden kann. Für die Geschichte der Bedeutung und Verbreitung einzelner Worte hat sie einen nicht geringen Wert. Man braucht deshalb kein Bedenken zu tragen, sie im Prinzip auch für die Bedeutungsentwicklung von weniger durchsichtigen Fällen in Anspruch zu nehmen, in denen fremdsprachlicher Ursprung und Einfluß das Entwicklungsbild getrübt haben. Bei Worten wie: *obtain* »Geltung haben«, oder *detract from* »verringern, beeinträchtigen« scheint die Ellipse, und zwar in mehrfacher Form, bei der Bedeutungsentwicklung mit im Spiel gewesen zu sein.

Ein weites und ertragreiches Beobachtungsfeld für den Bedeutungswandel in der Ellipse bietet der Schwund des Substantivs nach attributivem Substantiv oder Adjektiv. Auch hier wurzelt die Neuerung in dem Bedürfnis der Kürze und Prägnanz des Ausdrucks. Das, was durch Sprachgewöhnung und durch die Situation selbstverständlich ist, braucht durch das determinierende Element der Wortgruppe gedanklich nur berührt zu werden, um bei dem Hörenden die Erinnerung an das zugehörige Substantiv wachzurufen. Das große Verkehrsleben Englands hat das seinige dazu beigetragen, Begriffe wie *the Zoo[logical gardens]*, *the Botanical [gardens]*, *the underground [railway]*, *the Carlton* [Club] in der verkürzten Form einzubürgern. Die wachsende Bedeutung des über-

[1]) Young Roger's wife *was* really — *expecting*, Galsworthy Fors. chap. VI p. 82.

seeischen Verkehrs stellte die elliptischen Formen *the Atlantic, the Pacific* neben die Vollformen *the A. ocean, the P. ocean*, zumal da die Ellipse *the Mediterranean* bereits Vorbilder hatte an lat. Mediterraneum [mare] und franz. la [mer] Méditerranée.

Aus Fällen dieser Art wird klar, wie durch die Ellipse ein Adjektiv die Funktion wechseln und schließlich in ein Substantiv übergehen kann. Dem Englischen sind auf diesem Gebiet ziemlich enge Grenzen gezogen, da, von geringen Resten abgesehen, es die Flexion von Adjektiv und Artikel eingebüßt hat. Die elliptische Verwendung von Adjektiv und Artikel ist wegen der Mehrdeutigkeit der jeweiligen Adjektivform bei weitem nicht in dem Umfang möglich wie in den, was die Flexionen anlangt, konservativeren Sprachen. »Ein helles« für »ein Glas helles Bier« kann im Englischen keine Entsprechung haben, wohl aber ist in der neueren Sprache *a sherry*[1]) für *a glass of sherry* im Alltagsverkehr möglich. Unter dem Einfluß der deutschen Philosophie hat sich die Substantivierung von abstrakten Adjektiven im Singular in den letzten Jahrhunderten zwar belebt (the sublime »das Erhabene«), aber bei konkreten Begriffen bezeichnet seit frühneuenglischer Zeit *the + Adjektiv* die Gattung (the blind im Gegensatz zu the blind ones), während die Bildung neutraler Substantivbegriffe aus Adjektiven vermittelst *thing* in neuerer Zeit rasche Fortschritte macht (*a fine thing* »etwas Schönes«). Angesichts dieser Verhältnisse sind deshalb Formen wie: *the English, the French, the Spanish* nicht als Ellipsen (für *the English people* etc.), sondern als substantivierte Adjektive anzusehen.

Seit Freigabe der Berichterstattung über die Parlamentsverhandlungen erlangte in einem politisch so hoch entwickelten Lande wie Britannien die Presse Ausdehnung und Bedeutung. Das penny postage (seit 1840), das heute auch für die Kolonien und Nordamerika gilt, belebte den Vertrieb von Zeitungen, Wochen- und Monatsschriften im ganzen britischen Weltreich. Der stark gesteigerte Verkehr in Presseerzeugnissen machte Kürzungen im sprachlichen Ausdruck wünschenswert und vorteilhaft. So gewann die Ellipse *periodical* (für *p. paper, review*) den Vorrang vor der Vollform im Sinne des heutigen *magazine, miscellany*

---

[1]) Will you have *a sherry*? J. Galsworthy, W. Monkey chap. X p. 192; *a Steinberg Cabinet*, better than any Johannisberg J. Galsworthy, Fors. Ind. p. 391.

(Beleg 1798 NED. periodical B. sb.). Wie dieses, wurden: *daily*, *weekly*, *monthly* zu reinen Substantiven. Die Pluralformen: *dailies*, *weeklies*[1]) und der Gebrauch von Attributen *[the American Monthly]* zeigen, daß sie als Substantive heute anerkannt sind. In ähnlicher Weise sind durch elliptischen Gebrauch andere Substantive aus Adjektiven hervorgegangen. *Epic* (Beleg 1706 NED.) ist für *epic poem* gebräuchlich geworden. *Epidemic* (Beleg 1799 NED.) aus *e. disease* hat älteres *epidemy*, das besonders »Pest« bedeutete, verdrängt. *A constitutional walk* erscheint in der Verkehrssprache verkürzt als *a constitutional*. *A private soldier* hat sich in der Ellipse *private* durchgesetzt, weil die verkürzte Form für *a common soldier* aus verschiedenen Gründen sich nicht empfahl.

Der in England namentlich als Nachtischgetränk vor dem Kriege viel getrunkene portugiesiche Wein, der von *Oporto* aus Eingang findet, wird im Verkehr meist *port* (neben *portwine*) genannt (Beleg 1691 NED.). In *sherry* aus *sherris-sack* (Sh. Gram.[3] § 199) hat sich eine Erinnerung an die spanische Stadt *Xeres* erhalten, die dem Wein den Namen gegeben hat (Beleg 1614 NED.). Früher bedeutete *canary*, das jetzt nur für Kanarienvogel gilt, auch Wein von den Kanarischen Inseln und kommt in dieser Form und Bedeutung bei Shakespeare vor. *A button hole flower* wird gekürzt zu *a button hole*. Das Kompositum hat überhaupt für die Bedeutungsentfaltung vieler Worte eine weitgreifende Bedeutung.

Im britischen Englisch heißt *corn* im allgemeinen Getreide und kann außer auf Weizen, auch auf Roggen, Hafer, Gerste, Reis usw. angewandt werden (NED. corn II). Im Amerikanischen bedeutet *corn* dagegen »Mais«, der Begriff hat sich verengt, weil er durch Ellipse aus *Indian corn*, der üblichen Bezeichnung für Mais auf amerikanischem Boden, hervorgegangen ist. Die ursprüngliche Bedeutung von *flour* »Mehl« ist »Blume« (seit dem 18. Jahrhundert in der Schreibung differenziert von flower). Darnach darf man annehmen, daß das Wort in dem jetzigen Sinne durch Ellipse aus *flower of meal* (me. bereits flower of mele, *farina*, *simila* 1440; s. NED. flour) entstanden ist. In ähnlicher Weise hat sich vielleicht der Bedeutungswandel von

---

[1]) Erster Beleg des NED. 1858: Clever *weeklies* and less clever *dailies* (unter daily B. sb.), erster Beleg für *monthlies* 1856 (NED. monthly B. sb. 2).

meat (ae. mete »Speise«) zu »Fleisch« vollzogen. Nachdem die Fleischnahrung in England die Nahrung par excellence geworden war und unter *meat* im Zweifelsfalle »Fleisch« verstanden wurde, konnte sprachlich durch Ellipse aus *meat of flesh* leicht *meat* »Fleisch« werden und sich in der neuen Bedeutung einbürgern. Der Vorgang ist verhältnismäßig jungen Datums, denn bei Shakespeare heißt *meat* noch allgemein »menschliche Nahrung«. Vorstehende Fälle der Bedeutungsveränderung, die keineswegs den Anspruch auf Vollständigkeit machen, reichen aus, um darzutun, daß die Ellipse einen wesentlichen Faktor sprachlichen Werdens darstellt. Es würde sich lohnen, das Problem auf breiterer Grundlage zu untersuchen. Die Bedeutungsveränderungen, die sich zunächst unvermerkt in den in Frage stehenden Wortgruppen vollziehen, haben gewöhnlich das Ergebnis, daß das die Kernvorstellung determinierende Glied den Inhalt des mit ihm verbundenen Begriffs in sich aufnimmt. Erfolgt eine sprachliche Loslösung von diesem, so kann es, solange die örtlichen Verhältnisse nicht verschoben werden, in der neuen Bedeutung sich leicht behaupten; der grammatische Charakter des Wortes erfährt insofern eine Veränderung, als das Zeitwort durch Verlust des ehemaligen Objekts intransitiv wird (*strike work* — *strike*) und das frühere Attribut Substantivcharakter annimmt (*a weekly paper* — *a weekly*; *port wine* — *port*).

In Funktion und Inhalt hat das neue Wort ein wesentlich verschiedenes Aussehen gewonnen. Sein veränderter Charakter tritt besonders stark hervor bei Versetzung desselben in eine neue Lebenssphäre. Dies geschieht weniger mit der Erweiterung der ursprünglichen Gebrauchsgrenzen als bei Verpflanzung des Begriffs auf fremden Boden. In der veränderten Umgebung tritt der Begriffsinhalt klarer hervor. Es zeigt sich, daß der Vorgang des Bedeutungswandels bei dem Übergang aus einem Idiom in das andere rein sprachlich jedoch nicht erschöpfend erklärt werden kann. In dem Wortkern sind noch Elemente enthalten, die es aus der früheren Lebenssphäre mitbringt. Hier liegt ein wichtiges Moment der Begriffsentwicklung und des Stimmungsgehaltes des neuen Wortes. Der sprachlich nicht Gebildete in Deutschland hat zum Beispiel keine Kenntnis von der Entstehung des Fremdwortes *streiken*. Trotzdem verbinden sich für ihn mit dem Worte Begriffe von politischer Arbeiterorganisation, von Lohnkämpfen, Gegensatz von Arbeit und Kapital

und ähnlichem mehr. Das Wort heißt nicht einfach »aufhören zu arbeiten«, es haften ihm eine Fülle von Assoziationen an, die die frühere Lebenssphäre erklärt, wenn auch deutsche Verhältnisse verwandter Art die Erinnerung beleben. Das Wort *hold forth* im Sinne von *preach* hat für den nicht Schriftkundigen die Beziehung zu der Bibelstelle Phil. II, 16, der es letztlich entstammt, verloren (NED, 36 hold forth). Es heißt da: among whom ye are seen as lights in the world, *holding forth* the word of life. Der ironische Sinn, den der Ausdruck bisweilen hat, erklärt sich wohl aus der Art der Betätigung der vielen Sektenprediger in England, die durch ihr Auftreten in der Öffentlichkeit nicht selten die Kritik herausfordern. Was für den Wandel der Wortbedeutung das geschwundene Complement und die Kenntnis der realen Verhältnisse der ehemaligen Lebenssphäre zu besagen hat, illustriert zum Beispiel auch die Bedeutungsentfaltung des lateinischen Adjektivs *capitalis* in englisch *capital* im Sinne von »Hauptstadt; Barvermögen; Majuskel« (über weitere Reflexe des lateinischen Grundwortes vgl. NED. unter capital und Th. Aronstein, Engl. Wortkunde, S. 63). Ohne begriffliche Berührung mit Substantiven, die durch das lateinische Attribut determinierbar waren, ohne Ellipsen und Assoziationen der mannigfachsten Art war eine solch vielseitige Entwicklung nicht möglich. Eine Erinnerung an den uralten Seidenhandel mit China birgt das Wort *serge* aus *(seta) serica.* Das Attribut bedeutet »chinesisch« und leitet sich von einer »älteren Hauptstadt Chinas« her (Littmann, Morgenländ. Wörter im Deutschen, 1924, S. 22). China ist wahrscheinlich auch die Heimat des *Pfirsich (peach).* Die Benennung *(malum) persicum* gaben der Frucht die Römer in der Annahme, daß sie aus Persien stamme. Das Wort weist auf die Kulturströmung, die den fernen Osten mit dem Schwarzen Meer und Italien verband (s. Hehn, Kulturpflanzen [8], Berlin 1911, S. 433, und Johs. Hoops, Waldb. und Kulturpfl., 1905).

Aus derselben Quelle, nämlich aus lat. *strata (via)* kamen engl. *street* und deutsch *Straße.* Mit *tile* »Ziegel«, *post* »Pfosten«, *mortar* »Mörtel«, *cellar* »Keller« gehören die Worte in denselben Kulturzusammenhang [1]). Begriffe dieser Art beweisen,

[1]) Zu dieser Begriffsgruppe stellt sich auch deutsch *Kreide* als Malermaterial zum Hausverputz. Es geht zurück auf *(terra) creta* »gereinigte Erde«, ist aber, wie die romanisierte Form (spät ahd. *krîda*) zeigt, nicht unmittelbar von den Römern übernommen.

daß die Germanen des Kontinents und der britischen Insel im Straßen- und Steinhäuserbau mancherlei Neues von den Römern lernten. Mit »Straße« verbindet sich dem Ursprung des Wortes entsprechend die Vorstellung des festen, mit Steinen gebauten Fahrwegs. Wie *street* »Straße« ist auch *terrier* durch Ellipse entstanden. Zugrunde liegt *(chien) terrier.* Wie vorstehende Lehnworte zeigen, spiegeln sich in Kern und Umfang des Begriffs häufig Momente, die nur aus der früheren Lebenssphäre des Wortes stammen können. Sie zu erforschen, ist Aufgabe der Geschichte und Kulturkunde im Verein mit der Sprachgeschichte. Letztere bedarf der Ergänzung und Korrektur durch die ersteren, wie auch die Sprachgeschichte ihrerseits Zusammenhänge kultureller Art zu erweisen vermag aus Zeiten, die der historischen Überlieferung vorausgegangen sind.

Literatur: Hehn, *Kulturpflanzen*[8], Berlin 1911. Joh. Hoops, *Waldbäume und Kulturpflanzen*, Straßburg 1905. G. Krüger, *Die Auslassung oder Ellipse*, Archiv n. Spr. 107 (1901), S. 351—374 und 108 (1902) S. 107—130. E. Littmann, *Morgenländ. Wörter im Deutschen*, 2. Aufl., 1920. E. Mätzner, *Engl. Grammatik*, 3. Aufl., 1882, II S. 29—33. *A New English Dictionary* ed. J. Murray, H. Bradley etc. (Clarendon Press). H. Paul, *Prinzipien der Sprachgeschichte*, 4. Aufl., 1909, § 222 bis § 224. Jan v. Rozwadowski, *Wortbildung und Wortbedeutung*, Heidelberg 1904, C. Winter. J. Galsworthy, *The Forsyte Saga*, 1926, London, W. Heinemann. J. Galsworthy, *The White Monkey*, London 1924, W. Heinemann. J. Galsworthy, *Justice*, London 1911, Duckworth.

Tübingen, Juli 1927. W. Franz.

VON DEN SEMASIOLOGISCHEN EINHEITEN UND IHREN UNTERGRUPPEN.

§ 1. Die folgenden Zeilen [1]) wollen ein Problem erörtern, das gerade heute wiederum im Mittelpunkt sprachphilosophischer Betrachtung zu stehen pflegt, ohne daß indessen hierin ein einigermaßen einheitlicher Standpunkt gewonnen worden wäre. F. de Saussure ist in seinem *Cours de Linguistique Générale* [2]) der Frage nach den sprachlichen Einheiten nachgegangen, aber infolge seiner eigenartigen Auffassung von '*langue*' als einem Formprinzip, das zwischen der amorphen Lautwelt und der amorphen Gedankenwelt liege, und infolge seiner besonderen Betonung der sprachlichen *valeurs* (d. h. der Unterschiede und Beziehungen der Sprachmittel zueinander im weitesten Sinn) löst sich ihm schließlich, vom deskriptiven Standpunkt aus, das sprachliche Flechtwerk in der Seele der Sprachgenossenschaft in Relationen auf, die er in Struktur- und assoziative Beziehungen gruppieren möchte. Auf diese Weise entschwindet ihm mehr und mehr die Zentralfrage nach den sprachlichen Einheiten. Jespersen hat in seiner *Philosophy of Grammar* dieses Problem mehr implizite behandelt; da er seine Einteilung im wesentlichen nach den grammatischen, formellen Kategorien trifft (die er als 'function' bezeichnet) [3]), da er also von den Wortklassen, -formen, Wortgruppen und höheren Verbänden aus jeweils Bedeutungsfragen bespricht, so tritt eine semasiologische Gruppierung an sich nicht klar hervor. Er hat gewiß diese Fragen gestreift bei seinen

---

[1]) Die folgenden Ausführungen bildeten im Kerne den Inhalt eines im Februar d. J. in der *Literarischen Gesellschaft* zu Bern gehaltenen Vortrages.

[2]) Zweite Auflage (Paris, 1922); bes. pp. 141—189.

[3]) Vgl. *Philosophy of Grammar* (1924), p. 50 ff.; zu J.s *function* siehe meine Bemerkungen in *Litteris* II 235 ff. und *E. St.* 61, 311 ff.

Theorien der Rangstufen, des Nexus und bei Betrachtung der Sätze, doch lag seine nächste Zielsetzung nach anderer Richtung. Noreen ist dagegen in seinem großen Werke *Vårt Språk*[1]) gerade diesem Problem sorgfältig nachgegangen; er scheidet vom deskriptiven Standpunkt selbständige und unselbständige Sememe (d. h. Sprachmittel von Seite ihrer Be-Bedeutung). Als selbständiges Semem gilt ihm die Äußerung und der Ausspruch (einfache Äußerung), als unselbständiges Semem die Glosse (das Einzelwort, der Wortteil, Teile von Kompositis, Prä- und Suffixe, Bildungs- und Flexionssilben). Da aber Noreen seine Klassifikation der psychischen Phänomene auf Kants Gliederung (nämlich Wahrnehmung, Fühlen, Wollen) basiert und weiterhin doch wiederum von Formproblemen mit bestimmt wird, so scheint mir sein Versuch, so bedeutsam er ist, doch nicht als voll gelungen bezeichnet werden zu können[2]). Schließlich möchte ich hier noch der diesbezüglichen Ausführungen Junkers[3]) Erwähnung tun. Seine Gruppierung nach Reden und Sätzen enthält keine scharfen Begriffsbestimmungen, seine Erörterungen über die Typik des Satzbaues beruht auf kaum haltbaren Grundlagen — die von Wyplel und E. Otto herrühren — und seine Betrachtung der Worte kommt doch wohl über Allgemeinheiten nicht hinaus. Seine ganze beschreibende Sprachbetrachtung ist überdies getragen von den Ideen der Gestaltstheorie, die, an und für sich fraglich, in dieser Weise nicht auf sprachliche Probleme übertragen werden kann[4]). Eine befriedigende Lösung liegt somit hier nicht vor.

Die Frage nach den sprachlichen semasiologischen Einheiten und ihren Untergruppen bildet nun auch das eigentliche

---

[1]) Vgl. Pollaks Übersetzung *Einführung in die wissenschaftliche Betrachtung der Sprache*; Halle, 1923.

[2]) Immerhin aber ist das Urteil von Paula Matthes in ihrem Buch *Sprachform, Wort- und Bedeutungskategorie und Begriff* (Niemeyer, 1926; p. 45 ff.) nur zum Teil gerechtfertigt; Noreens Problemstellungen stehen an sich weit über ihren eigenen. Siehe meine Besprechung im *Anglia Beiblatt*, Juni 1927.

[3]) In der Festschrift für Streitberg *Die indogermanische und die allgemeine Sprachwissenschaft* (1924; p. 1 ff.).

[4]) Bezüglich der Gestaltstheorie verweise ich auf Martys *Untersuchungen* (1908; p. 109 f., 496) und auf O. Kraus' Ausführungen in der Zeitschrift *Lotos* (Prag, 1921; pp. 233—242).

Kernwerk von Martys *Untersuchungen* (1908), und zwar behandelt der erschienene erste Hauptteil die selbständigen Einheiten, während die noch unveröffentlichte Nachlaßpartie der Betrachtung der sprachlichen Synsemantika (d. h. der semasiologisch unselbständigen Redeglieder) gewidmet ist. Es empfiehlt sich daher wohl, einmal von Martys Gesichtspunkt aus die ganze Frage zu beleuchten. Ich muß im voraus bemerken, daß ich nicht alle Problemteile gleich ausführlich behandeln kann, sondern nur bei den prinzipiellen Punkten und jenen Fragestellungen, die kontrovers oder noch nicht genügend beachtet sind, länger verweilen werde; der mir zur Verfügung stehende Raum drängt überdies zu knapper Fassung[1]).

Die Problemstellung läßt sich nicht ohne wesentliche Voraussetzungen richtig verstehen; ich muß demnach einige Prinzipienfragen voranstellen.

§ 2. **Vom Wesen der Sprache.** — Das Wort Sprache ist vieldeutig und kann im weitesten Sinn für alles verwendet werden, was Zeichen oder Erkenntnisgrund für etwas anderes ist (z. B. wenn man sagt: 'die Natur redet eine deutliche Sprache'). In ähnlichem Sinne kann man auch bei den unabsichtlichen Äußerungen psychischen Lebens, wie beim unwillkürlichen Lachen oder Weinen, beim Schrei der Angst oder des Entsetzens, von Sprache reden, weil derartige Äußerungen Motiv werden können für die Annahme gewisser psychischer Vorgänge in demjenigen, die sie hervorbringt. Desgleichen wird man absichtliche Äußerungen von Lauten, *die bloß Kundgabe psychischer Zustände* sind, wie Ausrufe, die einer Erregungsentladung dienen, als Sprache bezeichnen können. Indessen fehlt all den bisher erwähnten Zeichengebungen ein Moment, das Marty für den Begriffskomplex 'Sprache', wie er ihn vornehmlich in seinen sprachphilosophischen Arbeiten verwendet, als integrierend ansieht: dies ist die Absicht des sich Äußernden ein fremdes Seelenleben zu beeinflussen. Dieses fremde Seelenleben kann wirklich existieren oder bloß als existierend gedacht werden. Was letzteren Fall betrifft, so sei etwa ver-

[1]) Das nächste Heft der *Engl. Studien* wird nach freundlicher Zusage des Herrn Herausgebers ein m. E. sehr wichtiges Stück aus Martys Nachlaßpartie *Von den logisch-nicht-begründeten Synsemantika* zur Veröffentlichung bringen.

wiesen auf den Gebrauch der Sprache in religiösen Kulten oder beim kindlichen Spiel, das naiven Vitalismus in sich begreift; der erstere Fall schließt auch den Standpunkt des Dichters ein, der sich an ein unbestimmtes oder bestimmtes Publikum wendet. Nur genetisch sekundär wird der sprachliche Ausdruck zur Mitteilung an sich selbst dienen; so wenn ich meine Gedanken in der Absicht niederschreibe, um sie mir später wieder ins Gedächtnis zu rufen. Ein derartiger Vorgang setzt bereits die Ausbildung der kommunikativen, d. h. gesellschaftlich bedingten Sprachmittel voraus. Sprache im eigentlichen Sinn ist somit: Absichtliche Kundgabe oder absichtlicher Ausdruck psychischer Vorgänge von Seite des Sprechers, um das fremde Seelenleben des Hörers in bestimmter Weise zu beeinflussen oder zu beherrschen; diese Kundgabe und Beeinflussung erfolgt bei der menschlichen Lautsprache durch Sprachmittel, die nicht durch sich selbst, sondern gewohnheitsmäßig oder traditionell verständlich sind. Die primäre Absicht des Sprechers ist also das Einflußnehmen auf die Psyche des Hörers und, sofern die sprachlichen Mittel diesen Zweck erfüllen, spricht M. von ihrer Bedeutung. Wenn wir zu jemandem sprechen, so wollen wir in diesem Zuhörer zunächst gewisse Vorstellungen, Urteile oder Interessephänomene wachrufen. Damit ist unmittelbar (wenigstens in der Regel — ausgenommen etwa Lüge oder gedankenloses Reden) auch die Kundgabe unserer eigenen psychischen Zustände verbunden, aber *diese Kundgabe* ist nicht das primär Intendierte. Wenn ich zu jemandem sage 'es regnet', so will ich sicherlich nicht in ihm primär ein Urteil darüber wachrufen, daß *ich* glaube, es regnet, sondern ich will in ihm ein Urteil über ein physisches Geschehen erwecken. Und auch dann, wenn ich jemandem von meinen eigenen psychischen Erlebnissen erzähle, ist es meine primäre Absicht, ihn mit gewissen seelischen Zuständen vertraut zu machen, nicht aber ihm zu sagen, daß ich mich gegenwärtig als Freude oder Leid Empfindender beurteile[1]). Man kann also sagen, die

---

[1]) Vgl. *Untersuchungen*, p. 280ff.; im übrigen verweise ich bzgl. der Termini Martys auf meine Schrift *Innere Sprachform* und deren Sachregister. Man könnte für die beiden oben genannten Fälle auch sagen: der Sprecher will im Hörer keine indirekten, sondern direkte Urteile über ein physisches resp. psychisches Geschehen erwecken.

Sprache in dem bisher betrachteten aktuellen Sinn, oder das Sprechen ist eine Tätigkeit, und zwar die unmittelbare absichtliche Kundgabe des eigenen psychischen Lebens mit der primären Absicht, den Hörer zu einer seelischen Beschäftigung mit dem anzuregen, womit ich mich selbst seelisch beschäftige. Die intendierte seelische Beschäftigung des Hörers ist die Bedeutung der betreffenden Rede. Dieser Mitteilungszweck der Sprache wird heute von den meisten als grundlegend angenommen[1]). Fruchtlos scheint mir demnach der Streit, ob die Sprache Ausdrucks- oder Eindrucksleistung sei, da sie eben beides ist und genetisch die Intention der Einflußnahme auf andere das primäre Motiv zur Ausbildung des sprachlichen Ausdrucks abgegeben hat. In dieser Beziehung hat Marty die Mitteilungsfunktion nicht einseitig allein gelten lassen, ihr aber wohl vom Standpunkt der Sprachgenesis und auch vom Standpunkt des Alltagssprechers den Vorrang eingeräumt. Im übrigen hat er *Mitteilung* stets im weitesten Sinne von kommunikativer Rede verstanden, nicht etwa bloß das Konstatieren trockener Tatsachen anderen gegenüber darunter begriffen, sondern hervorgehoben, daß der Mitteilungstrieb nichts Einfaches und Letztes sei, daß die Verständigungsversuche ihrerseits in einer Mehrheit von Motiven wurzeln. Aber der *Kundgabe- oder Ausdrucksfunktion* hat er hierbei nicht ver-

---

[1]) So z. B. Noreen, Jespersen, Saussure, Güntert (*Grundfragen* 1925), Junker, Voßler (*Geist und Kultur in der Sprache 1925*), Jaberg (*Sprache als Äußerung und Sprache als Mitteilung*, Archiv f. n. Spr. 136 [1917] u. *G. R. Mon.* XIV 1 f.) u. a. In Bühlers These von der sprachlichen Kundgabe ~ Auslösung ~ Darstellung (Festschrift für Voßler, *Vom Wesen der Syntax*) mischen sich verschiedene Gesichtspunkte: so ist zunächst der Terminus ‹Sprache› so weit gefaßt, daß schon dadurch eine Schwierigkeit begründet ist, dann vermengt sich genetische und deskriptive Betrachtung; weiter ist der Terminus *Darstellung* verschwommen und betrifft im Kern die Frage der Sachverhalte beim Urteil. Aber auch in den interesseheischenden Äußerungen sind Vorstellungen oder Urteile eingebettet und auch da könnte man von *Darstellung* sprechen. Im übrigen hat Marty lange vor Bühler eine ähnliche Äußerung getan (Vierteljahrsschrift f. wissenschaftl. Philosophie X, p. 74; jetzt Ges. Schr. I./2. Abtlg. p. 31): ‹Der eigentliche Beginn menschlicher Sprache liegt da, wo allgemeine Vorstellungsinhalte zur Bezeichnung gelangen . . .› Was die *Tiersprache* anlangt, die Bühler heranzieht, so vgl. man: Martys *Sprachursprung* p. 147 ff.; dazu *Ges. Schr.* I/2. Abtlg. p. 144 ff., p. 162 ff. (!); *Untersuchungen*, p. 533, 713 (Note) und 718 (!).

gessen; wie hätte er sonst immer wieder hervorheben können, daß bei der Schöpfung und Wahl der Ausdrucksmittel auch ästhetische Motive in Frage kommen, daß ein gut Teil dessen, was wir in hervorragender Weise an der Dichtersprache beobachten können, auch in der Volkssprache sich findet, so namentlich bei der Wahl der inneren Sprachformen, daß beim Bedeutungswandel der Einfluß des Affektes eine gewichtige Rolle spielt u. ä. m.[1])? Das von Bally in *La Langue et la vie* und von anderen[2]) stark hervorgehobene Affektmoment in der Rede hat also auch Marty sehr wohl gesehen und anerkannt. Es wäre demnach an der Zeit, die Meinung zu korrigieren, als handle es sich bei Marty nur um die nüchternen Mitteilungszwecke der Rede, als leugne er das, was er am einzelnen Dichter anerkennt, als allgemeines urbildendes Element bei der Sprachschöpfung[3]).

Bisher haben wir Sprache als aktuelle Rede oder als das Sprechen ins Auge gefaßt. Wohl weiß ich, daß man das Wort Sprache auch anders aufzufassen geneigt ist: nicht als Bezeichnung einer aktuellen Handlung, sondern als ein System, ein Gebilde u. dgl. Diese Auffassung von *Sprache* hat in gewisser Hinsicht einen guten Sinn; denn wenn man die Gesamtheit der Ausdrucksmittel einer Sprache ins Auge faßt, so bilden sie in der Tat zueinander so etwas, wie Teile eines Ganzen, die mannigfache, sich gegenseitig ergänzende Funktionen aufweisen. Nur wird man sich vor der Auffassung hüten müssen, daß dieses Ganze, dieses System mit planvoller Überlegung ausgebildet und, was vielleicht noch wichtiger ist, daß es jeweils aktuell gegeben sei. Bildlich gesprochen ruht dieses System unbewußt in der

---

[1]) Ich verweise ausdrücklich auf die in meiner Schrift *Innere Sprachform* p. 16 (Note), p. 39 gegebenen Belege, weiter auf Martys Buch *Über den Ursprung der Sprache* (1875; p. 69/70), *Ges. Schr.* I/2. Abtlg. p. 218 (Note) und *Untersuchungen* p. 135.

[2]) Z. B. Güntert a. a. O. p. 72 ff.

[3]) Vgl. auch *Innere Sprachform* p. 102. Solche Meinungen werden etwa Marty gegenüber ausgesprochen von Horn (*Festschrift für Brandl* I, p. 2 u. passim) und besonders von Pongs (*Das Bild in der Dichtung;* Marburg 1927, p. 64 ff.). Ich möchte allen, die sich für diese Frage interessieren, besonders die Lektüre von Martys Artikelreihe *Zur genetischen Sprachphilosophie* (Ges. Schr. I/2. Abtlg.) empfehlen; desgleichen seine Lehre vom Bedeutungswandel im Anhang der *Untersuchungen*, p. 543 ff.

Seele der Sprecher und vermag im Falle aktueller Sprechtätigkeit in einzelnen Teilen realisiert zu werden. Sprache in diesem Sinne ist, kurz gesagt, das Produkt aktuellen Sprechens, eine durch Übung erworbene Disposition, die sich bei einer Mehrheit von Individuen als Brauch oder Konvention, bei Generationen als Tradition bezeichnen läßt[1]). Diese beiden Auffasssungen des Wortes *Sprache* als aktuelle Rede des Einzelnen und als potentieller Besitz der Sprachgenossenschaft liegen der bekannten Scheidung de Saussures in *langue* und *parole* zugrunde; sie ist auch von anderen übernommen worden und hat kürzlich eine m. E. nicht unwichtige Kritik von Jespersen erfahren[2]). —

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich schon, daß Sprechen und Sprache nicht etwas ist, was irgendwie außerhalb psychisch begabter Wesen ein Dasein führte. Die Sprache ist kein Ding, kein Wesen, kein 'objektives' Gebilde. Derartige Anschauungen könnten hervorgerufen werden durch die Überlegung, daß die 'Sprache' doch in Schriftzeichen niedergelegt werden könnte; Schriftzeichen repräsentierten die Sprache. Die Antwort scheint mir einfach: Schriftzeichen sind nichts an und für sich Bedeutungsvolles, sondern nur ein Ersatz für das gesprochene Wort, konventionelle Zeichen, die, wenn gewisse Umstände verwirklicht sind, in psychisch begabten Wesen gewisse psychische Tätigkeiten (= die Bedeutung) wachrufen, so wie die Wörter im Wörterbuch. Nicht Schriftzeichen sind das Primäre, sondern das denkende und schreibende Wesen[3]).

---

[1]) Zur Frage der Dispositionen: O. Kraus, *Internat. Zf. f. Individualpsychologie* 1925, p. 257.

[2]) Jespersen, *Mankind, Nation und Individual from a Linguistic Point of view* (Oslo 1925). Bei J. scheint mir besonders die Scheidung von *actual* und *potential linguistic action* (p. 20 ff.) von Wichtigkeit, aber seiner eigenen Gegenüberstellung scheint mir doch wieder die von ihm selbst an Saussure getadelte Neigung der Hypostase durchzuleuchten. J. spricht von *collective language* nicht nur in bezug auf den allgemeinen Wortschatz einer Sprachgenossenschaft, sondern auch im Sinne eines allgemeinen sprachlichen Durchschnitts einer Sprachgenossenschaft, und letzteres ist natürlich wiederum eine begriffliche Konstruktion. Vgl. nun auch: H. Delacroix, *L'Analyse Psychologique de la Fonction Linguistique* (The Zaharoff Lecture, Oxford 1926; p. 1 ff.).

[3]) Ein ähnlicher, freilich recht naiver Trugschluß ist es, wenn man aus Fällen gelungener Entzifferung von Inschriften schließt, der Sinn oder die

Um der 'Sprache' den Charakter eines 'objektiven' Gebildes zu retten, ist auch der Gedanke geäußert worden, daß wir in den Schallwellen doch offenbar ein eigenartig geformtes wirklich Existierendes anerkennen müßten, wodurch z. B. für das 'Wort' eine objektive Struktur postuliert werden könnte, die ähnlich wie das Schriftzeichen Bedeutungsträger sei. Abgesehen davon, daß die Schallwellen nicht das einzige Sprachmedium sind, sondern physische Einwirkungen auf Gesichts- und Tastsinn ebenso fungieren können (vgl. Taubstummensprache, Signale, Gebärden allerlei Art), so sind alle hierbei beteiligten physisch existierenden Faktoren nichts anderes als Instrumente (genau so wie die körperlichen Sprachorgane selbst), deren sich das physisch begabte Wesen bedient, um die Kundgabe seines seelischen Lebens und die Eindrucksleistung auf die Psyche des Hörers in die Wege zu leiten. Die physischen Materialien werden aber erst in dem Augenblick zu Instrumenten, wo ein schöpferisches Handeln, daher *eine darauf gerichtete Absicht* vorliegt. Wenn der Versuch, diese äußeren Reizmittel zu Ursachen der intendierten Bewußtseinszustände eines organischen Wesens zu machen, gelingt (z. B. dem Sprecher gegenüber dem Hörer), dann sind diese Reizmittel sprachliche Symbole im weitesten Sinne für psychische Erlebnisse geworden. Ohne psychische Tätigkeit eines Sprechers und ohne psychische Beeinflussung und Interpretation eines Hörers, welch letztere auf mannigfacher Erfahrung und Analogieschlüssen beruht, die selbst wiederum durch das soziale Leben der Gesellschaft mitbedingt sind (Sitte, Brauch), sind die äußeren materiellen Reizmittel leblose Dinge, denen als solchen nichts von 'objektivem Geiste' innewohnt. Erst das menschliche Begehren und Denken macht sie zu Zeichen und Symbolen für psychische Vorgänge und Erlebnisse. Derartige Gedankengänge sind also nicht geeignet, der Ansicht von

---

Bedeutung läge gewissermaßen objektiv in dem eigenartig geformten Material. Obwohl eine derartige Behauptung von einem Philosophen, G. Ipsen, herrührt, halte ich es für unnötig, bei ihrer Widerlegung zu verweilen. (Vgl. Idg. Jahrbuch 1927/8, p. 8.) Ich verdanke den Einblick in diesen fertiggestellten Teil des Jhs. der Freundlichkeit meines Kollegen Porzig.

einem 'objektiven *Sprach*gebilde' irgendwelche Beweiskraft zu geben[1]).

Zu einer fälschlichen Hypostase der Sprache kann fernerhin auch das Wort *Sprache* als solches verführen, das, grammatisch gesprochen, substantivische Form hat. Weil nun alltäglich gebrauchte Substantiva oft Dinge bezeichnen, so drängt sich die Vorstellung eines Substantiellen auch bei solchen grammatischen Substantiven auf, die diese Funktion gar nicht haben. In der Tat zeigen sich heute wiederum Anzeichen einer hypostasierenden Auffassung von Sprache als überindividuelles, ja auch extramentales, in sich selbst bedeutungsvolles System; diese Neuromantik — im Grunde ein später Abkömmling der alten Ideenlehre und des scholastischen Realismus — findet sich in verschiedener Art bei Cassirer (Neukantianismus), bei W. Porzig (unter Husserls Einfluß)[2]) und einigen Jüngeren[3]). Ich kann hier in keine weiteren Einzel-

---

[1]) Man vgl. noch dazu die Ausführungen über *Symbole* bei Ogden und Richards *The Meaning of Meaning* (London, Kegan Paul, 1927², p. 48 ff.) und Weber im *Journal métaphysique et moral* (Januar 1926).

[2]) Cassirer, *Philosophie der symb. Formen* I. Die Sprache (1923; bes. die Einleitung; W. Porzig, *Aufgabe der idg. Syntax* (Festschrift für Streitberg, 1924; p. 129 ff.).

[3]) In programmatisch-dogmatischer Weise hat kürzlich L. Weißgerber diesen Standpunkt vertreten in seinem Aufsatz '*Die Bedeutungslehre — ein Irrweg der Sprachwissenschaft?*' (G. R. Mon. XV, 161 ff.). Ich hebe aus diesem, nicht immer klar gehaltenen Artikel nur einzelnes heraus: W. will an die Stelle des Terminus 'Funktion' im Sinne von Dienstleistung den Ausdruck 'Bedeutung' setzen und spricht hierbei von *Beziehung*, ohne diesen letzten Terminus irgendwie zu klären. Was wir 'Bedeutung' nennen, nennt er 'Begriff'; was man gewöhnlich als Lautform oder äußere Sprachform (das Lautliche an sich) bezeichnet, nennt er 'Name'. Seine 'innere Sprachform' sind die von einer Sprachgenossenschaft vollzogenen begrifflichen Klassifikationen, also gewisse Bedeutungskomplexe. Wenn er *Marty* nur etwas genauer und vollständiger gelesen hätte, so hätte er ihm gegenüber zweifellos den Vorwurf einer willkürlichen Terminologie unterlassen. Dies um so mehr, als er selbst sich eine eigene und, besonders was den Terminus 'Name' betrifft, völlig eigenwillige Terminologie schafft, der nicht der Vorzug von Eindeutigkeit zukommt. An auffälligsten Mängeln an der Arbeit hebe ich heraus: I. W.s Auffassung von Sprache (Husserl, Cassirer, Porzig). II. Seine Meinung, die Wörter deckten schlechtweg Begriffe; III. damit im Zusammenhang die Ansicht, eine Begriffslehre zu schaffen als Ersatz für die Bedeutungslehre; eine derartige 'Begriffslehre' — ein recht unglücklicher Ausdruck — wäre nur ein kleines Bruchstück der Bedeutungslehre.

heiten eingehen[1]), möchte aber doch glauben, daß man sich m. E. den Boden unter den Füßen abgräbt, wenn man das eigentliche psychologische Zentrum semasiologischer Probleme leugnen will.

§ 3. **Sprechen und Denken.** Noch ein wichtiges Teilproblem möchte ich kurz betrachten, ehe ich zum eigentlichen Thema übergehe, nämlich die Frage des Verhältnisses zwischen Denken und Sprechen. Sind Sprechen und Denken eine in sich geschlossene Einheit, so daß sprachliche und gedankliche Struktur sich decken oder sind sie genetisch naturnotwendig mitsammen verbunden? Die Meinung eines genetischen oder deskriptiven gedanklich-sprachlichen Parallelismus ist von Humboldt, Steinthal, Wundt vertreten worden. Gegen diese Auffassung ist Marty jederzeit aufgetreten; an zahlreichen Stellen seiner Werke hat er das Prius des Gedanklichen vor dem sprachlichen Ausdruck betont, aber auch hervorgehoben, daß im weiteren Fortschreiten der sprachlichen Ausbildung zwischen Denken und Sprechen wechselseitige Beziehungen sich zeigen, die man als eine gegenseitige Unterstützung bezeichnen kann. Primär jedoch ist die Sprache eine menschliche Schöpfung, die durch Mitarbeit vieler absichtlich und planlos, dem jeweiligen Bedürfnisse entsprechend, zustande kam, ohne daß der Einzelne eine Ahnung vom schließlichen Ganzen hatte, eine Schöpfung, die bereits eine gewisse

---

W.s Plan (am Schlusse des Artikels) deckt sich mit einer deskriptiven und historischen Bedeutungslehre der *Namen* (im Sinne Martys) nach bestimmten Kulturgebieten geordnet. Diese Probleme sind längst bekannt oder gefordert, also gar nichts Neues. IV. Schließlich ignoriert der Autor völlig den großen Aufriß von Martys Bedeutungslehre. Diesem gegenüber bleibt er darin befangen, daß er unter Bedeutungslehre bloß *Wort*bedeutungslehre versteht, die nun durch seine *Begriffs*lehre vertreten werden soll. Wäre *dies* nicht gerade ein Irrweg der Sprachwissenschaft und somit das Fragezeichen im Titel des Aufsatzes mit Bezug auf dessen Inhalt gerechtfertigt?

[1]) Zu Husserl vgl. die grundlegenden Ausführungen von O. Kraus, *Franz Brentanos Stellung zur Phänomenologie und Gegenstandstheorie* (Meiner, 1925). Die ganze Frage läuft im wesentlichen darauf hinaus, daß wir uns seelisch mit Realem beschäftigen, das existieren oder nicht existieren kann; wähnt man, daß dasjenige, womit wir uns seelisch beschäftigen, in irgendeiner Weise als Korrelat des Bewußtseins existieren muß, so gelangt man zu jenen Hypostasen, die von Zeit zu Zeit immer wieder in der Philosophie in Erscheinung getreten sind.

psychische Reife zur Vorbedingung hat. Gedanke und Ausdrucksmittel sind auf diese Weise durch Gewohnheit und Tradition zu einer innigen Assoziation gekommen. Aber auch vom deskriptiven Standpunkt läßt sich ein strikter Parallelismus zwischen Denken und Sprechen nicht halten; es entspricht keineswegs jedem Gedanken oder Gedankenelement ein adäquates singuläres Ausdrucksmittel oder Ausdrucksstück. Wohl wird sich die sprachliche Struktur unter Umständen der gedanklichen bald mehr, bald weniger nähern, aber es ist ein Irrtum zu meinen, daß das sprachliche Gewand ein durchaus getreues Abbild der gedanklichen Welt und ihrer Struktur darbietet. Jedes Wörterbuch legt davon Zeugnis ab, daß ein Wort nicht bloß eine, sondern oft eine große Zahl verschiedener Bedeutungen haben kann (Vieldeutigkeit), wie andrerseits ein und derselbe Gedanke verschiedenen sprachlichen Ausdruck finden kann (Synonyma)[1]. Eine ganze Reihe von neueren Sprachforschern stimmt mit dieser Meinung prinzipiell überein[2]. — Gegenteilige Meinungen vom strikten Parallelismus beruhen entweder auf irrigen Ansichten über den Sprachursprung (Humboldt ∾ Wundt), auf einer Verkennung der innigen assoziativen Verknüpfung zwischen Sprachmitteln und Gedanken oder auf aprioristischen Voraussetzungen (so wenn sich frühere philosophische Grammatiker bemühten, die Kantischen Kategorien in der Sprache wiederzufinden). Doch ist derlei auch heute wieder anzutreffen: die Rede von der Sprache als Organ des Geistes, als Objektivierung des Geistigen u. dgl. — wie etwa bei Cassirer — bedeutet im Grunde nichts anderes, als Sprechen und Denken stünden in vollkommenem Gegenspiel zueinander, sie bildeten zusammen eine ureigene Welt für sich. Auch Husserl, obwohl er zum guten Teil auf Marty fußt — soweit sprachliche Dinge in Frage kommen —, huldigt unbewußt dem Parallelismusgedanken, wenn er jedem Redestück, dem keine selbständige Funktion

---

[1]) Vgl. bes. Martys *Über Wert und Methode einer beschreibenden Bedeutungslehre* (1926; p. 32 ff.). Dann die Sachregister von *Innere Sprachform* und *Satz und Wort* unter ‘Sprechen und Denken’. Siehe auch Brandensein, *Über die Annahme einer Parallelität zwischen Sprechen und Denken*, in *G. R. Monatsschr.* XII (p. 321 ff.).

[2]) Z. B. Noreen, Jespersen, Brunot, Bally, Güntert; auch H. Delacroix *Le Language et la Pensée* (Paris 1924; p. 121 ff.).

im Redezusammenhang zukommt, eine *unselbständige Bedeutung* entsprechen läßt[1]). —

Die Ansicht Martys, daß die Sprache gleichsam das Kleid der Gedanken sei und sich mit ihnen nicht adäquat zu decken brauche, darf nun nicht zur Annahme verleiten, als sei es überhaupt gleichgültig, welche Sprache man rede. So stehen die Dinge keineswegs. Verschieden sind bei kulturell differierenden Völkern nach gewissen Seiten die Bereiche der Bedeutungen (der Reichtum an Begriffen und Begriffssynthesen), verschieden das Interesse an den Dingen der Außenwelt und den Geschehnissen, verschieden das Bildhafte der Rede (die Phantasietätigkeit), verschieden die Ausdrucksmittel. Das hängt zusammen mit verschiedenartigen Neigungen, Dispositionen, Erfahrungen, auch mit mannigfachen geschichtlichen Ereignissen[2]). Man darf aber über diesen Differenzen nicht übersehen, daß sich überall, wo es psychisch begabte menschliche Wesen gibt, gemeinsame psychische Grundstrukturen oder Grundphänomene vorfinden (die *Zustände* des Vorstellens, Urteilens, Interessenehmens). Kurz: man darf das Allgemein-Menschliche über solchen Unterschieden nicht negieren. Nur von diesem Gesichtspunkt aus ist die allgemeine Problemstellung nach sprachlich semasiologischen Einheiten möglich und gerechtfertigt.

§ 4. **Allgemeines über die Funktion[3]) der Sprachmittel.** Wie man alle kulturellen Erscheinungen von einem zweifachen Standpunkte aus betrachten kann, nämlich nach ihrem Bestand und Wesen oder nach ihrer Entstehung, ihrem Werden und Vergehen, so lassen auch alle sprachlichen Tatsachen eine solche doppelte Betrachtung zu: Wir können die Sprache und ihre Elemente in ihrem jeweils gegenwärtigen Bestand ins Auge fassen (beschreibende, deskriptive, synchronistische, statische Sprachbetrachtung) oder wir können nach dem Entstehen und Vergehen der sprachlichen Erscheinungen fragen

---

[1]) Vgl. *Logische Untersuchungen*3 II, 1. Teil p. 302 ff. (p. 305) [1922].

[2]) Vgl. Martys *Untersuchungen* p. 31, 60, 125 ff., 158 ff., 166; auch *Über Wert und Methode* p. 50 ff.; meine Schrift *Innere Sprachform* (Abschnitt: Sprache und Volk).

[3]) *Funktion* = Dienstleistung der Sprachmittel nach ihrer Bedeutungsseite im Zusammenhang der Rede.

(genetische, diachronistische, dynamische, im weitesten Sinne historische Sprachbetrachtung)[1]).

Unser im folgenden besprochenes Problem gehört dem Gebiete der deskriptiven Sprachbetrachtung an und fällt in das Bereich der beschreibenden Bedeutungslehre. Wenn, wie früher bemerkt, Sprache ihrem Wesen nach *Ausdrucks- und Beeinflussungsmittel* des psychischen Lebens ist, so muß es naturgemäß den Sprachforscher interessieren, wie denn dieses psychische Leben an sich beschaffen sei; spielt es ja doch im sprachlichen Geschehen die zentrale Rolle. Daß es demnach für die psychische Seite der menschlichen Sprache einer Orientierung an jener Wissenschaft bedarf, die die Tatsachen des Seelenlebens zum Gegenstand hat, sollte nicht bestritten werden. Wenn nun die Psychologie als diese Wissenschaft anzusprechen ist, wenn sie die psychischen Erscheinungen nach ihrem Bestand und Wesen sowohl wie nach ihrer Genesis und nach ihrem Werden zu erforschen hat, so sind in diesem großen Gebiete auch jene seelischen Tätigkeiten eingeschlossen, die bei der sprachlichen Tätigkeit des Menschen aufgeboten werden. Das sprachliche Leben ist seiner seelischen Seite nach kein Eigengebiet, das außerhalb des Rahmens jenes Bereiches fiele, das den Psychologen interessiert, wohl aber gewinnt die Psychologie ihre Erkenntnisse nicht bloß oder primär aus der Sprachbetrachtung (wie Wundt glaubte), sondern aus anderen Betätigungen und sogar besser auf anderem Wege. Es muß also betont werden, daß für die deskriptive Bedeutungslehre die deskriptive Psychologie die Grundlage bilden muß. Die Leugnung des Wertes der Psychologie beruht zumeist auf der Verkennung der Aufgaben deskriptiv-psychologischer Forschung, dann auf der Annahme sprachlich-gedanklichen Parallelismus

[1]) Diese Scheidung, von Marty besonders in *Wert und Methode* (p. 1 ff.) betont und begründet, ist auch jetzt im Durchdringen begriffen: sie findet sich bei Noreen, Jespersen, besonders betont bei Saussure (a. a. O. p. 114ff.). Die von E. Otto in *Zur Grundlegung der Sprachwissenschaft* (1919) gemachte Gruppierung nach Sprech- und Sprachkunde ist keine nach diesen Gesichtspunkten durchgeführte Gliederung. Seine *Sprechkunde* ist genetische Sprachbetrachtung in der Gegenwart und am individuellen Sprecher, seine *Sprachkunde* genetische Sprachbetrachtung in der Vergangenheit (also im engeren Sinne historisch mit Ausblicken auf die Gesamtkultur). Eine unklare Umdeutung hat m. E. diese Klassifikation E. Ottos durch *Junker* (a. a. O. p. 17) erfahren.

(wonach aus der Sprache allein die geistige Welt in ihren Grundstrukturen zu erschließen wäre) oder auf der hypostasierenden Auffassung einer überindividuellen, außerpsychischen Bedeutungswelt. Ein heuristisch sehr interessantes Beispiel bietet m. E. Cassirers antipsychologische Einstellung, die er aber nur programmatisch gibt; denn tatsächlich ist er bei der Erklärung sprachlicher Tatsachen auf Schritt und Tritt gezwungen, psychologische Erläuterungen zu geben, die aber, weil aus der Sprachstruktur erschlossen, fehlgehen müssen und auch tatsächlich fehlschlagen[1]). — So muß das psychische Leben, seine Struktur und seine Elemente an sich erkannt und erforscht werden (und zwar in erster Linie durch innere Beobachtung), ehe man daran gehen kann, es aus den Sprachmitteln zu erschließen. Dies besonders deshalb, weil die Sprachen eben nicht in dem Sinne einen Parallelismus bieten, als ob die Gedankenwelt und ihre Struktur, die psychischen Phänomene und ihre Komplikationen in den sprachlichen Ausdrucksmitteln und ihren Komplexen vollkommen adäquaten Ausdruck fänden. Die äußere sprachliche Form gibt selbstverständlich Anhaltspunkte für ihre Bedeutung, aber man darf nicht die äußere Sprachform blindlings in das Psychische hineinprojizieren. Gewisse psychologische Kenntnisse gehören demnach zur Voraussetzung einer semasiologischen Forschung, und es beruht auf Irrtum zu glauben, daß dies ein der Sprache wesensfremdes Gebiet an sie heranbringen hieße. Es gibt keine doppelten psychischen Wahrheiten, die für das sprachliche und außersprachliche Leben in verschiedener Weise Geltung hätten, es gibt kein doppeltes Sein für Psychisches und Nichtpsychisches[2]).

---

[1]) Vgl. etwa a. a. O. p. 146 ff. das Kapitel über *räumliche Beziehungen und Zeitvorstellungen:* Cassirer sucht darin die Formen Kants aus den verschiedensten Sprachen herauszulesen, wobei er m. E. unhaltbare psychologische Analysen vornimmt; so gelingt es ihm darzutun, daß es Sprachstufen gebe, auf denen Raum- und Zeitvorstellung ineinander übergehen könnten. Ein besseres Beispiel für die Vermischung sprachlicher Form- und Bedeutungsprobleme läßt sich in Nachfolge Wundts kaum ausfindig machen. Junkers Kritik über C.s Sprachstufen ist vollauf berechtigt (vgl. *Streitbergfestschrift* p. 13, Note).

[2]) Zur Frage der *deskriptiven* Psychologie vgl. Brentano, *Psychologie vom empirischen Standpunkt* (ed. O. Kraus, Meiner 1925/6) und die wichtige

Wenn man nun die Funktion der Sprachmittel allgemein ins Auge faßt und von ihnen sagen muß, daß sie zum Ausdruck und zur Erweckung psychischer Phänomene befähigt sind, so lautet die weitere Frage: Welche psychischen Phänomene sind dies denn, und wie lassen sich die Sprachmittel nach dieser ihrer Funktion gruppieren? Diese Frage verlangt also eine Gliederung der Rede, eine Klassifikation der Sprachmittel nach dem Gesichtspunkt ihrer Bedeutung[1]).

In der grammatischen Terminologie trifft man die Bezeichnungen 'Stoff' und 'Form' oder 'stoffliches' und 'formales Element' in dem Sinne, daß damit an der Bedeutung der sprachlichen Ausdrücke verschiedene Elemente unterschieden werden, welche sich zueinander wie Stoff und Form verhalten sollten. So bezeichnet man nicht selten Wörter wie: *Haus, Baum, Sonne* u. dgl. als 'Stoffwörter' oder 'Begriffswörter' gegenüber anderen wie Präpositionen, Konjunktionen, gewissen Pronomina, die 'Formwörter' genannt werden. Oder man hört vom Stamme eines Wortes als vom Stofflichen des Wortes gegenüber der Flexionsendung als von etwas Formalem in bezug auf die Bedeutung reden.

Marty hat nun betont, daß diesen meist recht unklaren Begriffsbestimmungen doch die Ahnung eines zentralen Bedeutungsproblems zugrunde liege: nämlich die Scheidung der Sprachmittel in selbstbedeutende und mitbedeutende oder in Autosemantika und Synsemantika[2]).

Einleitung von O. Kraus. Weiter Marty, *Über Wert und Methode einer beschreibenden Bedeutungslehre* (1926, Anhang sowie p. 25ff.!); weiter Ges. Schr. II/2. Abtlg. p. 146!

[1]) Ich habe im Folgenden vor allem die Alltagssprache im Auge, nicht die Dichtersprache. In dieser zeigen sich die allgemeinen Erscheinungen nach mancher Richtung in potenzierter Weise, dazu kommen noch in besonderem Maße klangliche, rhythmische Assoziationen; auch das affektische Moment tritt beim Dichter im ganzen stärker hervor. Weiter gesellen sich hinzu noch besondere Wirkungen der Phantasietätigkeit. Eine Aussage im Munde des Dichters ist entweder 'ein Urteil auf Kündigung' oder, wie beim Lyriker, oftmals gar keine Behauptung, sondern bloßer Vorstellungsausdruck. Dies nur einige Andeutungen. Vgl. Marty, *Über Annahmen* in Ges. Schr. II/2. Abtlg. und *Untersuchungen* (Register: 'Urteil'; 'fiktive Reden').

[2]) Über die Termini 'Stoff' und 'Form' in der Bedeutung handeln M.s *Untersuchungen* p. 101—204; über die Scheidung in Auto- und Synsemantika p. 205—228 (Allgemeines). Vgl. dazu auch die nachgelassenen

Wenn wir diesen Gedanken in großen Zügen in seiner historischen Abfolge ins Auge fassen, so zeigt es sich, daß er in verschiedenem Umfang und Inhalt bereits seit den Tagen der Antike anzutreffen ist. Aristoteles spricht von *φωναὶ σημαντικαί*, unter denen er *ὄνομα* und *ῥῆμα* versteht — kurz Ausdrücke, die als Subjekt oder Prädikat einer Aussage stehen können (so z. B. auch *λευκὸς* als Prädikatsnomen); ihnen gegenüber die *φωναὶ ἄσημοι* (die Wortsilben, die sogenannten Partikeln). Bei den späteren Aristotelikern werden dann hierfür die Ausdrücke *kategorematisch* und *synkategorematisch* verwendet; alles, was in der Rede als Subjekt oder Prädikat fungieren kann, ist kategorematisch, was dies nicht oder nur in Verbindung mit anderen Redeelementen imstande ist, synkategorematisch. Die alten Grammatiker haben diese Scheidung in ähnlicher Weise übernommen: Appollonius Dyskolos vergleicht die Redeteile hinsichtlich ihrer Funktion mit Selbst- und Mitlautern (zu ersteren rechnet er: Substantiva, Verba, Pronomina, Adverbia; zu letzteren: Präpositionen, Artikel, Konjunktionen). Priscian gebraucht den Vergleich von wichtigen und unwichtigen Schiffsteilen. In der Scholastik findet sich die aristotelische Gliederung wieder (z. B. in der Grammatica speculativa des *Duns Scotus*). In neuerer Zeit hat dann unter direktem Hinweis auf die Antike J. Harris in seinem *Hermes* (London, 1751[1]) diese Gesichtspunkte aufgenommen: er gliedert die Wörter in *words significant by themselves* oder *principals* (nouns, verbs) und *words significant by relation* oder *accessories* (articles, conjunctions etc.); er vergleicht diese Gruppen mit den Quadern einer Brücke und den verbindenden Bogenstücken. In der neueren Philosophie haben sich J. St. Mill und Franz Brentano der Termini 'kategorematisch' und 'synkategorematisch' bedient und Marty als Schüler Brentanos hat zunächst auch noch diese Terminologie gebraucht (Ursprung der Sprache 1875; Über das Verhältnis von Grammatik und Logik 1893)[1]), während er in den

Schriften *Satz und Wort*, *Über Wert und Methode einer beschreibenden Bedeutungslehre* (Register).

[1]) Von Brentano und Marty hat Husserl diese Terminologie übernommen; H. ist aber auf einer älteren Stufe des Problems stehen geblieben, während Marty noch in seinen letzten Schriften der ganzen Frage neue Seiten abzugewinnen unternommen hat.

Untersuchungen die Ausdrücke *auto-* und *synsemantisch* in Anwendung bringt[1]).

§ 5. **Was sind nun diese Auto- und Synsemantika?** Marty hat gegenüber der aristotelischen Klassifikation hervorgehoben, daß diese in bestimmter Hinsicht zu weit und zu eng sei. Die aristotelischen Kategorematika umfassen einmal auch Prädikatsausdrücke, wie z. B. 'geht', 'sitzt', die aber nach Marty nicht selbstbedeutend genannt werden können (selbstbedeutend wären: *er geht, er sitzt* als Urteilsausdruck oder *Gehender, Sitzender* als Vorstellungsausdruck), und weiter gehören zu den selbstbedeutenden Ausdrücken, was die Aristoteliker nicht einbezogen haben, alle jene größeren Sprachkomplexe, die Urteile und Interessephänomene (Befehle, Bitten, Fragen u. a.) zum Ausdruck bringen. Kurz: *Marty* basiert die semasiologischen sprachlichen Einheiten oder Autosemantika auf die psychischen Grundklassen: Vorstellung, Urteil und Gemütstätigkeit (Interessephänomen). Diese Unterscheidung dreier psychischer Grundphänomene oder dreier psychischer Beziehungsweisen hat Fr. Brentano zuerst vorgenommen und das Problem in seiner Schrift '*Zur Klassifikation der psychischen Phänomene*' (1911) eingehend historisch beleuchtet und sachlich begründet[2]). Es ist nicht meine Aufgabe, diese Klassifikation im einzelnen zu erörtern[3]). Ich möchte nur bemerken, daß mir nach meiner eigenen Erfahrung diese Gruppierung für die Semasiologie grundlegend erscheint und viele bisher bestehende Unklarheiten auf grammatischem Gebiet zu klären geeignet ist. Den sprachlichen Ausdruck für diese drei psychischen Grundklassen nennt Marty nun: *Vorstellungssuggestive*, *Aussagen* und *interesseheischende Äußerungen* oder *Emotive*. Zu den Vorstellungssuggestiven zählen als besonders wesentliche Klasse die *Namen* (wie: Haus, Baum, Mensch usw., wobei jedoch zu bemerken

---

[1]) Unters. p. 206; Noreens *selbständige* und *unselbständige Sememe* kommen prinzipiell diesem Gedanken nahe, zeigen aber ganz verschiedenen Umfang.

[2]) Diese Schrift ist eine Neubearbeitung gewisser Teile seiner *Psychologie vom empirischen Standpunkt* (1874) und ist jetzt in der Neuausgabe von O. Kraus (Leipzig 1925/6) bequem zugänglich.

[3]) Das hat Marty in den *Untersuchungen* p. 227 ff. in ausgezeichneter Weise getan.

ist, daß der sprachliche Ausdruck keineswegs nur in der Form eines einfachen Substantivs erscheinen muß: auch 'großes Haus', 'der Garten, in dem blühende Bäume stehen' sind Namen, d. h. Ausdrücke für begriffliche Vorstellungen). Im allgemeinen läßt sich bezüglich der *Vorstellungssuggestive* sagen, daß sie eine begriffliche Vorstellung kundgeben und bedeuten und ein Ding nennen oder bezeichnen. Die *Aussagen* sind die sprachlichen Ausdrücke für Urteile und die *Emotive* solche für Interessephänomene (Wunsch, Bitte, Befehl, Frage). Die beiden letzteren Gruppen werden gewöhnlich Sätze genannt; Marty hat sie unter dem Terminus Rede zusammengefaßt. Die Gruppierung der grammatischen Sätze von diesem Standpunkt aus hat er in *Satz und Wort* (p. 26 ff.) gegeben. Es sei hier noch hervorgehoben, daß das Emotionelle der Sprache sich keineswegs nur in selbständigen Emotiven erschöpft, sondern daß auch Redeelemente und Aussagen emotionelle Färbung haben können; Marty hat dies *Farbe* des Ausdrucks genannt. Diese häufige Erscheinung ändert aber nichts an der grundlegenden Klassifikation[1]). So können wir also zusammenfassend sagen: die semasiologischen sprachlichen Einheiten sind die Ausdrücke für Vorstellungen, Urteile und Interessephänomene; kurz, alle jene, die für sich allein den vollständigen Ausdruck eines für sich mitteilbaren, psychischen Phänomens bilden.

Diesen selbstbedeutenden Sprachmitteln gegenüber stehen jene, die nicht für sich selbst, sondern nur mit anderen zusammen bedeutsam sind, und solche finden sich überall, wo der sprachliche Ausdruck syntaktisch gegliedert ist: die Synsemantika oder mitbedeutenden sprachlichen Ausdrucksmittel. Ohne vorläufig auf die Frage der Gruppierung dieser Mitbedeuter einzugehen, seien nur einige Typen herausgegriffen: z. B. Konjunktionen (*aber*, *oder*, *und*); Präpositionen (*vor*, *nach*, *bei*, *in* usw.); nicht substantivische Adjektiva (*kalt*, *rot*, *hart*); gewisse Verbalformen (*geht*, *sitzt*, sofern nicht Impera-

---

[1]) Vgl. *Untersuchungen:* Vorstellungssuggestive p. 383—479, Aussagen p. 288—362, Emotive p. 363—382; über *Farbe:* p. 180, 552, 557, 649 ff., bes. 760!!! Insbesondere die Scheidung von emotionell gefärbten Urteilen und wirklichen Emotiven scheint mir wichtig; sie tritt bei Grammatikern nie recht hervor (auch nicht bei Bally).

tive; *gehen, ging* usw.); Kasus obliqui (*des Vaters;* nicht der Vokativ, der ein Interessephänomen bedeutet); gewisse Nebensätze *(welcher kommt; daß es regnet, als er mich sah);* auch die grammat. Abstrakta *(Kälte, Röte, Größe, Unmöglichkeit* u. a.); gewisse Wortteile *(fort-gehen, Kirch-turm)*[1]). Wenn man die bisher genannten Synsemantika noch als Rede'teile' bezeichnen kann, so gibt es auch synsemantische Sprachmittel, die man als averbale Synsemantika klassifizieren könnte: die Akzentfaktoren und die Wortstellung, also die Redegliederung im weitesten Sinn des Wortes (z. B. *er kommt; er kommt! er kommt?* a'poor'doctor mit anderem musikalischen Akzent als a'poor doctor (Armenarzt)[2]).

§ 6. **Grenzgebiete der Auto- und Synsemantika.** Zunächst ist da noch die Frage zu erörtern, ob überhaupt eine Auflösung der Reden (der Aussagen, der interesseheischenden Äußerungen [Bitten, Befehle, Wünsche, Fragen]) in selbstbedeutende (autosemantische) Unterbestandteile, z. B. in Namen, möglich ist.

Es ist zum Überdruß hervorgehoben worden, daß wir nur in Sätzen und größeren Komplexen (Noreen nennt sie *Äußerungen,* Junker *Reden)* sprechen. Klar ist — und Marty betont es selbst —, daß wir nicht in bloßen Vorstellungssuggestiven reden; auch, genetisch betrachtet, hat die menschliche Sprache anfangs nicht aus solchen bestanden, sondern wohl aus Emotiven, dann Aussagen von primitiver Form (Wortsätze). Jedoch das Bedürfnis nach einer zweckmäßigen deskriptiven Klassifikation der Sprachmittel hinsichtlich ihrer Funktion führt dazu, auch die relativ selbständigen Redeelemente herauszustellen, und das sind doch gewiß solche Wörter wie die Vorstellungssuggestive *Haus, Baum, Garten* (kurz, die Mehrzahl der grammatischen Substantiva); dann die Personalpronomina, unter Umständen auch substantivische Demonstrativa, sofern sie begriffliche Vorstellungen bedeuten. Gewiß sind diese Pronominalgruppen an und für sich vieldeutig; wenn ich isoliertes 'er' ausspreche, so wird der Hörer damit bestenfalls wissen, daß es sich um eine Person handelt, von der gesprochen werden kann. Aber Vieldeutigkeit ist nicht mit Synsemantie zu verwechseln[3]); diese vieldeutigen Wörter, die aus

---

[1]) *Untersuchungen* p. 205 f., 532 ff.
[2]) Martys *Kasusbuch* p. 61 (Note).
[3]) *Untersuchungen* p. 207!

der Menge ihrer potentiellen Bedeutungen erst im Redezusammenhang aktuellen Sinn erhalten, sind trotzdem autosemantisch. Marty hat aber der Sonderstellung der Vorstellungssuggestive unter den Autosemantika Rechnung getragen, indem er sie theoretische Autosemantika nannte, eben weil unser Sprechen sich nicht bloß in solchen Ausdrücken bewegt, gegenüber den anderen, den Aussagen und Emotiven, die er als praktische Autosemantika bezeichnet hat[1]).

Wenn einer weiter einwerfen würde, daß auch die Reden (im Sinne von Aussagen und Emotiven) an und für sich keine letzten Einheiten seien, so ist auch das im gewissen Sinne zuzugeben. Aber auch eine längere Periode muß keine vollkommen geschlossene gedankliche Einheit sein, auch nicht ein ganzes Romankapitel. Der Redezusammenhang, der gedankliche Konnex, spielt immer eine mehr oder weniger große Rolle für das Verständnis, ebenso die Situation. Es gibt da gewiß graduelle Unterschiede, wie weit etwa der Hörer nach weiterer Aufklärung über das Vorhergehende verlangt; das hängt vom Gehalt der Rede, vom gemeinsamen Wissen der Sprecher ab. Aber wie im psychischen Verlaufe gewisse Zentren gegeben sind, so wird man auch für den sprachlichen Ausdruck dahin übereinkommen müssen, daß jene Sprachmittel, die Aussagen und Emotive bilden, eine zentrale Stellung beanspruchen, eine gedankliche Einheit repräsentieren, die in ihrer Bedeutung begründet ist; ebenso daß auch innerhalb dieser Komplexe Sprachmittel sich finden, die *an und für sich* noch relativ selbständige Mittelpunkte bilden (d. h. Vorstellungssuggestive sind)[2]).

---

[1]) Leugnet jemand vom Standpunkt der Reden aus die Autosemantie der Vorstellungssuggestive, so ist der Schade nicht so groß; nur muß er dann diesen Sprachmitteln unter den Synsemantika ihre besondere Stellung einräumen. Im übrigen ist aber die Ausscheidung der Sätze und Reden auch eine gewisse Abstraktion; ohne diese läßt sich überhaupt in der Wissenschaft kein Überblick gewinnen.

[2]) Vgl. dazu Martys Erörterungen über das sprachliche Verständnis der Vorstellungssuggestive, Aussagen und Emotive in *Untersuchungen* p. 474, 362, 382; weiter Ges. Schr. II/2 p. 162 (Note 1) über ‹Satz›. — Wenn man Perioden etwa bloß von einem einheitlichen Stilprinzip aus bestimmen möchte (wie etwa W. Porzig in *Äschylus* p. 19), so ist das vom Standpunkt des Kunstwerkes möglich. Aber das Anlegen eines formellen Momentes an die semasiologische Gliederung darf gerade deshalb nicht generalisiert werden.

Eine weitere Frage aber drängt sich uns noch auf: wie weit kann man nach der Richtung kleinster Sprachbestandteile noch von Redegliedern sprechen? Zu Redegliedern nach unten hin können auch jene nicht mehr selbstbedeutsam fungierenden Sprachmittel gezählt werden, die wir früher als Beispiele für Synsemantika namhaft machten, ja schließlich auch Wortbestandteile, sofern sie das naive Sprachbewußtsein als besondere Redeglieder empfindet. Dieser letzte Fragepunkt ist von größter Wichtigkeit und bedarf für jeden Einzelfall besonderer Prüfung. Jedenfalls muß sich der Grammatiker hüten, daß er jene lautlichen Bestandteile eines Wortes, die einstmals tatsächlich oder hypothetisch selbständige oder relativ selbständige Redebestandteile waren, die es aber jetzt dem naiven Sprecher nicht mehr sind, als solche auch für den gegenwärtigen Sprachzustand behandle. *Deskriptive* und *genetische* Betrachtung müssen gerade da strenge geschieden werden.

Im allgemeinen wird man bezüglich der Wortbestandteile sagen können: Vom naiven Sprecher werden als Redeglieder jene empfunden, a) die mit den in der betreffenden Sprache selbständig bestehenden Wörtern, aus denen sie hervorgegangen sind, noch als verwandt empfunden werden: z. B. *vor*setzen, *durch*schneiden, aber nicht *zer*schneiden; b) solche, die vom naiven Sprecher (nicht vom Grammatiker), wenn auch historisch unberechtigt, als mit einer gewissen relativ selbständigen Funktion begabt aufgefaßt werden und unter Umständen als selbständige Wörter gebraucht werden. Ich möchte diese Erscheinung *sekundäre Synsemantie* nennen. Gerade bei diesem Punkte wird sich die soziale Sprachbetrachtung besonders empfehlen (z. B. *the isms* u. ä.).

Als irrtümlich nach dieser Richtung bezeichnet es Marty z. B., wenn der Grammatiker ernstlich, nicht bloß zum Zweck einer Arbeitshypothese oder einer formellen Stoffgruppierung, meint, Flexionsendungen hätten an und für sich synsemantische Funktion (z. B. am *-o;* hom-*inis*). Hier betont er, daß nur *das ganze Wort* — sei es auto- oder synsemantisch — eine gewisse Funktion ausübe. Fehler nach dieser Richtung scheinen mir bei dem jetzt im Flusse befindlichen Problem-Komplex über *Sprachkörper und Sprachfunktion* gemacht worden zu sein,

wenn einzelne, z. B. vokalische Endungen, als Funktionsträger angesprochen werden. Auch nicht jede beliebige Silbe oder jeder willkürlich herausgegriffene Lauthaufe eines Wortes kann in diesem Sinne als synsemantisch oder mitbedeutend bezeichnet werden [1]).

Doch möchte ich diese Frage hier nicht weiter verfolgen, sondern mich zum Schlusse noch dem Problem der Funktion und Gruppierung der Synsemantika zuwenden.

§ 7. **Von der Funktion und Gruppierung der Synsemantika** [2]). Bereits früher wurde ganz allgemein bezüglich der Funktion der mitbedeutenden Sprachmittel gesagt, sie bedeuten nicht für sich selbst, sondern nur mit anderen Sprachmitteln zusammen. Sie helfen z. B. ein Vorstellungssuggestiv bilden [*grüner* Baum, *Zieh*brunnen, *das* Haus *im Garten*] oder eine Aussage [*da geht der* Vater] oder ein Emotiv [bring *mir den Hut*]; kurz, sie erscheinen, um den alten Vergleich der antiken Grammatiker zu übernehmen, als Mitlauter in bezug auf die Bedeutungsfunktion. Der Gedanke, den ein synsemantisches Sprachmittel allein für sich erweckt (z. B. *über*, *daß*, *mehr*, *sehr*, *groß*, *rasch*, *sitzt*, *liegt*; *als es Nacht wurde* usw.), ist nur ein vorläufiger, nach Martys Ausdruck ein Stück konstruktiver innerer Sprachform, also eine Erwartung oder eine Begleitvorstellung, die je nach dem Charakter des betreffenden mitbedeutenden Sprachmittels mit dem fertigen Verständnis der folgenden Rede mehr oder weniger verwandt sein kann, aber immer nur eine Art Vorbereitung ist. Gewohnheitsmäßig werden wir in manchen Fällen beim Hören solcher Redesplitter mehr antizipieren als eigentlich erwartet werden dürfte, wenn wir die Natur dieser Sprachpartikeln als solche ins Auge fassen; das hängt dann vom Vorhergehenden und vom Zusammenhang oder der Situation ab.

Aber aus diesen Andeutungen ergibt sich schon:

I. Es ist irrtümlich, zu meinen, daß jedes Wort eine selbständige semantische Einheit im Sinne eines Autosemantikons wäre, daß es also zum mindesten eine begriffliche Vorstellung

---

[1]) Zum ganzen Fragenkomplex: *Untersuchungen* p. 208 ff. I und *Satz und Wort* p. 89; ferner *Luickfestschrift* p. 116 ff.

[2]) Vgl. hierzu: *Untersuchungen* p. 532: *Satz und Wort* (Register: Synsemantika). Die Belegstellen auch: *Innere Sprachform* p. 22. Note, 47 ff.

bedeute. Ganz ähnlich, wie die Phonetik uns lehrt, daß Wort und phonetische Gliederung sich nicht decken, so gibt es auch nach der Bedeutungsseite der Sprache ein Sichdurchkreuzen von semantischen Einheiten und Redeteilen.

Gegenteilige Meinungen beruhen auf der vorgefaßten Meinung eines gedanklich-sprachlichen Parallelismus. So z. B. wenn Wundt meinte: dem Substantiv entspreche ein Substantivbegriff, dem Adjektiv ein Adjektivbegriff oder Eigenschaftsbegriff, dem Verb ein Zustands- oder Tätigkeitsbegriff usw. Wenn auch nicht immer soweit gegangen wird, so gibt es doch auch noch andere Irrtümer nach dieser Richtung; so wenn man sagt, alle Wörter haben in *dem* Sinne eine Funktion, daß sie auf Sachen weisen, oder wenn man aus den Wortarten adäquate Sachverhalte konstruiert[1]). Ein derartiges Vorgehen geht ganz in den Bahnen Wundts und heißt an die Sprache einen ihr wesensfremden Maßstab anlegen, indem man aus ihr eine falsche Psychologie erzwingt.

II. Unrichtig ist aber auch, wenn z. B. Husserl glaubt, jedem mitbedeutenden Sprachmittel oder Sprachzeichen entspräche so etwas wie ein adäquates unselbständiges Gedankenstück. Natürlich kann man mit einem solchen Parallelismus künstlich alles Mögliche erzwingen, eine eigene Nomenklatur schaffen; man kann von solchem Standpunkt aus von den grammatischen Abstrakta sagen, daß hier kategoriale Formen zu Gegenständen gemacht seien, weil sie äußerlich Substantivform haben u. a. m. — Und wenn man schließlich noch jene synsemantischen Sprachmittel heranzieht, die ich *averbal* genannt habe (Wortstellung, Akzentfaktoren), so kommt man mit jener Annahme sicherlich in noch größere Schwierigkeiten.

Damit aber soll nun nicht gesagt sein, daß es nicht mitbedeutende Sprachmittel gibt, denen so etwas wie ein unselbständiges Gedankenglied entspräche; andererseits aber gibt es wiederum solche Synsemantika, bei denen dies nur scheinbar der Fall ist, wo eine richtige gedankliche Analyse zeigt, daß

---

[1]) Z. B. E. Otto, *Zur Grundlegung der Sprachwissenschaft* p. 84 u. ö. (dies dann von Junker übernommen). Gegen derartige Irrtümer erheben sich in neuester Zeit auch in der engl. Philosophie wiederum Stimmen (vgl. das in Einzelheiten interessante, schon oben zitierte Buch von Ogden and Richards, *The Meaning of Meaning*, p. 10 ff. u. ö.).

Sprachstruktur und Gedankenstruktur nicht adäquat sind. Dies führt uns zur Frage der Klassifikation der Synsemantika[1]).

Marty hat zwei Hauptgruppen von Mitbedeutern unterschieden:

A. Solche Synsemantika, bei denen die syntaktisch gegliederte Rede einer ähnlichen oder analogen Zusammensetzung im Gedanklichen oder überhaupt in der Bedeutung entspricht, wo also m. a. W. die sprachliche Fügung auf einer entsprechenden oder ähnlichen Dekomposition des Gedankens, kurz auf der Natur der Bedeutung beruht. Weil nun für das Gedankliche auch das Wort *logisch* gebraucht wird, ohne hierbei an den strengeren Sinn von Logik zu denken, so nennt er diese Gruppe mitbedeutender Sprachmittel: logisch begründete Synsemantika. Bei ihnen könnte man sagen, sie entsprechen einem gewissen gedanklichen Element auf Seite der Bedeutung des betreffenden Ausdrucks oder sie seien unselbständige semantische Einheiten im engsten Sinne. Ich will, um das Wort *logisch* zu vermeiden, für M.'s Terminus lieber gedanklich begründete Synsemantika sagen[2]).

Die Gruppierung dieser gedanklich begründeten Synsemantika erfolgt nun nach den psychischen Grundphänomenen, deren sprachlichen Ausdruck sie mit bilden helfen. Wir haben demnach zu scheiden gedanklich begründete Synsemantika beim Vorstellungsausdruck, beim Urteilsausdruck und beim Ausdruck für Interessephänomene oder m. a. W. bei den Vorstellungssuggestiven, Aussagen und Emotiven. Marty hat in der noch unveröffentlichten Fortsetzung des I. Bandes der Untersuchungen eine deskriptiv-psychologische Analyse der genannten Grundphänomene unternommen und dabei die Anlässe zur sprachlichen Verwendung solcher Synsemantika ins Auge gefaßt. Ich hebe einige typische Fälle heraus.

Zunächst aus dem Gebiete der Vorstellungswelt. Wir gewinnen unsere vorwissenschaftlichen und wissenschaftlichen Begriffe aus Anschauungen durch Abstraktion (z. B. Rotes, Warmes, Klingendes) oder aus der

---

[1]) Die sogenannten *averbalen* Synsemantika möchte ich an dieser Stelle noch nicht eingehender berücksichtigen.

[2]) Vgl. zur Klärung des Ausdrucks *logisch*: *Über Wert und Methode einer beschreibenden Bedeutungslehre* p. 25ff.

Synthese solcher einfacher, aus Abstraktion gewonnener Begriffe (z. B. Gelbes ~ Glänzendes ~ Klingendes: *Gold*); man spricht auch kurz von einfachen und zusammengesetzten Begriffen. Die meisten unserer alltäglichen begrifflichen Vorstellungen sind solche Begriffssynthesen und der sprachliche Ausdruck hiefür kann nun mannigfach variieren: entweder ein einfaches Vorstellungssuggestiv (wie die Substantiva: Gold, Haus, Baum, Mensch; alle ihrer Bedeutung nach bereits mehr oder weniger komplizierte Begriffssynthesen) oder aber der sprachliche Ausdruck ist syntaktisch gegliedert, weil wir nicht für jede einzelne Begriffssynthese einheitliche neue Sprachzeichen schaffen, sondern für gewisse Züge, die spezifisch gleich sind und an sonst verschieden gearteten Ganzen wiederkehren, jeweils gleiche Bezeichnungen verwenden, die mit anderen zusammen dieses neue Ganze bedeuten sollen. Wird nun eine solche Begriffssynthese durch eine sprachliche Fügung ausgedrückt, so ist das hierbei verwendete synsemantische Sprachmittel gedanklich begründet: z. B. *grüner* Baum; *großes* Haus; Stadt, *die bevölkert ist* usw. Diese Adjektiva, solche Relativsätze sind gedanklich begründet; sie entsprechen ihrer Funktion nach gewissen 'unselbständigen' Gedankengliedern der Begriffssynthese. Hierher gehören, um nur noch einiges anzuführen, die *Kasus obliqui* zum Ausdruck von Relation, z. B. der Hut *des Vaters* (Besitzverhältnis, das hier nicht weiter analysiert werden soll).

Aus dem Gebiete des Urteilsausdrucks: Subjekts- und Prädikatsausdruck beim Doppelurteil entsprechen gedanklichen Gliedern; etwa: *er kommt*. Weiter der Objektskasus beim Verb in gewissen Fällen mit diesem zusammen als Ausdruck für eine psychische Relation: ich höre, sehe, taste *etwas*. Oder der sogenannte Akkusativ c. inf. und viele *daß*-Sätze als Relationsausdruck für vorgestellte Urteile: ich sehe *den Vogel fliegen;* ich weiß, *daß er angekommen ist*. Hierher zählt weiter das Problem der grammatischen Tempora, Genera verbi usw.

Auch auf dem Gebiete der Emotive finden sich in weitem Ausmaß gedanklich begründete Synsemantika (vor allem die modi des verbums), wobei auch die adverbalen Ausdrucksformen (bes. Sprachmelodie) eine Rolle spielen.

Schon diese paar herausgegriffenen Beispiele dürften zeigen, daß diese beschreibende Betrachtung der Sprachmittel nach

ihrer Funktion die Voraussetzung bilden muß für eine genetische Ableitung der Redeteile. Wer dies umgehen zu können glaubt, wird gewiß eine historische Erläuterung ohne Aussicht auf Erfolg unternehmen[1]).

B. Nahezu völlig unbeachtet und darum vielleicht noch bedeutsamer für die Sprachforschung ist die von Marty unterschiedene zweite Gruppe synsemantischer Sprachmittel, die nicht einer analogen Gliederung und Struktur des Gedanklichen entsprechen. Er nennt diese Gruppe daher logisch nicht begründete Synsemantika, weil sie eben nicht auf einer ähnlichen oder analogen Dekomposition der Bedeutung beruhen. Ich ziehe auch hier die Bezeichnung gedanklich — nicht begründet vor[2]).

Marty unterscheidet bei dieser gedanklich — nicht — begründeten Synsemantika zwei Untergruppen. Die **erste** ähnelt den früher besprochenen gedanklich begründeten Mitbedeutern darin, daß auch hier der sprachliche Ausdruck auf einer gewissen gedanklichen Dekomposition beruht; der Unterschied liegt aber darin, daß diese Gliederung nur eine fiktive ist und im wesentlichen auf einer Ökonomie des sprachlichen Denkens beruht.

Einige Beispiele mögen diese Klasse fiktiver Teilungen und Teilungsausdrücke beleuchten:

1. Die modifizierenden Beiwörter. Wir sprachen früher von der Begriffssynthese und sahen, daß der sprachliche Ausdruck hierfür oftmals eine Gliederung zeigt, die als solche gedanklich begründet ist (z. B. *grüner* Baum). Nun gibt es aber eine ganze Reihe von Fällen, wo eine analoge sprachliche Gliederung vorliegt, die jedoch nur in einer fiktiven gedanklichen Dekomposition begründet erscheint. Die sprachliche Form erweckt nur *scheinbar* den Eindruck einer Attribution: z. B. *gemaltes Pferd, toter Herrscher, the late king, vorgestellter Ton, gewesener Schauspieler, a probable winner* u. ä. Solche Beiwörter verändern oder modifizieren mehr oder weniger den Sinn des Wortes, zu dem sie treten. 'Ein *gemaltes* Pferd' ist

[1]) Ein typisches Beispiel ist mir die Arbeit von P. Matthes über die sprachlichen Kategorien, deren genetische Entwicklung ohne deskriptive Grundlage versucht wird.

[2]) Ich will im folgenden die Probleme nur kurz andeuten, da Martys eigene Ausführungen über diese Frage im nächsten Heft dieser Zeitschrift erscheinen werden.

ja etwas wesentlich anderes als ein *kleines* oder *braunes* Pferd, etwa: ein Gemälde, ein Stück bemalte Leinwand, die ein Gesichtsbild erweckt, das durch gewisse Ähnlichkeit an ein Pferd erinnert. Oder *ein toter Herrscher:* hier liegt gewiß eine gedankliche Gliederung vor; sie ist aber in Wahrheit viel komplizierter, als der sprachliche Ausdruck vermuten läßt: etwa: ein Leichnam, der früher der Leib eines als Herrscher fungierenden Menschen war. Auch ein *vermeintlicher Verbrecher* ist kein Verbrecher, sondern ein Mensch, von dem man irrigerweise ausgesagt hat, daß er ein Verbrecher sei. Die anderen Beispiele lassen sich wohl leicht nach dem bisher Gesagten verstehen. Diese modifizierenden Fügungen treffen wir auch auf dem Gebiete der Komposita: z. B. *Glasaugen, Eisblumen, Kunstbutter, Kartenkönig, scheinheilig, Nichtmensch;* bei adverbieller Fügung: er ist *angeblich* verreist u. ä. m.[1]).

2. Die grammatischen Abstrakta. Im Rahmen unserer Fragestellung handelt es sich vor allem darum, daß solche sprachliche Fügungen wie *Röte des Himmels* gedanklich nicht einem tatsächlichen Teilverhältnisse entsprechen, sondern bloß den Anschein erwecken, als ob es so wäre. Die Frage nach dem Wesen der grammatischen Abstrakta (wie: *Farbe, Größe Gestalt, Sprache, Vorstellung,* dann die ganze grammatische Nomenklatur an sich: *Laut, Wort, Substantiv, Kasus* usw.) greift aber noch viel weiter, spielt für wissenschaftliche Prinzipien eine Rolle und wird besonders für die Philosophie bedeutsam. Ganze philosophische Systeme gewinnen ein anderes Aussehen, wenn man sich darüber klar wird, daß wir es bei diesen grammatischen Abstraktis nicht mit Dingbezeichnungen zu tun haben, sondern mit Hypostasen von Akzidentien, Relationen, Urteilsvorstellungen, und daß nur die sprachliche Form des Substantivs zur Auffassung autosemantischer Vorstellungssuggestive verleiten kann. Ich kann der Raumbeschränktheit wegen hier diesen überaus wichtigen Fragenkomplex nicht weiter behandeln und verweise nur anmerkungsweise auf einige Stellen aus der einschlägigen Literatur[2]).

---

[1]) Vgl. dazu vorläufig: Martys *Kasusbuch* p. 86; *Satz und Wort* p. 39 ff.; *Raum und Zeit* p. 199.

[2]) Martys *Kasusbuch* p. 87 ff.; *Satz und Wort* Register 'Abstrakta'; dann auf meine Schriften *Innere Sprachform* p. 53 f., 62 f., *Sprachphilosophische Probleme bei Bacon* (Englische Studien 61, p. 47 ff.). Schließlich sei auch auf

Die **zweite** Untergruppe gedanklich nicht begründeter Synsemantika charakterisiert sich dadurch, daß hier eine Art stenogrammatischer sprachlicher Abbreviatur vorliegt, die in ihrer syntaktischen Gliederung die gedankliche Struktur verdeckt oder fälschlich wiedergibt[1]).

Ich wähle wiederum einige typische Beispiele aus: Konjunktionen sind oft Ausdrücke für implizite Urteile, aber sie geben diese in synsemantischer Form; z. B. *aber* = die Tatsache ist das Gegenteil der anderen; *weil* = die eine Tatsache ist der Grund der anderen. Es liegen also hier Aussageäquivalente in synsemantischer Form vor. Adverbien: *Er kommt wahrscheinlich; zufällig trat das Ereignis ein;* in den Adverbien *wahrscheinlich, zufällig* stecken Urteile oder Urteilskomplexe, die dem durch den übrigen grammatischen Satz Ausgedrückten übergeordnet sind (etwa: es ist mir wahrscheinlich, daß er kommen wird). Im Englischen finden wir hierfür häufig die verbale Form: *he happened to come* u. ä. Fiktive Attribution: Typus *reitende Artilleriekaserne*, im Engl. *a painless dentist, a wireless operator;* hier handelt es sich um kürzende Ausdrucksweise, indem scheinbar der ganze durch *dentist, operator* bedeutete Begriff determiniert wird, wogegen gedanklich nur ein Element dieser Begriffssynthesen näher bestimmt wird. Von scheinbarer Attribution läßt sich auch bei Typen wie *guter Mensch, schöne Blume* sprechen, da *gut* und *schön* je ein ethisches und aesthetisches Werturteil über Mensch und Blume enthalten, also von gewöhnlicher Attribution (wie *grüner Baum)* hier nicht die Rede sein kann. —

Gerade diese letzte Gruppe von gedanklich nicht begründeten Synsemantika ist auch für den Grammatiker besonders wichtig und scheint mir auch im Englischen (z. B. bei den sprachlichen Ausdrücken für die sogenannten Aktionsarten, dann

---

Brentanos *Psychologie II* (Register: Abstrakte Namen) eindringlich hingewiesen. Dazu auch der gegen sprachlichen Mißbrauch, besonders gegen sprachliche Hypostasierung mit Recht energisch betonte Standpunkt von Ogden und Richards in *The Meaning of Meaning.*

[1]) Abbreviaturen im sprachlichen Ausdruck sind gewiß überall zu finden; z. B. *amo* (ohne expliziten Subjektsausdruck), *ja* und *nein* (als Ausdrücke für Urteile) usw., aber diese Abbreviaturen, zu deren Verständnis oft der Zusammenhang und die Situation die Hilfe abgeben, sind Autosemantika. Von gedanklich nicht begründeten Abbreviaturen läßt sich, wie überhaupt bei den Synsemantika, nur bei syntaktisch gegliedertem Ausdruck reden.

oft bei den Partizipialkonstruktionen) eine bedeutende Rolle zu spielen. Jedenfalls aber zerstören gerade die Erscheinungen der gedanklich nicht begründeten Synsemantie den Traum vom sprachlich-gedanklichen Parallelismus und sind mir ein Beweis für die Wichtigkeit des Grundsatzes, bei der Sprachbetrachtung Form- und Bedeutungsprobleme scharf zu scheiden.

Martys Absicht war es nicht, alle diese Probleme einzelsprachlich zu erörtern. Es kam ihm nur darauf an, die allgemeinen Grundlagen zu zeichnen und die Richtlinien zu ziehen, nach denen die semasiologische Forschung mit Aussicht auf Erfolg fortschreiten könnte. Daraus ihm einen Vorwurf zu machen[1]), heißt seine Zielsetzung verkennen. Ihm galt es, das allgemein Menschliche in der Sprache zuerst zu sehen und dann das Sondersprachliche; wer aber seine Werke genau kennt, der wird sich nicht der Meinung verschließen, daß Marty weit über das gewöhnliche Maß eines Philosophen mit der sprachlichen Detailliteratur vertraut war, und sein handschriftlicher Nachlaß erweist ihn in den meisten führenden einzelsprachlichen Werken voll bewandert.

Aufgabe der sprachlichen Einzelforschung wird es sein, diese Probleme nach Seite der speziellen Formgebung weiter zu verfolgen. M. versuchte eine allgemeine Grundlegung[2]), dem sprachlichen Spezialforscher, der sich mit diesen Fragen beschäftigt, obliegt es, diese Grundlage auf seinem Gebiet zur Anwendung zu bringen. Jedenfalls hat aber auch letzterer die Pflicht, über sprachhistorischem Detail die großen allgemeinen Fragen nicht aus dem Auge zu verlieren. Darin stimme ich durchaus mit dem Standpunkt überein, den jüngst in ausgezeichneter Weise Jaberg formuliert hat[3]).

---

[1]) Vgl. Franz in E. St. 61.

[2]) M. hat die verschiedenen Aufgaben genau umgrenzt. (*Untersuchungen* p. 4 ff., 19 ff.!!).

[3]) Vgl. G. R. Monatsschrift XIV, p. 24.

Bern, im Juni 1927. Otto Funke.

FIVE YEARS OF ENGLISH PLACE-NAME STUDY (1922—1927).

A Critical Survey.

The foundation of the English Place-Name Society (in 1923), whose object is to carry out the survey of English place-names, under the directorship of Professor Allan Mawer and the joint editorship of Professors Mawer and Stenton, has given an enormous impetus to the study of English place-names. The Society has enrolled among its members nearly everyone who has contributed to the subject, both in England and elsewhere, and it has now at its disposal a large staff of collaborators both for the purpose of collecting the material of early forms from printed and unprinted sources, and for the purpose of interpreting the meaning of the names. Consequently nothing has been neglected to make the material as complete, and the interpretations as safe as it is possible with our present knowledge of the subject.

The first two volumes (A. Mawer and F. M. Stenton, *Introduction to the Study of English Place-Names,* and A. Mawer, *The Chief Elements used in English Place-Names,* Cambridge 1924), deal with general problems.

In the opening chapter of the first volume Professor Sedgefield gives a useful and competent survey of the methods of the place-name study. Due homage is paid to the pioneer in this field of research, the late Professor Skeat, whose motto *Cogitabimus nomenclaturas antiquas* is indeed the clue to the scientific study of place-names.

From a methodical point of view there are three golden rules to be observed by every place-name student: (1) to ascertain a sufficent number of early forms, (2) to make no

interpretation against the evidence of the early forms, (3) to suggest no etymologies which are in themselves improbable, or do not fit the topographical features of the place. In difficult cases it is necessary to apply comparative methods, i. e. to collect the early forms of all names which are likely to contain the elements in need of elucidation. This is the highest and most accomplished form of place-name study, and often the only one likely to give definite results.

No less important than method is competence. The place-name student must have a thorough knowledge of sound-laws, general and dialectal, he must be acquainted with the place-nomenclature not only of England, but also of Scandinavia and France, he must have studied the early history of England, and know the elements of English archæology.

Professor Sedgefield might have emphasized the risk of assuming the existence of two or more variant types of the same name. Barring the interchange of suffixes — even this in most instances is due to phonetic changes — and certain artificial changes caused by popular etymology and false reconstructive spellings, there are very few variants of type. To take one of Sedgefield's instances, all the early spellings of Oakerthorpe, Derb, can be accounted for as due to one original form *Ulfke(te)lthorp* : *Ulkelthorp* (loss of *f* between *l* and *k*), *Ulkerthorp* (*er* for *el*, cf. The French Element, p. 107), *Ulgarthorpe* (*g* for *k* after *l*), *Okethorp* (*ulk* > *olk*, *o(u)k)*.

Professor Ekwall gives a survey of the most important facts which are known to us about Celtic elements in English place-names. He points out that the majority of such names belong to the Brythonic group. As might be expected, they are most frequent in the West of England, although Celtic names of rivers, hills, forests and of important centres have survived in all parts of England. The comparative frequency of Celtic place-names and the large number of Celtic personal names which existed in Old English, as has been recently shown by Professor Max Förster (*Keltisches Wortgut,* Halle 1921), renders it probable that the Celtic population was not exterminated to such an extent as has been assumed by some previous writers. Nevertheless, in drawing inferences from the place-name material on the survival of a Celtic population, great caution is needed.

The investigations I have recently made into the subject[1]) renders it probable that the majority or perhaps all places called Walton and Walcot go back to OE. *Wealtūn* and *Wealcot* (not *Wealatun*) and mean ‘the wall-farmstead’. In no instance are we justified in assuming that such places are survivals of Old British villages. This also applies to names of the type *Bretabi*[2]).

The safest instances adduced by Ekwall are those which can be paralleled in the place-nomenclature of Wales, Cornwall, and Brittany, *e. g.* those containing e. British *cumbo-*[3]) (not *cumb-ā* which would have given OE. **comb*), *dubr-on* (not *dubr-ā*, cf. Stokes), *cēt*, ‘wood’ (< *kait-o*), *mēl-*, ‘bare’ (< *mail-o*), *torr*, ‘a peak’ (< Lat. *turris*), W. *pen*, ‘end’, ‘top’, *mynydd*, *bre*, and *crug* ‘hill’, *caer*, ‘town’, to mention some of the most usual ones. Whether all names containing *funta*, ‘well’, *pill*, ‘tidal creek’, *ecles*, ‘church’ and *liss*, ‘palace’ are of Welsh origin is more problematic. This is even more the case with names which cannot be safely paralleled in Anglo-Keltic territory, such as Craven, Yorks, supposed to be related to Cremona (the Welsh *v* < *m* being of comparatively late date), Worgret, Devon, Dundry, Som. (< OE. *dræg*), Haughmond, Sal. (< OE. *hēahmunt?*), Warcarr, Yorks, and river-names, such as Wisk, Ouse, and Ivel[4]).

By working the subject on strictly comparative lines of research, much of the uncertainty which now prevails would be eliminated. Here is an excellent field for co-operation between Celtic and Anglo-Celtic scholars.

In dealing with the English element Professor Stenton mainly confines himself to an indication of the way in which the evidence supplied by place-names can be brought to bear upon the study of English society. Professor Stenton is one of the pioneers in this difficult field of research, and his excellent survey of Berkshire place-names is almost a classical book in this respect. Even a very critical reader can subscribe to the majority of

[1]) Cf. R. E. Zachrisson, *Romans, Kelts, and Saxons*. Uppsala 1927.

[2]) On Shot-in place-names, *cf. ZONF*, vol. II, pp. 143 ff.

[3]) *Cf.* however, *NED. sub combe.*

[4]) On Mamble, Worc., and similar names cf. Zachrisson, *Roman, Kelts, and Saxons*, p. 80.

the many interesting conclusions Stenton draws from his material, and derive much instruction from the many new facts which are brought to light concerning charters and land-tenure. In one or two instances he seems inclined, at least to my way of thinking, to draw somewhat too far-reaching conclusions. He seems to be of the opinion that names of the type *Wulfstanestun* are later than *-ing* names, such as Reading, Bocking etc., which he looks upon as settlements from the time immediately after the Saxon conquest of England. He also makes a chronological distinction between simple *-ing* names (Reading), which are considered to be older than names in *-ingham* (Buckingham), which in their turn are considered to belong to an earlier stratum than names in *-ington* (Addington etc.). After the end of the 8th century *-ing* names are supposed to have been no longer formed in England. Af least some of these distinctions may be somewhat arbitrary. It is true that names made up of a personal name in the genitive and *-tun (Æddestun)* continued to be formed after the Scandinavian invasion and even after the Norman Conquest, but from this, it does not follow that they belong to a later phase in early English history. They are found by the side of *ing*-names in our earliest English charters. In a recently published paper (Vising Celebration Volume 1925) I have called attention to certain groups of names such as Adstock and Addington, Bucks, Manston and Manningtree, Ess., Ersham *(< Gifrecis hamm)* and Yeverington *(< *Gifricingtun)* Suss. etc. In whatever way we may care to explain the *-ing* names in such groups, it seems obvious that they cannot be older than the genitival names from which they have been formed. Moreover, we have good reason for assuming that a number of *ing*-names situated in the Danelaw are of Scandinavian origin [1]).

---

[1]) Cf. my paper *English Place-Names in -ing of Scandinavian Origin*, Upsala 1924. Some of the names discussed there, may be Scandinavian forms of English names, but the majority of them undoubtedly contain Scandinavian words or personal names. And we are bound to conclude that *ing*-names in which the terminal is *-by*, *-thorp* and *-toft*, eg. Shillingthorpe, Lincs, Horningtoft, Norf., Herringby, Norf. Derrythorpe, Li. (*Dodingtorp* 1316 *F. A.* from OE. *Duda* or *Dodda*, to which name there is hardly any Scandinavian equivalent) etc. were formed

Stenton follows Ekwall in assuming that a considerable percentage of *-ing* names contain personal names which are never recorded in independent use in England, but to which there are equivalents in early Continental sources. It is very difficult to reconcile this assumption with the actual knowledge we have of the early English personal nomenclature. The Old English uncompounded personal names on record, which have all been collected by Dr. M. Redin, and of which no less than 165 out of 736 belong to the period before 700 (see Redin, *Uncompounded Personal Names* p. 185) do not show such a marked resemblance to the Teutonic nomenclature as is maintained by Ekwall and Stenton. The Saxon settlement in England did not begin until the latter half of the 5th century, and two hundred years is a very brief space of time for so many Teutonic names to have become obsolete, even allowing for the fact that only a small fraction of the names in actual use have been handed down to us in the earliest sources. Considering the conservative tendencies prevailing in name giving in general, it seems most probable that the system of nomenclature that was current from 650 to 700, was also current two hundred years earlier. Moreover the postulating of Old English names from Förstemann's collections of Continental personal names often involves the somewhat daring hypothesis that at the time of the Saxon invasion there should have existed a considerable number of names formed with the suffixes *-r*, *-t*, and *-is*, of which there are no or few safe instances [1]) among independent Old English personal names from our earliest historical sources, such as *Bede*, the *Liber Vitæ of Durham*, and charters of the 7th and 8th centuries. As yet, we have no adequate knowledge of the rules according to which *-ing* names were formed — often involving radical changes and simplifications of the com-

---

after the Scandinavian settlement in England. Even in Normandy there are occasional instances of Scandinavian *-ing* names, such as Bliquetuit, Blinquetuit (*Bellingetuid* 1165) containing a patronymic from the Scandinavian personal name *Bili*, *Bille* and *þweit*, *þwet*, 'a clearing'.

[1]) Such personal names as *Egesa* and *Elesa* are original *s*- stems, and a few others *may* have been formed on the analogy of these. With the exception of *Sunta*, which may be an error for *Sunna* or *Sunca*, there are no OE. personal names with a *t*-suffix on record.

ponents[1]) — to be able to settle the etymology of such names as Sunting, Wilting, Gensing, Guestling[2]) and others to which Teutonic parallels have been adduced, often as a mere makeshift for something better and more definite.

Such etymologies are in some instances possible, rather than plausible, in others neither possible nor plausible. To take only one illustrative instance, why should we not derive Barking, Ess., from OE. *beorc*, 'birch-tree', or possibly from the personal name *Be(o)rric* from *Beornric* or *Beorhtric*, instead of from a supposed OE. equivalent to OG. *Berico*, there being little evidence even for the single name **Bera* in OE. And last but not least, when postulating Old English names from Continental sources, we should always try and ascertain to what linguistic territory the Teutonic names belong. If they are found in Low German territory, more particularly in those parts of the Continent where the Teutonic invaders of England had their early homes, they are more likely to have had OE. equivalents than if they are confined to the Southern and Eastern parts of Germany. To make such a distinction is of paramount importance for the obtaining of comparatively safe results[3]).

The Scandinavian element in its various aspects is very ably dealt with by Professor Ekwall. Of particularly

---

[1]) Cf. Zachrisson, *Some English Place-Names in a French Garb* p. 197 ff., *English Place-Names in -ing of Scandinavian Origin* pp. 122, 123. Of the names discussed there, I am now inclined to subscribe to Bradley's (*EHR*, 1915, p. 165) derivation of the name Angmering, Suss., from **Anningagemǣre, -mæringum* (Kemble's *-ingtun* is an error). *Brihtlingeseya* (= Brightlingsea, Ess.) I take to be an analogical formation (with *-inges* for *-ices*) for *Brictriceseya*, a plausible parallel being *Pentringtone CS* 817 for **Pentrictune* (= Pentridge, Dors.).

[2]) In two papers, which will soon appear, I have tried to show that there did not exist any early Germanic personal names formed which an *r*- or *s*-suffix.

[3]) The following are a few remarks on isolated names. If *s* in some early spellings of Thunder(s)ley, Ess, (p. 39) is inorganic, the prefix is the conomon noun. There was also an OE. personal name *þunor, AS. Ch.* (not mentioned by Redin). — In a forthcoming paper, I have tried to show that Waltham, Hants, Berks. (p. 39 n), in forest regions, are due to OE. **Wealdham(m)* with *t* for *d* before *h*. — Nottingham (p. 45) contains the personal name *Snot DB.*, which cannot be derived from *snotor* 'wise', as *r* in this word belongs to the stem.

great interest is the account given of Scandinavian genitive endings (e. g. *-ar,* kept chiefly in Norwegian names, such as *Amounderness,* lost in others, such as *Aluoldabi,* and *-s,* e. g. in *Brezbi, Winzeby* etc.), and of sound-substitution (*k* for *ch,* as in Keswick for 'Cheesewick', *sk* for *sc,* as in Skipton, 'the sheep-farm', *g* for *y,* e. g. Gilling for *Yilling,* intervocalic *đ* for *d,* as in Goathland for *Godeland, u* for *wu,* as in Ulverston from *Wulfherestun*). Ekwall, however, seems somewhat inclined to underrate the opposite phenomenon, the anglicizing of Scandinavian names, which may have been equally common [1]). Neither does Ekwall think that hybrids, i. e. nouns made up of Scandinavian and Old English elements, were very frequent. When we consider that the process of forming place-names was still going on in the 9th and 10th centuries, and that the Scandinavians and the English, who lived side by side, must have spoken a language that was curiously mixed, not only with regard to the vocabulary, but also to the accidence (pronouns, inflexions etc.), it would be astonishing indeed if hybrid formations had not been very common. According to my view, such names as Braithwell, Rothwell, Rothley etc. may sometimes be hybrid formations, not only Scandinavianized forms of place-names already existing at the time of the Scandinavian invasion of England. Even in the English speaking districts of the Danelaw, many Scandinavian words may have lingered on, which became obselete at a later date.

The many problems concerning hybrid formations and sound-substitutions offer a vast field for future investigators. These problems are also connected with the question to what extent the Scandinavian language continued to be spoken in England. Ekwall's arguments on this are point not convincing. For historical considerations it is likely that Scandinavian was spoken for a considerable time in the North West of England, and in such parts where commercial relations were kept up with the mother country. But no safe conclusions can be drawn from the occurrence of isolated Scandinavian inscriptions or some stray phrases in legal documents. The names in *-by*

---

[1]) Cf. Zachrisson, *English Place-Names in -ing of Scandinavian Origin,* p. 118 ff., *Some English Place-Name Etymologies,* p. 135.

in Cumberland, dating from the time after the Norman Conquest, may be analogical formations, and prove by no means that a Scandinavian language was then spoken in these districts. Scandinavian sound-changes are difficult to date, and may be earlier than has previously been assumed.

Ekwall gives a rather detailed survey of the distribution of Scandinavian names in England. His general remarks on the different phases of the settlement and the inferences that can be drawn from the evidence of the place-names are very interesting and illuminating, although many questions concerning details cannot be settled until fuller material has been obtained. The occurence of names in *-by* in the East of England seems to be a fairly safe criterion of a considerable Scandinavian immigration, but where hybrid names occur, the Northmen have not been so numerous. But in some cases the presence of Scandinavian settlers has left no, or few traces on the local nomenclature. When me meet with Scandinavian and English personal names in early Northern documents from about 1000, I do not think, however, that the people with Scandinavian names were necessarily the descendants of the early Scandinavian settlers. It is not improbable that Scandinavian names were sometimes adopted by Englishmen. This assumption will help to account for the scarcity of Scandinavian place-names in the parts of England from which these documents hail (see p. 73)[1]. And places containing Scandinavian personal names are certainly found outside the Danelaw, even in the South Western counties[2]. It is remarkable that not only Scandinavianized names like Skirmet, but also hybrids such as Fingest ('the thing-forest') occur as far west as Buckinghamshire. The adjacent Tring in Herts, which Ekwall has explained differently, is in my opinion also a Scandinavian name[3].

Ekwall also deals with the names of places which throw some light on Scandinavian institutions[4] (divisions of land,

---

[1]) That some of these Scandinavians had their homes in neighbouring counties is pointed out by Lindkvist, *Namn och Bygd*, 1925, p. 184.

[2]) Cf. Aylscot, Devon *(Eilaf)*, Haxton, Wilts *(Hacun)*, Tormarton, Glouc. *(Thormar)*, Torweston, Som. *(þurferð, Torvert)*.

[3]) Cf. Zachrisson, *Some English Place-name Etymologies* p. 125.

[4]) On this, see a recent very interesting article by A Bugge:

social position, agriculture, superstition and worship of idols etc.)[1]).

The French Element is dealt with by the present writer. In the first section some general problems are discussed, such as the use of the French language in England after the Norman Conquest, the different kinds of French influence the English place-names were subject to, the relative frequency of the French forms in the early records, the reliability of Domesday Book spellings, and the local distribution of the normanized forms. It appears that it is chiefly the names of important towns, or of ecclesiastical centres, such as Worcester, Exeter, Gloucester, Nottingham, Durham, Jarrow, Cambridge etc., that have been permanently affected by French pronunciation. When the French forms have carried the day in the names of smaller places, there was often a Norman castle, monastery, or manor-house in the village or its immediate neighbourhood, whose inmates set the fashion to the humbler villagers.

In the second section are discussed the various phonetic changes which were caused by French spelling and French pronunciation during the period of more than 200 years, when English place-names were recorded in Anglo-French feudal records, and consequently may be looked upon, to a certain extent, as English loan-words in the French language spoken in England. The ascertaining of such forms is of interest not only because they show the influence of Anglo-French on the English nomenclature, but also for a correct inter-

---

Norse Influence upon English Institutions (Norsk Britisk Forening, Aarbok 1924).

[1]) In the sequel a few details will be commented upon: *Hulm, hulmus* = 'island' (p. 60) can be an Anglo-French, as well as a Danish form. — I am not convinced that Fouldrey and Furness, Lancs (p. 61), contain the genitive of the Scandinavian word *fuđ* 'podex' (see Ekwall, *Lanc. Pl-Ns,* 200). Only skerries and bare rocks jutting out of the sea, whose smooth and rounded outlines present a distinct resemblance to that part of the body, are likely to have been named so. Moreover, E's hypothesis involves that a 'ness', which has now a different name, was originally called **Fuđarnes* and that this name was subsequently transferred to an inland place. Wyld's derivation of the names from OSc. *fóđr*, 'fodder' (*u* in some early spellings being due to the labial effect of *f*) seems to be preferable.

pretation of the evidence of the early spellings. In not a few cases we cannot settle the etymology of a place-name until we have eliminated the French forms which obscure the true meaning of the name, instead of revealing it[1]).

Professor Tait's admirable account of the Feudal Element is the more valuable as it is the first general survey of place-names in their relation to the manorial system. The names of the landlords were either prefixed to English terminals, or added in order to distinguish places with the same name. The former kind of names are often compounds with *-by* in the North of England — there is a whole group of names such as Ponsonby *(Punzanby)* in Cumberland —, with *-ton* in the South (Flamston Wilts, *Flambardeston* 1354), especially in Dorset and Devon. They indicate new settlements of Norman creation in parts of the country where there was still plenty of waste land fit for cultivation[2]).

Place-names to which Norman names have been added[3]) (Stoke Damerell, Som. etc.) are much more frequent, and abound in counties where names requiring such a distinctive addition (e. g. Charlton and Combe in Dorset and Devon) are common. Many names of this type have been anglicized, so as to become almost unrecognisable (e. g. Norton Hawkfield for *N. Hauteville* etc.), but they are all most skilfully unravelled by Tait, whose contribution is a real treasure house of feudal lore. It will give a new impetus to the much neglected study of feudal names, and help us to settle many intricate questions both with regard to feudal tenure, and more special problems, such as the strength and distribution of the French population in England. Some of these additions were common in the latter half of the 12th century, although they are seldom given in the records until the 13th century. Many other distinctive epithets added to place-names (King's, Bishop's, Great, Upper, Church, Steeple etc.) are also discussed in detail.

---

[1]) OE. *Sulfre*, river-name (p. 108), should be struck.

[2]) One of the Dorset names adduced in the Appendix (p. 131), Burleston, appears in a charter of the year 939(?) as *Burdalueston* CS. 738 Reg. Cart. de Middleton, but the charter is of doubtful authenticity.

[3]) Some names exhibit both types, e. g. Tarrant Antiock, Do. *(Antiochestone)* and Okeford Shilling, Do. *(Shillingstone)*.

A brief but very illuminative chapter on Place-names and Linguistic Studies has been contributed by Prof. Wyld, who is a pioneer in this fascinating field of linguistic researches. Our knowledge of ME. dialects is very imperfect, the modern dialects are rapidly dying out, but in the unbroken series of place-name records which England can pride herself upon, we may be able to trace their history. Nevertheless the investigations which have been published hitherto with a view of classifying the ME. dialects by the aid of place-name material, have often not given as definite results as might have been expected. To a certain extent this may be due to the endeavour of some writers to retrace at the hand of the material tribal boundaries which have already been effaced[1]), but apart from this the task of defining and reconstructing the old dialectal features is beset with exceptionally great difficulties. Thus Prof. Wyld points out that we are often unable to ascertain to what extent the early spellings of place-names reflect regional characteristics, or the pronunciation of the scribe, who may often have introduced the forms used in his own part of the country or have spelt the names according to the conventional London manner[2]). We are confronted with this difficulty both when analysing OE. and ME. place-name records. The language of OE. charters is strongly influenced in some cases by the West Saxon *κοίνη*, in others by the Mercian language.

From a methodical point of view, it is also very important to distinguish between copies and originals, between local deeds and documents of a more official character, between place-name elements in a stressed and in an unstressed position, in compounds or in isolated words (e. g. OE. *Weald* and *Wealdtun*), and to pay due regard to the possibility of combinative sound-development (e. g. in the neighbourhood of *r* and of labial or palatal consonants) as well as to the existence of phonetic variants (e. g. OE. *dēore* and *dīere*, *dēope* and *dīepe*).

---

[1]) Cf. Hoops' weighty criticism (*Englische Sprachkunde*, pp. 7, 9, 12 ff.) of Brandl's and Ekwall's conclusions as to the existence of such dialectal boundaries in ME. times.

[2]) On Southern forms in the spellings of Northern place-names in Domesday Book, see Stolze, p. 49, Zachrisson, *English Place-Names in -ing of Scandinavian Origin*, p. 118.

The first and most important task is to ascertain the geographical distribution of the various characteristic dialect features. After having classified the ME. dialects, we may, as Prof. Wyld very ingeniously suggests, be able to locate certain ME. texts by identifying a whole combination of dialectal features in a text by the same combination in a dialectal area. But here a new difficulty arises. It is far from certain that in a mediæval text regional characteristics are used to the same extent as in the place-name material from the same area. Prof. Wyld is optimistic in this respect. The comparisons which have been made by him and by his pupil Miss Serjeantson have established an identity of this kind. Until the details of such examinations have been published and closely scrutinized it is difficult to give a definite opinion on the matter. We know, however, that mediæval writers long before a common language had been established, tried to avoid certain dialectal features which were looked upon as broader and more offensive to the ear than others more easily tolerated, and this tendency grows stronger in later Middle English. Two writers from the same county, e. g. William Shoreham and Dan Michel, do not use dialect to the same extent. Regional characteristics are more likely to be persistent in place-names than in literary documents [1]). But when consideration has been paid to such disturbing factors, collections of place-name material will certainly be helpful not only towards classifying the ME. dialects, but also towards the locating of Middle English texts. Prof. Wyld is well aware of the difficulties we are confronted with, and the general principles he lays down (pp. 140—141) are worthy of the greatest consideration [2]).

---

[1]) Especially in later texts, phonetic spellings may reflect not the dialectal but the Standard usage. Thus the confusion between *ai* and *a* which occurs occasionally in the Paston Letters must be due to the contemporary London pronunciation, (cf. Zachrisson, *Englische Studien* 59 p. 360) not to the Norfolk dialect where *ai* and *ā* are not levelled under the same sound.

[2]) Very valuable from a methodical point of view are also the critical remarks which are set forth by Ritter, *Vermischte Beiträge*, pp. 176—206, and in the work by Professor Hoops which has already been referred to.

Professor Stenton has written a very valuable and stimulating chapter on personal names in place-names. The first section deals with the general principles on which personal names are formed, and contains many interesting and original remarks especially on the relation between single and compound names. To the instances of full and shortened names for the same person recorded by Redin, p. 176, Stenton (pp. 170 ff.) adds *Acca, Nomme,* and *Leuca* for *Aschel, Norman,* and *Leouenaþ.* The suggestion that *Wilma, Tubba,* and *Anche* are shortened forms of *Wilmund* (or *Wilhelm*?), *Tunbeorht,* and *Arnketil* is both ingenious and plausible. Here lies the path of progress in dealing with the many difficult and *apparently* unintelligible OE. uncompounded names [1]).

In dealing with the OE. sources of personal names Stenton points out that there are very few original documents from the time of King Alfred and King Edward the Elder, and less than a score of charters relating to the Danelaw. The curious fact that in the course of the tenth century dithematic names, such as *Wulfstan, Æthelstan* and *Ælfred*, are used almost exclusively among the higher classes of society, testifies to the great age of many OE. village names compounded with single personal names or with dithematic names made up of less usual name elements.

Of great interest are Stenton's attempts to show that certain name stems are mainly confined to a limited geographical area, *Cæg-* being characteristic of the Mercian, *Ean-* of the Anglian, and *Tid-* of the West Midland parts of England. Some Scandinavian names seem to have a similar geographical distribution. To these remarks may be added the observation that village names compounded with single personal names seem to be more frequent in the East of England, especially in the Danelaw, than in the Western parts. If this is due to a difference between the Saxon and the Anglian system of nomenclature or to the prevalence of Scandinavian names in these districts, is a problem which can only be settled by a special investigation.

---

[1]) More doubtful is the derivation of *Mæssa* from ** *Mærsige*, which is not recorded even in Förstemann's Namenbuch. Cf. F.'s remarks on the OG. name *Maso, Masio.*

Stenton also makes some interesting comments on the struggle between the native and the French nomenclature after the Norman Conquest. Whereas Norman names became the fashion among the higher classes immediately after the Conquest, names of English origin were still commonly used among the peasants in Dorset 40 years after the Conquest. In the Danelaw the victory of alien forms was much slower [1]).

At the end of his able article Stenton dwells upon the necessity of a systematic investigation of the personal names found in early mediæval documents. Here we often meet with OE. names which never appear in the stereotyped nomenclature of OE. charters from the time after 900 [2]).

In an interesting chapter on Place-names and Archæology Mr. O.G.S. Crawford shows what important services the archæologist can render the study of place-names, both by identifying places and land-marks mentioned in the early charters, and by defining the exact meaning of many archæological names. I am no competent judge of this field of research, and will therefore confine myself to a few notes

---

[1]) Cf. also my remarks (*Anglo-Norman Influence*, p. 106 f.) on the scarcity of names beginning with *Adhel-* in ME. Freeman (V, p. 894) points out that OE. names were not unusual in the 12th century. Nevertheless, from Green's statement (*History of the English People*, p. 88) that King Henry I and his Queen, who enjoyed great popularity among the English, were jestingly spoken of by the Norman nobles as 'Farmer, Godric and his cummer Godgifu' it is evident that there was a certain rustic flavour attached to the good Old English names. In a recent paper (*Anglia* 1925, p. 328) Max Förster has convincingly shown that the fashion of adapting French names was to no small extent set by the Norman or normanized clergy, and by the lawyers who, when drawing up legal deeds, often replaced the English names with their French equivalents. On the prevalence of French or normanized personal names, cf. also my paper *Notes on Early English Personal Names* (*Studier i modern språkvetenskap*, 6), pp. 280—290, 294 and references.

[2]) Why increase the doleful numbers of conjectual OE. names (p. 167) with **Hāna* (Honing, Nf.) and **Hamer* (Hammeringham, Li.), when these two pl.-names can be explained as containing OE. *hān*, 'boundary-stone', and the Scand. pers. name *Hamar or hamar*, 'stone', Cf. Hellquist, *Ortnamn på -inge* p. 45. OE. compounds in *hamor* as the name of plants and birds, and OE. *Hæmar* (DB.) from *Heahmær* are also to be thought of. — Contrary to what is stated by Stenton (p. 171 n. 3), unstressed *w*, as in *Eadwine*, could be lost already in OE. and e. ME. Cf. Zachrisson, *OE. Place-Names and River-Names containing PG. *vis, *vask*, p. 26.

on some of the very interesting points which are discussed by the writer. We learn that a prehistoric, though not necessarily Roman, enclosure is often the meaning of such words as 'tunstall' and 'studfold', the literal sense being 'homestead' and 'enclosure for horses'. *Burh* ('bury') was the ordinary OE. word for a prehistoric hill-top camp, and 'chester' is used not only for the site of a Roman town, but also for old earthworks, especially in the north of England, and in Scotland. We find here the same confusion of ideas as in the vague terms 'Cæsar's camp', 'a Danish camp', used popularly to describe any ancient remains irrespective of their exact date and true origin. Prehistoric burial mounds (more seldom natural hills) are indicated by such OE. words as *beorg* ('barrow', 'burrow', 'bury'), *hlāw* ('low'), and in some parts of England 'how', 'tump', 'ball' and 'butts'. Places associated with the devil, giants or fairies, popular figures like King Arthur or Robin Hood, are often the sites of prehistoric remains. We may add that *wall* in place-names often refers to such remains. In conclusion Crawford calls attention to the importance of investigating closely, not only OE. land-charters, but also perambulations of a later date by means of which it is often possible to identify obscure land-marks mentioned in the charters.

An authority often referred to by Crawford is Dr. Grundy, who has done signal services to the study of place-names by his close scrutiny of numerous OE. charters, his identifications of innumerable obscure land-marks, and his definitions of local terms based on a close observation of their use and occurrence in early documents [1]).

---

[1]) The following is a list of Dr. Grundy's principal books and papers bearing on English place-names, which no student of OE. charters can afford to neglect. In the *Archæological Journal* 1917 ff.: *The Evidence of Saxon Land-Charters on the Ancient Road-System of Britain, The Ancient Highways and Tracks of Wiltshire* etc., *The Saxon Land-Charters of Wiltshire* vol. I, II, *The Saxon Land Charters of Hampshire with Notes on Place- and Field Names.* — In the *Hampshire Field Club and Archæolog. Soc.'s Papers and Proceedings* (1921): *On Place-Names in General and the Hampshire Place-Names in Particular.* — In *Essays of the Members of the English Association,* vol. VIII, 1923: *On the Meaning of Certain Terms in the Anglo-Saxon Charters.* — In *Berks, Bucks and Oxon Arch. Journal,* 27 f.: *Berkshire Charters.*

In the second volume which is written by the Director of the Place-Name Survey Professor Mawer, the meaning is explained of the English and Scandinavian elements which are of common occurrence in place-names. Professor Mawer has solved his difficult task in a very satisfactory manner. In many cases, he not only gives the meaning of the words, but also their distribution and their history. Many interesting side-lights are thrown on points of general interest, such as the early cultivation of the land and the various phases of the different tribal settlements in England. The chief purpose of the volume is to serve as a book of reference in order to save space in the successive county volumes that will be published by the English Place-Name Society. It is therefore necessary that the information it contains should be as reliable as possible. It fulfils high expectations in this respect. Prof. Mawer, as a rule, has omitted words of doubtful existence or of uncertain meaning. On such elements many interesting remarks and suggestions are still to be gathered from H. Middendorff's *Altenglisches Flurnamenbuch* (Halle 1902). For etymological purposes Jellinghaus' paper in *Anglia* XX should also be consulted. Some of the statements in Mawer's book will of course have to be modified, and new material will be added in the light of future place-name researches. In the volume on Buckinghamshire Place-Names which has just appeared, Liscombe (p. 37) and Wooburn are no longer considered to contain OE. *hlinc* and *wōh*. On the evidence of the early forms, I am inclined to derive the first element in Wooburn from OE. *wāh*, 'wall', the banks of the river being exceedingly steep in several places. — I take OE. *dræg* in local names to be identical in sense and origin with ON. *drag, drǫg,* which means 'place where a boat, or timber and wood are dragged over land', but also 'a narrow glen'. This is probably the sense of *dræg* in *Dreigmere, drægmæres* CS. 22, 216, and when used as a terminal, as in *Dundræg* = Dundry, Som., which, as far as the affix is concerned, is the English equivalent to Dundraw,

---

A good many inaccuracies regarding purely linguistic or philological matters are amply compensated for by the wealth of first-hand material, original remarks, and valuable suggestions contained in these works.

Cumb., where the last element is ON. *drag*, 'glen'. In a similar way Draughton, Nth., Yo. (quoted by Mawer under 'drag'), corresponds exactly to Drayton in the more southern parts of England. The exact meaning of *dræg* as a prefix can only be decided by an examination of the local features of the respective places. — *Eng*, p. 24: A strict orthographic distinction between *-ing* and *-eng* cannot be upheld, there being instances of *i* for *e* before front consonants even in *DB*. Cf. Zachrisson, *OE. Place-Names and River-Names*, p. 54. — *Hēse* (p. 36): OE. *hȳse* ought to be eliminated, *ī*, *ȳ* in the charters being an inverted spelling for *ē*. — For a possible reference to OE. *hunt*, 'hunting' (p. 39) see *B-T*. — As a double consonant could be simplified in OE. in an unstressed position (cf. Bülbring *AE.* § 571) it is almost impossible to distinguish etymologically between the suffixes *-hām* and *-hamm* (p. 31 f.). Instances of orthographical interchange are found in *Bede* and in some of the early charters (cf. *Bosanhamm* and *bosan ham*, *Bede*, Sweet, *OET*. 143, *Modingahammes* 973 CS. 1245 [orig.] and *Modinga hema mearce* 862 *CS*. 506 etc.). Moreover OE. *hæme* can be due both to *hām* and *hamm* (cf. Ritter, *op. cit.*, p. 192 and the early forms of Mottingham, Kent, adduced above). The only way to try and establish a distinction between these name elements is to collect all early forms from original OE. documents. An investigation along comparative lines will probably show that many names previously derived from *hām* are more likely to contain *hamm*, which is not unusual in Continental names in Low German territory (cf. Jellinghaus and Middendorff); 'ham' has moreover survived in dialectal use in the South West of England and also in Suss., Notts and Northants (EDD.). As a local name it is also found in other parts of England, *e. g.* Hants, Surrey, Kent, Essex, and Suffolk. Its distribution as a place-name (uncompounded) ought also to be ascertained. It may originally have been characteristic of the Saxon parts of England. This would fit in with Jellinghaus's statement that 'ham' is not found in Sleswic, the Continental home of the Angles. *Lā* (p. 44) ought to be ruled out. A careful study of the early forms of Goxhill, Li., Yo, and Sixhill, Li., shows that the last element is OE. *-lēa(h)*, sometimes latinized to *-la*. Cf.

Zachrisson, *Some English Place-Names in a French Garb,* 184 ff. — *Lefer* (p. 44). The early forms of Livermere, Suff. (and Liverpool, Lancs.), render it probable that the first element is OE. *lifer,* 'liver'. The lake or pool may have been called so owing to the water being muddy or of a dark colour. ON. *lifr* occurs in Norwegian river-names (cf. Rygh, *Elvenamn* p. 145). — If OE. *leger,* 'lair' (p. 45), is contained in Layer, Ess., this seems to be the only instance of the word used as a place-name. For this reason I prefer Lindkvist's derivation of Layer from the Scandinavian word *leira,* 'clay', especially as the place is situated in the London Clay area, and in the vicinity of other Scand. place-names. — To judge by such names as Shute, Dev., *Schute* 1303 FA. etc, there was, by the side of OE. *scēat* (p. 51), an *i*-mutated variant *scīete* or *scyte* with the same sense. — An OE. *sled* by the side of *slæd* (p. 53) is contained in Sledmere, Yorks, and Sledwick, Durh. Cf. Zachrisson, *Some Place-Name Etymologies* p. 30. — OE. *sūþ* (p. 58) and *norþ* are, according to the information I have obtained from Mr. F. Houghton, contained in many place-names called Northington and Southington. — On OE. *sulh* and *syle* (p. 58) in place-names, see Zachrisson, *OE. Place-Names and River-Names,* pp. 58 to 60. — On *sunderland* (p. 58), see my paper, *Some English Place-Name Etymologies* p. 127. — To account for place-names in -thwite, -white (p. 60) it is unnecessary to postulate an OE. *þwīt.* Both in Normandy and England the Scandinavian word *þveit* was often rendered by the Normans with *Thuit, ui* being due to French sound-substitution for *wei, we.* — Add (p. 62): OE. *wāse,* 'a piece of marshland', 'a marshy meadow', 'a muddy river'. Cf. Zachrisson, *OE. Place-Names and River-Names* p. 56 [1]). — Sheepwash, Nb. (p. 63),

---

[1]) Mawer and Stenton (*EPNS.* IV 176) are wrong in their assumption that *-s-* in *Wasing-, -wasan* could not be doubled in MSS. from about 1000 Cf. *Buc(c)ing-, Dun(n)inc-, Snod(d)ing-, Cas(s)inc-* (Karlström, 110, 116, 118, 172) and many others *(ib.).* Cf. also *-ham(m)* etc. (p. 17 in this survey). The isolated *Alrewæs* (c. 1000?) (*EPNS.* IV 103, n.) is not supported by any collateral evidence. It is bound to be an error or an inaccuracy. On *æ* for *a* in OE. transition texts, cf. Schlemilch, p. 18, Zachrisson, *op. cit.,* p. 32 (*ea* for *ā* is found in the Wo. Ch., *maduan* for *mædwan* in *CS.* 1282 c. 1050). Hence the arguments adduced

Shipston-on-Stour Worc., etc., contains OE. *scēap-wæsce* 'place for washing sheep', not OE. *scēap-wæsc*, which, if it were recorded, ought to mean 'the act of washing sheep'. — OE. *worþig* (p. 66) is probably also contained in Worthing, Suss., Bedf., Norf., *-ing* for *-ig* being due to the change of suffixes. Cf. *wiþing* for *wiðig*, *weorþing* and *Tomeweorðing* (= Tamworth, Warw.) Birch, *Cart. Sax.*, No. 455 *(Worc. Cart.)*.

A very difficult and important group of names is dealt with by Professor Ekwall (*Place-Names ending in -ing*, Lund 1923). The chief problems investigated by Ekwall are: (1.) the various types of names in *-ing*, (2.) the history and distribution of names in *-ingas*, (3.) palatalization in names in *-ing*.

The singular names in *-ing* — probably of masculine gender — are either formed from nouns or adjectives (Deeping, Clavering etc.), or from personal names (*Uddincg*, *Hrocing* etc.) and are used either as nature-names or as habitation names. They are found in all parts of England, especially in the East. The fact that they are most usual in Kent may, to a certain extent, be due to the charter material.

Next comes a section of names in *-ing* which were originally common nouns, chiefly abstract nouns in *-ing-ō* which have developed a concrete meaning (Nemmings < OE. *niming*, 'taking', Ridding < OE. *ryding*, 'clearing' etc.), but also Miles Platting < dial. *platting*, 'a small foot-bridge,' from *plat*, sb., with the same sense. A good many nouns ending in *-en* have developed analogical forms in *-ing* (Holling < *holegn*, 'holly'). Occasionally OE. *hlinc* and Scand. *eng*, 'meadow' appear as *ling*, *ing*.

The majority of modern names in *-ing* are considered to go back to plural formations, generally form a single personal name, *e. g.* Basing (OE. *Basingas*, *æt Basingum* < *Basa*), more seldom from a dithematic personal name, *e. g.* Godalming (OE. *æt Godhelmingum* < *Gōdhelm*) or a topographical noun, *e. g.* Horning (< OE. *horn*, 'corner') and Avening (< *Afene*, the river Avon).

---

in EPNS. IV *l. c.* have not invalidated my etymologies of Brodwas, Alrewas etc.

The uncompounded *-ing* names are chiefly found in the East, *i. e.* in those parts of England which were permanently settled by the Anglo-Saxons before Ceawlin's campaigns in the latter half of the sixth century. On the whole, Ekwall is probably right in his conclusion that where names in *-ing* are common, we may assume early colonisation, whereas the colonisation took place later in those parts where they are rare or absent. Nevertheless there are a few rather remarkable exceptions from this general rule. There are only two *-ing* names in Cambridgeshire, which must have been colonised at a very early date (cf. Cyril Fox, *The Archæology of the Cambridge Region*) and very few in Bedfordshire, Buckinghamshire and Hertfordshire, which are likely to have been at least partly settled before the campaigns of Ceawlin. There are moreover a few such names in Lancashire, Gloucester-, Somerset-, and Wiltshire, which were not conquered until after the end of the sixth century. Names of this kind are numerous in the woodlands of Sussex and Essex, which, on the whole, were uninhabited at the time of the Romans, and are not likely to have been permanently occupied and cultivated by the Saxons until the end of the sixth and the beginning of the seventh century. Consequently I do not think Ekwall is right in his assumption (p. 115) that the Saxon names in *-ing(as)* belong, upon the whole to a period not much later than *c.* 500. In the eastern parts of England where the Anglo-Saxons first settled, the names in *-ing(as)* continued to be formed for a considerable time, whereas in the parts that were occupied at a later date they never became popular. From the occurrence of a few such isolated names, no safe chronological conclusions can be drawn.

The frequency of *-ingham* names (Buckingham etc.) in the East, in all probability, only reflects the fact that *-ham* is, on the whole, rare as a place-name terminal in the West of England, but common in the East (*cf. EPNS.* I 2. 32). Ekwall's distinction between *-hām* as mainly confined to the East and *-hamm,* which also occurs in the West, cannot be established solely on the evidence of the OE. forms, in which *-ham* and *-hamm* are confused even at the time of Bede (*cf. supra,* p. 17). Consequently I do not think that the occurrence of names in *-ingham* is a safe criterion of early settlement.

It deserves being noted that names of this type occur in Cornwall (Shillingham, *Schullingham* 1306, Gover) and in Devonshire (Yellingham, *Elingham* 1289, Gover).

The various groups of *-ing* names distinguished by Ekwall probably represent all the chief varieties. It should be noted, however, that comp. *-ing* names can also be formed from adjectives and adverbs (cf. Zachrisson, *Place-Names and River-Names*, pp. 8 ff.). Particularly in the West of England we may also have to count with Keltic *-ing* names, such as *Croucingo* (< W. *crug*, 'hill') in the *Ravenna Geographer*, and perhaps *Glencing* (by the side of *Glenc*), the name of a river, and *Bænincgesbyrig* CS. 1282 = Banbury Stone on Bredon Hill, Worc. (either < K. *ban*, 'eminence', *cf.* Loth, *Chrest. Bret.*, p. 189, or from OE. **Ban*(*n*)*a*). A problem that at least deserves to be discussed is whether topographical *-ing* names may sometimes go back to common nouns with an *-ing* suffix, in which case the original meaning of *Wræting* and *Clævering* would be 'a place where crosswort or clover grows'. The only really safe instance of such a kind I have found is *atte Finnyng* = 'at the fen' in a Sussex Subsidy Roll of the year 1296 (cf. Zachrisson, *Place-Names and River-Names* p. 54). Other instances, such as *hæcging CD.* 774 (< *haga?*) (Karlström) *loning* (NED.) (< 'lane'), *platting* (< 'plat') are not quite conclusive, because they are formed from culture names, not from nature names. But *cf. Beosting hrycg* (Karlström 157) and dial. E. *topping*.

Moreover it is extremely difficult (and this is also pointed out by Ekwall, p. 32) to distinguish between singular names in *-ing*, and plural names in *-ingas*, when we have no OE. forms to go by. The ME. criteria are of little value. The ending *-inges* only occurs for place-names in the South of England, and is often analogically transferred to singular names. A good many of the *-ing* names set down as plural may be singular formations, *e. g.* Tring [1]), Herts. (p. 31), Vining, Suss. (p. 63), Worthing, Suss. (p. 65), Rising, Norf. (p. 80) etc., as well as those that Ekwall himself sets down as doubtful (Throcking, Herts., Charing, Mds., Poling, Suss. etc.).

I am unable to follow Kemble, Ekwall, and others in their attempts to vindicate a very special historical signification for

[1]) Cf. Zachrisson, *Place-Name Etymologies*, p. 125.

the *-ing* names. According to my views, these names neither denote 'marks' transplanted from the Continent, nor clans of householders under a common leader, nor ship's crews led by a great chieftain, they are essentially ordinary and common names of very much the same origin as *Ælfredestūn* and *Stantūn*. Their whole history may be summed up in a few brief lines. A farmstead inhabited by a man named *Basa* and his family was either called *Basing* (masc. sing.), *i. e.* 'Basa's homestead', or *Basingas, æt Basingum, i. e.* '(the homestead of) the Basingas', *viz*: — 'Basa and his family or people'. Names formed in this way could be compounded with a distinctive topographical terminal, *e. g. -hām* or *-tūn*. This is the equally simple origin of *Basinga-* and *Basingham, Basingtun,* and the much rarer *Basingatun.*

Probably in order to avoid confusion with *Basing* in the genealogical sense of 'Basa's son or descendant', a variant with a neuter *-ja* suffix, *Basinǧ* (< *ƀasing-ia*), came to be used at an early date with exactly the same sense as the topynymic *Basing* (< *ƀasing-a*), *i. e.* 'Basa's homestead'. This singular *Basinǧ* gave origin to analogical plural formations, such as *Basinǧas,* as in *Basinǧ(a)ham, -weorþ.* etc. A dative ending in *-i, on Basingi,* is not likely to be the base of the numerous *-ing* names ending in *-i* or with a palataissed *ǧ* which are found everywhere in Germanic territory. It should be particularly noted that PG. *ƀasing-ia* is as likely to result into OE. *Basing* as into **Basinge.* We may compare, on the one hand, OE. *ǣrende* < *ārund-ia,* on the other, OE. *wēsten,* which however may originally have been a *jō-* stem, but also OE. *īeget* etc. (< **itja*) corresponding to OHG. *-izzi* (cf. *himil-izzi*) and OE. *hūsincel* etc. corresponding to OHG. *hônchli* etc. The earliest OE. reference to words of this type is *fornæticli, Ep. Gloss.* 179 (Kluge, *Nom. Stamb.* § 63), where *i* was subsequently dropped. To account for the dropping of *-i* in *Basinǧ* (cf. *Geddingc CS.* 296, *Hrocing CS.* 248) we have also to reckon with the analogical influence of the numerous singular *-ing* names which were originally *a*-stems.

Ekwall prefers to explain plurals like *Basingǎs* as original *i*-stems, but we should then expect to find, occasionally at least, **Basinge* by the side of *Basingas,* but no such forms have been evidenced.

The formation of geonymics is a close parallel to that of patronymics. A farmstead situated in or near marshland was called either *Fening*, 'the marshland homestead', or *Feningas* (*æt Feningum*), 'the marshland-dwellers', and with a distinctive terminal, *Fening*(*a*)*hām*, *Fening*(*a*)*tūn*.

In course of time a good many of the place-names formed with *-ing* increased in size and importance (many Hundreds are named after place-names in *-ing*), whereas others remained homesteads of no great importance.

The English *-ing* names are much too numerous to be given special historical explanations. The investigations I have made so far substantiate the views I expressed in *EPNS.* I. 114. Whereas OE. *-en-* can appear as *in* or *ing* in *Domesday Book* (1086), this is very seldom the case with OE. *-an-*, which is rendered with *e*, *en*, or dropped altogether. Practically every place-name that exhibits a medial *i* in *Domesday Book* is an OE. *-ing* name. They abound in all parts of England, whereas fashion changes concerning the use of the various terminals. The majority of them — and in this respect the s i m p l e *-ing* names form a class of their own — belong to the early days of the Anglo-Saxon Conquest and settlement of England, but they continued to be formed even as late as after the Scandinavian invasion of England.

Of real historical interest are mainly the so-called nucleus-names or group-names, such as Ersham (< *Gifrecis hamm*) and Yeverington (< **Gifrecingtūn*) in Sussex, Gilling and Givendale in Yorkshire etc., which indicate settlements of members belonging to the same family or tribe. Whether *-ing* in these or other names indicates individual or collective ownership is a question I am not as yet prepared to answer. I shall have occasion to deal with details in a forthcoming paper on the origin and meaning of *-ing* names. I have already dealt with problems of this kind in the following essays: *English Place-Names in -ing of Scandinavian Origin* (Språkvetenskapliga sällskapets i Uppsala förhandlingar 1922—1924, Uppsala Universitets Årsskrift 1924), *Some English Place-Names in a French Garb* (*Mélanges de philologie*, offerts à M. Johan Vising, Göteborg 1925), *Some Yorkshire Place-Names. Ilkley, Gilling, Ingetlingum* (Språkvetenskapliga sällskapets i Uppsala förhandlingar 1925—1927), (Uppsala Universitets Årsskrift 1927),

OE. dæn(n), M. Dutch dan, and the Name of Danmark (*Acta Philologica Scandinavica,* vol. I, 1926). A valuable contribution to the subject is Dr. S. Karlström's *Old English Place-Names Compounded with -ing* (Uppsala 1927).

It goes without saying that Ekwall when covering such a large field has not always adduced a sufficiently large number of early forms for definitely settling the meaning of the names. Ekwall has a very large number of sound etymologies or excellent etymological suggestions, but many of the names have already been explained in a more satisfactory manner, and others will follow suit, as our knowledge of the subject is increased and enlarged with fresh material. Speaking only of general principles, Ekwall is somewhat too inclined to adduce supposed German parallels in order to elucidate the meaning of the most difficult names (*cf. supra,* p. 68 f.) and sometimes seems to underrate the toponymic element in *-ing* names (cf. Zachrisson, *Place-Names and River-Names* pp. 53 ff.).

The following investigations by the present writer also deal with general problems: *English Place-Names and River-Names Containing the Primitive Germanic Roots *vis, *vask* (OE. *Wise, Use, Wuse, Wisc, Wāse and Wæsc(e)* in place-names and river-names), Uppsala 1926; *Topographical Names containing Primitive Germanic geƀ* — (a group of Gmc names for rivers, lakes, and islands all of which mean 'givers of fish or good harvest': Norw. *Gef., Gæfnudale,* Da. *Gevninge, Giafnatofte,* Sw. *Jäfvern,* OE. *Gifel,* the river *Ivel* etc.). *Namn och Bygd* 1926.

Kelts, Romans and Saxons in Ancient Britain (Uppsala 1927) is an investigation into early English history (400—600) based on an examination of the historical, archæological, and linguistic evidence. An attempt is made to retrace the boundary-line between Keltic and Saxon territory after the battle of Mount Badon (*c.* 500). The narrative of the early West-Saxon Conquest in the Old English Chronicle was written in order to glorify the exploits of the Royal House of Wessex. Nearly all the personal names in this part of the Chronicle are eponymous. There are no safe testimonies as to the survival of early British villages. Names such as Walton and Walcot were in OE. *Wealtūn, -cot* (not: *Wealatūn*) and meant 'the wall-farmstead' ('wall' often refers to Roman remains in the neigh-

bourhood). *Bretabi* probably means the settlement of Vikings from Wales or the adjacent parts of England. A list is given of surviving Roman towns, and the probability of continuity is demonstrated.

Professor Otto Ritter's *Zur Englischen Sprachgeschichte: Ortsnamenkunde* (Halle 1922) and *Zu einigen Ortsnamen* aus *Oxfordshire* (Engl. Stud. 56, 1922) contains numerous ingenious etymological suggestions and is a very important supplement to early place-name monographs. It is much to be regretted that Prof. Ritter's *Altenglisches Flurnamenbuch* of which some specimens are given in *Verm. Beitr.*, has not yet appeared. It will be extremely helpful for the comparative place-name study.

F. Mezger's *Angels. Völker- und Ländernamen* (Berlin 1922) gives useful lists of references and discusses the general principles for the formation of such names. — G. F. Flom, *Place-Name Tests of Racial Mixture in N. Engl.* (*MLN.*'24) gives an exhaustive list of Keltic, Scandinavian, and English terminals in northern English place-names. — Mr. A. H. Smith (*The Place-Names Jervaux, Ure and York*, Anglia 36, 1924) convincingly shows that *Yer* — from *Eofer* — is due to English sound-development. A few remaining points concerning the phonology of these names are discussed by the present writer (MLR. XXI, 1926). Mr. Smith's interesting notes on names like *Shap* < *hēope* (Rev. of English Studies I, 1925) have to a great extent been anticipated by Professor Ekwall (Es. Tegner, Celebration Volume 1917).

Of great interest for the elucidation of the Scandinavian element is Dr. H. Lindkvist's study on the early history and topography of the city of York (*A Study on Mediæval York*, Anglia 50, 1926), where numerous street-names of Scand. origin are explained. General principles concerning the origin and formation of place-names are discussed by O. G. S. Crawford, *The Andover District* (Oxford 1922), and by Professor A. Mawer, *Place-names and History* (Liverpool 1922), and *Place-Names, an Essay in Co-operative Study* (Liverpool 1922). Another essay by Mawer (*Yorkshire History in the Light of its Place-Names, Ann. Rep. Yorksh. Philos. Soc.* 1923) has unfortunately not been available to me.

W. Rye, *A. List of Norfolk Place-Names* (Norwich 1923)

and *Some Historical Essays chiefly relating to Norfolk* (Norwich 1927) contain much useful material, but the author's etymological suggestions are in need of critical sifting.

Many books and papers on the Keltic element in English place-names have appeared recently. Professor M. Förster has called my attention to Mr. W. J. Watson's industrious and valuable book *History of the Celtic Place-Names of England* (London 1926) which deals with the subject both from a philological and historical point of view and *inter alia* gives a survey of the most important Keltic roots contained in English river-names. Place-names are also incidentally dealt with in Owen's *Pembrokeshire* (London 1921) and J. Lloyd's *History of Wales* (London 1912). A fairly extensive material is brought together by T. F. G. Dexter, *Cornish Names* (London 1926), but many of the names which are not etymologically clear, are explained wrongly. The author has not even consulted such an important recent work as Prof. Loth's *Les noms des saints bretons* (Paris 1920).

In a whole series of essays and papers Professor Max Förster has elucidated some of the most difficult English place-names of Keltic origin, and by his masterly and highly instructive treatment of the subject and the numerous references he gives to the most valuable literature we possess on Keltic names and place-names, he has introduced many of his colleagues into this field of study, and opened up new paths for its systematic investigation. The following is a list of his publications: *Ablaut in Flußnamen* (*Germanica*, Streitberg Festgabe 1924). The river-names *Exe*, *Æsce*, *Wey*, *Wye* are derived from e. Keltic *ēsk-*, *isk-*, *wai-*, *wei-*[1]); *Englisch-Keltisches*

[1]) *Cf.* Ekwall, *Ablaut in Flußnamen (Anglia: Beibl.* 1925), who derives *Exe*, *Æsce* from *isk-ā* > *ēsk*, *esk* and *Wey*, *Wye* from *wisā* > *weha* > *wæge* (and *wy*). Can *Isca* be a gallicized form for *Esca*, *Exeter* being the most removed Roman outpost in Ancient Britain, whose name may have been handed over to the Romans through the medium of Latin-speaking Gauls? Both Förster and Ekwall look upon Ouse as a Keltic river-name. The explanation I have suggested for Ouse in *Pl.-Ns. and R.-Ns.* (pp. 18 ff.) (OE. *Wise*, nom., *Wusan*, *Usan* obl. cases < **wis-* in G. 'Wiese') evades the many phonetic difficultes involved by a derivation from a Keltic root. The form *Wusan* is not an isolated one, but is found both in the *OE. Chronicle* (twice) and in a charter (*CS.* 875). The common origin of the rivers Wissey and Ouse in Norfolk (*cf. op. cit.*) is made even more probable

(Engl. Stud. 56: Nith, Aberystwyth, Leeds[1]), Kinnel); *Der Name Donau* (Z. f. slav. Phil. I, 1 ff.); *Die Etymologie von Morbihan* (Arch. d. neueren Sprachen 146, 1924, p. 242); *Proben eines englischen Eigennamen-Wörterbuches* (Germ. Rom. Monatsschrift XI, 1923) gives many etymologies especially of names and place-names of Keltic origin; *Die alten Namen von Kap, Land's End* (Namn och Bygd 1924, pp. 41 ff.) gives a detailed explanation of *Penwith,* the old name for Land's End, and contains many valuable remarks on the naming of places in Anglo-Keltic territory. The occurrence of Scandinavian or Scandinavianized place-names in Wales is also pointed out[2]). Professor Ekwall (*An English Sound-Change and Some English Forest-Names* in Anglia, Beibl. 1925) gives a survey of sòme English place-names containing e. Br. *cēt.* Mr. A. Goodal (*ZNOF.,* vol. II) tries to account etymologically for all the names which occur in the interesting old document that is called *the Tribal Hidage,* supposed by some authorities to go back to the seventh cent. *Herefinna* and *Sweordora* are very ingeniously identified with Hurstingstone Hundred and Sword Point (lost) in Huntingdonshire, but several other etymologies, especially of names which are considered to be Keltic, are not convincing. Dr. J. Schnetz accounts etymologically for *Croucingo,* a Romano-British name mentioned by the *Ravenna Geographer* (*ZONF.* II), and for German and English river-names, such as Kocker and Cocker (ZONF. III).

Professor Ekwall (*Neusprachliche Studien,* Festgabe Karl Luick, Marburg 1925) states the locality of a number of OE. charters (*CS.* 764, 978, 987, 1027, 1042). Mr. O. S. Crawford analyses some charters relating to grants of land in Bedwyn and Burbage (Wilts. Arch. Mag. 41, 1922), and

---

by two early forms of Wissey which have been recently communicated to me by Mr. Schram, *viz. Wisene, Wisenhe* (< OE. *Wisanēa,* where *Wisan* for *Wusan* is due to the analogy of the nominative *Wise*). That *u* should have been long in OE. *Use* is improbable, considering the modern pronunciation and the early spellings. Moreover, the remarkable form *Ews* 1532 (quoted by Vikar, p. 95) presupposes the development of *ō* (< *ŭ*) to N. dial. (y:). Cf. Luick EG. § 406.

1) The Keltic root *lut-* is actually evidenced in R.-Br. *Lutodarus, Rav.*

2) Is Moushole really a Keltic name? In Norfolk there occur such names as Mousehold Heath and Mousehold Farm, but of these I have no early forms.

Professor Mawer (*Anglica*, Brandl Festgabe = Palaestra 147—148) discusses the identification of place-names mentioned in the *A. S. Chronicle* [1]). In the same publication Professor Ekwall gives a general survey of the whole field of English place-name study (*Englische Ortsnamen*).

The subject of place-names and linguistic studies is pursued by Professor *Wyld* (*Some Surrey Charters*, Engl. Studies III) and his pupil, Miss Mary. S. Serjeantson (*Distribution of Dialectal Characters in ME.:* OE. *eal, ea + i, ēo, ȳ* Amsterdam, 1924) and by Mr. P. H. Reany (*On Certain Phonological Features of the Dialect of London in the Twelfth Century:* OE. *ȳ, ǣ, eal, eo* in *Engl. Studien* 59, 1925) and the present writer (*Notes on the English Pronunciation of Greek and French oi in Loan-words:* ME. *oi > ai, o, u* in *Festgabe Karl Luick*, Marburg 1925), (Notes on the Essex Dialect: ME. *an < an + i*, in Engl. Studien 59, 1925).

Of monographs on the place-names of one particular county, Prof. Ekwalls excellent book *The Place-Names of Lancashire* (Printed for the Chetham Society, Manchester 1922) should be mentioned first. Ekwall is the first writer of such a monograph who has arranged his material according to geographical principles (hundreds, townships, parishes, and minor places), not in alphabetical order or according to terminals. In every special case he has also paid due attention to the topographical features of the places whose names he has explained, and he also tries to ascertain their local pronunciation. In short, he has in many respects inaugurated the principles which have been adopted afterwards in the survey carried out by the English Place-Name Society. Ekwall's material is not as complete as in the monographs of this Society, where all habitative names are explained, and where early forms are adduced from numerous unprinted sources, especially *Assize Rolls* and *Subsidy Rolls*, but to make up for this, Ekwall deals not only with habitation names, but also with the names of hills, rivers, and lakes. He also draws interesting historical conclusions from his material. Naturally this is a very difficult task, and opinions may vary as to the correctness of some of his general results. I cannot share his views that

---

[1]) *Cymenesora* is hardly identical with Keynor Farm, Suss.

a British (Keltic) population recognised as such, lived its own life in Lancashire many centuries after the Anglo-Saxon occupation of the county.

In my book, *Kelts, Romans and Saxons* I have tried to show that the Keltic population in English territory was to a very great extent absorbed by and amalgamated with their Anglo-Saxon conquerors, not very many generations after a permanent settlement had taken place. If we make due allowance for occasional early immigrations of Welshmen into Lancashire, there is nothing in the distribution of Keltic name-elements in Lancashire that tells against this assumption. With the exception of Treales, which may have been founded by Welshmen in historical times a considerable time after the Anglo-Saxon occupation[1]), there are no survivals of Keltic habitation names. The others are nature-names, and even those are almost entirely confined to the southern parts nearest to Wales, and the majority of them are not situated in inaccessible or desolate parts of the county. In the parts of Lancashire where Keltic name-elements are most usual (West Derby, Salford, and Amounderness) many of the names in question exhibit English terminals, e. g. Pemberton, Pendleton, Makerfield and Cheetham, and early British *kēt* and *cruc* appear in an English garb, as *chet, chut, criche* (cf. Cheetham, Culcheth, *Tulchut, Crychelow*). Especially the palatalisation of *k* proves that the English language must have taken root and been generally spoken here probably as early as the seventh century. Names such as *Walton* and *Bretebi* afford no safe testimonies as to the survival of a British population. One of the Waltons (= 'the wall-town' near a hill and a place called Wall Nook) and Birkby (*olim Bretebi*) are situated in a typical Scandinavian district near Cartmel, the last element of which is identified by Ekwall (p. 195) with ON. *melr*, 'sand-bank', and there are no Keltic names in the neighbourhood. On the whole, there are hardly as many survivals of Keltic names in Lancashire as in Dorsetshire in spite of the near neighbourhood of Wales. This does not speak in favour of the survival of

[1]) Ekwall speaks about an immigration of Welshmen in the eleventh century, and there may have been earlier immigrations. I may mention that parts of Shropshire and Cheshire were settled by Welshmen in 1050, and soon after 1086. See *Y Cymmrodor* vol. X, p. 35.

a pure British population element for a considerable length of time.

Mainly from the existence of a few uncompounded *-ing* names Ekwall concludes that some parts of N. Lancashire were settled by Northumbrians early in the seventh century (*c.* 600), but for this there is little historical and no archæological evidence. No Anglo-Saxon cemeteries have been found in, or even near, any part of Lancashire. Ekwall also thinks that the land between the Ribble and the Mersey was conquered and settled by the Mercians about 633. This conclusion is based on the Mercian character of certain forms of place-names (*wall* for *well*, *ch* for *k*, *bold* for *botl*) and of personal names in place-names (*Plesa*, *Ceadda*, *Tota*) in this part of Lancashire as compared with the northern parts, but Middle English linguistic forms are not the best material to draw conclusions from on Old English history, and we are not as yet very well informed about the name elements that were in vogue in early Mercian and Northumbrian territory. The geographical situation of Lancashire renders it probable that we should find a mixture of Mercian and Northumbrian dialectal features there, but with our present knowledge, it is diffcult to arrive at definite chronological conclusions merely on the evidence of the place-name material. Moreover, the strong Scandinavian character of the place-nomenclature of Lancashire north of the Ribble may be responsible for some of the differences. Ekwall's chief phonetic criterion, the distribution of *k* and *ch*, does to a great extent depend upon the strength of the Scandinavian influence.

In the south of Lancashire, Scandinavian names are mainly confined to the coastal district in W. Derby Hundred. Ekwall also shows that there must have been a small Danish settlement S. W. of Manchester. The absence or scarcity of Scandinavian names in the most densely populated parts of the county may be an indication of peaceful settlements of Scandinavian vikings in Lancashire from the Norwegian colonies in Ireland, Scotland and the Isle of Man.

Professor Ekwall's work is of standard value not least from an etymological point of view. He has distinguished and defined a great number of place-name elements which were formerly not noted or only imperfectly understood, *e. g.* OE.

bryce, ‘clearing’, *bru*, ‘hill’, ON. *hylr*, ‘a pool in a river’, ON. or OE. *rūm*, ‘a clearing’, and many others. His intimate knowledge of the vocabulary of Germanic languages renders it possible for him to support his new etymologies with numerous parallels and cognates, as in the case of Cuerdley (p. 106), Speake (p. 110), Wirples (p. 123), Slyne (p. 185) etc. Ocasionally he is inclined to postulate new topographical terms on evidence which is too scarce to be entirely convincing, *e.g.* OE. **þwīt (cf. supra p. 18)*, ON. *fuð (cf. supra p. 9)* OE. *trun*, ‘ball’ (p. 158), OE. **ere-leah*, ‘ploughed land’ (p. 45) (place-names, such as Arley, have very seldom a medial *-e-* in the early forms), OE. *ūr*, ‘bison’ (p. 250), and several others. A considerable number of the Keltic etymologies to which no exact parallels are adduced from Keltic territory can hardly be looked upon as definite. To what extent Ekwall has been able to hit upon the correct explanation in such cases can only be decided when new comparative material comes to light. Several ingenious etymologies (*cf.* Gooden, p. 53, Shore, p. 58, Shuttleworth, p. 63, Horrocksford p. 78, Cabus, p. 165 etc., etc.) are the result of the infinite pains Ekwall has taken in ascertaining the meaning of rare dialectal words.

I subjoin a few etymological suggestions. Worsley *(Workedeslegh* 1259*)* may contain ME. *werk, wirk* = ‘fort’ and OE. *cēt* in the genitive + *leah*, Crumpsall, on the bend of a river, (p. 37) OE. *crumbe* ‘bend’ (cf. Crompton, p. 52), Sillinghurst (p. 54) and Sullam (p. 164) OE. *sulh*, ‘a trackway or valley’, Ridgate (p. 108) OE. **ryde*, ‘clearing’, to which there are parallels in Scandinavian languages. On Liverpool (p. 117), *cf. supra*, p. 18. Skelmersdale (p. 122) may be a Scandinavianized form of OE. *Scelf-meres-dal* (or *dene*), Anderton (p. 128) an e. Keltic *Anderitum*, ‘to the ford’ + *tūn*. I construe Adlington (128) as OE. *Athelwiningtūn* and Todderstaffe (p. 157) as *T'alderstath*, ‘the landing-place where alder-trees grow’. After all Elliscales (p. 206) is most likely fo contain ME. *Ayline* < *Athelwine* (on the loss of *w*; *cf. supra*, p. 14 n. 2). On Cornbrook (p. 27), Strangeways (p. 33), Wiswell (p. 77), cf. Zachrisson, *Place-Names and River-Names*, pp. 51, 36, 16, on Scotforth, *ZONF* II (p. 143).

By his book on the place-names of Lancashire Professor

Ekwall has rendered the greatest services to the English place-name study, and this work will always remain one of our most important sources of information on the place-nomenclature of these parts of England.

When dealing with Professor Ekwall's book on the place-names of Lancashire, I have alredy given the reader an idea of the principles adopted by the English Place-Name Society in their county monographs: the wealth of material from all printed and unprinted sources of any importance, the close attention paid to topographical and historical facts, the recording of the local pronunciation of all the names, the arranging of the material according to geographical principles, and the splendid system of co-operation between experts on the English place-name study. As the work proceeds, very many of the most difficult problems concerning the meaning of place-names, their age, history, and geographical distribution, as well as the distribution of dialectal features in M. E. times will be unravelled. At present the two following volumes have appeared: *Place-Names of Buckinghamshire,* Cambridge 1925; *Place-Names of Bedfordshire and Huntingdon,* Cambridge 1926.

Professor Stenton has a number of very interesting observations and suggestions in the introduction to the volumes. Thus the provenance and distribution of the place-names of Buckinghamshire in conjunction with the archæological evidence, renders it probable that the account of Ceawlin's campaigns in the Old English Chronicle is historically correct. Prof. Stenton also tries to retrace, as far as possible, the old boundary line between Anglian and Saxon territory. With our present knowledge the evidence of the place-names is on the whole less helpful for the earliest settlements than for the later Scandinavian and Anglo-French periods. The scarcity of place-names in *-ing* and *-ingham* in Bedfordshire is looked upon as a criterion of late settlement, but names in *-ing* are also scarce in Huntingdon, Cambridgeshire, and Buckinghamshire, which are likely to have been settled some time before Ceawlin's onslaught. The absence of Keltic names in Bedfordshire and Huntingdonshire, as compared with their fairly frequent occurence in Buckinghamshire, seems to indicate that the former two counties were settled at an earlier date than certain parts of Buckingshamshire. After all, there are names

of quite an old-fashioned type, particulary in the north-eastern half of Bedfordshire, such as Pillinge and Knotting, Stopsley, Felmersham, Kempston, Wrestlingworth, and Wrest (which is almost unique), Campton *(olim Camelton)* and Tempsford containing old Keltic names for the Ouse and the Ivel, and last but not least Wenslow Hundred *(olim Wodneslawe)* and the adjacent Harrowden (OE. *hearh*), where the old Saxons worshipped their heathen gods. There are old English cemeteries at Shefford, Kempston, and Walden across the Hertfordshire border, where Hitchin is also situated, which is likely to have been an early and important centre in Old English days.

As this is supposed to be a critical survey we shall not dwell upon the many ingenious explanations which have been given of the meaning of the names but try and make a few suggestions as to possible improvements.

It is of course of paramount importance not to omit in the lists of early spellings any forms that may help to settle the etymology or that deviate in some way or another from the normal type. The charter material, in particular, ought to be complete. I will call attention to some omissions which have been pointed out by Mr. E. Tengstrand at the discussions at the English Seminary of some of the names. Of Risborough, Bucks (p. 170), three forms are adduced from charters, but the following have not been included, *æt Hrisanbeorgan* 1212 *CD.* 721 *(Cod. Vint.) æt Risenburga* 995 *CD.* 689 *(Reg. Cant.), de Risberghe* 995 *CD.* 690 *(Reg. Cant.), Hrysebyrgan,* n. d. *C. D.* 896 *(Claud. A.* III), *de Risberghe* 995 *CD.* 690 *(Reg. Cant.), to Hrisbeorgan* 1045—52 *CD.* 1336 and 1033 *CD.* 1321 *(Add. MS.* 14907 in Old English)[1]. The two latter forms support the rejected *Hrisbyri CS.* 552 *(Smith's Beda),* and point to a remarkable interchange in OE. itself between *hrīs* and *hrīsan.* The earliest form *æt pæm easteran hrisan byrge* seems to presuppose an OE. *hrīse,* 'a piece of land covered with brushwood', by the side of *hrīs (cf.* Kluge, *Stammb.* §§ 79 ff.). By omitting the important early forms in *hrīs* the editors have made it difficult for the reader to form a correct opinion on the etymology of the name. Compared with this, it

---

[1]) *Cf. to hrysan beorge CS.* 948 (Wilts). Many important OE. forms of Ramsey (Hunt 212) have also been omitted (Cf. EPNS IV, XL).

is of minor importance that the analogical form *Rising-* is not noted until 1226, whereas it occurs as early as the twelfth century (*Risingeburne* Cur. I 94). A similar form *Wilinges* 1151—54, 1186—1200, France, for Willen, Bucks, has also been omitted, as well as a good many variants of Biddlesden, Bucks (p. 46), from *Harl Ch.* 84 (in *BM. Index*), *e. g. Bettesdena* 1151, *Byttelesden* 1234, *Buttullusden* 1392, and *Bethelisdane* 1272 (which has dialectal *a* for *e*). Moreover, there can be little doubt that Salden, Bucks (p. 71), is identical with OE. *Scelfdune sive Baldinigcotum* 792 *CS.* 264 (*v.* Karlström). Note also *Bedanford* as well as *Bydanford* for Bedford in *Saints c.* 1000. On the whole, it would be safest never to omit any variant, however irregular, for it may prove to be an important clue to the meaning of the name, or to variants which may throw light on the etymology of other names. Statistics of the variants might also be given more often, for with our present knowledge, it is of greater importance to have safe and complete material, than to offer tentative explanations of *all* the names dealt with.

It is equally important always to give the OE. forms of personal names contained in place-names, as in the case of Sewell, Bedf. (p. 129). *Seofus*, *LV. of Hyde,* is on record and has been noted in Searle's *Onomasticon.*

The Keltic element seems to have been somewhat overestimated. Brickhill, Bucks (p. 31), and Bedf. (p. 12), can hardly contain W. *brig,* which means 'the extreme end of something', 'a hair', 'a branch', but not 'a hill-top' (J. Glyn Davies), and which is found in topographical use only in Brittany, where, according to Loth, it means 'source', 'fountain' (the base in Brickhill may be **Brica* p. n., or perhaps *bryce,* 'clearing', with *c* kept by the analogy of *brec*). I look upon Panshill, Bucks (p. 117), as a manorial name containing a French p. n. **Paunce* (*cf. Pauncefot*, *EPNS.* I. 211.) and construe Kempston as **Cemmestun* (OE. **Cemmi* < *Cēnmǣr,* a parallel to *Cymmi* < *Cynemǣr*). On the other hand, I construe Kimble as a Keltic **Cun(i)o-belion,* 'the tree (or forest) on the hill' (*cf.* OE. *cynibre* = Kinver < **Cun(i)obriga*, 'the high hill-top').

The instances when the etymologies which have been suggested, are not entirely borne out by the evidence of all

the early spellings are so few as to be almost negligible. I have only noted the following cases. Winchendon < **Wine-cingdun*, Bucks., (p. 111) (or OE. *wince?*), because of the palatalized *č*, Redbornestoke, Bedf. (p. 66) < **Hrēodburnanstoc*, because *Rǣd-* would have given *Rad-*, which is absent in all the post Domesday spellings (*cf.* Ampthill < *ǣmete* with regular *a*), Linford, Bucks (p. 19) < **Lindford* (*cf. Lindeford* 1175), rather than **Hlynford* (there being very few early spellings with *e* and *u*), Gidding, Hunts (p. 240) < **Gēde?* (cf. *Gōda; Gedelinge, DB.*, is due to the change of suffixes) rather than *Gydda* [the late *i* is due to the raising of *e* to *i* in front of *d*], Yelling, Hunts (p. 275)] < ***Gilla* for **Gisela* rather than ***Giella* (the early spellings down to 1535 exhibit *i*, except in *DB.* and *Steph. B*, which have French *e* for *i*, *cf. EPNS.* I. 1. 113). The early forms of Bierton, Bucks (p. 146), and the modern pronunciation (biətən) point to ME. *bērton* < OE. **bȳre-tun* (not *burh-* or *byrhtun*), those of Tilsworth, Bedf. (p. 133) (3 forms with *th* against 36 with *t*) do not favour derivation from a name containing *th* (*Thuf, Yorks Ch*, goes back to OD. *Tuua, Tuui* — Nielsen, p. 101 — by the side of *Tofi*). One whole group of names, Hughenden (p. 182), Hitcham (p. 229) in Bucks, and Higney (p. 215) in Hunts, are considered to contain OE. **Hycga*, which ought to be improved to **Hycca* < *Hucca* (cf. Huckenden, Bucks, p. 205). In front of *n*, *ch* could be voiced to *dg* (*Huggenden, cf.* also *Bleggeleg* for *Bletchley*, Sal., Bowcock, p. 46), or depalatalized to *k* (*Hikeneye*). Hitcham has only one early spelling with *g* (*Hugeham*) due to the analogy of OF. *huge* or to *Huggenden*. Similarly Hedgerley, Bucks (p. 238), which may contain **Hycga*, has one amalogical spelling with *ch* against 25 with *g(g)*. The early forms of Renhold, Bucks (p. 62), cannot be accounted for by the aid of the Scand. personal name *Hrani* (better: *Hráni*). OE. *rān* influenced by E. Scand *rēn* (evidenced in *Palladius* etc., cf. Björkman, Scand. Loan-words) may be thought of. If so, *rĕn-* passed into *rĭn*, and was labialised to *rŭn*. Renhold is situated in the northern part of Bedfordshire, where other Scandinavian names are found, e. g. Toft, Francroft, and Carlton.

Speaking of phonetic criteria the editors seem to think that the distinction between single and double consonants was

to a great extent kept up in ME., and for this reason, they are unwilling to derive Brogborough, Bedf. (p. 83), from OE. *brocen beorg,* but *ck* in the ME. spellings of this name only marks the preceeding vowel as short. Spellings of this kind are not unusual in *Lagamon* and other early ME. texts (*cf.* Zachrisson, *The English Pronunciation at Shakespeare's Time pp.31f.).* As to Clapham, Bedf. (p. 22), supposed to contain *hām, cf. supra,* p. 80. Note also that all the ME. forms of Buckingham (p. 60) have *ham*, whereas in the OE. forms there is vacillation between *-ham* and *-hamme.*

If an alternative explanation presents itself, topographical nonce-words ought to be avoided. Duloe, Bedf. (p. 57), should rather be derived from the personal name *Deule,* as suggested in the *VCH.* of Bedfordshire, than from an OE. **dyfel,* which is not recorded in any other name. The omission of the genitive *-s* is usual in *late* compounds with personal names. Lamua, the early name of a hundred in Bucks (p. 51), is derived from OE. *mūga,* 'mow' = 'heap', 'artificial mound', a fairly late sense development of the usual one of 'heap of hay or corn'. As this etymology is not supported by the early forms of 'mow' (3 *moue, muge, mowe NED.),* I prefer to explain *Lammva, La Mue* as French forms of OE. *mȳþe,* 'meeting of roads', 'place where two streams join'. Such a spot was a likely meeting-place for the hundred-court.

The editors have a remarkable predilection for construing OE. personal names, for which there is little or no collateral evidence. Mursley, Bucks (p. 40), Missenden, and Misbourne River, Bucks (p. 152), are considered to contain two personal names, **Myrsa* and **Myssa,* to which, as far as I am able to judge, no correspondents or equivalents can be adduced. Moreover, none of the early forms of Mursley exhibit *i.* If we look upon a few spellings with *e* as due to the influence of names containing *mere, mersh* (or as errors with *e* for *o*), the name might be construed as **Muresleah* (OE. **Murre* < *Munred*), but this also is doubtful. Missenden may go back to OE. **Mīesan- or *Mȳsing-den*, the first element (< OE. *mēos*, 'moss', *cf.* Muswell Hill, London, *Mosewella* 1152—60 *Ind.*) being not unlikely as a river-name. **Lutgar* cannot be contained in Ludgershall, Bucks (p. 105), and similar names because of the *constant* early spellings with a medial *e* (*Lute-*).

The last element is OE. *gærshale* 'allotment for grazing', the first may be OE. *lytel-*, *lytlan-* > ME. *lutel-*, *lute-*, Stagsden, Bucks (p. 43), and Dilehurst, Bucks (p. 232), are more likely to contain OE. *stacing*, 'enclosure with stakes' (*cf. Folwardstaking CS.* 409), and *dile*, 'dill', than such personal names as the ON. *Stakhr* and the OE. *Dylla.* Why suggest **Risa* and *Hagena* as likely to occur in Riseley (< *hrīslēah*), Bedf. (p. 18), and Haynes (= *haganess*), Bedf. (p. 151), especially when Haynes is situated near the bend of a river. Leagrave Bedf. (p. 155) means 'the light grove', not 'the grove of **Lihtla* (!), Raveley, Great and Little, Hunts. (p. 217), 'the raven-lea' (*cf. Ræflea* 14 *c.* < **Ræfnlea* with loss of *n*). Considering the easy change of *ræfn* to *ræf*, especially when a consonant follows, there is no safe evidence for OE. personal names containing *Ræf-*.

Other postulated names of more or less doubtful authenticity are **Scealde* in Shalston, Bucks (p. 47) and **Sula* in Soulbury, Bucks (p. 82). *Cf.* Zachrisson, *Pl.-ns and River-ns.* p. 59, and ZONF. II pp. 137 ff. Would it not be safer to derive Doddershall, Bucks (p. 109); from OE. *Dodrig* (on coins, Grueber) or from the plant-name *doder* (1265 *NED.*) than from a personal name formed with the elusive *r*-suffix (***Dodre*). The correlated *Hama* makes a personal name **Hāme* more probable than **Hān* in Hanscombe End, Bedf. (p. 175), (*Hameschaump* 1227 *Ass.*), and the early spellings of Toseland, Hunts (p. 272), with *ou* may go back to OD. *Tuli* (cf. *Tuli* LVD pp. 5, 79, 8 — Björkman, p. 143 — and ODa. *Tuki, Tufi* by the side of *Toki, Tofi*). For Meppershall, Bedf. (p. 170), and Meagre Farm, Hunts (p. 264), I suggest derivation from the OFr. names *Malpertuis* (*cf. Malpertus, Boldon, Book*) and *Maugre,* instead of *Madalperht* (OHG. *p* < *b* is extremely rare in English names) and **Mæđelgar(riþ).*

The heroic names *Cissa* and *Horsa* in Chisbridge, Bucks (p. 178), and Horsendon, Bucks (p. 169), are likely to dwindle into OE. *cis,* 'gravel' (this suits the situation of Chisbridge) and *horsena* — a late OE. and ME. gen. plural. for *horsa.*

Such Old English compounds as **Wīdmundtūn* = Wymington, Bedf. (p. 49), are not on record. This name and others of the same type should be construed as *Widmundingtun* (with subsequent loss of *-ing-*). Speaking of *-ing* names, the editors

have an excellent opportunity of distinguisting between geonymics and patronymics on topographical grounds. What we want to know is if the geographical situation of Knotting, Bedf. (p. 15), and Pollicot, Bucks. (p. 105), forbids derivation from N. dial. 'knot', 'hill', and OE. *pōl*, 'pool'.

The fact that opinions may differ with regard to the meaning of many isolated names does not lessen the great value and importance of the vast undertaking of the English Place-Name Society, which I do not hesitate to set down as the greatest philological task that has been begun in England since the editing of the Oxford Dictionary, and the English Dialect Dictionary. If the etymologies are not always definite, this is not from want of zeal or learning on the part of the editors or their helpers, but because many of the so-called *cruces* can only be solved by the aid of a large comparative material of topographical terms and personal names, a material that will be brought together and sifted according as the new volumes are published. The English Place-Name Society is to be heartily congratulated on the excellent start that has already been made, and not the least share of praise is due to its director, Professor Mawer, who imparts some of his enthusiasm and some of the dynamic power of his personality to everybody who has the privilege of discussing with him the many fascinating problems of the English place-name study.

Mr. J. E. B. Gover has published a book on *The Place-Names of Middlesex* (London 1922) which contains much valuable material and many sound etymologies. Mr. Gover is one of the most hard-working place-name students in England. He has collected a vast material for South Devonshire [1]) and for Cornwall, and his book on Middlesex place-names is only a forerunner to a more comprehensive survey, which will appear as one of the publications of the English Place-Name Society. I have had the opportunity of going through the new material Mr. Gover has collected for Middlesex. It enables him to settle the etymologies of many names. He now derives Homerton (p. 47) from the feminine name *Hunburh*, as in *Hunburge fleot OET.* 553, Haggerston (p. 34) from *Heregod*, Pitshanger (p. 69) from *Pyttel*, Charing (Cross) from OE.

---

[1]) The place-names of North Devon are being dealt with by one of my pupils Mr. B. Blomé, a graduate of Upsala University.

cyrring, cerring "turning", Hillingdon (*de Hildendona* c. 1100) from *Hild*, Kensal Green from *Kingisholte* 1253 *PF.* etc. The new forms recorded for Kensington (*Kinsentun, Kunsentun* c. 1200) remove any doubt as to the base being OE. *Cynesigingtun.* Hammersmith probably means 'the hammer-smithy' (OE. *smiþþe*), as was suggested by Dr. Bradley. A special interest is claimed by the many late manorial names in *-bury*, such as Barnsbury, Bloomsbury, Bucklersbury, Finsbury and Lothbury (*Terra Alberti Loteringi*, c. 1130), 'the manor of Albert of Loraine'.

To these etymologies established by Mr. Gover I may add a few suggestions.

I prefer to derive Barnet (4) from OE *bærnet, bernet* in the sense of 'clearing'. Cf. Zachrisson, *Anglia*. 25, p. 316, Mawer *EPNS* I. 1. 4. — The OE base of Astleham (4) may be **Eastleaham.* — I prefer to derive Edmonton (25) from OE. **Eadhelmingtūne, -s-* in *Edelmeston* being inorganic. This is borne out by the additional form *Edelington* 1250 *PF.* — Feltham (28) might be derived from OE. *Feldham* with *lt* for *lþ* or *ld* in front of *h.* — Frith Manor (30) is more likely to contain OE. *friþ*, 'wood', than OE. *frith*, evidenced only in *dēor-friþ*, 'deer-park'. *Cf.* Middendorff, 54. — There being no inflexional *-e-* in the earliest forms of Hadley (34), I agree with Mawer (*EPNS.* I. 1. 31) in deriving the name from OE. **Hǣplēah.* — I take Horsendon Hill (49) to mean, 'the horse hill', *Horsen-* being an analogical gen. plur. in *-en.* — Belsize (6) hardly means beautifully situated but 'the beautiful seat', from OFr. *bel* and *assise*, n., which could also be used topographically and sometimes had the meaning of 'orchard' (see Godefroi). Belasis, Northb., is correctly explained by Mawer (*Nb. Pl.-Ns*, p. 16), who adduces a good many additional instances. On the other hand, Mawer's derivation of *Beamish* (*ibid.* p. 14) from OF. *beau mis* = 'well placed', is hardly to the point. The terminal is OF. *mes* (as suggested by Skeat), and the meaning is 'the beautiful mansion'. Butterby, Nb. (Mawer, p. 35), is OF. *beau trouve* 'the beautiful find' not *beau trouvé.*

Mr. W. Bowcock's *Place-Names of Shropshire* (Shrewsbury 1923) also contains much valuable material of early forms, but a great many of the etymologies cannot be looked upon as definite. Mr. Bowcock often suggests a number of alter-

native explanations leaving it to the reader to decide which of them is the most probable one. The following is an attempt to settle the etymologies of some of the names by the aid of the material which is given in Mr. Bowcock's book. Naturally, some of the names will have to be explained differently if new early material comes to light.

The most likely derivation of Atterley (32) is from the OE. formula *æt þære lēage*. — Bardley (34) may contain the personal name **Bearda*, as in *Bearda stapole* (*Crawford charters*, p. 9) = Barnstaple Dev. (see Stevenson p. 79), apparently an OE. equivalent to *Bardi* from OWN. *Barði* (but cf. Karlström, *Pl.-ns in ing* 149). — Cantlop (61) is a well-known OF. personal name, which in the early records appears as *Cantilupo, Cantelupo, Cantilou, Cantelew,* etc. According to Herichier, *Glossaire Etym.*, p. 68, it is usual in local names in Normandy, and its meaning is 'bois taillis'. — Caus (63) is another instance of a Norman personal name used as a place-name. *Cantilupo* is also found in Kantelowes, Mds. (*Kantelu* 1190, Gover 12). — The suggestion that Emstrey (98) means island monastery is undoubtedly correct, *ei-* and *e-* in the prefix being due to OE. *ēa* and *ēg* respectively. *Cf.* the early forms of Ebury, Mds. (Gover 24). — *Gosenhull* = Gonsall (106) means 'the goose hill', *gosen* being an analogical gen. plural in *-en*. There is no satisfactory evidence for an OE. **Gosa*, p. n. — Gravenhunger (106) is undoubtedly to be derived from OE. **Grāfanhunger* or *-hungra* (a variant of *hangra*), 'the grove on the slope'. In OE. there were the following variants of grove: *grāf* (from **grāƀa*), *grǣfe, grǣfa* (from **grāƀjōn*) and *grāfa* (from *grāƀōn* or for *grǣfa* influenced by *grāf*). For early references, see Bosworth-Toller, *Suppl.* (note especially the compound *ellengrāfa*). Near Gravenhunger there is a place called Greaves containing the variant *grǣfa*. OE. *grāfa* is also contained in Gravenhurst, Bedf. (*Gravenhurst, Gravenhirst*) and Graveney, Kent (*Grafonaea*, Sweet, *OET.* p. 456). Skeat's derivation of the names from *grafon* 'gravel' is not convincing. — After all, Haughmond (115) is likely to be derived from an OE. **Hēahmunt*, 'the high mountain' (cf. *hēahstrǣt, heahtorras* = the Alps etc.). In the ME. forms *t* has been lost, except in *Hagemont* 1194, *Haghmond* 1331). In **Heahmunt*, *h* was either lost, as in *Hamon*, or

voiced before *m*, as in *Haghmon, Hageman, Haweman.* — Higford (120) and Higley (121) seem to contain a personal name **Hycga*, a geminated hypocoristic form of names compounded with *Hyge* — *ǧ* having become *g* in front of *f* and *l*. — With regard to Maesbury (152) (*Meresberie DB.*) and Marrington (*Meritone DB.*), it deserves being pointed out that an OE. personal name *Merra, Mere* is actually on record (cf. Redin, 68, 124). — Ratlinghope (195) contains the OE. pers. name **Rota* (cf. *Roting,* Redin p. 173). Cf. Rottingdean, Suss., and Rooting, Kent (Ekwall, *Pl.-Ns in -ing* 39). — Shifnal (*Ydeshale* 1196, *Suffenhale* 1292) (210) seems to be one of the rare instances when a place had two names, OE. **Iddeshealh* (*cf.* OE. *Iddi*) and **Scufanhealh* (*cf.* OE. *Scufan beorh CS.* 457, *Scuffan halh CS.* 22). Another double name is *Scelfdune vel Baldinigcotum CS.* 792, probably identical with Salden, Bucks. — *Smerecote, DB.* = Smethcote (218) is evidently a variant of *Smedecote (th, d, r* interchange in many dialects), 'the cottage on smooth or level ground'. Cf. Smithencote, Dev. (Mawer, *EPNS.* I. 1. 54). — Stottesden (227) contains OE. *stott,* 'a kind of horse' (B-T., *Suppl.,* 713) confused with *stōd,* 'herd of horses'. — Styche (228) contains dial. English *stitch* 'a ridge', 'a strip of ploughed land'. See *NED.* and *EDD.* — Sundorn (229) probably goes back to OE. **Sundorærn,* the detached farm (*cf.* Bowcock's notes), with the usual loss of *n* in some of the early forms. — Uckington (236) is certainly a patronymic derived from the OE. personal name *Ucca.* — Wigmore (252) contains a personal name with geminated *g, Wigga, Uuigcga* not *Wiga.* — Woore (p. 201) may be due to the OE. river-name *Wæfer,* as has been suggested by Ritter, *Vermischte Beiträge* 83. — I am inclined to construe Wotherton (263) (*Wodeverton, Wdenerton* for *Wdeuerton*) as OE. **Wudufordtun,* 'the farm near the ford in the wood'. —

The following papers deal with the etymologies of various place-names: E. V. Gordon and A. H. Smith, *The River-Names of Yorkshire* (*Transactions of the Yorkshire Dial. Soc.* 26, vol. IV)[1]). — E. Schröder, *Haupt als Quelle,* with references to this use of *heafod* in Old English names (*Namn och Bygd,* 1926). — E. Ekwall, *Engl. head, 'källa',* where

[1]) Contains much valuable material and many useful suggestions, but the Keltic element is somewhat overrated.

it is pointed out that the usual meaning of 'head', at least in Lancashire, is 'hill', 'ridge', and that OE. *heafod*, "source of river", is a rare element in English place-names, as in Coverhead, Yorks (Namn och Bygd, 1926); *Nord. ā, "ā", i engelska namn*[1]) (*Costa, Dautha, Rawthey* etc.) (*ibid.*); *OE. Gyrwe* (Angl. Beibl. 1922, 116) = 'the fen dwellers' (< **girwī*), but *y* is best explained as due to sporadic rounding, as in OE. *cyrice* by the side of *cirice*; *The English Place-Names* Etchells, Nechells (*J. Vising, Celebration Volume*, Göteborg 1925) < **ēcels*, 'a piece of land added to a village or estate'. What to a certain extent speaks in favour of the old explanation (OF. *escheles*, 'stairs' 'a house with an outer staircase', Duignan) is the absence of *u* in all the early spellings (for *u* in Staff. and Chesh. < OE. *ȳ*, as in **ȳcels*, **ēcels*, *cf.* Jordan § 83) and such early forms as *Escheles* (cf. also the OFr. personal name *de Scalers, de Scalariis, DB.*). — P. Reany, *Gernon, Garland and Garnish* (*Trans. of Essex Arch. Soc.*, vol. XVII, part 3). All these forms as well as the remarkable *La Gerunere* where the French suffix *-(i)ere* has been added to the name (*cf. EPNS.* I. 1. 94), have developed by phonetic changes from *Gernon(s)*. — R. E. Zachrisson, *Some English Place-name Etymologies* (*Studier i modern språkvetenskap*, utg. av Nyfilologiska Sällskapet i Stockholm, vol. IX, Uppsala 1924), dealing with the etymology of certain place-names discussed in my book *Anglo-Norman Influence on English Place-Names; Six Groups of English River-Names:* 1. Ree, Ray, Rye. 2. Seven. 3. *Sceldes heafda.* 4. Wooburn and Weybourne. 5. Whitsun Brook. 6. Shottery Brook (*ZONF.* vol. II). — C. Schererz, *Studien zu den Ortsnamen von Cambridgeshire* (*ZONF.* vol. III), contains many improvements on the etymologies proposed by Professor Skeat.

---

[1]) Here Ekwall supports his etymology of Goxhill, Lincs. and Yorks, (< **Gaukslā*) by pointing out one or two instances of Da. *la* in Lincolnshire as a nature-name. But the two places are not situated on or near a salt-water creek, and numerous forms in *-la* occur also for Sixhill, Yorks, which contains *-leah* (or *-hyll?*). The most likely explanation is that *Gau(k)sle* is a Scandinavianized form of OE. *Geaceslea* (cf. Yaxley in Suff. and Hunts and Ekwall, *EPNS.* I. 1. 65, where numerous parallels are adduced). Cf. also my paper in Namn och Bygd 1927.

Uppsala, June 1927. R. E. Zachrisson.

BEITRÄGE ZUR ALTENGLISCHEN WORT- UND NAMENKUNDE.

1. *bec (bæc), bece (bæce)* 'Bach'.

Belege bei Middendorff *Ae. Flurnamenbuch* 11 und Toller *Suppl.* 60 b; einige Nachträge dazu werde ich in den von mir vorbereiteten Ergänzungen zu Midd. geben.

Eine grammatische Scheidung der einschlägigen Formen versucht Toller a. a. O.; vgl. auch Hempl ESt. 29, 411 ff., der jedoch mit nicht ausreichendem Material arbeitet und infolgedessen zu irrigen Schlüssen gelangt.

Ob die Form *bec*, wie man zunächst glauben möchte, als **becc* aufzufassen ist, erscheint zum mindesten zweifelhaft[1]); ebenso fraglich ist, ob *bec* (d. h. *bęċ*) das Resultat einer etwaigen Kreuzung der von Fick-Torp, *Vergleich. Wörterb. d. indogerm. Sprachen* III 257 angesetzten Typen **bakja-[>*becc]* und **baki-[>bece]* sein könne. Das Wort tritt ae. als *i*-Maskulinum *(bece)* und *i*-Neutrum *(bec)* auf; vielleicht außerdem noch als *a*-Mask. und als Fem. Als *a*-Mask. wäre es behandelt, wenn sich die Formen *bakas, baka, bakan* Gray Birch *Cartul. Saxon.* [= CS.] Nr. 219, 233 mit Sicherheit als pluralische Kasus auf ein *bæc* 'Bach' beziehen ließen[2]); feminine Flexion (vgl. dtsch. mundartl. 'die Bach') scheint an 2 bis 3 Stellen vorzuliegen, doch sind dieselben kaum sicher genug, um für grammatische Zwecke in Frage zu kommen. Die häufigste

---

[1]) Vgl. Stellen wie *on þæt béc. þonne east and lanȝ þæs becæs. of þæm bæce* etc. CS. 689; *in on þæt bec siþþan andlanȝ beces* 1176; *on þæt heo[þ] béc and lanȝ heo[þ]beces* 1319; — *into Mædles bæce . . into mædles bæc* Kartular von Worcester (Hearne) 246.

[2]) In der (schlecht überlieferten) Urk. CS. 197 trägt ein pastus porcorum den (doch wohl vorenglischen) Namen *bri bacan.*

Verwendung ist jedenfalls die als *i*-Mask. *(bece, bæce)*[1]). Wenn das Wort als *i*-Neutr. nicht in der von der Grundform **baki-* aus zu erwartenden Gestalt **bece*, sondern eben als einsilbiges *bec (bæc)*[2]) auftritt, so erinnert diese Verkürzung an die alten *s*-Stämme *ʒewif* 'Schicksal' und *sel* 'Saal' (Sievers *Ags. Gramm.* § 263, Anm. 3); ob freilich deren von van Helten, Beitr. 36, 500 gegebene Erklärung auch für *bec* zutrifft, möchte ich dahingestellt sein lassen. Jedenfalls gemahnt das Nebeneinander von *beċ* n., *beċe* m. und eventuellem *a*-Stamm *bæc* ziemlich stark an die Gruppe *sel* n., *sele* m. und *sæl* (letzteres doch wohl < **sala-* und nicht [mit van Helten] analogisch zu **salu-*). Weitere Parallelen für die Endungslosigkeit von *bec*, die bei Sievers nachzutragen wären, bieten sich in dem mask. *i-* resp. *ja*-Stamm *węr* 'weir' (dessen vereinzelter Umlautplural *weoras* hinwiederum an ae. *speoru* 'contos'[3]) erinnert)[4]); in *ʒelis* 'Studium' (nach Klaeber Angl. 27, 244 eine Kreuzung von *ʒeles* und *ʒelise* [cf. *-ʒecwide*]); *(ʒe)ner* 'refugium'; *ʒestir* 'actio' Rit. Dur. (wo mir freilich Beeinflussung durch an. *styrr* nicht ganz ausgeschlossen scheint)[5]).

---

[1]) Ich glaube mit Toller *Suppl.* die Fälle mit artikellosem akkusativischen *bece* für das Mask. in Anspruch nehmen zu dürfen (vgl. den Plural *becas* CS. 1282, III 588 und den Beleg aus CS. 124), obgleich in den meisten Fällen auch die theoretische Möglichkeit eines Neutrums (Typus *spere*) gegeben ist.

[2]) Die *æ*-Form *bæċ(e)* reflektiert sich z. T. in der me. Variante *(-)bach(e)*, ne.-dial. *batch*.

[3]) Nach Streitberg germ. **spari-*. Ein ae. *spĕre* (Sievers, Kluge) wäre nur als Kreuzung von **spire* < **speri-* und **speru* < **speru-* denkbar. Die Möglichkeit einer germ. Stammform **wera-* pflegt man für ae *wer* 'weir' nicht in Betracht zu ziehen.

[4]) Vgl. auch *deonu, -o* CS. 123 A (= *dene* 123), 381, *Deanum* Wids. 63 < **Deonum* = *Denum, freomo* < *fręmu* < **framĭ, seolla, siollan* < *sęllan* usw.

[5]) Ae. *hlin* 'a tree' (Sweet Dict.) könnte hierher gehören, wenn es sich (eigtl. **hlyn*) als identisch mit an. *hlynr*, ndd. *läne, lön(e)* auffassen ließe (germ. **hluni-*, nicht **hlunja-*, H. Schröder IF. 17, 316 f.); freilich möchte es Hoops Waldb. 262 als *hlīn* zu ahd. *līmboum* stellen (da das Wort ae. nur einmal in der Poesie belegt ist, und der Spitzahorn 'auf den britischen Inseln ganz fehlt' [Hoops], ist die Vermutung Ekwalls zu dem O.-n. *Linford* Bucks PNSoc. II, XXXII als wenig glücklich zu bezeichnen). Unsicher sind ae. *myl* 'Staub, Müll' und *syl* 'Kotlache', die bei Sweet beide als mutmaßliche Neutra mit einfachem *-l* angesetzt sind. Sweets *ʒehlyn* n. 'noise' ist sehr wahrscheinlich in *ʒehlynn* zu ändern.

Der Ansatz 'ae. *bečč*, germ. **bakki-*' bei Kluge, Etym. Wb. besteht nach dem Ausgeführten nicht zu Recht; die Schreibung *bec* braucht nicht als *becc* ausgelegt zu werden (s. o.), und gegenüber den zahlreichen ae. Belegen mit sicherem einfachen *-c-* ist die Geminata *-cc-* nur ganz dürftig bezeugt.

2. *bī-* in Ortsnamen.

Den Ortsnamen *Bythorn* Hunts. (ae.-lat. *Biđerna*, Dom. B. *Bierne*) deutet Skeat *Place-names of Huntingdonshire* 341 aus ae. *bī þyrnan* 'by (or beside) the thorn-bush', wozu er bemerkt: 'The coalescence of *by* and *thorn* into one word is rather curious; but compare *Byfleet* in Surrey (A.S. *Bīfleot* [sic] in Kemble), *Byford* in Herefordshire, *Bygrave* in Hertfordshire, and *Bywell* in Northumberland. Kemble has *Biggrāfan*, dative, Cod. Dipl. III. 363; which would answer to a modern form *Bygrove*.' Ist diese Auffassung richtig, so müßte in den genannten Fällen die (starktonige) Adverbform für die (schwachbetonte) Präpositionalform eingetreten sein; doch macht auch dann noch der Ausgang altenglischer Formen wie *bifleot* und *Biđerna* Schwierigkeiten. Für den Namen *Bygrave* faßt Skeat selbst (*Pl.-ns. of Herts*. 29) die Alternativdeutung 'neighbouring entrenchment' ins Auge, wie bereits Taylor (*Names and their Histories* 346) *Byfleet* mit 'the place by the fleet' oder aber 'a side-stream' übersetzte [1]). Ich rechne für alte Namen wie *Byfleet* und *Bythorn* sehr stark mit der weiteren Möglichkeit, daß in ihnen das gleiche b e t o n t e Präfix *bĭ-* (im Ae. gedehnt > *bī-*) 'u m, h e r u m' enthalten ist wie in dtsch. *biburg* 'Umwallung' (cf. got. *bibaurgeins* Skeir.); ahd. *pifleoz*, mhd. *bivliez* 'umfließendes Wasser, umflossenes Land' (vgl. das Vb. mhd. *bevliezen* 'umfließen') [2]); mhd. *bivanc* (*bífang*

Ae. *hwer* 'Kessel', von Sweet mit *ę* angesetzt, ist vielmehr *hwër* < germ. **hwera-*. Epin.-Erf. *dil* 'anethum' (sonst *dile*) könnte ein **delja-* (vgl. ahd. *tilli*) vertreten. Über ae. *hrif* 'womb, stomach' s. Fick-Torp 103 (germ. **hrefiz* oder eher **hrifa-*?). — Die von E. Schröder ZfdA. 60, 288 für den adtsch. *-i-* Schwund in *bah, -mar, stat* usw. gegebene Erklärung (Schwachtonigkeit in der Komposition) kommt fürs Ae. ersichtlich nicht in Frage.

[1]) Belege für *bī-* 'Bei-, Neben-' bei J. Lenze, Diss. Kiel 1909, 27ff., Buck, *Flurnamenbuch* 22. Auch Mawer, *Essays and Studies by Members of the English Assoc*. IV 57 f. führt die *By*-Namen auf ae. *bī-*'neighbouring' zurück.

[2]) Nach Wallner, *Altbair. Siedelungsgesch*. 13 och in dem bair. Ortsnamen *Piflitz*.

Notker), nhd. *Bifang (Beifang)* 'was einen Raum einfängt, Umgrenzung, eingegrenztes Ackerbeet, Acker' [1]); lat.-germ. *bigardium* 'Gehege' Kluge PGr. I 332, afläm. (Ortsn.) *Bigard* (*-en, -is* usw.), ahd. *Pigarto,* mhd. *Bigarten* (später umgedeutet zu *Bei-* [= 'neben'] *garten*) [2]); ahd. *biloh, piloh* 'clausura, claustrum'; nhd. dial. *Bischlag* 'Gehege und dadurch abgegrenztes Land'; ahd. *piunt, piunta* (< **bi(w)undō-),* mndd. *biwende* 'Beunde, umzäunter Platz'; ahd. *bizûni, bizûna,* mhd. *biziune, bizûne,* nhd. dial. *Bitze* 'eingezäuntes Grundstück'. Engl. *Byfleet* wäre direkt mit ahd. *pifleoz* zu identifizieren; *Bythorn,* ae. **Bīþyrne,* wäre urspr. eine 'umschließende Dornhecke' (vgl. mhd. *verdürnen* 'durch Dornhecken einzäunen, absperren' Lexer Wb.) [3]).

3. *cistel, ce(a)stel, cæstel (a)* '(Stein)haufe'.

Die Bedeutung '(Stein)haufe' ergibt sich aus der von Middendorff 24 zitierten Urkundenstelle CS. 282. Danach möchte ich das Wort nicht mit *castel* < *castellum* gleichsetzen (Midd. a. a. O.), sondern es von germ. **kastila-, *kastula-* (zu norweg. *kast* 'Steinhaufe' [Falk-Torp *Norweg.-dän. etymol. Wb.* 502], an. *kǫstr* 'Haufe', ae. *-cyst,* Kern ESt. 51, 8) ableiten [4]); das *ea (æ)* der Tonsilbe würde auf Kreuzung der beiden von mir angesetzten Stammformen, oder aber auf Einfluß von *ceaster (cæster)* beruhen. Für die Übersetzung 'chestnut-tree' Bosworth-Toller 910b (vgl. auch [mit Fragezeichen] Sweet Dict. 160b) sehe ich keinen genügenden Anhalt. Stein-

---

[1]) Mit gedehntem Tonvokal ndl. *bijvang* (*Nomina Geograph. Neerland.* III 327).

[2]) Dazu vielleicht auch frz. *Bigards* (Eure); anders Longnon *Noms de lieu de la France* 284. — Über venez. *piarda* v. Grienberger AfdA. 18, 64.

[3]) Analog könnte *Biddick* von Hause aus der 'umschließende Deich' gewesen sein; mit der Taylorschen (von Ekwall, Angl. Bbl. 32, 260 wiederholten) Erklärung *bi dīc* 'by the dike' kann ich mich vor der Hand nicht befreunden. — Wenn der O.-n. *Allerton Bywater* Yks. im Jahre 1284 als *Allerton juxta aquam* erscheint (Taylor a. a. O. 346), so beweist das natürlich nicht das mindeste, für seine ursprüngliche Bedeutung. Für *Biwere* (Inquis. Eli.) ist die Auffassung 'by the weir' (Johnston, *Pl.-Ns. of England and Wales* 134) schon nach dem Textzusammenhang sehr unwahrscheinlich.

[4]) Zur Bedeutungsentwicklung vgl. z. B. ae. *ȝewyrpe* ('Aufwurf' >) 'Haufe'. — Dürftig Schlutter *Neophilologus* 7, 215.

haufen als Grenzzeichen sind auch sonst bekannt, vgl. z. B. Riezler in der Festgabe für Meyer von Knonau 138 f.

4. Ae. *ȝē 'Gau'.

Der kentische Landschaftsname *Eastereȝe*, von Middendorff 44 s. v. *êg* aus CS. Nr. 332 zitiert, war aus dem gleichen Texte noch als *Eostereȝe*, *Eosterȝe* (2 ×) und *Eostoreȝe* (2 ×) zu belegen, im übrigen als *Eastoreȝe* Nr. 318, *Eastræȝe* 380 (Hs. *-ręȝe*), *Eastriȝe* Kemble *Cod. Dipl.* 715 (III 347, 349) und *Eastryȝe* CD. 896 (IV 232); vgl. auch das *in regione Eastrȝena* der Orig.-urk. von 788, CS. 254. Der Name hat, nach den Formen *Eosterȝe* und *Eastrȝena* zu urteilen, von Hause aus nichts mit *ēȝ* 'Insel' zu tun, sondern stellt sich zu den mutmaßlich mit *ȝē 'Gau' zusammengesetzten Bildungen *Elȝe* (Baeda) '"El^{n}-gau'[1]), *Liminȝae*, (Dat. -lok.) *Liminiae(a)e* 'Landschaft am Flusse Limen in Kent' (alte Belege bei Sweet OET. 610a), *Sturȝeh* CS. 42, 44 'Landschaft am Flusse Stour in Kent' (cf. *Sturiȝao* CS. 6 [lies *-ae*?], *Sturrie* 35, *Sturiȝe* 41, *Sturia* 45) und *Suþr(e)ȝe* 'Sundgau'[2]). Das Wort 'Gau'[3]) erscheint als Appellativ bzw. als Ortsnamenelement im Niederdeutschen, Niederfränkischen und Friesischen; sein Auftreten im Altenglischen hätte daher durchaus nichts Befremdliches an sich.

---

[1]) Baeda IV 17 nennt *Elȝe* (Var. *Elȝae*) jedesmal 'regio'; hätte ihm, wie Miller, *Place Names in the English Bede* 60 meint, eine Bedeutung 'insula anguillarum' vorgeschwebt, so hätte er vermutlich *Eleu* oder *Ele(i)*, *-æi* geschrieben, vgl. die (deutlich auf das Wort für 'Insel, Aue' bezogenen) Formen *ælǽȝ*, *éliȝ* usw. in der ae. Baeda-Übersetzung, *Eliȝ*, *Heliȝ* in den Annalen und *Æliȝ*, *Eliȝ*, *Elyȝ*, *Heliȝ* usw. in den Urkunden. Beachte noch die Varr. *(h)eliȝa land*, *elia lond* im ae. Baeda. — Holder, *Altcelt. Sprachschatz* I 1414 denkt zweifelnd an keltischen Ursprung des Ns., den ich wenigstens für das Vorderglied offen lassen möchte.

[2]) *in regione Sudreȝiæ* CS. 421 (I 587). In den ae. Annalen ist *Suþriȝe (-eȝe)* in der Regel als 'die Bewohner von Surrey' gedacht, gen. *Suþriȝea*, dat. *Suþriȝ(i)um*; cf. *in regione Suderȝeona* Baeda *(on Suðriȝena lande* ae. Fassung), *in regione Suthreȝeona* CS. 275, *in Suþreȝum* 558 (II 196). Analogisch *Norþriȝena* gpl. 'Norweger-' in Knuts Gesetzen. Soviel ich sehe, ist G. Langenfelt in seiner Dissertation *Toponymics* (Upps. 1920) auf unsere Namen nicht eingegangen.

[3]) S. über ae. *ȝē besonders Kluge Wb. unt. *Gau* (ältere Auflagen), Miller a. a. O. 40, 60, 72, Chadwick, *Cambr. Philol. Soc. Trans.* 4, 147, Skeat, *Pl.-ns. of Cambridgeshire* 51 f., W. H. Stevenson, *Engl. Hist. Rev.* 20, 350. Schlutters Äußerungen zu unserer Frage Angl. 46, 143 f. bedeuten leider fast in jeder Beziehung einen Rückschritt der Forschung.

Der Einwand, daß gotischem *hawi* 'Heu' im Ae. *hēȝ* (*ie*, *ī*) entspreche, got. *gawi* also nur durch ae. **ȝēȝ* (*ie*, *ī*) reflektiert werden könne (so z. B. Bradley *Engl. Histor. Rev.* 30, 162), ist m. E. nicht von durchschlagender Kraft; er geht an der Möglichkeit eines femininen **ȝawĭ*, **ȝawjō-* (neben neutralem **ȝawja-*)[1]) vorbei, und er läßt, was wichtiger ist, die Tatsache außer acht, daß in den Wörtern des fraglichen Typs verschiedene Stammformen miteinander wechselten, die zwar unter Umständen durch Verallgemeinerung einer Form ausgeglichen werden konnten, die aber zumeist gesondert weiter lebten und deren Zahl zum Teil durch Kontaminationen verschiedener Art noch vermehrt wurde. So steht im Hd. bekanntlich *gau* neben *gäu*, *hau* (dial. noch heute) neben *heu*[2]), das An. flektiert Nom. *mǽr*, Gen. *meyiar*, mndd. erscheint das Wort 'Aue' als *ō*, *ȫ*, *oie*, *ou*, *ouwe*, *öuwe* (A. Lasch Mndd. Gr. § 195), im ostfries. Platt heißt das 'Schaf' (as. *ewi* < **awiz*) *ei*, *au*, *eu*, *öje*, *öi*, *öe* (ten Doornkaat Koolman *Wb. der ostfries. Sprache* I 383a) und für die einschlägigen fries. Wörter, die ebenfalls eine außerordentliche Mannigfaltigkeit der Lautgestalt zeigen, setzt Siebs PGr. I², 1232 f. nach dem Vorgange van Heltens drei bis vier verschiedene Grundformen an (mit *(-)awi*, *(-)auwi*, *(-)auj-*, *(-)auwj-*). Dem entspricht es nur, daß das Wort für 'Insel, Aue' anordh. im Nom. als *-eu* und *-ei*[3]), im Dat.-lok. als *-ē* und *-æi* auftritt, daß das Wort 'Stroh' ebendort *streu* und *strē* (cf. *-streo* Ep. Corp.)[4]) lautet, und daß, zum Teil in dialektischer Scheidung, Wörter wie **nawi*, **strawĭn* teils *ē*, teils *ēo* (*eow*) aufweisen (*nē*, *nēo* usw., Luick Gr. § 243; s. auch Verf. *Verm. Beitr. z. engl. Sprachgeschichte* 45). Nach alledem wird man auch dem Worte 'Gau' im Ae. einen größeren Spielraum zugestehen müssen und wird davon absehen, eine Form als sprachlich allein denkbar und berechtigt hinzustellen. Die

---

[1]) Vgl. die altdeutschen Varianten *ga(u)wa*, *go(u)wa*, *gawia*, *gowia* usw. DWb. IV 1, 1518, ndd. *go*, *goe* usw. ebd. 1519, älter-ndld. *gouwe* f. neben ntr. *gooi* *Nom. Geogr. Neerl.* III 333.

[2]) Mit *-äu*, *-eu* aus dem n. a. sg., dagegen *-au* aus den Formen mit *-ouw-*. Weitere Varianten im DWb. a. a. O.: mhd. *göu*, *göuwe* (akk.), *gä*, *ge*, *gee*, *gœ*, *goi*, *gei*. Zu der lautlichen Entwicklung im Ndd. und Nfrk. van Helten Beitr. 16, 297 ff.

[3]) Nach Chadwick a. a. O. 133 ist letzteres 'perhaps a Southern form'.

[4]) Vgl. ahd. *gistreuui* und die fries. Formen bei Siebs a. a. O. (**strawi*).

Möglichkeit wird zuzugeben sein, daß sich im ae. Paradigma von **ȝawi* eine Scheideform auf *-ē* entwickelte [1]), die auch über ihr eigentliches Bereich hinausgriff, während Spuren eines mit dem *ē* wechselnden *ēo* noch im Gen. Pl. der schwachen Maskulinableitung zu erkennen sind [2]). Die Ähnlichkeit der englischen Bildungen mit den festländischen *Gau*-Namen scheint in der Tat jeden Zufall auszuschließen: wie sich die englischen *Eastrȝe* und *Suþrȝe* den kontinentalen *Asterga (Ostargo)* und *Suthergo, Sundargowe* vergleichen, und wie die nach Flüssen benannten englischen *Liminȝe* und *Sturȝe* ihre Parallelen in den deutschen *Aragowe* ('Aargau, Ahrgau'), *Laginga (-go;* an der Leine), *Loganagowe* (Lahn), *Moingowe* (Main), *Pathergo (-ga,* um Paderborn), *Salagewe* (fränk. Saale) usf., fries. *Fivilga* (um die Fivel), *Hunusga* (Hunse) usw. haben [3]), so stellen sich die Namen *regio Eastrȝena* und *Suderȝeona* handgreiflich zu Bildungen wie (ahd.) *fines Badanahgouuono* [4]), *Salageuuono marca,* (andd.) *Morangano pagus*, (afries.) *Panderaghena indyck* (von Richthofen 517, Z. 2); vgl. noch das got. *gaujans*, das zunächst 'Gauleute, Gaubewohner', dann aber 'Landschaft, Gegend' (περίχωρος sc. γῆ) bedeutet.

Halle. Otto Ritter.

---

[1]) Ein Erklärungsversuch bei Chadwick 147. Die Möglichkeit einer Beeinflussung der normalen Entwicklung durch das anlautende *ȝ*- sei nur eben angedeutet.

[2]) Die Baeda-Variante *suthriena* (IV 6, hs. C) reflektiert möglicherweise eine südliche Quelle; *-iena* könnte direkte Weiterbildung zu *īeȝ (*awjō-)* sein, cf. dtsch. *Wetterau, Goldene Aue* usw., wo *Aue* = 'Gau' steht (Brenner, ESt. 24, 275). Vielleicht ist sogar eine ursprüngliche Doppelheit **Sunþra-, *Austra-awj-* : ∾ *-ȝawj-* nicht ausgeschlossen. Vgl. zu ersterem noch das *Aust(e)ravia* bei Plinius 4, 97; 37, 42.

[3]) Vgl. die Gauverzeichnisse bei Förstemann *Altdsch. Namenbuch* II 1, 1023 ff. und in Ferd. Wachters Artikel *Gau* bei Ersch und Gruber 1. Sect., Bd. 54, 429 ff. (1852). Bei Wachter (406 b) und noch vor ihm bei Friedemann, *Arch. f. hess. Gesch. u. Alterthumskde.* 6 (1851), 429, Anm. 5 findet sich bereits die etymologische Deutung von *Gau* als Kollektivbegriff aus *ga* + *owa*, die 1902 Burk in der *Zeitschr. f. dtsch. Wortforsch.* 2, 341 f. vorgetragen hat.

[4]) Neben *Padanahgeuue* (Würzburger Markbeschreibung).

DIE ALTENGLISCHEN TEXTE DER PARISER NATIONALBIBLIOTHEK.

Da G. Raynaud's Catalogue des manuscripts anglais de la Bibliothèque Nationale [1]) (Paris 1884) unvollständig und naturgemäß veraltet ist und auch nicht von der Bibliotheksverwaltung handschriftlich auf der Höhe gehalten wird, mögen die folgenden Angaben über die mir bekannt gewordenen altenglischen Stücke in Handschriften der Pariser Nationalbibliothek dem Anglisten nicht unwillkommen sein. Es mag dabei darauf hingewiesen werden, daß anscheinend die anderen Pariser Bibliotheken, wie die Bibliothèque Mazarine, die Bibliothèque de l'Arsenal und die Bibliothèque Ste.-Geneviève, trotz ihres Handschriftenreichtums altenglische Stücke nicht aufweisen.

I.

In dem (fälschlich) s. g. *Pontificale Egberti,* das im Ms. Fonds latin 10575 (10. Jh.) enthalten ist, ist vor Fol. 164 ein 8 cm breiter Pergamentstreifen eingeheftet, welcher in einer altertümlich [2]) aussehenden insularen Hand, die etwa um 1000 anzusetzen sein mag, eine altenglische Übersetzung zu einer im Pontificale selbst vorkommenden lateinischen Absolutionsformel [3]) (Fol. 164a = Greenwell S. 124) bietet. Die Übersetzung ist ganz wörtlich, ergibt aber im zweiten Satze keinen Sinn [4]), dadurch daß der römische Rechtsausdruck *indultor*

---

[1]) Gedruckt in ‹Le Cabinet historique›, Jhg. 29, S. 573 ff.

[2]) Namentlich benutzt der Schreiber noch eine meines Wissens sonst in altenglischen Texten nicht vorkommende alte Ligatur von *eo*.

[3]) Wright bezeichnet den Text als ‹*Benediction*›, was schwerlich zutrifft. — Dieselbe lat. Absolutionsformel begegnet nach Porée auch in den Meßbüchern von Rouen und in ähnlicher Form in der Handschrift No. 15 (Fol. 144 b) der Bibliothek von Alençon, die aus der Abtei Saint-Martin-de-Séez stammt.

[4]) Greenwells Übersetzung *(and so far as the accusation of your sins belongs to you, and the forgiveness of them to us, so far be God Almighty life*

'Begnadiger' mit dem Partizipium *forgifen* 'vergeben' wiedergegeben ist, wohl weil der Übersetzer das lat. Substantivum mit dem Partizip *indultus* verwechselte [1]).

Der ae. Text ist bereits zweimal gedruckt: von Th. Wright in den Reliquiæ Antiquæ II (1845) 18 und von Greenwell im Vorwort zu seiner Ausgabe des ganzen Pontificales (Surtees Society 27, 1853, S. XVII); beidemal aber ohne Bezugnahme auf das Latein und, wie die Noten zu unserem Abdruck erkennen, nicht ohne Fehler. Namentlich Greenwells Abdruck hat den Text bis zur Sinnlosigkeit entstellt. Ich lasse ihn daher noch einmal nach der Handschrift folgen.

Lateinisch:	Altenglisch:
Absoluimus uobis uice beati Petri, ap*osto*loru*m* principis, cui d*omi*n*us* potestat*em* ligandi atq*ue* soluendi dedit. (5) Sed quantu*m* ad uos p*er*tinet accusatio et ad nos p*er*tinet remissio, sit d*eus* om*n*ipo*tens*, uita et salus, om*n*ib*us* peccatis u*est*ris indultor p*er* eu*m*, qui (10) cu*m* eo uiuit. Am*en*. (15)	Brođor [2]) đa leofestan, we onlysađ eow of synna bendu*m* on ʒewrixle đæs eadeʒan [3]) Petres, đara apostola ealdres, đamđe ure dryhten đone anweald [4]) sealde synna [5]) to ʒebindenne [6]) ⁊ eft to onlysenne. Ac swa miclum swa eow tobelimpđ eowra synna ʒewreʒednes ⁊ us toʒebyređ sio [7]) forʒifenes, sie ʒod ælmihtiʒ, lif ⁊ hælo, eallu*m* eowru*m* synnu*m* forʒifen đurh đone đe mid him [8]) leofađ ⁊ ricsađ [9]) ʒeond worlda world [10]). Am*en*.

and preservation against all your sins — forgiven through Him ...) ist grammatisch unmöglich und widerspricht auch dem lateinischen Originale.

[1]) Oder meinte der Übersetzer das Substantivum ae. *forgifend* (Rit. Dun. 5[10])?

[2]) *Broder* W.

[3]) *eudeʒan* G.

[4]) *anweato* G.

[5]) *synne* W.

[6]) Das zweite *e* ist aus *a* oder *o* korrigiert. Daher schreibt G *ʒebindeonne*, W *ge-bindienne*.

[7]) *tobʒebyređs to* G.

[8]) *midhun* G.

[9]) *riesađ* G.

[10]) Hs. *world Aworld*; G. *world ⁊ world*.

Die angelsächsische Einlage ist in einer sehr ähnlichen und wohl gleichaltrigen oder wenig jüngeren Hand geschrieben als der lateinische Hauptteil des Kodex. Trotz aller Ähnlichkeit bin ich aber nicht der Meinung, daß sie von demselben Schreiber herrühre wie der lateinische Pontifical-Text, was Greenwell (S. XVII) und Porée (S. 417) annehmen. Das eigentliche Pontificale selbst, d. h. die Sammlung liturgischer Formeln für die dem Bischof vorbehaltenen Zeremonien, umfaßt die Blätter 3—178 und ist in sorgfältiger insularer Schrift des ausgehenden 10. Jahrhunderts geschrieben. Allerhand Beigaben zu Anfang (Fol. 1—2) sowie die Schlußlage von vier Bogen (= Fol. 179 bis 186), welche in einer Hand des 12. Jahrhunderts allerhand liturgische Formeln für die Kathedrale von Évreux bringen, beweisen, daß der Kodex im 12. Jahrhundert in Évreux war. Greenwell hat daher mit der Möglichkeit gerechnet, daß auch der Pontifical-Text in Évreux kopiert sei. Aber die Anwesenheit der alten angelsächsischen Einlage spricht doch dafür, wie schon Porée (S. 417) betont, daß das Pontificale in England geschrieben ist und erst später im 11. oder 12. Jahrhundert nach Frankreich überführt ist. Und überdies sind zu jener Zeit nachweislich noch sechs andere liturgische Bücher von England nach der Normandie gewandert[1]). Einen besonderen Anlaß dazu bot vielleicht für unseren Fall die Inthronisation des Bischofs Audin von Évreux (1113—1139), dessen Bruder Thurstan bald darauf Erzbischof von York (1119—1140) wurde. In der Kathedralbibliothek von Évreux ist der Kodex bis zur französischen Revolution verblieben. Erst 1819 ist er von dem Kanonicus Leduc in die Königliche Bibliothek nach Paris hinübergerettet.

Über die Handschrift ist zu vergleichen außer Greenwells Vorrede: Liebermann, Gesetze der Angelsachsen I (1903) S. XXXVII, und die dort verzeichnete Literatur, sowie neuer-

---

[1]) Es sind dies nach Porée (S. 418) das Pontificale Lanalatense (= Rouen MS. 368), das angelsächsische Benedictionale des Robert von Jumièges (= Rouen MS. 369; ed. Wilson 1902), das Missale des hl. Guthlac (= Rouen MS. 274; ed. Wilson 1896), ein Psalterium hibernicum duplex des 10. Jhs. (= Rouen Ms. 24), ein anderer Psalter des 11. Jhs. (= Rouen MS. 231) und ein Winchester-Missale des 12. Jhs. (= Havre MS. 61). In der Chronik der Priorie Sainte-Barbe-en-Auge begegnet zudem die Notiz, daß damals sich die normannischen Klöster liturgische Bücher in England abschreiben ließen.

dings Porée, Le Pontifical d'Egbert, Archevêque d'York, conservé à la Bibliothèque nationale in 'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, Comptes Rendus' 1923, S. 415—424.

II.

Reiche und interessante altenglische Beigaben bietet das gegen Ende des 10. Jahrhunderts[1]) in einer von fränkischer Minuskel beeinflußten halbrunden Isulare geschriebene Pontificalbuch des Bischofs von Sherborne, welches in Ms. Fonds latin 943 (32×20 cm) uns vorliegt. Man hat die Entstehung dieses Kodex nach Canterbury verlegen wollen, weil er eine Kopie der Bestätigungsbulle des Papstes Johann XII. für Dunstan als Erzbischof von Canterbury (Oktober 960) enthält (Wildhagen, Studien zum Psalterium Romanum S. 456 f.). Aber, wie Fehr, Beiblatt zur Anglia XXVI (1915) S. 41 mit Recht betont, sind solch wichtige Dokumente auch sonst kopiert — die Dunstanbulle z. B. auch in Cleopatra E. I.[2]), — ohne daß wir den Grund dafür stets angeben könnten. Mehr Beweiskraft möchte man O. Homburgers Beobachtung zuerkennen, daß die Initialornamentik mit ihren »vielfach verschlungenen, in Blattwerk und Tierköpfe auslaufenden Bildungen« den ausgesprochenen Stil der Canterburer Malschule aufweist[3]). Aber auch hier gilt der Einwand, daß die

---

[1]) Liebermann I, S. XXXVII setzt die Schrift »um 975« an, The New Palaeographical Society, First Series (1903—12) zu Plate 113 "written not later than the time of Bishop Wulfsige or Wulfsin (992—1001)", E. M. Thompson, Palæography (1912, S. 398) "*about A. D. 992—995*". Brotanek S. 44 f. wollte sie ursprünglich bis »kurz nach 960« herabdrücken, weil die »fränkische Minuskel« sich noch frei von insularem Einschlag halte, — ein Argument, dem ich keine Beweiskraft zuzuerkennen vermag, zumal es sich hier nicht um »fränkische Minuskel«, sondern um halbrunde Insulare (s. oben) handelt. Das Jahr 960 ergab sich ihm als 'terminus post quem' aus der oben erwähnten Bulle Johanns XII. In einem Nachtrage S. 197 f. hat sich Brotanek dann aber für eine Datierung nach 978 ausgesprochen, weil der Fol. 67 ff. eingetragene Königseid gewiß bei der Thronbesteigung Æthelreds II., am 14. April 978, verwendet worden sei. Auch dieses ist möglich; scheint mir aber zu unsicher, um für die Datierung einen Anhaltspunkt abzugeben. Man vergleiche übrigens zur Datierungsfrage die Faksimileproben bei L. Delisle, Le Cabinet des Mss. de la Bibl. Nat., Planches 1881), Tafel XXX Nr. 5; New Palaeographical Society, First S., Taf. 111; Steffens, Lat. Palaeographie (2. A. 1909) Taf. 71.

[2]) Danach gedruckt bei De Gray Birch, Cartularium Saxonicum No. 1069.

[3]) Homburger, Die Anfänge der Malschule von Winchester im 10. Jh. (Halle 1912.) S. 3.

Canterburer Malweise auf andere südenglische Klöster übertragen sein kann. Und so ist es wohl das Geratenste, anzunehmen, daß dies Pontificale in Sherborne geschrieben worden ist, wohin jedenfalls der in der Haupthand geschriebene Brief eines Erzbischofes — es ist wohl Sigeric von Canterbury — an den Bischof Wulfsige von Sherborne (992—1001) auf Fol. 2^{a-b}, sowie mehrere im 11. Jahrhundert hinzugefügte Beigaben, wie z. B. eine Sherborner Bischofsliste (Fol. 1 b) von Aldhelm (705—709) bis auf Æthelric (1001—1012), hinweisen.

Was von den Beigaben in altenglischer Sprache geschrieben ist, wurde sorgfältig ediert und ausführlich besprochen von Rud. Brotanek in seinen 'Texten und Untersuchungen zur altenglischen Literatur und Kirchengeschichte (Halle 1913) S. 1—29 (Texte) und S. 33—149. Es handelt sich dabei um folgende vier altenglische Stücke, von denen nur das erste im Pontificalbuch selbst (= Fol. 1—162) steht, während die drei anderen einer später damit verbundenen, ursprünglich selbständigen Lage (= Fol. 163—170) angehören.

a) In der letzten, größtenteils leer gebliebenen Bogenlage des Pontificales (= Fol. 155—162) ist auf Fol. 156^a—160^a eine altenglische Kirchweihpredigt eingetragen, die in regelmäßiger, langschäftiger und steiler, von der fränkischen Minuskel leicht beeinflußten Insulare, wohl in der 1. Hälfte des 11. Jahrhunderts[1]) geschrieben ist. Eine gute Vorstellung von dem Schriftcharakter bietet das Faksimile[2]) der ersten Seite der Homilie auf Tafel 112 der New Palaeographical Society (First Ser.). Der Grund, daß diese, wie übrigens auch die folgende Kirchweihpredigt, dem Pontificale beigegeben wurde, ist darin zu suchen, daß die feierliche Einweihung neuer Kirchen zu den speziellen Funktionen des Bischofs gehört.

Dieselbe altenglische Kirchweihpredigt steht auch im Lambeth Ms. 489 (Fol. 51^a ff.) sowie im Hatton Ms. 114 (Fol. 236^a

---

[1]) Wenn ich Brotanek (S. 52—61) recht verstehe, will er auch diese Homilie, wie die gleich zu besprechende zweite, um 990—1001 niedergeschrieben sein lassen, was mir zu früh scheint. Fehr (AB 24, 357) setzt die Entstehung der Homilie »nach 994 und vor 1012«. Da wir aber nicht wissen, wann die Schlußlage mit dem Pontificale verbunden ist, sehe ich keinen Grund, das Jahr 1012 als oberste Grenze anzusetzen, selbst wenn ich diese Datierung für die unter *d* zu besprechende Briefniederschrift anerkennen könnte.

[2]) Hier zu früh datiert "*about A. D. 992—1001*", während der Textband richtig "*the beginning of the 11th century*" angibt.

bis 242b. An letzterer Stelle fehlen allerdings die Anfangszeilen, da der Text am Seitenkopfe erst mit *and his nama wæs Zacheus*, d. i. Brotaneks Zeile 14, einsetzt, weil zwischen Fol. 235 und Fol. 236 ein Blatt ausgefallen ist. Jedoch ist sonst der Hatton-Text vollständig, wie ich aus den mir freundlich gemachten Angaben von D. Gambier-Parry und K. Sisam feststellen konnte; — also sind zwischen Fol. 240 und 241 sowie zwischen Fol. 241 und 242 keine Blätter herausgeschnitten, sondern es handelt sich um die Falze angehefteter Einzelblätter [1]). Gedruckt ist unsere Predigt nach dem Pariser Text mit Beigabe der Varianten des Lambeth-Ms. bei R. Brotanek, Texte und Untersuchungen zur Altenglischen Literatur und Kirchengeschichte (Halle 1913) S. 1—15, woselbst auch alle mit dem Text verknüpften Fragen eine ausführliche Besprechung (S. 49 bis 128) erfahren haben [2]).

---

[1]) Vgl. über solche Falzblätter A. Napier, Zfda. 33, 67 und M. Förster, Die Beowulfhandschrift (Leipzig 1919) S. 2, Anm.

[2]) Der handschriftliche Text ist hier, wie überall bei Brotanek, sehr sorgfältig wiedergegeben, aber so konservativ, daß offensichtliche Schreibfehler, die handschriftliche Interpunktion und die Verteilung der Kapitale beibehalten sind. Ich möchte dieses Verfahren nicht empfehlen, da es dem Leser die Lektüre unnötig erschwert und schließlich doch nicht Autopsie der Handschrift ersetzen kann. Bei der steten Verbilligung der Reproduktionsverfahren dürfen wir ohnehin hoffen, alle wichtigen Handschriften einmal in Faksimile-Ausgaben zu besitzen. In der Unterscheidung von langem *ſ* und rundem *s* sehe ich keinen besonderen Vorteil, so lange es nicht gelingt, die uns am meisten interessierende dritte Form, das insulare *s*, das Brotanek stillschweigend unter das runde *s* miteinbezieht, irgendwie kenntlich zu machen. In der Beibehaltung der handschriftlichen Satzzeichen folgt Brotanek einem Vorschlage Luicks (Angl. Beib. XXIII 228); aber ich möchte dagegen einwenden, daß dadurch an manchen Stellen die Satzbeziehungen unklar bleiben, wo der Leser doch Hilfe vom Herausgeber erwarten dürfte. Eher möchte ich empfehlen, in einem besonderen Kapitel die Interpunktion der Handschrift zu besprechen. Dazu bot gerade unsere Handschrift besonderen Anlaß, weil hier das von Luick erwähnte umgekehrte Semikolon fehlt, aber statt dessen ein richtiger Strichpunkt mit einiger Konsequenz als Satzschlußzeichen verwendet ist, während ein einfacher Punkt die kleineren Ruhepausen im Inneren des Satzes andeutet. Die fehlerhaften Lesarten sind zwar S. 65 zusammengestellt, aber im Text selbst meist unbeachtet gelassen. Wenn man aber *ȝru<n>dweall* 14^{20}, *ȝru<n>dlunga* 15^{3}, *on <en>ȝlisc* 14^{15} und *but<an e>nde* 27^{7} schreibt, sollte man auch *heof<on>lican* 14^{3}, *ȝeunro<t>sode* 12^{17}, *sycomores* (statt sycomeres) 4^{12}, *fictreow* (statt *ficdreow* 7^{4}), *þurh* (statt þurþ) 12^{21} und *sylle* (statt *syllan)* 12^{14}, wie übrigens auch die Lambeth-Handschrift richtig überliefert, in den Text setzen. Eine irrige Auffassung des Sinnes liegt vor 12^{1}, wo, wie schon Fehr

Als Quelle des Angelsachsen erweist Brotanek den Bedaschen Lucas-Kommentar (Migne, P. l. 92, 559—562) zur Festperikope (Luc. 19, 1—10) bzw. die daraus hergestellte Bedasche Homilie (Migne, P. l. 94, 439—441).

Nach Inhalt und Ausdrucksweise stammt unsere altenglische Homilie sicherlich aus der Schule des Abtes Ælfric von Eynsham, der mit Bischof Wulfsige III. von Sherborne (992—1001) in nahen persönlichen Beziehungen stand; möglicherweise sogar, wie Brotanek (S. 112—128) und Fehr (Angl. Beibl. 24, 358—360) wollen, von Ælfric selbst. Jedoch möchte ich letzteres nicht so sicher behaupten, da mir der Stil der Homilie weniger gewandt vorkommt, als wir das sonst von Ælfric gewöhnt sind. Auch will es mir nicht in den Sinn, daß die ungeschickte, abwegige Übersetzung von lat. *publicanus* 'Zollpächter' mit ae. *woruldman* 'Weltmann' 4^5 von Ælfric herrühren soll, der sonst das lateinische Wort richtig mit *gerēfa* (Hom. Cath. I 338; ANS. 102, 40) oder *gerefa and tollere* (ANS. 102, 29) wiedergibt.

Die folgenden drei Texte gehören der ursprünglich selbständigen Schlußlage (Fol. 163—170) an.

b) Den Hauptteil dieser Lage, nämlich Fol. 164^a—170^a, nimmt eine zweite altenglische Kirchweihpredigt[1]) ein, die zusammen mit den Varianten von Lambeth 489, Fol. 44^b—50^b, von Brotanek, S. 15—27, gedruckt ist[2]). Brotanek ist auch der

---

bemerkte (Angl. Beibl. 24, 356 Anm. 1), in Übereinstimmung mit der Handschrift zu lesen ist: *beceapa ealle þine· æhta wiþ feo ⁊ dæl þæt wyrð* [den Wert] *þearfum* (statt *wyrðþearfum* [Brot.] oder *wurðþearfum* [Lamb.]); vgl. *þearfum dælan* 12^4 und *syllan þearfum* 11^{20}. Nach meiner Abschrift, die durch eine freundlich von Brotanek mir geliehene Photographie bestätigt wird, ist ein Akzent auch überliefert in *tállic* 7^{17}. Vor *is* 13^{26} und 15^{12} ist ein Buchstabe ausradiert, der in ersterem Falle noch als *h* erkennbar ist. Komposita nehme ich an im *feower-fealdum* 5^6 (vgl. 11^{21} und 12^{16}) und *middan-earde* 5^{11}, 14^4. Einem häufigen Brauche folgend löst Brotanek die bekannte Abkürzung *ihu* mit *ihesu* 8^7, 8^{12} auf, wo ich lieber *Iesu* schreiben würde, da *h* doch klärlich über *H* aus griechischem η entstanden ist, das in unserer Handschrift auch im *AMHN* der Synodalbeschlüsse (28^{29}) verwendet ist.

[1]) Außer den genannten beiden Kirchweihhomilien besitzen wir noch zwei weitere Predigten für dasselbe Fest: eine Ælfricsche Homilie *In dedicatione ecclesiae* (Un. Libr. Cambr. Gg. 3. 28; Lambeth 489; Bodl. NE. F. 4. 11; Bodl. 343; Hatt. 115; — ed. Thorpe, Hom. Cath. II 574—594), sowie eine Pseudo-Wulfstansche (Cleop. B. XIII, ed. Napier 277—282, und Hatt. 114).

[2]) Nur Kleinigkeiten habe ich zu der Textgestalt zu bemerken: nach meiner Abschrift, die von den Photographien bestätigt wird, tragen einen Akzent

schöne Nachweis gelungen (S. 102—112), daß es sich hier um die freie Wiedergabe eines z. B. in dem südwestenglischen Pontificale von Jumièges vorkommenden *Sermo in dedicatione templi* handelt, dessen Gedankengut aus zwei Predigten des Erzbischofs Caesarius von Arles († 542) stammt.

Unsere altenglische Homilie zeigt eine große, gedrungene, sehr breite, etwas grobe[1]), altertümliche Schrift[2]), die in ihrem Gesamtcharakter in etwa an den ersten Beowulf-Kopisten[3]) —

---

auch die Wörtchen *hi* 17^{7}, *zerýne* 17^{8} und *hēr* 25^{5}; für *zýndrenced* 18^{9} lies *z<e>ýndrenced; to* vor *zode* 25^{2} ist ausradiert und wäre daher auch im Text fortzulassen, zumal auch sonst *zestrýnan* nur mit dem reinen Dativ (ohne *to*) erscheint: *þæt ze hiz zode zestrynan* (Ælfrics Brief II 8, ed. Fehr S. 72), *þæt hi· zode zestrynon ða cild* (Ælfric, Hom. Cath. II 94^{23}), *zif hy heora zodbearn zode zestrynað* (Wulfstan 121^{5}; 301^{4}), *þæt hi heora zingran zode zestrynan* (ib. 38^{23}; 301^{16}). 25^{12} wäre *zesutolien* (statt *zesutelien*) dem sonstigen Verfahren entsprechend in den Text zu setzen, da die Änderung des *e* in *o* vom ursprünglichen Schreiber herrührt. Die Abkürzung $\overline{M}$ 18^{13}, 21^{18}, 26^{21} würde ich in *Men þa leofestan* auflösen, wie ich schon 'Vercelli-Codex' S. 31 vorgeschlagen habe. *Gyltendrum* 24^{12} ist gewiß in *zyltendum* zu bessern, wie ja auch die Lambeth-Hs. schreibt. In *zederstinesse* 23^{18} scheint mir das *y* über dem zweiten *e* doch von der ersten Hand herzurühren, weswegen ich *zedyrstinesse* in den Text setzen würde. Ob Adjektiv-Substantiv-Gruppe oder Komposition vorliegt, ist sehr oft strittig. Doch muß Komposition vorliegen bei dem genetivischen *unriht-hæmedes* 21^{9}, weshalb hier ein Bindestrich einzufügen wäre. Aus satzrhythmischen Gründen würde ich aber auch schreiben *unriht-hæmedu* 20^{11}, *idel-wuldur* 20^{9}, *huru-þinza* 'wenigstens' 24^{13} und *þeah-hwæðre* 20^{13}; dem dativischen *paternostre* 25^{16} entsprechend würde ich auch 24^{9} und 25^{12} *pater-noster* setzen. Augenfällige Schreibversehen, die ich gleich im Text verbessern würde, sind *āhwæder* 20^{16} statt *āhwyder* 'in irgendeiner Richtung' und die Dittographie *þænne man þæne man* 24^{14} für richtiges *þænne man*, wo beide Male Lambeth das Richtige bietet (vgl. Brotanek S. 65).

[1]) Brotanek (S. 83) spricht allerdings von einer »kalligraphischen Vollendung der Homilie, die wohl als Widmung Ælfrics an Wulfsige III. gegangen sein wird«. Das vermag ich nicht zu glauben, weil mir die Schrift dazu viel zu grob und sorglos erscheint und viel zu viel Korrekturen der ersten Hand aufweist. Sie zeigt von allen Eintragungen des Kodex bei weitem die am wenigsten sorgfältige Hand. Auch die Bearbeiter des Kodex für die New Palaeographical Society nennen die Schrift, wie ich nachträglich sehe, "*a large ill-formed hand*".

[2]) Der Schreiber verwendet überwiegend langes *s*, seltener rundes *s* und nur ganz vereinzelt die insulare Form. Letztere (hier *s* gedruckt) nur in *is* 17^{12}, 20^{9}, *þás* 20^{3}, *þæs* 20^{2}, 24^{17}, 24^{16} (Brotanek fälschlich *þæſ*), *zodes* 19^{19}, 23^{19}, *aðas* 20^{12}, *unrotnesse* 20^{10}, *clænnesse* 18^{19}, *wynſumnessa* 21^{14}, *zedyrſtinesse* 23^{18}, *acennednesſe* 16^{10}, *mildheornesſe* 16^{12}, *biternesſe* 18^{9}, *bliſs* 27^{4} und lateinischem *deus* 17^{16}.

[3]) Vgl. M. Förster, Die Beowulfhandschrift (Lpz. 1919) S. 36—43.

die Hand C des Kodex Vit. A. XV — erinnert. Ich möchte die Aufzeichnung daher aus paläographischen Gründen in das ausgehende 10. Jahrhundert [1]) oder rund um das Jahr 1000 ansetzen. Brotanek (S. 52) glaubt zwar die Niederschrift genau in die »Jahre 990—1001« verlegen zu dürfen, weil er die Homilie dem Abte Ælfric zuschreibt, der ungefähr um 990 seine schriftstellerische Tätigkeit begonnen haben mag, und weil hinter der Homilie auf Fol. 170^a zwei Empfehlungsschreiben eines Sherborner Bischofs »*W.*« stehen, den man wahrscheinlich mit Recht mit Wulfsige III. († 1001) identifiziert. Aber ich sehe nicht ein, warum jene Abschriften der Empfehlungsbriefe, da sie ja sicherlich nicht die Originalausfertigungen darstellen, nicht auch noch nach Wulfsiges Tod in unsere Handschrift eingetragen sein können. Und Ælfrics Verfasserschaft scheint mir gerade bei dieser zweiten Homilie noch viel unsicherer als bei der ersten, weil mir der Stil hier viel schlichter und einfacher vorkommt, als wir es sonst von Ælfric gewohnt sind. Ja, ich möchte sogar entwicklungsgeschichtlich — nicht zeitlich — in unserer zweiten Homilie eher eine vor-Ælfriksche Predigtform sehen. Daß Ausdrucksweise und Gedankeninhalt dem Kreise um Ælfric nahe stehen, mag sich leicht so erklären, daß die Homilie von einem in Südengland lebenden Benediktiner ihre englische Formung erhalten hat. Die Mundart unserer Aufzeichnung ist kein reines Westsächsisch, wie Brotanek (S. 68—83) sorgfältig dargelegt hat, sondern nach bisheriger Ausdrucksweise mit kentischen und anglischen [2]) und auch altwestsächsischen [3]) Dialektspuren durchmischt. Unser Kopist dürfte daher nicht aus Sherborne und überhaupt nicht aus Westsachsen stammen, sondern eher in der Diözese Worcester beheimatet sein, wo, wie ich 'Vercelli-Codex CXVII' (Halle 1913) S. 18 betont habe, derartige Dialektmischung, wenigstens als Schulorthographie oder Schreibsprache, damals in Gebrauch war.

---

[1]) Dieselbe Datierung hat wohl L. Delisle im Sinn, wenn er im 'Cabinet des manuscripts de la Bibliothèque Nationale' III (1881) S. 269 schreibt: "*Fol. 163—170 Cahier qui paraît être à peu près de la même époque que le reste du volume, mais qui doit avoir fait partie d'un autre manuscript.*"

[2]) Man vgl. besonders die dreimalige Demonstrativform *siu*, *syu*, sowie den Adhortativus *āþwān* (Brotanek S. 82).

[3]) Einmaliges *meaht* (S. 17^{19}). Vgl. auch das merkwürdige, neunmalige *ciercean*, *ciercium* (16^4; $19^{4, 6, 8, 11, 16, 20}$; 20^{20}; 23^8).

c) Vor der Predigt, auf der leer gelassenen Seite von Fol. 163b, ist dann später eine private Aufzeichnung über Beschlüsse einer Bischofssynode [1]) eingetragen, die von Brotanek auf S. 27 f. abgedruckt [2]) und S. 128—134 eingehend besprochen ist. Die Schrift weist denselben Typus der langschäftigen, steilen 'reformierten' Insulare auf, wie die oben unter *a* genannte erste Kirchweihhomilie, ist jedoch wesentlich kleiner und gedrängter. Auch gebraucht sie abweichende Buchstabenformen, wie z. B. ein *ȝ* mit geschlossener Schleife sowie vorwiegend rundes und langes *s* gegenüber seltener insularer [3]) Form. Im Ganzen macht die Schrift einen jüngeren Eindruck als die der Homilie *(a)*, was indes möglicherweise nur mit dem verschiedenen Alter der Kopisten zusammenhängt. Die Eintragung wird sicherlich auch in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts erfolgt sein. Brotanek (S. 130) setzt die Aufzeichnung »nicht lange vor oder nach 1012« an, weil er den Schreiber für identisch hält mit dem Aufzeichner des unter *d* zu nennenden Briefes. Indes, trotz weitgehender Übereinstimmung der Buchstabenformen, die aus der gemeinsamen Sherborner Schreibschule herstammen mag, scheint mir der Gesamtduktus doch zu verschieden, als daß ich

[1]) So nach Brotanek S. 128 ff. Nach W. de Gray Birch, Trans. Royal Society of Lit., 2nd Series, XI (1878) S. 486 handelt es sich um private Abmachungen des Abtes von Newminster in Winchester mit anderen Bischöfen und Äbten, und schon Wanley S. 247 sprach von einem *Conventio inter Episcopos quosdam & Abbates qui se ad mutua pietatis Officia se* [so!] *obligabant.* Was ich im folgenden als Teil II abgetrennt habe, macht jedenfalls mehr den Eindruck eines Hirtenbriefes oder Privatschreibens. Die Frage sollte von einem Kenner des Kirchenrechts untersucht werden.

[2]) Zu diesem Abdruck ist zu bemerken, daß in 27^{18} und 27^{19} das Adverb *þonne* nicht ausgeschrieben, sondern abgekürzt ist, weshalb dem sonstigen Brauch des Herausgebers entsprechend, 'þon*ne*' zu drucken wäre. Zwei Stellen haben Nachtragungen über der Zeile *(butan he furþor wylle* 27^{21} und *for þa saule* 28^{1}); da die erstere eine Einschränkung der Verpflichtung enthält, ist es nötig zu bemerken, daß beide von einer späteren, viel kleineren Hand herrühren, die wohl auch das *đ* an *ȝesinȝe* 27^{18} angefügt hat. Vor *ȝyrnann* 28^{18} ist ein *æt* »getilgt«, aber nicht durch Tilgungspunkte, sondern durch Rasur. *Forđlædan* 'vorführen' 28^{14} möchte ich als Kompositum fassen. Sinnabsätze hat Brotanek nirgendwo eingeführt. Dadurch wird bei unserem Texte verdeckt, daß es sich um zwei inhaltlich getrennte Stücke handelt, die auch äußerlich durch ein *Amen* 28^{9} deutlich abgehoben sind.

[3]) Die insulare Form für *s* ist nur verwendet (hier als *s* gedruckt) in *đis is* (nebenstehend Z. 1), *mæssan* 19, *mæssena* 22 f., *ælmes-* 26, *þas* 24, *ȝerædnesse* 35, *abbudhades* 39, *ȝodes* 40, *hys* 51.

beide Aufzeichnungen demselben Kopisten zusprechen möchte. Und diese Verschiedenheit damit erklären zu wollen, daß die Synodalbeschlüsse in »Schönschrift« oder in »Buchschrift«, der Brief aber in »Schnellschrift« oder in »Urkundenschrift« aufgezeichnet sei (Brotanek S. 129), scheint mir nicht angängig, weil einmal meiner Überzeugung nach auch der Brief eine durchaus sorgfältige Niederschrift aufweist und zum andern jene Briefkopie doch nicht eigentlich eine Urkunde darstellt.

Inhaltlich zerfällt das Stück, deutlich durch ein *Amen* getrennt, in zwei Teile. Der erste Teil findet sich, wie ich zu Brotaneks Ausführungen hinzufügen kann, in leicht abweichender Form auch in dem kleinen Gebetbuche Titus D. XXVI Fol. 17^{b}, das von dem Abte Ælfwine von Newminster in Winchester geschrieben ist[1]), der um 1035—1052 gewirkt hat. Vermutlich ist diese Londoner Aufzeichnung, die bei De Gray Birch, Liber Vitæ, S. 47, Anm. 1, und Trans. Royal Soc. of Lit. (1878) S. 486f. gedruckt ist, etwas jünger als die Pariser; sie weist aber nicht die über der Zeile nachgetragenen Zusätze der letzteren auf. Das Verhältnis beider mag durch folgende Nebeneinanderstellung veranschaulicht werden, bei der das Mehr der einen oder der anderen Handschrift durch Fettdruck, Zusätze von späterer Hand durch Kleindruck kenntlich gemacht sind.

Paris, fonds lat. 943:

[*1*] Đis is þæra ȝerædnessa sum, þe bisceopas ȝeræd habbađ heom sylfum to þearfe: ærest, *þæt* hy ealle anræde
5 beon ⁊ án lufian for ȝode ⁊ for worulde, ⁊ *þæt* hy beon, swa hym to ȝebyređ, *cór unum*

Titus D. xxvi:

þis is þæra ȝerædnyssarium[2]), þe biscopas ⁊ **abbodas** ȝeræd habbaþ heom sylfum to þearfe: ærest, *þæt* hí ealle anræde beon ⁊ án lufian for ȝode ⁊ for worulde, ⁊ *þæt* hi beon, swa heom to ȝebyraþ [lies *-eđ*], *cor unum &*

---

[1]) Vgl. über die Hdschr. W. de Gray Birch, On Two Anglo-Saxon Manuscripts in the British Museum = Transactions of the Royal Society of Literature, 2nd Series, XI (1878) S. 463ff. und in verkürzter Gestalt auch in der Ausgabe des ‘Liber Vitæ: Register and Martyrology of New Minster and Hyde Abbey, Winchester’ (1892) S. 252—268. Zu den Federzeichnungen der Hdschr. vgl. Homburger, Malschule von Winchester, S. 67 u. 21, Anm. 3.

[2]) So liest tatsächlich die Hdschr., wie mir J. Herbert freundlichst bestätigt. Natürlich ist es ein Schreibfehler für *gerædnyssa sum*, wie der Parisianus hat.

et anima una. ⁊ hy ȝerædon,
þæt æt æfre-ælcere mæssan,
10 þe heora æniȝ **sylf** ȝemæssiȝe,
ȝemune mid þrim collectum
synderlice hys ȝehadan. ⁊ be-
ȝyte heora æȝhwylc, *þæt* man
æfre-æȝhwylcere wucan for
15 ealle ȝeferan ane sunder-
mæssan synderlice ȝesinȝe [1]).
⁊ þon*ne*, hwylcum **bisceope**
forðsið ȝebyriȝe, þon*ne* sinȝe
ælc bisceop sylf þreo mæssan
20 for þa sawle — butan he furþor
wylle [2]) —. ⁊ butàn þam wite
he, *þæt* he ȝefylle ·xxx· mæs-
sena ⁊ ·xxx· æfensanȝa ⁊ ·xxx·
uht-sanȝa; ⁊ ȝedæle for þa
25 saule [3]) **an pund, healf wið
mæssan ⁊ healf ælmes-
mannum.** ⁊ ȝefreoȝe anne
man for þa sawle. ⁊ anne
þearfan fede ·xxx· daȝa; ⁊ æt
30 þam þritiȝeþan dæȝe ȝebaðiȝe
swa feala þearfena, swa he
mæst mæȝe. ⁊ þam dó eallum
æt ⁊ wæt, ⁊ to wæde fylste,
ȝyf he hwæt wylle. Se-þe þas
35 ȝerædnesse mid ȝode ȝeyce,
ȝod hyt him ȝeleaniȝe, swa
him leofost sy. Amen.

anima una. ⁊ hi ȝerædan, *þæt*
æt æfre-ælcere mæssan, þe heora
æniȝ ȝemæssiȝe, ȝemune mid
þrim coll*ectum* synderlice his
ȝehadan. ⁊ be-ȝyte heora æȝ-
hwylc, *þæt* man ælcere wúcan
for ealle ȝeferan ane sunder-
mæssan synderlice ȝesinȝe.
⁊ þon*ne*, hwilcum forþsyþ ȝeby-
riȝe ⁊ **hit ȝekyþed sy, þonne
hrinȝe man ealle bellan ⁊ ·xv·
sealmas sinȝe;** ⁊ þonne sinȝe
ælc b*iscop* sylf þreo mæssan for
þa sawle. Buton þam wite he, *þæt*
he ȝefylle þrittiȝ mæssan ⁊ ·xxx·
æfensanȝa ⁊ ·xxx· uhtsanȝa ⁊
**þærto ·LX· mæssa oþþe swa
fela saltera.** ⁊ ȝefreoȝe ænne
mann for þa sawle; ⁊ ænne
þearfan fede ·xxx· deȝa **of his
aȝenre mysan; ⁊ do þærto ælc
dæȝ ænne peniȝ.** ⁊ æt þam
þrittiȝ⟨*oþan*⟩ daȝa ȝebaþiȝe swa
fela þearfena, swa he maȝe
mæst. ⁊ þam do eallum ǽt ⁊
wæt, ⁊ to wæde fylste, ȝyf he
hwæt wille. Se-þe þas ȝeræd-
nesse mid ȝode ȝeyce, ȝod hit
him ȝeleaniȝe, swa him leofost
sy. Amen.

[*II*] We ȝretað eac ealle ure ȝebroþra ⁊ ȝeswustra, þe
abb*ud*hades syn ⁊ abbudyssan, swyþe bliþelice ⁊ hy ȝeornlice
40 mynȝiad ⁊ eadmodlice biddað, *þæt* hy for ȝodes lufon heora
aȝenne þearfe ⁊ þæra, þe hy æt ȝodes dome forð-lædan sceolon,
ȝeorne beþenceon. ⁊ we ȝyrnað, þæt hi us on heora ȝebedræ-

[1]) Über der Zeile, wohl von späterer Hand, ein *ð* angefügt.

[2]) Der Zusatz *butan he forþor wylle* ist später von anderer Hand über der Zeile nachgetragen. Er fehlt der Titus-Hdschr.

[3]) Der Zusatz *for þa saule* ist von anderer Hand später über der Zeile nachgetragen. Er fehlt der Titus-Hschr.

dene mid heora ʒebrođra ⁊ ʒeswustra fultume synderlice éac habbon. Swaswa we bisceopas us betweonan ʒeræd habbađ,
45 nelle we to him ʒyrnan [1]) feoh-ʒesceotes ne freot-mannes, butan hwa sylf wylle ⁊ þæs-þe bet unne. Ac þære ʒebedrædene we wilniađ ʒeorne, þæt hi for us beon ʒe on life ʒe on leʒere. ⁊ we eaþmodlice for hi beon wyllaþ be þam sylfan ʒemete, þe we ʒeahxiađ, þæt hi for us doþ. Eala, leofan ʒebrođru ⁊ ʒe-
50 swustra, ʒeþencađ swyþe ʒeorne þa oferneode, þe us eallum ys ʒemæne. ʒod us ʒehealde for hys micelan mildheortnysse ⁊ us ʒescylde, þæt we næfre ne forwurđon on đam towerdan dome, þe we ealle to ʒelađode synt. AMEN [2]).

d) Auf Fol. 170ᵇ, der letzten Seite der Handschrift, lesen wir einen altenglischen Beschwerdebrief, den ein »Bischof Æþelric«, d. i. sicherlich der Bischof Æþelric von Sherborne, der 1001 oder 1002 den Bischofsstuhl bestieg und zwischen 1009 und 1012 gestorben [3]) ist, an einen »Æþelmær« gerichtet hatte, der höchstwahrscheinlich identisch ist mit dem frommen, adeligen Gönner Ælfrics und Gründer der Benektinerklöster zu Cerne Abbas (a. 1005) in Dorset und Eynsham bei Oxford, der 1014 starb. Da der Brief auf der letzten, ursprünglich den Umschlag der Handschrift bildenden Seite steht, ist die Schrift stark abgerieben und daher schwer, stellenweise überhaupt nicht mehr lesbar. Deshalb hat J. Kemble, der zuerst den Brief in seinem 'Codex Diplomaticus Aevi Saxonici' III (1845) 327 als Nr. 708 herausgegeben hat, in sehr kühner Weise den Text ergänzt, leider ohne seine Vermutungen überall als solche zu bezeichnen. Dieser, übrigens auch durch grobe Lesefehler entstellte Abdruck, der wissenschaftlich völlig unbrauchbar war, ist dann 1913 ersetzt durch eine sehr sorgfältige Ausgabe von Brotanek (S. 29), welcher auch einen vorzüglichen Kommentar dazu beigesteuert hat (S. 135—149). In ingeniöser Weise hat Brotanek unseren Brief, der am Schluß den drohenden Verlust der Ländereien "*æt Holan Cumbe*" für Sherborne beklagt, in

---

[1]) Davor ist so etwas wie *æt* ausradiert.

[2]) Das Wort ist in einer merkwürdigen Zierschrift geschrieben, die ein griechisches H (für *e*) verwendet.

[3]) Brotanek behandelt das Jahr 1012 als feststehendes Todesdatum. Dadurch, daß seine ganzen Zeitberechnungen auf diesem Todesdatum aufgebaut sind, erhalten diese ein starkes Moment der Unsicherheit, das Brotaneks Darstellung nicht erkennen läßt.

Verbindung gebracht mit einem Kaufvertrag des Klosters Sherborne über Ländereien "*æt Holan Cumbe*" (Kemble, CD. 1302), der den im Briefe drohenden Landverlust durch ein Rechtsgeschäft geregelt hat, also später, als der Brief abgefaßt sein muß. Der Abschluß des Kaufvertrages wird nun sicher zwischen 1007, wo der unter den Zeugen genannte "Eadric ealdorman" Herzog von Mercien wurde, und 1012, dem letzten Todestermin des Zeugen "Æþelric biscop" [von Sherborne], erfolgt sein. Brotanek (S. 139) will es sogar wahr haben[1]), daß es genau im Jahre 1012 geschehen sei. Und dann wäre wohl auch unser Brief nicht allzulange vor 1012 entstanden.

Brotanek will weiter auch die Eintragung unseres Briefes in die Handschrift genau in das Jahr 1012 verlegen, weil er den »Briefentwurf« vor sich zu haben glaubt. Das ist natürlich möglich. Aber ich sehe nichts, was gegen die Möglichkeit spräche, daß auch noch nach dem Tode des Briefstellers ein solcher dem Urkundencharakter nahekommender, den ehemaligen Landbesitz von Sherborne betreffender Brief von einem Kopisten durch Eintragung in ein amtliches Buch festgehalten sei. Vorsichtigerweise möchte ich daher nur sagen, daß die Eintragung in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts erfolgt sein müsse.

Bei dem schlechten Zustande der Überlieferung habe ich an mehreren Nachmittagen im September 1926 bei gutem Sonnenlichte und mittelst einer scharfen Lupe die Handschrift untersucht und bin dabei in einigen Punkten zu abweichenden Ergebnissen Kemble und Brotanek gegenüber gekommen. Hier in München konnte ich dieselben kontrollieren an einer Schwarzweiß-Photographie des Briefes, die mir freundlichst vom Kollegen Brotanek überlassen war, auf der allerdings die abge-

---

[1]) Brotaneks Datierung beruht auf den unbeweisbaren Annahmen, daß 1. Bischof Æþelric von Sherborne wirklich bis 1012 gelebt hat, wofür wir sonst kein Zeugnis haben, daß 2. der Zeugenname "*Æðelsie biscop*" den Bischof Ælfsige II. von Winchester meine, und daß 3. letzterer Ælfsige nicht erst 1014, sondern schon 1012 den Bischofsstuhl bestiegen habe. — Daß die angelsächsischen Bischöfe wirklich selbst mit verschiedenen Namen gezeichnet hätten, ist mir trotz Brotaneks Belegen (S. 137, Anm. 2) nicht recht einleuchtend. *Lȳfing* kann Koseform zu *Lēofwine* sein. Und die, wie ich glaube, von späten normannischen Schreibern vorgenommene Vertauschung von *Æþel-* und *Ælf-* beruht darauf, daß ein *Æþel-* im Normannenmunde zu *Aël-* > *Al-* wurde, ebenso wie *Ælf-* vor Konsonanz *Al-* ergab.

riebenen Stellen meist schlechter zu lesen sind als im Original, da man bei Schräghalten des Pergamentes gegen das Sonnenlicht auch beim Fehlen der Tintenfarbe noch die Bahnen des Schreibgriffels erkennen kann. Nach diesen Lesungen biete ich meinen leicht gereinigten Text des Briefes als Anhang zu meiner Untersuchung 'Der Flußname Themse und seine Sippe' in den 'Sitzungsberichten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften', Jhrg. 1927.

Mein Hauptergebnis ist, daß nicht mit Kemble *scyrgesceatte* oder mit Brotanek *feogesceote* zu lesen ist, sondern vielmehr *scyp-gesceote*, was fürs Wörterbuch ein neues ae. *scēp-gesceot* 'Schafschoß' ergibt.

Auf Grund des Vorstehenden läßt sich über die Geschichte der angefügten Lage folgendes berichten. Gegen Ende des 10. Jahrhunderts kopierte ein südenglischer, aber wohl nicht gerade aus Westsachsen gebürtiger Schreiber eine altenglische Kirchweihhomilie in eine Lage von drei Bogen. Da er damit nicht ausreichte und noch Raum für vier Schlußworte gebrauchte, legte er um das Ganze einen vierten Bogen, der nun als (fast ganz leerer) Umschlag diente. Ob dies schon in Sherborne geschah oder außerhalb desselben, läßt sich nicht mehr feststellen. Jedenfalls aber befand sich die Sonderlage bald nach Anfang des 11. Jahrhunderts in Sherborne, wo vier Schreiber zwischen rund 1010—1050 auf den frei gebliebenen Seiten Eintragungen in altenglischer und lateinischer Sprache machten, von denen drei sich klar auf Sherborne beziehen. In altenglischer Sprache setzte ein Schreiber jene Synodalbeschlüsse (oben unter *c*) auf die Rückseite des ersten Blattes, und ein anderer die Abschrift des Æþelric-Briefes *(d)* auf die allerletzte Seite. Hier in Sherborne ist unsere Sonderlage höchstwahrscheinlich mit dem Pontificalbuche vereinigt worden. Und wohl in dieser Zusammensetzung ist die Handschrift schon am Ende des 11. Jahrhunderts — nach Ausweis eines französischen Klosterkatalogs des beginnenden 12. Jhs.[1]) auf Fol. 154^b — nach Frankreich gelangt, nachdem, wie Brotanek (S. 46) schön dar-

---

[1]) Liebermann, Ges. der Ags., S. XXXVII, setzt diesen *Catalogus librorum S. Marie, quos custodit Dodo* (ed. Delisle II 446) in den »Anfang des 12. Jhs.«. Die New Palaeographical Society spricht von "*a late 11th century hand, apparently not English*". Dasselbe Datum bieten Delisle und Brotanek (S. 36, 46).

gelegt hat, durch die Vereinigung von Sherborne mit dem Bistum Ramsbury im Jahre 1058 und die Verlegung des Bischofssitzes nach Salisbury das Sherborner Pontificalbuch überflüssig geworden war. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts treffen wir unseren Kodex in der Kathedralbibliothek von Notre Dame de Paris, wohin er nach Brotaneks dankenswertem Nachweis (S. 198 bis 201) zwischen 1343—1416 gelangt sein wird. Im 17. Jahrhundert gehörte unser Kodex dem Antoine Faure († 1689), Kanzler des Erzbischofs von Rheims. Dieser vermachte ihn an Léonard de Jayac, der ihn 1701 der Königlichen Bibliothek zu Paris verkaufte.

Die altenglischen Texte unserer Handschrift sind auch für das Altenglische Wörterbuch wichtig, wie teilweise schon aus A. C. Swaens Zusammenstellungen, Engl. Studien 49 (1916), S. 337 ff., hervorgeht. Sieben Wörter sind bisher nur hier belegt: *feoh-gesceot* 'Geldabgabe, Geldzahlung' 28^{19}, *onāsettednys* 'das Auflegen, Erteilen [des Bischofssegens]' 24^{21}, *sundermæsse* 'Sondermesse' 27^{18}, *unscyldiglice* Adv. 'unschuldig' 12^{3}, *scȳp-gesceot* 'Schafabgabe' (s. oben S. 127) und *paternoster* 'Vaterunser' 24^{9}, 25^{12}, 25^{16} sowie *sycomōr* 4^{12}, die wegen der flektierten Formen *on þam paternostre* 25^{16} und *sycomores bēam* 4^{12} als englische Fremdwörter hier anzusprechen sind. Drei Wörter erscheinen in einer sonst nicht bezeugten Bedeutung: *geuferian* 'erhöhen' 8^{3} im ursprünglichen, konkreten Sinne, *lecgan mid* 'belegen mit' 14^{21} und *wyrþingdæg* (*wurðingdæg* Lambeth Ms.) 'Verehrungsfest, kirchlicher Feiertag' 23^{5}, das sonst nur in einer Glosse (WW 206^{33}) für den römischen 'Komitientag' vorkommt. Auch auf die seltenen *templ-hālgung* 'Kirchweih' 23^{6} (sonst nur in der Glosse OEG. 40, 36), *andfeng* 'Einkommen' 10^{12} (nur noch Ws. Ev. Lc. 14^{28}) und das Adjektivum *inmēde* 'angelegen' 15^{11} (sonst nur noch in der Benediktiner-Regel, ed. Schröer S. 132^{8}) mag hingewiesen werden. 10^{10} haben wir das erste eindeutige Beispiel, daß das Adjektiv *scyldig*, wie nhd. *schuldig* (Paul, Deutsche Gram. III, S. 338), mit dem Akkusativ (*feoh*) konstruiert ist statt des sonst üblichen, älteren Genetivs. Die Zusammenstellung *ǣfre-ǣghwilc* 'jeder' erscheint nur 27^{17}, *ahladan from*, das 18^{9} die Bedeutung 'entladen von' hat, muß wohl für *onhladan* stehen, das in Glossen ZfdA. 33, 250^{6} vorkommt.

Ein Kompositum **scīr-gesceat* 'Bischofsbesitz', das alle

Wörterbücher anführen, ist eine Phantasie Kembles (CD III 327[4]) und daher zu streichen. Das Gleiche gilt von Halls Eintrag **weordþearfa* 'þoor man', den auch Swaen, Engl. Studien 49, 358 bietet, da er auf einer falschen Auffassung Brotaneks beruht. Toller hat leider die Brotaneksche Veröffentlichung übersehen, so daß sich im Supplement von unseren neuen Wörtern nur diejenigen verzeichnet finden, die bereits Napier aus der Lambeth-Hdschr. ausgezogen hatte. Dagegen haben die Wörter, die Swaen, Engl. Studien 49, 337 ff., notiert hatte, in Halls zweite Auflage (1926) Aufnahme gefunden.

III.

Das Ms. Fonds latin 8824, ein Folioband von 186 Pergamentblättern, welcher in sehr sorgfältiger, mit bunten Initialen verzierter, fränkischer Minuskelschrift, im zweiten Drittel des 11. Jahrhunderts von einem Kopisten namens "Wulfwine Cada" (Fol. 186[a]) vermutlich in einem kleineren, südenglischen Kloster (jedenfalls aber nicht den Kulturzentren Canterbury und Winchester) geschrieben ist und sich später in der Bibliothek des kunstsinnigen Herzogs Johann von Berry (1340—1416) befand, enthält einen lateinischen Psalter in der speziell englischen Form des Psalterium Romanum, doch bereits stark durchsetzt mit Lesarten des Psalterium Gallicanum. Die Versuche von Bruce[1]), Plummer[2]), Bright[3]) und Wildhagen[4]), diesen Schreiber *Wulfwine* mit *Wulfwi* (d. i. *Wulf-wig*), dem Kopisten des westsächsischen Evangeliars in Otho C. I zu indentifizieren und damit auch den Entstehungsort unseres Psalters in das Benediktinerkloster zu Malmesbury zu verlegen, scheinen mir durch K. Sisam's Einwände (Mod. Lang. Rev. XVIII, 1923, S. 253 Anm.) durchschlagend widerlegt.

Neben dem lateinischen Psaltertext, der die linke Hälfte der Seiten füllt, steht rechts, von derselben Hand, aber in insularer Schrift geschrieben, eine altenglische Psalterübersetzung — so wie das noch die älteste Ausgabe des Textes, von Benjamin Thorpe (Oxford 1835), in der Druckanordnung beibehalten hat. Für diese Übersetzung hat der Kopist zwei Quellen benutzt:

---

[1]) Publ. Mod. Lang. Ass. of America, IX 47—50.

[2]) Alfred the Great (Oxford 1902) S. 150.

[3]) Gospel of St. John (Boston 1904) S. XIX, Anm. 2.

[4]) Morsbach-Festschrift (Halle 1913) S. 471.

für die ersten 50 Psalmen eine ziemlich wörtliche Wiedergabe in westsächsischer Prosa (jetzt am besten ediert von Bright und Ramsay, Boston 1907), für Psalm 51—150 dagegen eine freie Stabreim-Paraphrase von ursprünglich anglischer Sprachfärbung (am besten zu lesen in Wülkers Bibliothek der angelsächsischen Poesie III, 1898, S. 332—476).

Das »schmale, taschenbuchartige« Format des Kodex (18×52,5 cm), wie wir es z. B. auch im Harleian Ms. 5431 (8×23 cm) haben und häufig auf Miniaturen dargestellt finden [1]), deutet, wie Wildhagen mit Recht betont, auf privaten Gebrauch. Die weitere Tatsache, daß ein Gebet auf Fol. 185[b] (*domine, miserere mihi famule tue)* eine Frau als Betende voraussetzt, lehrt deutlich, daß der Psalter für eine (vornehme) Dame bestimmt war. Und hierzu stimmt auch, daß dem lateinischen Psalter von vornherein und als gleichberechtigter Text, wie wir es nur hier finden, eine altenglische Übersetzung beigegeben ist. Wir werden also der Wildhagenschen Meinung beistimmen müssen, daß dieser Pariser Psalter für den Privatgebrauch einer vornehmen Dame hergestellt war.

Die Literatur über den Kodex ist am besten verzeichnet bei Bright und Ramsay, The West-Saxon Psalms (Boston 1907), S. 149—156, wozu vor allem Wildhagen, Studien zum Psalterium Romanum in England (Halle 1913), S. 466—472, hinzuzufügen ist.

IV.

Die Handschrift von Isidors Etymologien, welche die Signatur Fonds latin 7585 trägt, bietet auf ihrer letzten Seite (Fol. 238[b]) einen nachträglich, in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts eingetragenen, altenglischen Text, welcher einen leicht gekürzten Abschnitt aus der meist Ælfric beigelegten, bekannten Homilie *De falsis deis* darstellt. Und zwar handelt es sich nach Kluges Abdruck der vollständigen Homilie (aus Ms. Hatt. 116) in seinem 'Angelsächsischen Lesebuche' (Halle, [4]1915) um den 5. Abschnitt: unser Fragment entspricht also Kluge S. 88^{76}—88^{98} und Napiers Wulfstan S. 106^{3}—107^{15} mit neuem Schluß.

Der Text ist nach einer sorgfältigen Abschrift Dr. Detlefsens,

---

[1]) Vgl. O. Homburger, Die Anfänge der Malschule von Winchester im 10. Jh. (Halle 1912); Wildhagen, Morsbach-Festschrift S. 468.

gedruckt von K. Müllenhoff, in der 'Zeitschrift für Deutsches Altertum' XII (1865), 407 f. und zwar als Belegstelle »Zur deutschen Mythologie«. Letztere Verwendung ist aber schon darum nicht angängig, weil die altenglische Homilie im wesentlichen aus einer Schrift *De correctione rusticorum* des spanischen Bischofs Martin von Braga († 580) geschöpft ist. Vgl. meine Zusammenstellungen im Arch. für neuere Sprachen CXXII 261 f.

Der Müllenhoffsche Abdruck gibt den Text gut wieder. Nur ist durchgängig etymologische Längenbezeichnung eingeführt, auch da, wo die Handschrift Akzente überliefert, und zudem sind moderne Interpunktion, sowie *v* statt *u* durchgeführt.

V.

Das 'Manuscript anglais No. 67' besteht aus zwei arg beschädigten Blättern, welche in einer Hand des späten 11. Jhs. ein Fragment aus Ælfrics Lateingrammatik bieten, das Zupitza bei seiner Ausgabe (1880) bereits benutzt hat. Die beiden Blätter sind jetzt in falscher Reihenfolge eingebunden: Fol. 1 umfaßt Zupitza 197^{14} *(mentitus sum)* bis 202^{4} *(beon hi)*, und Fol. 2 Zupitza 193^{13} *(ȝefeȝed)* bis 197^{14} *(ic leoȝe)*. Die obersten Zeilen sind beidemal fast ganz weggeschnitten und von Fol. 2 ist die ganze rechte Hälfte abgerissen. Vgl. Athenæum vom 8. Nov. 1873, S. 598, und G. Raynaud S. 591.

Nachtrag: Ganz ähnliche Abmachungen über zulesende Totenmessen, wie die oben S. 123 f. in altenglischer Sprache abgedruckte, finden sich lateinisch in dem Mitgliederverzeichnis der Gebetsbrüderschaft von Lindisfarne, dem s. g. *Liber vitae Dunelmensis* fol. 48^{a}—48^{b} (ed. Stevenson 1841, S. 71—74). Diese Eintragungen zeigen übrigens ganz deutlich, daß es sich um private Abmachungen zwischen den einzelnen Klöstern handelt. Unserem ae. *ȝerǣdness* entspricht dort überall ein lat. *conventio*.

München. Max Förster.

DAS WAKEFIELDER SPIEL VON KAIN UND ABEL.

Unter den vielen originellen Stücken des Wakefielder Zyklus [1]), nach dem früheren Aufbewahrungsorte der Handschrift meist Towneley Plays genannt, nimmt das Spiel von Kain und Abel eine ganz besondere Stellung ein. Bernhard ten Brink charakterisiert es vortrefflich in seiner Geschichte der englischen Literatur II 273 folgendermaßen: »Eine vollkommen gelungene, wenn auch höchst unliebenswürdige Gestalt ist der Kain der Towneley-Mysterien: ein Yorkshirer Bauer, knauserig, tückisch, beim Opfer mit dem Herrgott um jede Garbe marktend und vom Wunsche beseelt, den Herrgott womöglich zu prellen. Dazu ein mürrisches, leicht gereiztes Temperament und eine kolossale Derbheit; er ist ein Virtuose im Schimpfen, Verwünschen, Zotenreißen, der beim geringsten Anlaß und oft ohne jeden Anlaß seine Virtuosität zu betätigen liebt. Ein grimmiger, sarkastischer Humor gibt diesen Eigenschaften die rechte Würze. Es hat geradezu etwas Grandioses, zu sehen, wie seine Laune Gott selber ebensowenig schont wie den frommen Abel. Freilich hat die Entwicklung dieses Charakters, dessen komische Seiten Dichter und Zuhörer unwiderstehlich anzogen, die gewaltige Tragik der Handlung durchaus nicht zu ihrem Rechte gelangen lassen.«

Das Verhältnis zur Quelle (Genesis, Kap. IV 1—16) läßt sich kurz folgendermaßen angeben: der Dichter hat seltsamerweise die Strafe für den Brudermord, die in V. 12 ausgesprochen wird: *cum operatus fueris eam, non dabit tibi fructus suos: vagus et profogus eris super terram,* sowie die Setzung des Zeichens (V. 15) fortgelassen, dafür aber eine Menge neuer Züge eingeführt, die

---

[1]) Ausgabe von England und Pollard für die Early Engl. Text Soc., E. S. LXXI. London 1897. Vgl. dazu meine Studien zu den T. Pl., Engl. Stud. 58, 161 ff.

teils auf apokryphe Schriften, teils auf die traditionelle Auslegung zurückgehen, aber auch eigene Erfindung sind. Zu den letzteren gehören ohne Zweifel der Prolog, die realistische erste Szene und der komische Schluß mit den Zwischenreden des Knechtes, zu den ersteren alles übrige. (Vergleiche die Nachweise in den Anmerkungen.)

Eine metrische Übertragung des Stückes hat schon im Jahre 1875 Th. Vatke im 54. Bande von Herrigs Archiv veröffentlicht, jedoch ist diese nach Form und Inhalt [1]) so mangelhaft ausgefallen, daß ich nur wenige Verse daraus für meinen Zweck übernehmen konnte. Im übrigen habe ich mich bestrebt, das Spiel möglichst wortgetreu zu übersetzen und auch in formaler Beziehung das Original getreu wiederzugeben. Wie die vielen Unregelmäßigkeiten im Versbau zeigen, liegt uns dasselbe nur in stark überarbeiteter Gestalt vor, und ein Versuch der Wiederherstellung des Ursprünglichen wäre gänzlich aussichtslos. Die Derbheiten des Stückes mußten zum Teil gemildert werden, da unser modernes Anstandsgefühl manchmal die Wiedergabe der kräftigen Zoten verbietet.

Die Anmerkungen sind dazu bestimmt, einige Stellen zu erklären, wo Inhalt oder Ausdruck dies erforderlich machten. Ich konnte mich dabei der (leider ungedruckten) Kieler Dissertation von K. Schering »Die Quellen der Towneley-Plays«, 1923, und der wertvollen Arbeit Emersons "Legends of Cain" in den Publications of the Mod. Lang. Assoc. of America XXI 831 ff. bedienen.

* * *

Der Tod Abels.

Personen: Gott. Kain. Abel. Kains Knecht.

Prolog.

Knecht.

Willkommen, willkommen, Weib und Mann!
Denn hier komm' ich, ein lust'ger Kumpan.
Seid still! Mein Herr befiehlt's euch an.
4 Sonst soll der Teufel euch holen!
Wisset, ich bin sein Kurier!
Wer noch länger redet mir

[1]) Er übersetzt z. B. me. *sheef* ‹Garbe› beständig mit ‹Schaf›!

und lärmt, als säße er beim Bier,
8 dem werde ich, das sag' ich hier,
den Buckel bald versohlen.
Burschen, ich verbiet' euch nun,
zu schreien und zu drängen;
12 wer so kühn ist, das zu tun,
den soll der Teufel hängen!
Ein großer Mann bin ich, kein flauer!
Mein Herr, der ist ein tüchtiger Bauer:
16 ihr kennt ihn alle gut.
Kommt er einmal mit euch in Streit,
besiegt er euch in kurzer Zeit.
Bei meiner Seelen Seeligkeit:
20 seid vor ihm auf der Hut!
Und nun noch mal verlang' ich Schweigen.
Ihr Burschen, ich muß gehn;
kommt er, müßt ihr vor ihm euch neigen —
24 lebt wohl! Auf Wiedersehn!

1. Szene (Acker).

Kain (pflügend).

Grünhorn und Grim, seid ihr bereit?
Vorwärts! Gott schenk' euch böse Zeit!
Ihr steht, als wär't ihr nicht gescheit:
28 wollt ihr nicht weiter, wie?
Na, Brauner, soll ich dich noch wecken?
Zieh, Mähre, zieh! wir bleiben stecken.
Ihr sollt vor mir noch baß erschrecken!
32 Zieh, Racker, sag' ich, zieh!
Der Teufel hole solches Vieh!
Nun hat sie mich verstanden;
so'n schlechtes Tier hatt' ich noch nie,
36 man plagt sich rein zuschanden!
Hallunke, he! komm her sogleich!

Knecht (kommt).

Gott laß' dich nie ins Himmelreich!

Kain.

Kerl, soll ich halten und treiben zugleich?
40 Hörst du? Ich schreie, was ich kann.

Knecht (zum Gespann).

Sagt, Mall und Ochs, wollt ihr nicht gehn?
Leming, Schwarzer, Weißhorn schön!
  Sieh, jetzt fliegt das Gespann!

Kain.

44 Verfluchter Junge, ja, das kommt vom vielen Fasten.

Knecht.

Ihr Futter, Herr, das blieb im Stalle schön im Kasten:
die Tiere band ich fest am Nacken,
tät Steine in die Raufen packen.

Kain.

48 Das büßen deine Backen! (Schlägt ihn.)

Knecht.

Das kriegst du ins Gesicht!

Kain.

Ich bin dein Meister, Bösewicht!

Knecht.

Ich zahl' mit dem Maß und Gewicht,
52   mit dem ich etwas borge.

Kain.

Nun, lassen wir's! Treib' ohne Sorge!
  Es muß zu Ende gehn!

Knecht.

Schneller, Schwarzer, flott, gehorche!
56   Und laß den Pflug nicht stehn!

2. Szene. (Vorige. Abel.)

Abel.

Gott, wie er wohl mag und kann,
Helf' dir, Bruder, und deinem Mann!

Kain.

Laß mich in Ruh', du Dummerjahn!
60   Bist unwillkommen ganz.
Bis man dich rief, konntest du bleiben.
Nun hilf mir halten oder treiben
  und küß des Teufels Schwanz!
Geh, weide deine Schafe dort,
  das ist ja all' dein Spaß!

Abel.

Bruder, keiner hier am Ort
hegt wider dich je Haß. —
68 Doch, lieber Bruder, gib wohl acht:
Gesetz ist's ja und hergebracht,
daß, wer da weise wirkt und lebt,
den Herrn mit Opfern zu ehren strebt.
72 Der Vater gebot's und lehrte dabei,
der Zehnte dem Herrn zu opfern sei.
Komm, Bruder, mit und laß uns gehn,
Gott zu ehren und anzuflehn,
76 vom Unsern ihm zu geben ein Teil,
Korn oder Vieh; komm, Bruder, eil'!
Doch eh' wir unser Opfer weihn,
laß uns die Herzen machen rein,
80 nicht mehr dem Teufel fronen!
Dann wird Gott uns gnädig sein
und unsern Dienst uns lohnen,
er, der ist unsrer Seelen Heil.

Kain.

84 Laßt die Gänse 'raus, dieweil
der Fuchs will predigen! Donnerkeil,
wie lange willst du schwätzen?
Halt dein Maul! ich sag' es frei,
88 da strich die gute Frau das Heu.
Setz' dich mit deiner Schwätzerei,
mich wirst du nicht ergötzen!
Sollt' ich den Pflug hier lassen stehn,
92 mit dir zum Opferplatz zu gehn?
Nein, so töricht bin ich nicht:
geh zum Teufel, armsel'ger Wicht!
Was gibt dir Gott, ihm Dank zu sagen?
96 Mir gibt er nichts als Leid und Plagen.

Abel.

Kain, laß deinen bösen Spott!
Denn was du hast, das gibt dir Gott.

Kain.

Noch borgt' ich keinen Heller rot
100 von ihm, dir sei's bekannt.

Abel.

Bruder, die Eltern lehrten uns gut,
zu zehnten und dann in der Glut
zu opfern, bis alles verbrannt.

Kain.

104 Mein Heller ist in des Priesters Hand,
seit ich geopfert zuletzt.

Abel.

Ach, Bruder, laß den Widerstand!
Gehn wir zum Opfer jetzt!

Kain.

108 Was sollt' ich wohl zehnten, Bruder mein?
Mir geht's ja schlimmer jahraus, jahrein.
Und dies Jahr wird's nicht besser sein.
Nur gering ist mein Gewinn;
112 kein Wunder, daß ich gar so dünn.
Auf Klagen steht mir eh'r der Sinn.
Bei ihm, der einst die Welt wird richten,
er wird mir leihen auch mit nichten!

Abel.

116 Und doch dein Hab' und Gut allsamt
allein von Gottes Gnade stammt.

Kain.

Sorgte er denn je für mich?
Stets war mein Feind er, sicherlich;
120 hätt' er Freundschaft mir gezeigt,
das hätte man gesehen leicht.
Wenn alles Korn war schön im Stand,
galt keinen Deut mein Ackerland;
124 und wenn die Aussaat mir gebrach
und leer mir meine Scheune lag,
dann gab er nichts mir von dem Seinen;
so geb' ich nichts auch von dem Meinen!
128 Ich verdiene keine Schelte,
wenn ich Gleiches mit Gleichem vergelte.

Abel.

Lieber Bruder, sprich nicht so!
Nein, laß uns gehn zusammen froh!

132 Guter Bruder, laß uns eilen
und nicht länger hier verweilen!

Kain.

Laß mich mit dem Geschwätz in Ruh!
Hol' mich der Teufel, wenn ich's tu'!
136 Zu teilen Gut oder Gewinn,
solange ich am Leben bin,
mit Gott und irgendeinem Mann,
von allem, was ich je gewann!
140 Denn hätt' ich erst verschenkt mein Gut,
dann könnt' ich gehn mit zerrissenem Hut;
und besser ist's, nichts zu verzetteln,
als von Türe zu Türe zu betteln.

Abel.

144 Bruder, komm und laß uns eilen!
Wir kriegen Schelte, wenn wir weilen.
Schnell! Komm, machen wir uns dran!

Kain.

In's Teufels Namen, lauf voran!
148 Mann, fürwahr, du bist verrückt.
Glaubst du, ich sei so sehr entzückt,
zu opfern meine Güter wert?
Der Teufel lohn's ihm, der mich's lehrt!
152 Was brauch' ich so mich abzuhetzen,
bis meine Schuh' und Strümpf' in Fetzen?

Abel.

Lieber Bruder, es wäre nicht schön,
wenn ich und du zusammen nicht gehn.
156 Das däuchte dem Vater wunderlich.
Sind wir nicht Brüder, du und ich?

Kain.

Nein, schrei nur los, solang du magst!
Du scheinst mir toll, was du auch sagst.
160 Ob er sich ärgert oder freut,
mein Gut zu teilen ist mir leid.
Ich ging schon oft mit froherem Mut,
wenn es mir schien, es wäre gut.
164 Ich muß jetzt mit, das kann ich sehn;

geh nur, dir mög' es schlimm ergehn,
wenn wir nun einmal gehen müssen!

Abel.

Lieber Bruder, laß dich küssen!
168 Laß uns jetzt von hinnen streben!
Gott mög' uns schönes Wetter geben! (Gehen ab!)

3. Szene (Feld).

Kain.

Dein Bündel leg auf den Hügel hier!

Abel.

Gerne, Bruder, folg' ich dir.
172 Gott vom Himmel, nimm's gnädig an!

Kain.

So fang denn an, verrückter Mann!

Abel (kniet).

Gott, der so Erd' als Himmel schuf,
dich bitt' ich, höre meinen Ruf!
176 Nimm, wenn es dein Wille ist,
was ich hier zehnte zu dieser Frist!
Ich geb' es dir in gutem Sinn,
mein Herr, von dem all mein Gewinn.
180 Ich opfre nun von meiner Herde
dem Schöpfer Himmels und der Erde. (Opfert.)

Kain.

Steh auf, laß mich, wie du getan! —
Herr des Himmels, hör' mich an!
184 Und dafür, daß ich so beflissen,
hast du mir gnädig Dank zu wissen.
Das ist nicht mehr als recht und billig:
den Zehnten geb' ich sehr unwillig;
188 bei meinen Schenkeln, d'rauf ich steh',
dies Korn zu geben, tut mir weh!
Doch da ich einmal zehnten muß,
ist jetzt zu opfern mein Beschluß. (Zählt Garben.)
192 Eine Garbe und eine macht zwei;
die behalte ich, juchhei!

Zwei, zwei und eine dazu,
auch diese lasse ich in Ruh'.
196 Die besten heb' ich auf für mich;
das sind die schönsten sicherlich!
Weh mir, weh mir, vier fürwahr!
Besser wuchs mir nichts dies Jahr.
200 Im Frühjahr sät' ich schöne Saat,
doch als sie kam zu Schnitt und Mahd,
trug Disteln und Dornen das Feld vollauf,
und fast nur Unkraut stand darauf.
204 Vier Garben, vier; fünf sind es nun.
Teufel, das läßt mich nimmer ruhn!
Fünf und sechs, nun sind es sieben,
aber dies soll Gott nicht kriegen!
208 Von diesen vier, beim Himmelslicht,
kommt keine vor Gottes Angesicht!
Sieben, sieben, nun sind's acht. —

Abel.

Bruder, hast du an Gott gedacht?

Kain.

212 Ach, darum sage ich's ja eben,
denn ich will nicht mein Gut vergeben.
Doch hätt' ich ihm dies eingeräumt,
dann würdest du sagen, er wäre mein Freund.
216 Aber nicht denk' ich, bei meinem Hut,
so leicht zu scheiden von meinem Gut.
Weh, acht, acht, und neun und zehn, —
nun, dies mag noch am eh'sten gehn.
220 Geb' ich ihm alles, was da liegt,
dann bin ich ewig mißvergnügt!

Abel.

Kain, bring' den Zehnten richtig dar!

Kain.

Ach, zwölf und fünfzehn, sechzehn gar!

Abel.

224 Du zehntest falsch, dazu vom schlechten.

Kain.

Halt meine Augen zu, du Narr!
Willst du noch etwa mit mir rechten?
Soll ich schließen die Augen nun?
228 Dann werde ich sicher kein Unrecht tun.
Laß mich nun sehen, wie es ist —
sieh, jetzt bin ich zufrieden;
ich zehntet' schön, bei Jesus Christ,
232 und so sei es geschieden!

Abel.

Kain, du hast keine Furcht vor Gott.

Kain.

Wenn er mehr kriegt, schlage der Teufel mich tot!
Er soll keine Garbe fürder sehn,
236 denn das kam ihm gar billig zu stehn:
nicht so viel, Freund, ob groß, ob klein,
daß er sich riebe die Hände rein.
Denn was hier liegt und soll ins Feuer,
240 hab' ich erworben ziemlich teuer;
eh' es geschnitten und heimgebracht,
hat es mich oftmals müd' gemacht.
Drum fordre nichts mehr und sei still:
244 ich habe gegeben, was ich will!

Abel.

Kain, ich rate, zehnte schön,
aus Furcht vor Gott in Himmelshöhn!

Kain.

Wie ich zehnte, kümmre dich nicht!
248 Hüt' deine räudigen Schafe, Wicht!
Denn gibst du auf mein Zehnten acht,
bist du ins Unglück bald gebracht.
Du wolltest, ich gäbe ihm dies und das:
252 nein, keins von beiden ich ihm laß'.
Doch nimm dies, zwei hat er dann,
und damit ist es abgetan.
Doch geht es mir sehr gegen den Strich,
256 selbst wenn er würde ärgerlich.

Abel.

Kain, ich rate, zehnte hier,
daß Gott vom Himmel Freund sei dir!

Kain.

Mein Freund? Nein, außer wenn er's liebt.
260 Ich hab' ihn niemals noch betrübt.
Und zürnte er mir noch so sehr,
ich wollt' ihm niemals geben mehr.
Frage dein Herz, wie ich das meine:
264 gabst du ihm nicht die schlechtsten Schweine?

Abel.

Wenn recht du zehntest, wirst du's sehn.

Kain.

Ja, küsse den Teufel nur recht schön!
Der Teufel hänge dich, du Wicht!
268 Wie ich zehnte, kümmre dich nicht!
Willst du nicht endlich stille sein?
Hör' auf mit deinem Schwätzen und Schrei'n!
Und zehnt' ich gut oder zehnte ich schlecht,
272 beides sei dir billig und recht!
Doch da dein Opfer jetzt gebracht,
will ich das meine zünden sacht. — (Zündet Feuer.)
Verdammt! hilf mir und blase auch!
276 Es will nicht brennen, es gibt nur Rauch.
Puff, der Rauch! Ich muß erlahmen.
Nun brenne in des Teufels Namen!
Ah, welcher Teufel ist da gekommen?
280 Es hat den Atem mir fast benommen.
Hätt' ich geblasen noch einmal,
ich wär' erstickt, o Höllerqual!
Stank wie der Teufel in der Hölle!
284 Ich bleib' nicht länger an dieser Stelle.

Abel.

Kain, das ist nicht wert 'nen Lauch!
Dein Zehnte sollt' brennen ohne Rauch.

Kain.

Küsse dem Teufel den Schwanz nur recht!
288 Deinetwegen brennt's so schlecht.

Ich wollt', es wär' in der Kehle dir,
Feuer und Garbe und alles hier!

Gott.

Kain, was soll das wilde Schrei'n
292 gegen Abel, den Bruder dein?
Du brauchst zu schimpfen nicht, noch schelten:
zehntest du recht, will ich's vergelten,
zehntest du falsch und mir zum Hohn,
296 wirst du darnach empfahn den Lohn.

Kain.

Wer ist doch dieser Guck-über-den-Zaun?
Wer piepte da so schwächlich? Traun,
wir wollen gehn aus diesen Gau'n:
300 Gott ist nicht bei Verstand!
Komm, Abel, gehn wir fort von hier!
Gott ist mein Freund nicht, scheint es mir,
drum zieh' ich über Land.

Abel.

304 O Kain, das ist nicht wohlgetan.

Kain.

Nein, treten wir die Wandrung an!
Und wenn ich kann, so will ich gehn
dorthin, wo Gott mich nicht kann sehn.

Abel.

308 Lieber Bruder, zum Felde werde
ich gehn, zu sehn nach unsrer Herde,
ob nicht zu melken das Getier.

Kain.

Nein, warte, noch ein Wort mit dir!
312 Ich habe ein Hühnchen mit dir zu pflücken:
meinst du so schnell hier auszurücken?
Mit dir hab' ich noch 'was zu rechten:
jetzt ist es Zeit, es auszufechten.

Abel.

316 Bruder, was bist du so in Wut?

Kain.

Dieb, warum brannte dein Zehnte so gut,

wo meiner nur kläglich mochte schwelen,
als wollt' es uns verstopfen die Kehlen?

Abel.

320 Ich meine, Gottes Will' es war,
daß meiner brannte so hell und klar.
Wenn deiner rauchte, ist's mein Vergehn?

Kain.

Du sollst's bereun, das wirst du sehn.
324 Mit dem Kinnladen, sollst mir's glauben,
werd' ich dir das Leben rauben. (Erschlägt Abel.)
So lieg nun da in guter Ruh!
So ziemt's für Burschen sich wie du.

Abel.

328 Rache, Rache! Höre mich, Gott!
Schuldlos schlug mich der Bruder tot. (Stirbt.)

Kain.

Ja, lieg da, alter Brummelpott!
(zum Publikum)
Denkt einer hier, ich tat nicht recht,
332 dann will ich's bessern, und nicht schlecht,
daß alle es verstehn:
viel schlimmer als ihr denken mögt,
gerade so soll's gehn.
336 Doch jetzt, wo er da liegt im Dreck,
hätt' ich ein Loch gern als Versteck.
Vor Furcht beginne ich zu beben:
faßt man mich, geht es mir ans Leben.
340 Hier will ich liegen 40 Tage;
Fluch dem, der mich zu stören wage!

Gott.

Kain! Kain!

Kain.

Wer ist's? Wer rufet mir?
Kannst du nicht sehen? Ich bin hier.

Gott.

344 Kain, sag', wo Abel ist, dein Bruder!

Kain.

Was fragst du nach dem dummen Luder?
Er mag wohl in der Hölle sein —
Geh nur und schaue dort hinein!
348 Vielleicht auch schläft er fest und gut —
Wann war er denn in meiner Hut?

Gott.

Kain, du warst rasend in der Wut;
die Stimme von deines Bruders Blut,
352 den du erschlugst mit argen Sinnen,
schreit Rache zu des Himmels Zinnen;
und weil du getötet den Bruder dein,
sollst du von mir verfluchet sein.

Kain.

356 Für dich behalte deinen Fluch,
ich habe ohne ihn genug!
Da mein Vergehn so furchtbar ist,
daß nimmer du mir gnädig bist
360 und deine Gnade mir genommen,
will ich dir nie vor Augen kommen.
Und wo mich jemand finden mag,
erschlag' er mich denselben Tag;
364 und wer nur kreuzet meinen Weg
auf der Straße, auf dem Steg,
der mag begraben mich im Sand
bei Gudeboure, am Steinbruchrand;
368 denn kann ich sicher vorüberwandern,
frag' ich den Kuckuck nach den andern!

Gott.

Nein, Kain, das ist mein Wille nicht:
ich will, daß keiner den andern richt';
372 denn wer des Menschen Blut vergießt,
den Frevel siebenfältig büßt.

Kain.

Tut nichts, ich weiß, die Höllenpein
wird meine letzte Ruhstatt sein.
376 Nichts nützt's, um Gnade noch zu flehn,
drum soll es lieber nicht geschehn. —

Des Leichnams möcht' ich ledig sein:
  Wenn jemand ungelegen naht,
380 »flieh, falscher Schurke!« wird er schrei'n
  und glauben, ich beging die Tat.
Könnt' ich doch meinen Knecht hier haben!
Wir würden beide ihn begraben. —
384 Heda, Hallunke, holla, he!

Knecht (kommt).

Hier, Meister, zu Befehl ich steh'.

Kain (schlägt ihn).

Hier ist ein Pudding in deinen Topf:
dies hast du und das an deinen Kopf!

Knecht.

388 Verflucht sei dein Schädel unterm Hut,
wärst du mein Vater von Fleisch und Blut!
Den ganzen Tag zu rennen, zu fliegen,
  und deinen Prügeln zu halten Stand!
392 So bin ich gekommen, Schläge zu kriegen?

Kain.

  Bursche, ich übte nur meine Hand. —
Doch höre, was ich dir sagen mag:
meinen Bruder erschlug ich am heutigen Tag.
396 Ich bitte dich, tu, was ich sag':
  komm, eile mit mir fort!

Knecht.

Weh, Schuft, mich rührt der Schlag!
  Begingst du Brudermord?

Kain.

400 Still, Mann, davon kein Wort!
Ich sagt' es nur zum Spaß.

Knecht.

Ja, wegen deiner Freveltat
  will ich dich hier verlassen.
404 Wir werden's büßen früh und spat,
  sollt' uns der Büttel fassen.

Kain.

Ach, Mensch, hör' auf, ich fleh' dich an!
Ich mache dich zum freien Mann.

Knecht.

408 Was, rufst du meinen Frieden dann
durch dieses Land?

Kain.

Ich bin bereit.

Knecht.

Wie wird's dir gehn, ohne Geleit?

Kain.

Steh, Bursche, auf und sei bereit!
412 Ruf Frieden aus für Mann und Weib!
Und wer nach meinem Beispiel tut,
dem werde nimmer froh der Mut!
Du mußt mein guter Bursche sein
416 und »Höret, höret, höret!« schrei'n.

Knecht.

Suppe, Suppe, wäre fein.

Kain.

Ich befehle in des Königs Namen,

Knecht.

Und meines bösen Herren, Amen,

Kain.

420 Daß niemand habe was auszusetzen

Knecht.

am kalten Braten muß ich mich letzen,

Kain.

an ihm oder seinem Knecht im Land,

Knecht.

mein Herr ist wohl nicht recht bei Verstand!

Kain.

424 denn sie sind treu ohn' Vorbehalt.

Knecht.

Mein Meister speist den Kohl nur kalt.

Kain.

Der König schreibt, nicht zu vergessen,

Knecht.

Ich kriegte niemals satt zu essen.

Kain.

428 daß er sie will begnadigt haben;

Knecht.

An einem Trunk möcht' ich mich laben!

Kain.

sie können gehn nach ihrem Willen.

Knecht.

Mein Magen möchte gern sich füllen.

Kain.

432 Daß keiner zu ihnen sage ein Wort!

Knecht.

Und der verübte Brudermord!

Kain.

Daß jeder zu ihnen sich freundlich wende!

Knecht.

Ja, schlechtes Gewebe nimmt schlimmes Ende,
436 eh' du die Hosen kriegst an die Lende.

Kain.

Daß jeder zu ihnen freundlich sei!

Knecht.

Ja, gib deinem Gaul ein Bündel Heu!

Kain.

Komm herab, verfluchtes Luder!
440 Der Teufel hole dich!
Wenn es nicht Abel wär', mein Bruder,
kännt' ich deinesgleichen nicht.

Knecht (zu den Zuschauern).

Nun, Alt' und Junge, eh' ihr geht,
444 denselben Segen, früh und spät
sollt ihr zusammen haben,
den Gott vom Himmel Kain gegeben.
Nutzt ihn wohl, weil ihr am Leben:
448 er spend' ihn, euch zu laben!

Kain.

Komm jetzt herab, beim Teufel, Mann,
und ärgre mich nicht mehr,

und nimm den Pflug, wohlan,
452 vorwärts! und eil' dich sehr!
und ich will, wenn ich kann,
dir geben andre Lehr'.
Ich warn' dich, hör' mich an:
456 für immer, wie bisher,
bring' mich nicht mehr in Wut!
Denn wahrlich, wenn du nicht bist klug,
so häng' ich dich an diesen Pflug
460 mit diesem Strick auf einen Zug,
bei Christi teurem Blut!

(Zu den Zuschauern)

Nun lebet wohl, ihr Leute,
ich muß von diesem Ort,
464 ich bin des Teufels Beute
für jetzt und immerfort,
weil ich den Mord nicht scheute,
ist nun die Höll' mein Port,
468 verflucht sei, der mich heute
verbannt hat durch sein Wort
ins Leid!
Lebt wohl! dahin ich eile,
472 wohin zu keiner Weile
ein Mensch gibt mir Geleit.

Ende.

Anmerkungen.

V. 1 ff. Eine dem Garcio unseres Spieles verwandte Figur findet sich im siebenten Spiel des Yorker Cyclus V. 73 ff.

V. 25 ff. Kain hat offenbar 9 Ochsen und Pferde vor den Pflug gespannt. *Greenhorn* ist der älteste Beleg für dies Wort und bezeichnet nach dem NED. wohl ein Tier mit jungen Hörnern.

V. 39. *Mall* ist Koseform von *Matilda*.

V. 42. Steht der Name *Leming* vielleicht für *Fleming*?

V. 72. Vgl. Comestor, Hist. schol. Kap. 26: *Creditur Adam in spiritu docuisse filios, ut offerrent decimas deo et primitias.* Vgl. auch V. 101 ff.

V. 84 f. Das NED. zitiert unter *fox* 1 c noch J. Heywood's Prov. & Epigr. 153: *When the foxe preacheth, then beware our geese!* Vgl. über dieses Motiv Bolte, Zeitschr. f. Volksk. 17, 429 f.

V. 88. Im Original: *Euen ther the good wife strokid the hay,* offenbar eine sprichwörtliche Redensart. Auch im Yorker Spiel VII 45 ff. wird Abel grob abgewiesen.

V. 104 f. Ein starker Anachronismus, ebenso wie V. 114.

V. 148 und 159. Vgl. hierzu Coventry Pl. 3, 122:

Yitt me thynketh thi wytt is wood.

V. 184 ff. Vgl. Chester Pl. 2, 549 ff.:

I hope thou wylte quyte me this
and sende me more of wordlie blisse,
els, for soth, thou doest amisse,
and thou be in my debte.

V. 192 ff. Vgl. das me. Life of Adam and Eve V. 480 ff.:

Bote such ȝut was here hap
þat Kaym for his false tiþynge —
for he tyþede of þe worste þynge,
and Abel of þe beste.

und V. 487 f.: *And whanne he deyde he ȝede to helle,*
euermore þer to dwelle,
for his false tyþynge,

sowie in einer Prosafassung: *Abel was tiþer good of alle þinges and þonked god swiþe wel; and Caym tiþed falslich and brak godes hestes, for he wiþheold alwey þe beste dole and ȝaf God þe worste* (Emerson S. 846).

V. 196 und 224. So schon Alcuin, Interrogationes in Genesim: *Abel deo optima et naturalia offerebat, Cain vero viliora et humana inventione excogitata, ut putatur*, desgl. Comestor a. a. O.: *non recte divisit, quia meliora sibi retinuit, spicas vero attritas et cariosas secus viam domino obtulit.*

V. 226 lautet im Original:

In the wenyand wist ye now at last,

das mir nicht ganz klar ist.

V. 231. Wieder ein Anachronismus!

V. 238 ist im Original viel derber:

as he myght wipe his ars with-all.

V. 276. Vgl. Comestor: *Munera vero Cain, ex avaritia hominis nata, deo non placuerunt*, wie schon Augustinus, In epist. Joh. ad Parthos V 3: *et quem vidit cum caritate offerre, ipsius sacrificium respexit; quem vidit cum invidia offerre, ab ipsius sacrificio oculos avertit* (Emerson S. 850). So berichtet auch The Life of Adam and Eve: *Christ underfong wel fayre þe tiþe of Abel, for þe smoke wente evene upward as hit brende; and þe smoke of Caym wente downward, for he tipede falsliche* (Emerson S. 848). Eine Quelle hierfür ist nicht bekannt. Vgl. ferner den Cursor mundi V. 1065 f.:

for Caym yaf him with ivel will,
ur loverd loked noght þartill.

V. 285. Zu dieser bildlichen Verneinung vgl. Hein, Anglia 15, 60.

V. 301 ff. Vgl. Comestor Kap. 27: *Imvidens itaque Cain fratri suo dixit ad eum: "Egrediamur foras in agrum, vel transeamus!"*

V. 307. Eine Vorwegnahme von Gen. 4, 14: *"et a facie tua abscondar."*

V. 324. Gewiß aus der Geschichte Simsons, im Buche der Richter, Kap. XV 15 entlehnt. Wie Emerson a. a. O. S. 853 nachweist, bietet schon der ae. Dialog zwischen Salomon und Saturn diesen Zug, vgl. *ðā hine Chain, his brōðor, ofslōh mid ānes esoles cinbāne*; ferner findet er sich im me. Cursor mundi V. 1073 f., im Prosaleben Adams und Evas, im kornischen Spiel von

der Schöpfung, im Katechismus des Meisters von Oxford und endlich in Shakespeares Hamlet V 1, 85: *Cain's jaw-bone that did the first murder.* Belege aus der bildenden Kunst fügt Bonnell in derselben Zeitschrift 39, 140 ff. hinzu.

V. 338 f. Vgl. Comestor Kap. 27: *vel si maneret cum eis, occiderent eum pro peccato suo.*

V. 367. Hier ist eine Örtlichkeit in der Nähe von Wakefield gemeint; vgl. Peacock, Anglia 24, 516 f., der auf eine Urkunde vom Jahre 1594 verweist, worin der Steinbruch von Goodyboure (Goodybower Close) in Wakefield genannt wird.

V. 374 f. Vgl. Life of Adam and Eve V. 487 ff.:

And whanne he deyde he ȝede to helle,
evermore þer to dwelle,
for his false typynge.

V. 383. Im Buche Adams I, Kap. 79 wird erzählt, daß Kain seinen Bruder begräbt; vgl. Emerson S. 859.

V. 439. Ist der Knecht auf einen Baum gestiegen? Vgl. auch V. 449.

Kiel. F. Holthausen.

DIE METRISCHE UNTERSCHEIDUNG VON ERNST UND KOMIK IN DEN ENGLISCHEN MORALITÄTEN.

1. Eine solche Unterscheidung hängt von zwei Dingen ab: 1. dem Gefühlswert, den die einzelne metrische Form zu einer bestimmten Zeit für ein Volk hat; 2. der literarischen Überlieferung. Jener Gefühlswert kann bei den verschiedenen Völkern sehr verschieden sein. Uns Deutschen erscheint zum Beispiel der Alexandriner als ein unschönes schleppendes Versmaß; für die Franzosen dagegen ist er die Lieblingsform ihrer klassischen Literatur. Natürlich sind die verschiedenen Sprachen für die einzelnen metrischen Formen verschieden geeignet. Auch kann bei dem gleichen Volke der einer metrischen Form beigelegte Gefühlswert zu verschiedenen Zeiten verschieden sein; die heutigen Engländer werden zum Beispiel wohl kaum an Poulter's measure dasselbe Gefallen haben wie ihre Vorfahren im 16. Jahrhundert. Durch die literarische Überlieferung wird der einer metrischen Form anhaftende Gefühlswert in Gewohnheit verwandelt.

2. Die metrische Form der Moralitäten wie überhaupt des älteren Dramas vor Einführung des Blankverses ist überaus mannigfaltig. Es ist daher schwierig, ein klares Bild dieser verwirrenden Fülle metrischer Einzelzüge darzubieten. Wenn man von allem Nebensächlichen absieht, fallen uns aber doch als Hauptzüge gewisse Neigungen auf, durch metrische Mittel Ernst und Komik zu unterscheiden. Es handelt sich hier natürlich durchaus nicht um Gesetze, sondern nur um die Bevorzugung bestimmter metrischer Formen im einen oder andern Falle.

Anmerkungen am Ende des Beitrages.

3. Zunächst ist zu sagen, daß gar nicht alle Moralitäten Ernst und Komik durch die Metrik unterscheiden. Wir finden zum Beispiel keinerlei derartige Unterscheidung in der ältesten der vorhandenen Moralitäten, *Pride of Life* (Anfang des 15. Jahrh.)[1]), in *Everyman* (vor 1500)[2]) und in *Robin Conscience* (um 1530?)[3]). *Pride of Life* ist durchweg in vierzeiligen, aus vierhebigen Versen bestehenden Strophen mit der Reimstellung abab abgefaßt. In *Everyman* ist die metrische Form zwar verschieden; sie dient aber nicht zur Unterscheidung von Ernst und Komik, da letztere kaum vorhanden ist. *Robin Conscience* besteht ganz aus siebenzeiligen Chaucerstrophen (Reimstellung ababbcc); das Stück ist zwar unvollständig überliefert, macht aber nicht den Eindruck, als ob in den verloren gegangenen Teilen eine andere Strophenform vorhanden gewesen sei.

4. In den übrigen Moralitäten beobachten wir drei Arten der Unterscheidung von Ernst und Komik: 1. durch den Reim, 2. durch Versart und Versrhythmus, 3. durch die Strophenform. In allen drei Arten folgen die Moralitäten nur den Überlieferungen der älteren Dramengattungen, der Mysterien und Mirakelspiele; die Moralitäten sind aber hervorragend geeignet, jene Unterscheidung deutlich erkennen zu lassen, da Ernst und Komik in ihnen besonders scharf getrennt zu werden pflegen infolge des sie kennzeichnenden Gegensatzes der Tugenden und der Laster. Vertreter des Ernstes und eines würdevollen Pathos sind die Tugenden und überhaupt die guten Mächte, also auch Gott und die Engel, während die Laster, an ihrer Spitze der Vice als allegorischer Hanswurst, daneben noch die Teufel, die Spitzbuben, die Diener und die Bauern die komischen Rollen innehaben.

1. Die Unterscheidung durch den Reim.

5. In den ernsten und pathetischen Teilen der Moralitäten ist der Reim von gewöhnlicher Art; dagegen bemerken wir in den komischen Teilen gelegentlich eine Neigung, die inhaltliche Komik durch das äußere Mittel der Reimbindung eines ungewöhnlichen Wortes (eines selten gebrauchten Eigennamens oder eines fremdsprachlichen Ausdrucks) mit ganz gewöhnlichen, der Alltagssprache angehörenden Worten zu verstärken[4]). Courtly Abusion in Skeltons *Magnificence* (zwischen 1515 und 1518)[5]) erwidert zum Beispiel auf eine Frage des Titelhelden

(v. 1585): Why, wyll they then be intreted, the most and the *lest*?: Ye, for omnis mulier meretrix si celari *potest.* In Lyndsays *Satyre of the Thrie Estaitis* (1535)[6]) antwortetet Folly auf die Frage von Diligence (v. 4555): How sall I ken them?: Na, keip that *clois* [-close] ‖ Ex operibus eorum cognoscetis *eos.*

6. Drastischer ist die Komik, wenn der Reim durch Verknüpfung eines einzelnen fremdartigen mehrsilbigen Wortes mit zwei oder mehr einsilbigen zustande kommt. Für derartige Reime hat Hoops den Ausdruck »Spaltreim«, engl. *split rhyme*, eingeführt. Über den Spaltreim handelt eine Heidelberger Doktorarbeit von Magdalene Schrader: Der Spaltreim in der me. Lit., 1925 (Maschinenschrift). M. Schrader unterscheidet zwei Arten von Spaltreimen: 1. Typus *Vater : bat er*, 2. Typus *rührt ihn : führt ihn.* Ursprünglich sollte der Spaltreim gewiß nicht den Zwecken der Komik dienen; er entstand vielmehr, wie M. Schrader mit Recht hervorhebt, oft aus der Schwierigkeit, auf bestimmte Wörter passende Reime zu finden[7]), aus Reimnot und Bequemlichkeit namentlich in Fällen von Anhäufung weiblicher Reime, wie zum Beispiel in der volkstümlichen achtzeiligen Schweifreimstrophe (Reimstellung aaabcccb). Aber schon in der mittelenglischen Literatur wurde der Spaltreim zu einem bewußt angewandten Mittel der Komik (Schrader S. 111.) Die vielen einsilbigen Wörter des Englischen haben das Aufkommen des Spaltreims sehr begünstigt. In den Moralitäten begegnet er recht häufig. Ich führe nur solche Fälle an, wo der komische Zweck ohne weiteres erkennbar ist. Mischief in *Mankind* (Zeit Heinrich VI., 1422–1461)[1]) reimt (v. 673) auf *generalis*: *þer gode ale is*, (v. 699) auf da *pacem:* to one—*brace þem:* ouer—*face þem*, der Teufel Titivillus im gleichen Stück (v. 563) auf well *fare he!*: ad omnia *quare;* der Pauper in Lyndsays *Satyre*[6]) (v. 3064) auf *Citandum : Lybellandum : Replicandum: understand, him,* und (v. 3066) auf *Opponendum : Interloquendum : Concludendum : to defend him.* Ferner mit ungenauem Reine Treasure in *Trial of Treasure* (um 1567)[8]) (p. 295) auf *Galenus: have with us,* der türkische Richter in R. Wilsons *Three Ladies of London* (vor 1582)[9]) (p. 354) auf *Mahomet: gainsay it.*

7. Die bisher angeführten Beispiele des Spaltreims gehören alle dem Typus *Vater : bat er* an. Die Komik steckt hier hauptsächlich in der Überraschung darüber, daß auf ein unge-

wöhnliches Wort sich doch noch ein passendes Reimwort hat finden lassen, in der Gewaltsamkeit der Reimbindung, die freilich oft nur durch einen Spaltreim möglich wurde[10]).

8. Beispiel für einen Spaltreim des Typus *rührt ihn : führt ihn* ist in der Rede des Vice Inclination in *Trial of Treasure*[8]) (p. 276) it is *alone a:* to dance with John and *Jone a,* mit schwächerer Komik in *Wisdom*[10]) im Gespräch der drei Titelhelden (v. 664) *stryve I : thryve I : wyve I,* in Lyndsays *Satyre*[6]) (Pauper v. 2282) *bind the : find the.* Von anderer Art ist die Komik des Spaltreims in der Rede Noughts in *Mankind*[1]) (v. 357) he may not *mysse yt :* he may ouer *pysse yt:* he may ouer *blysse yt;* sie beruht auf der Derbheit der Reimworte *pysse yt.*

9. Zur eigentlichen Blüte gelangte der Spaltreim als Mittel der Komik erst in späterer Zeit. Im akademischen Drama *Narcissus* (1602; hg. von Marg. L. Lee, London 1893) begegnen so komische Spaltreime wie (v. 134) *Narcissus : hisse vs,* (v. 190) to *you noe : Juno,* (v. 209) to *lome her : Homer,* v . 384) *Venus : between vs.* Mit besonderer Meisterschaft hat Byron in seinem *Don Juan* die komischen Möglichkeiten des Spaltreims ausgenutzt (vgl. die Freiburger Diss. von Heinr. Neudeck: Lord Byron als Dichter des Komischen, 1911.)

2. Die Unterscheidung durch Versart und Versrhythmus.

10. Sie hängt meist zusammen mit einem Wechsel der Strophenform. In *Interlude of the Four Elements* (um 1512)[11]) gebrauchen die guten Mächte zu Anfang des Stückes in ihren Reden die meist aus fünfhebigen Versen bestehende Chaucerstrophe. Mit v. 405 tritt zuerst mit Sensual Appetite ein Vertreter des Schlechten auf; seine Rede besteht anfangs aus vierhebigen Versen, geht aber bald (v. 413) in zweihebige oder gar einhebige über: Benedicite ‖ I graunt to the ‖ This pardon ‖ And gyve the ‖ Absolucyon ‖ For thy soth saws ‖ Stande up Jackdaw. Überhaupt gelten Langzeilen als Ausdruck der Würde und des Ernstes, während Kurzzeilen Komik bezeichnen, so schon in *Wisdom*[10]) (Lucifer v. 325 bis 332). Besonders auffallend ist die Unterscheidung durch die Versart in *Magnificence*[5]). Hier tritt die derbste Komik im Gewande von zweihebigen Versen auf, die den auf der niedrigsten Stufe der Sittlichkeit stehenden Personen, Counterfeit

Countenance, Fancy und Folly, in den Mund gelegt werden[12]). Diese Verse sind aus der Zerteilung vierhebiger durch Binnenreime entstanden und werden von Skelton auch sonst in seinen Dichtungen mit so großer Vorliebe gebraucht, daß sie nach ihm, obgleich er nicht ihr Erfinder war, skeltonische Verse genannt wurden. Häufig findet sich bei solchen kurzen Versen Reimanhäufung, zum Beispiel (v. 972) in der Rede Fancys: Lo, this *is* || My Fancy, *iwys* || Nowe Cryst it *blysse!* || It is, by *Jesse* || usw. In anderen Fällen sind die kurzen Halbzeilen dreihebig, z. B. (Liberty v. 57): But and you wolde me permyt || To shewe parte of my wyt || usw. Für die ernsten Rollen ist dagegen die vierhebige Langzeile die übliche Form, z. B. (Perseverance v. 2533): This treatyse, deuysyd to make you dysporte.

11. In ähnlicher Weise wird in Bales *Comedy concerning Three Laws* (1538)[13]) die Feierlichkeit der aus fünffüßigen Versen bestehenden Chaucerstrophen in der Rede von Naturae lex plötzlich (v. 178) durch das Auftreten des Vice Infidelity unterbrochen, der ausruft: Brom, brom, brom, brom, brom. Bye brom bye bye || Bromes for shoes and powcherynges || botes and byskyns for newe bromes, || Brom, brom, brom. Der Vice erscheint hier also in der Rolle eines marktschreierischen Besen- und Bürstenverkäufers, dessen offenbar in brüllendem Tone vorgetragenen Worte zur Metrik der Verse seines Vorredners in gar keiner Beziehung stehen[14]).

12. Erst der Blankvers brachte dem englischen Drama einen regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung. Wir können daher eine Unterscheidung von Ernst und Komik durch den Versrhythmus am ehesten in solchen Moralitäten beobachten, die schon unter dem Einfluß des regelrechten Dramas den Blankvers angenommen haben. In *Contention between Liberality and Prodigality* (1565)[15]) und in R. Wilsons *Three Lords and Three Ladies of London* (1588)[9]) kommt der streng gebaute Blankvers nur in den Reden der ernsten Personen vor, während die Laster als Vertreter der Komik in lose gebauten Knittelversen (doggerel rhymes) (oder in Prosa) reden, eine Überlieferung, die sich noch im eigentlichen Drama bis in Shakespeares älteste Lustspiele fortsetzt.

13. Prosa als Redeform der komischen Rollen findet sich zuerst in Medwalls *Nature* (bald nach 1486)[1]) (Prides

in das Ohr von Sensuality geflüsterte Worte nach v. 835; vgl. Brandls Einleitung S. XXXVII), ferner in *Marriage of Wit and Wisdom* (um 1570)[16]) im Gespräch zwischen Wit, Wantonness und Idleness (p. 19), in *Liberality and Prodigality*[15]) (Prodigality, Postilion und Host p. 335), in *Three Lords*[9]) (die Pagen Wit, Will und Wealth p. 383 ff., der Vice Simplicity p. 387 ff.), in *Lingua* (um 1603)[17]) (Appetitus und Mendacio p. 362 ff.).

3. Die Unterscheidung durch die Strophenform.

14. Dies ist die wichtigste Art der Unterscheidung.

a) Die strophischen Ausdrucksformen des Ernstes und des Pathos.

Für die feierliche Rede ist die üblichste Strophenform die siebenzeilige Rhyme-Royal-Strophe, auch Chaucerstrophe genannt, weil Chaucer sie durch *Compleynte to Pite* zuerst in die englische Literatur eingeführt und in seinen späteren Dichtungen mit Vorliebe und besonderem Geschick verwendet hat (Reimstellung ababbcc). Zu den pathetischen Stellen im Stücke gehört meist auch dessen Anfang, der gewöhnlich aus einem Prolog oder aus der Rede eines allegorischen Würdenträgers in Chaucerstrophen besteht. Auch der Schluß pflegt in eine feierliche Form gekleidet zu werden. Das Beispiel einer solchen Chaucerstrophe bietet die Rede Remedys in *Wealth and Health* (Anfang des 16. Jahrh.)[18]) (v. 537 ff.): I pardon you, for I doo know you wel, *both;* ‖ Welth and Helth is your right *names,* ‖ The which England to forbere were very *loth:* ‖ For by Welth and Helth commeth great *fames.* ‖ Many other realmes for our great welth *shames* ‖ That they dare not presume, nor they dare not be *bold* ‖ To stryue againe England, or any right *with-holde.* Weitere Beispiele: *Nature*[1]) (Nature v. 1—105), *Hickscorner* (nach 1500)[19]) (Contemplation v. 33—39), *Four Elements*[11]) (the Messenger v. 1—147, andere gute Mächte bis v. 404), *Magnificence*[5]) (Felicity v. 1—21; später an vielen Stellen), *Robin Conscience*[3]) (vgl. Abschn. 3), *Satyre*[6]) (Divine Correction v. 3784—3797, hier nur ausnahmsweise, die gewöhnliche Form der Feierlichkeit ist hier ababbcbc), Bales *Three Laws*[13]) (Baleus prolocutor v. 1—35, Deus Pater und die drei Gesetze v. 36—56, 63—104 usw.) und *King John* (1539)[19]) (der

Titelheld v. 1—21 usw.), Redfords, *Wit and Science*[19]) (1541/47) (Lied der guten Mächte v. 575--588), Wevers *Lusty Juventus* (1547/50)[20]) (Prolog des Messenger p. 45 ff.), *John the Evangelist* (vor 1557)[21]) (Irisdision v. 82—88), Woodes' *Conflict of Conscience* (1560)[9]) (Prolog S. 31—34, u. ö.), *Impatient Poverty* (1560)[22]) (Peace v. 2—22 usw.), *Trial of Treasure*[8]) (Just p. 83, u. ö.), Wapulls *The Tide tarrieth No Man* (vor 1576)[23]) (Prolog v. 1—56 usw.), Luptons *All for Money* (um 1577)[24]) (Prolog v. 1—98 usw.), *Three Lords*[9]) (London als Prolog p. 373 u. ö.)

15. Mitunter greift die Chaucerstrophe auch auf die nichtpathetischen Rollen über. Bezeichnend ist der Wechsel der Strophenform in der Rede Freewills in *Hickscorner*[19]). Anfangs (z. B. v. 156—169) hatte Freewill in Schweifreimstrophen geredet, die sonst das Kennzeichen der komischen Rollen zu sein pflegen; nach seiner Bekehrung durch Perseverance bedient er sich aber der Chaucerstrophe (v. 882—888). Der Übergang vom Leichtsinn zum Ernst wird also hier auch durch die Strophenform angedeutet. Auch Juventus in *Lusty Juventus*[20]) verfällt im Zustand der Zerknirschung über seine Sünden (p. 53, 98) in die von ihm bis dahin noch nicht angewandte Chaucerstrophe. Ein ähnlicher Wechsel begegnet uns auch in Fulwells *Like will to Like, quoth the Devil to the Collier* (1561)[8]): die Spitzbuben Cuthbert Cutpurse und Pierce Pickpurse hatten zuvor (p. 333) in paarweis gereimten Knittelversen geredet (vgl. Abschn. 12); als sie aber am Schluß wegen ihrer Missetaten gehängt werden sollen, richten sie als reuige Sünder ermahnende Worte an die Zuschauer in Chaucerstrophen (p. 53 ff.).

16. Aber auch die unbekehrt bleibenden Laster gebrauchen gelegentlich diese Strophenform, so in *Nature*[1]) Sensuality (v. 169—210) im Gespräch mit den Tugenden, in *Magnificence*[5]) in Selbstgeprächen Cloaked Collusion (v. 689—744) und Crafty Conveyance (v. 1327—1374), in *Three Laws*[13]) Avaritia (v. 1187—1200), in *King John*[19]) Usurped Power (v. 947—960), Dissimulation (v. 983—1024) und der Vice Sedition (v. 1168 bis 1174), in *Lusty Juventus*[20]) der Teufel (p. 62 im Selbstgespräch, p. 66 in einer Unterredung mit Hypocrisy) und Abominable Living (p. 87). *Conflict of Conscience*[9]) wird eröffnet durch eine Rede Satans in Chaucerstrophen (p. 35—38), offenbar, weil diese Strophenform für den Prolog stehende

Überlieferung war. Ferner sind in diesem Zusammenhang zu nennen die Lastergestalt Abundance in *Impatient Poverty*[22]) (v. 946—950) und in großem Umfang die bösen Mächte in *All for Money*[24]) (vgl. Vogels Einleitung S. 140). In den meisten derartigen Fällen ist die feierliche Strophenform im Munde der Laster wohl als eine Parodie der ernsten Stellen aufzufassen; bei Sensuality in *Nature*, Sedition in *King John* und Abominable Living in *Lusty Juventus* mag zugleich der Versuch vorliegen, die in der Mitte zwischen den Tugenden und den Lastern stehenden neutralen Personen, bei Medwall Man, bei Bale (v. 1168 ff.) Nobility, bei Wever Juventus zu verführen, wobei auch die Chaucerstrophe dazu dienen soll, jene Personen über die wahre Natur der Laster zu täuschen. Diese legen sich ja auch zum Zweck der Täuschung gern andere wohlklingende Namen bei.

17. *Everyman*[2]), ein Stück, das sonst nirgends eine Strophenbildung erkennen läßt, enthält an einer Stelle (p. 104 ff.) in der Rede des Titelhelden, beginnend mit: Alas! shal I have no lenger respite? eine Art erweiterter Chaucerstrophe mit der Reimstellung ababbccdd. In *Lusty Juventus*[20]) wird im Gespräch zwischen Juventus, Good Counsel und Knowledge (p. 53) die Chaucerstrophe dadurch noch künstlicher gemacht, daß der erste Vers der folgenden Strophe mit dem letzten der vorhergehenden durch den Reim verbunden wird, so daß die schwierige Strophenform ababbcc cdcddee entsteht.

18. Eine andere beliebte Strophenform für die ernsten Rollen ist die achtzeilige Strophe, die wohl aus der Verknüpfung von zwei kreuzweis gereimten Vierzeilern entstanden ist; aus ababcdcd ergab sich also: ababbcbc. So in *Wisdom*[10]) (Wisdom v. 1—16, Anima v. 17—24 usw.), in *Four Elements*[11]) (Natura naturata v. 281—288), in *Satyre*[6]) als vorherrschende Form der pathetischen Rollen (vgl. Abschn. 14; Diligence v. 14—29, 54—69, Rex Humanitas v. 214—221 usw., daneben auch als Laster Sensuality v. 271 – 286). *Mankind*[1]) macht den Bau dieser Strophe noch verwickelter dadurch, daß in der Eröffnungsrede Mercys (v. 1—40) der erste Vers der zweiten Strophe an den letzten der vorhergehenden im Reime anknüpft, so daß das Schema entsteht: ababbcbc cdcddede usw. Eine noch schwierigere Reimstellung (ababbaba) bietet dar

Satyre[6]) (Rex Humanitas v. 78—85) und *Marriage of Wit and Science*[20]) (Science p. 360).

19. Zur Zeit der Vorherrschaft des eigentlichen Dramas, also in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wird auch in den Moralitäten der strophenlose Blankvers die vorherrschende Form der ernsten Teile (vgl. Abschn. 12). Wir finden ihn also in *Liberality und Prodigality*[15]) (hier allerdings noch vereinzelt), in *Three Lords*[9]) und in *Lingua*[17]).

b) Die strophischen Ausdrucksformen der Komik.

20. Für die komischen Stellen ist die auch uns durch Schillers *Ring des Polykrates* geläufige Schweifreimstrophe die gebräuchlichste Strophenform. Sie erscheint in zwei Unterarten: einer sechszeiligen (Reimstellung aabccb) und einer achtzeiligen (aaabcccb). Schon seit dem Mittelalter galt die Schweifreimstrophe in England als die typische Ausdrucksform des Bänkelsängertums. Chaucer hat die meisten seiner *Canterbury Tales* in das als vornehm geltende Gewand der paarweise gereimten fünffüßigen Jamben (heroic couplets) gekleidet; das Bänkelsängerische in der Erzählung von Ritter Thopas deutet er aber durch die sechszeilige Schweifreimstrophe an.

21. In folgenden Moralitäten entspricht die sechszeilige Schweifreimstrophe als Redeform der Laster der Chaucerstrophe in den pathetischen Teilen des gleichen Stückes: *Nature*[1]) (Gluttony II 551—562: Nay of all thynge erthly I hate to *fast* || Four tymes a day I make *repast* || Or thryse as I *suppose* || And whan I am well *fed* || Than get I me to a soft *bed* || my body to *repose* usw.; die achtzeilige Schweifreimstrophe ist aber hier häufiger). Ferner *Hickscorner*[19]) (Freewill vor seiner Bekehrung v. 156—161, vgl. Abschn. 15; Imagination v. 225 bis 230), *Four Elements*[11]) (Sensual Appetite v. 421—438), *Satyre*[6]) (der Pardoner im Zwischenspiel v. 2042—2083), *Three Laws*[13]) (der Vice Infidelitas v. 178—189 u. ö.; Ambitio in dreihebigen Kurzzeilen v. 1016—1063), *Lusty Juventus*[20]) (Hypocrisy p. 64, 68), *John the Evangelist*[21]) (Evil Counsel v. 469—474), *Impatient Poverty*[22]) (Abundance als Laster v. 250 bis 267, nachdem er seine Rede (v. 242—249) mit einer achtzeiligen Schweifreimstrophe eröffnet hatte; Envy v. 526—531), *Tide*[23]) (der Vice Courage in einer aus zweihebigen Verszeilen bestehenden Rede v. 57—158).

22. *Youth* (Anfang des 16. Jahrh.)[20]) enthält eine kurzzeilige Schweifreimstrophe von gleicher Bauart, ohne daß ihr an den feierlichen Stellen die Chaucerstrophe entspricht (der Titelheld reimt p. 23: *Almight : fight : part : sell : dwell : heart;* Gespräch zwischen Pride und Humility p. 33).

23. Noch häufiger ist die achtzeilige Schweifreimstrophe als komische Entsprechung der feierlichen Chaucerstrophe. Beispiel aus *Nature*[1]) (Sensuality v. 661—668: yf euer ye lust to play the *man* ‖ It ys tyme that ye now *bygan* ‖ Mary to play the boy now and *than* ‖ For your disport and *solace* ‖ It forceth not though ye *do* ‖ Whan ye may haue leyser *therto* ‖ And among I wylle helpe you *also* ‖ In due tyme and *place*. Ferner *Wealth and Health*[18]) (Eröffnungsszene mit den beiden Titelhelden v. 1—40), *Four Elements*[11]) (Ignorance v. 1144—1151), *Satyre*[6]) (Wantonness v. 102—117, Placebo v. 118—125 usw.), *Three Laws*[13]) (der Vice Infidelitas v. 217 bis 224, Idololatria v. 439—470), *Impatient Poverty*[22]) (Abundance v. 242—249, Envy v. 485—492).

24. In *Castle of Perseverance* (Zeit Heinrichs VI., 1422 bis 1461)[10]) werden nur einige Lasterszenen durch achtzeilige Schweifreimstrophen aus der großen Masse der neun- und dreizehnzeiligen Strophen herausgehoben, in denen die Tugenden und die Läster sich sonst gleichmäßig ergehen (zweihebige sechszeilige Schweifreimstrophen in der Unterredung zwischen Mundus, Voluptas und Stultitia v. 627—650, dreihebige achtzeilige in der Rede Detractions v. 781—788). In *Mankind*[1]) unterbricht die achtzeilige Schweifreimstrophe in der Rede Mischiefs (v. 398—413) die sonst vorherrschende vierzeilige Strophe (abab), ähnlich in *Wisdom*[10]) (Lucifer v. 325—332 in zweihebigen, vgl. Abschn. 10, dann v. 333—356 in dreihebigen, v. 357 ff. in vierhebigen Versen, Perjury v. 728 bis 737 in der erweiterten Form aaabcccbdd).

35. Auch die Schweifreimstrophe tritt gelegentlich aus ihrem Herrschaftsgebiet heraus. Besonders kennzeichnend ist *Four Elements*[11]), wo beide Arten der Schweifreimstrophe auch in den Reden der guten Mächte vorkommen (die sechszeilige im Gespräch zwischen Studious Desire und Experience v. 664 bis 669, 677—700, die achtzeilige innerhalb des langen Vortrags von Studious Desire v. 738—745). In diesem Stück wird durch das erste Auftreten von Sensual Appetite (v. 405) die

bis dahin vorherrschende feierliche Stimmung, deren metrischer Ausdruck die Chaucerstrophe gewesen war, dauernd gestört, so daß nun auch die ernsten Personen von den Lastern gleichsam angesteckt werden wenigstens darin, daß sie sich nun auch der Schweifreimstrophe bedienen. Die sechszeilige Schweifreimstrophe finden wir an ernsten Stellen in *Satyre*[6]) (Chastity v. 1452—1469, Correction v. 1784—1789, Diligence v. 1802—1807), ebenso die achtzeilige (Diligence v. 70—77, Good Counsel v. 571—594). Eine besondere künstlerische Absicht ist in solchen Fällen wohl kaum zu vermuten.

26. Mitunter erhält die Schweifreimstrophe durch kunstreichere Ausgestaltung ein feierlicheres Gepräge, wodurch sie zur pathetischen Redeform geeigneter gemacht wird. *Everyman*[2]) zum Beispiel beginnt mit einer Rede Messengers (p. 99), die kehrreimartig jeden dritten Vers durch den Reim verknüpft; so entsteht die Reimstellung aab ccb ddb eeb ffb ggb hhb. Auch wird die Schweifreimstrophe auf verschiedene Weise erweitert. Aus der achtzeiligen entsteht eine zwölfzeilige (aaab cccb dddb): Wealth und Liberty in *Wealth and Health*[18]) (v. 201—212)[25]), oder gar eine sechzehnzeilige (aaab cccb dddb eeeb) (Liberty, Health und Wealth im gleichen Stück, v. 225—240; der Fall ist allerdings wegen der Ungenauigkeit der b-Reimbindungen zweifelhaft). Eine andere Abart ist die siebenzeilige Schweifreimstrophe, entstanden durch Verbindung einer halben sechszeiligen mit einer halben achtzeiligen, oder umgekehrt. So entsteht die Reimstellung aab cccb (Colhazard in *Impatient Poverty*[22]) v. 839—845), oder aaab ccb (Sensuality und Humanity in *Four Elements*[11]) v. 527—533). Dagegen ergibt sich aus der Halbierung einer achtzeiligen Schweifreimstrophe eine vierzeilige (aaab: Wealth in *Wealth and Health*[18]) v. 41—44, vgl. Holthausens Einleitung S. XIII).

27. Neben der Schweifreimstrophe sind die häufigste Form der Lasterszenen paarweis gereimte, lose gebaute Knittelverse (doggerel rhymes), eine Versart, deren Ursprung auf die vierhebige alliterierende Langzeile zurückgeht. Sie überwiegen in den Lasterrollen Bales, der nur die feierlichen Stellen durch Chaucerstrophen von den übrigen Teilen seiner Stücke abzuheben pflegt. Von den paarweis gereimten Knittelversen in *Liberality and Prodigality*[15]) und *Three Lords*[9]) ist schon die Rede gewesen (vgl. Abschn. 12). Weitere Bei-

spiele: Imagination in *Hickscorner*[19]) v. 274: He asked wheder with that horse I wolde *gon*, ‖ And than I tolde hym hyt was myne *owne*; ferner *Wealth and Health*[18]) (Hance, Will und Wit v. 389—424), *Magnificence*[5]) (Fancy v. 1415 ff., u. ö.), *Three Laws*[13]) (Infidelitas v. 794—797, usw.), *King John*[19]) (Sedition v. 231—234), *Lusty Juventus*[20]) (Hypocrisy p. 63, 77, der Teufel p. 67), *Conflict of Conscience*[9]) (Tyranny p. 77), *Like will to Like*[8]) (der Vice Nichol Newfangle p. 309 ff., Lucifer p. 311), *Liberality and Prodigality*[15]) (der Lümmel Tenacity und Vanity p. 338 ff.), *Trial of Treasure*[8]) (Lust, Sturdiness und der Vice Inclination p. 269), *Tide*[23]) (der Vice Courage v. 319—340). In *Marriage of Wit and Science*[20]) unterhalten sich Wit und sein Diener Will (p. 334 ff.) in paarweis gereimten Knittelversen, nachdem Wit in der Szene unmittelbar vorher mit der ehrsamen Dame Nature in paarweis gereimten Septenaren und Alexandrinern geredet hatte; Wit paßt sich also in strophischer Hinsicht seiner Umgebung an. Eine ähnliche Scheidung ist in *Marriage of Wit and Wisdom*[16]) zu beobachten: Knittelverse beim Vice Idleness (p. 12 ff.), den Polizeidienern Snatch und Catch (p. 27 ff.), dem Bauernpaar Doll und Lob (p. 50 ff.), dagegen in den ernsten Teilen Poulter's measure oder paarweis gereimte Septenare. Ferner in *All for Money*[24]) (der Vice Sin v. 335—339), *Three Ladies*[9]) (Dissimulation p. 251 ff; der Vice Simplicity p. 253, Fraud p. 254, freilich auch Conscience p. 325). In *Three Lords*[9]) unterbrechen Will und Wit, die Pagen der Lords, die Blankverse ihrer Herren (p. 377) durch paarweis gereimte Knittelverse; der gleichen metrischen Form bedienen sich der Vice Simplicity und sein Weib Painful Penury (p. 401) sowie Usury (p. 413).

28. Vor Einführung des Blankverses sind solche Knittelverse freilich kein so deutlich ausgeprägtes Mittel der Komik wie nachher. Wir stoßen in der älteren Zeit gelegentlich auch auf paarweis gereimte Knittelverse in der Rede ernster Personen: in *Hickscorner*[19]) Pity (v. 611—614), in Youth[20]) Charity (p. 5 ff.), in *Three Laws*[13]) Vindicta Dei (v. 1831 bis 1844), Deus pater (v. 1924—1941), in *Trial of Treasure*[8]) Time (p. 296 ff.), Just (p. 298). Eine ganz scharfe Scheidung trat erst unter dem Einfluß des Blankverses ein (vgl. Abschn. 12); man empfand dessen strengen regelmäßigen Bau als ange-

messene Form für die gehobenen Teile des Dramas; die paarweis gereimten Knittelverse blieben nun noch eher als früher allein für die komischen Stellen vorbehalten.

29. Die Kurzzeile, die, wie wir gesehen haben (Abschn. 10), Komik andeuten soll, erscheint als zweihebiger Vers zu sechszeiligen Strophen verbunden in *Magnificence*[5]) (Courtly Abusion v. 829—834, aabbcc).

30. Ein weiteres Mittel, um Komik zu bezeichnen, ist die Reimanhäufung, die ja schon in der achtzeiligen Schweifreimstrophe vorliegt. Eine andere Form ist die vierzeilige Strophe (aaaa) als Unterbrechung der dreizehnzeiligen und der neunzeiligen Strophen in *Castle of Perseverance*[10]) (die Laster im Gespräch mit Humanum Genus v. 1087—1090, u. ö.), ferner in *Magnificence*[5]) (Fancy v. 972—1007), *Impatient Poverty*[22]) (Envy, Misrule und Prosperity v. 747—754), *Tide*[23]) (der Vice Courage v. 837—855, Wilful Wanton v. 856—883). In *Three Lords*[9]) reden die drei Pagen Wit, Will und Wealth (p. 380) sogar mit sechsfacher Reimanhäufung. Ganz besonders ist die Reimanhäufung aber bei Skelton als Ausdrucksmittel der Komik beliebt; in *Magnificence*[5]) werden an einer Stelle in der Rede Libertys (v. 2064—2077) sogar zwei Strophen mit je sechsfachem Reim durch einen siebenten als Kehrreim verwendeten Vers miteinander verbunden, so daß die Reimstellung entsteht: aaaaaab ccccccb. (Vgl. dazu Ramsay's Introduction p. LXII. ff.)

c) Neutrale Strophenformen.

31. In den Moralitäten sind Gegenstand des Streites zwischen den Tugenden und den Lastern der Mensch oder seine allegorischen Vertreter; sie stehen also als neutrale Personen zwischen den beiden feindlichen Parteien in der Mitte. Diese neutralen Personen schließen sich je nach ihrer jeweiligen Stellung auch in der Strophenform teils den Tugenden, teils den Lastern an. Die Chaucerstrophe ist z. T. die Redeform des Titelhelden in *King John*[19]) (v. 1275—1302, 2015—2028, 2125—2145), dagegen reden Manhood in *World and Child* (vor 1509)[19]) (v. 495—518) und Rex Humanitas in *Satyre*[6]) (v. 369—392) in achtzeiligen Schweifreimstrophen. Es kann sogar, wie wir gesehen haben (vgl. Abschn. 15), Verführung

oder Bekehrung des Helden durch strophische Mittel angedeutet werden.

32. Daneben gibt es aber noch besondere, gleichsam neutrale Strophenformen, d. h. solche, die keinen ausgesprochenen Charakter haben, aber gerade deshalb nicht nur von den neutralen Personen, sondern auch von den pathetischen Gestalten oder den Lastern gebraucht werden können; freilich soll in solchen Fällen weder Ernst und Pathos noch Komik besonders betont werden. Eine derartige Strophenform ist die vierzeilige Strophe mit Kreuzreim (abab). Bezeichnen wir im folgenden die Reden der neutralen Personen mit α), die der pathetischen mit β), der komischen mit γ) und gemischte Fälle mit δ), so wäre ein Beispiel obiger Strophenform für α) Time in *Trial of Treasure*[8]) (p. 296): The ancient Greeks have called me *Chronos*, ‖ Which in our vulgar tongue signifieth *Time;* ‖ I am enter'd in presently for a certain *purpose* — ‖ Even to turn Treasure to dust and to slime.

Für β) *Mankind*[1]) (die pathetischen Rollen durchweg in abab, vgl. Brandls Einleitung S. XXIV), *Everyman*[2]) (Gespräch zwischen dem Titelhelden und Death p. 103), *Hickscorner*[19]) (Contemplation v. 40—55, Imagination nach seiner Bekehrung v. 994—997), *Youth* (nach 1500)[20]) (Humility vereinzelt p. 30), *Wealth and Health*[18]) (Remedy v. 736—739, 829—832), *World and Child*[19]) (Conscience v. 288—299), *Satyre*[6]) (Homeliness v. 295—298, dreihebige Verse), *The longer thou livest*[14]) (Discipline v. 995—1026), *Like will to Like*[8]) (Virtuous Living p. 336).

Für γ) *Satyre*[6]) (der Vice Solace geht von achtzeiligen Schweifreimstrophen zu abab über, v. 259—262), *Wit and Science*[19]) (der Lümmel Tediousness v. 141—168, zweihebige Verse), *Like will to Like*[8]) (Pierce Pickpurse p. 334, der Vice Nichol Newfangle p. 355), *Liberality and Prodigality*[15]) (die Eröffnungsrede Vanitys p. 333 ff., Fortune p. 342), *Trial of Treasure*[8]) (der Vice Inclination p. 267, Sturdiness p. 275).

Für δ) *Satyre*[6]) (Verity und Flattery v. 1176—1179), *The longer thou livest*[14]) (Discipline und Moros v. 102 bis 222 usw.).

33. Eine seltenere Abart dieser Strophe hat die Reimstellung abba. So in *Everyman*[2]) (Goods p. 120), *Lusty Juventus*[20]) (Gespräch zwischen Good Counsel und Juventus p. 48), *John the Evangelist*[21]) (Eugenio v. 226—229).

34. Wir haben gesehen, daß zweihebige und dreihebige Verse, besonders wenn sie mit Reimanhäufung verbunden sind, zum Ausdruck der Komik dienen (Abschn. 10). Das bloße kurze Reimpaar scheint freilich eher als neutrale Strophenform zu gelten, vgl. Brandl, Quellen, S. XXV und *Mankind*[1]) (lateinische zweihebige Verse mit Binnenreim in der Rede Mercys v. 739—742); ferner in *Wit and Science*[19]) (Tediousness v. 169—192, vorher abab v. 141—168), drei- bis vierhebige Reimpaare in *Everyman*[2]) (Gott p. 100, abwechselnd abab und aabb, Death p. 101). Das vierhebige lose gebaute Reimpaar ist identisch mit dem Knittelvers (s. Abschn. 27 und 28).

35. Auch das fünffüßige Reimpaar gehört hierher. Beispiele für α) *Magnificence*[5]) (Felicity und Liberty v. 29 bis 40, beides neutrale Personen, vgl. Ramsay's Introduction p. XXXIII ff.); für β) *Three Laws*[13]) (die Reden der drei Gesetze v. 57—62), *Respublica* (1553)[1]) (Nemesis V, 10, v. 109—110); für γ) *Satyre* (Wantonness v. 417 ff.), *Respublica* (der Vice Avarice I, 1, v. 1—64), *Trial of Treasure*[8]) (Lust p. 264).

36. Wenn das fünffüßige Reimpaar aus regelmäßig gebauten Jamben besteht, heißt es Heroic couplet. Diese Strophenform begegnet im Drama erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und kann ebenfalls als neutral gelten. Beispiele: für α) *Liberality and Prodigality*[15]) (Fortune p. 342, zuerst abab, dann aabb); für β) dasselbe Stück (Liberality p. 357), *Marriage of Wit and Science*[20]) (Experience p. 360, gleich darauf in paarweise gereimten Alexandrinern), *Lingua*[17]) (der schon ganz durch die Überlieferung des regelrechten Dramas beeinflußte Epilog p. 463); für γ) *Liberality and Prodigality* (Prodigality p. 334); für δ) *Three Lords*[9]) (stichomythisches Gespräch zwischen Policy, Nemo, Pomp und Pleasure p. 406, ebenso zwischen Conscience, Love und Lucre p. 416).

37. Ferner gehört hierher eine sechszeilige Strophe nach dem Schema ababcc. Beispiele: für β) *Hickscorner*[19]) (Contemplation v. 721—726), *World and Child*[19]) (die von Perseverance gesprochenen Schlußverse v. 974—979), *Like will to Like*[8]) (Prolog p. 307 ff.), *Liberality and Prodigality*[15]) (Prolog p. 331); für γ) ebenfalls *Like will to Like* (Tom

Tosspot und Ralph Roister p. 323), *Tide*[23]) (das Lied des Vice Courage v. 291—311).

38. Ebenso eine offenbar durch Erweiterung der sechszeiligen Schweifreimstrophe entstandene neunzeilige Strophe (Schema aabccbddb). Beispiele in *Hickscorner*[19]) für β) Pity v. 103—111, Contemplation v. 621—629; für γ) Imagination vor seiner Bekehrung (v. 211—219). Sogar eine dreizeilige Strophe mit dreifachem Reim (Reimstellung aaabbb usw.) muß, trotzdem die Reimanhäufung sonst ein Mittel der Komik zu sein pflegt, zu den neutralen Strophenarten gerechnet werden. Beispiele: für β) *Three Laws*[13]) (Gespräch zwischen Gottvater und den drei Gesetzen v. 1977—1985); für γ) *Lusty Juventus*[20]) (Hypocrisy und Abominable Living p. 86 ff.); für δ) *Impatient Poverty*[22]) (Conscience und die Lastergestalt Abundance v. 393—398).

39. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als unter dem Einfluß des Blankverses auch in andern Versarten ein regelmäßiger Wechsel von Hebung und Senkung eintrat, ist eine neutrale Strophenart der paarweis gereimte Alexandriner. Beispiele: für β) in *Liberality and Prodigality*[15]) (Virtue p. 336 ff., Liberality p. 343 ff.), *Marriage of Wit and Science*[20]) (Science p. 340 ff., Experience 360 ff., vgl. Abschn. 36); für γ) im gleichen Stück die Rede Wills, des Dieners Wits p. 346).

40. Ferner der paarweis gereimte Septenar. Beispiele: für α) *Conflict of Conscience*[9]) (Philologus p. 63 ff., zum Teil auch kreuzweise Reimstellung, abab), *Marriage of Wit and Science*[20]) (Nature p. 360, daneben Poulter's measure); für β) *Liberality and Prodigality*[15]) (Liberality p. 355 ff., Virtue p. 373, Equity p. 374), *Marriage of Wit and Wisdom*[16]) (Severity p. 7 ff., Good Nurture p. 21 ff., Wisdom p. 35 ff.), *Three Ladies*[9]) (der Prolog beginnt mit Poulter's measure, geht aber schon vom dritten Verse an in Septenare über); für γ) *Marriage of Wit and Wisdom*[16]) (Irksomness p. 38, Fancy p. 46), *All for Money*[24]) (loser gebaute Septenare mit Binnenreim, so daß eine Art Schweifreimstrophe entsteht [Schema aabcb oder aabccb]), im Eingangsmonolog Moneys v. 203—230.

41. Endlich Poulter's measure, eine Verbindung von Alexandriner und Septenar nach dem Schema

◡ ́◡ ́◡ ́ ‖ ◡ ́◡ ́◡ ́
◡ ́◡ ́◡ ́◡ ́ ‖ ◡ ́◡ ́◡ ́,

eine namentlich in der Anhäufung ermüdende, klappernde und geschmacklose Strophenform, die aber im 16. Jahrhundert in England eine Zeitlang sehr beliebt war. Beispiele: für β) *Marriage of Wit and Science*[20]) (Wit und Nature p. 330, Science p. 346, 363 ff.), *Marriage of Wit and Wisdom*[16]) (Prolog p. 5 ff., Epilog p. 63), *Three Ladies*[9]) (der Anfang des Prologs, vgl. Abschn. 40), Conscience p. 249 ff., Fame p. 250); für γ) *Marriage of Wit and Science* (Will p. 343, abwechselnd mit paarweis gereimten Alexandrinern, Tediousness p. 366).

42. Die eben geschilderte Mannigfaltigkeit der metrischen Formen vererbte sich auch auf die komischen Zwischenspiele und die ältesten eigentlichen Dramen. Erst indem der Blankvers die Alleinherrschaft errang, verdrängte er sie alle bis auf die paarweis gereimten Knittelverse, die sich noch eine Zeitlang innerhalb der Blankversdramen zur Bezeichnung komischer Stellen erhielten (zum Beispiel in Shakespeares *Love's Labour's Lost, Comedy of Errors* und *Taming of the Shrew*). Dann verschwanden auch diese Knittelverse, und es blieb zum formalen Ausdruck derber Komik nur noch die Prosa übrig. Dagegen wurde es zur Zeit der Alleinherrschaft des Blankverses üblich, die Szenenschlüsse durch Heroic couplets zu bezeichnen, also an solchen Stellen doch eine gewisse Feierlichkeit metrisch anzudeuten, ein Brauch, der auch von unserm deutschen klassischen Drama übernommen wurde.

Anmerkungen.

[1]) Hrsg. von Brandl, Quellen des weltlichen Dramas in England vor Shakespeare. Straßburg 1898.

[2]) Dodsley[4] I.

[3]) Hrsg. von Halliwell, in Contributions to Early English Literature. London 1849.

[4]) Hierher würde im Deutschen ein Reim gehören wie etwa *Anchises: dieses*. Wilh. Busch weiß dieses Mittel der Komik geschickt zu verwenden, zum Beispiel in der »Frommen Helene«: »Helene,« sprach die Witwe *Bolte*, ‖ »was ich schon lange sagen *wollte*«.

[5]) Hrsg. von R. L. Ramsay, EETS., Extra Series 98, 1906.

[6]) Hrsg. von D. Laing, Lyndsay's Poetical Works, Vol. 2, Edinburgh 1879.

[7]) Zum Beispiel ist der Reim *sope : to pe* in *Pride of Life* v. 235 (vgl. Anm. 1) in der Rede der Königin offenbar ein solcher bloßer Verlegenheitsreim, ohne jeden komischen Zweck.

[8]) Dodsley[4] III.

[9]) Dodsley[4] VI.

[10]) Viel schwächer ist daher die Komik, wenn sämtliche durch den Spaltreim verbundenen Wörter der Alltagssprache angehören, zum Beispiel in *Wisdom*, oder *Mind*, *Will and Understanding* (Zeit Heinrichs VI., 1422—61, hrsg. von Furnivall & Pollard, EETS., Extra Ser. 91, 1904) in der Rede Understandings (v. 720) *traces : facis : space ys : placis : grace ys.*

[11]) Hrsg. von Jul. Fischer, Marburg 1903.

[12]) Vgl. Ramsay's Introduction p. LXVI.

[13]) Hrsg. von Schröer, Anglia 5, 1882.

[14]) Das erste Auftreten des Moros in W. Wagers *The longer thou livest, the more Fool thou art* (um 1559/60; hrsg. von Brandl, Shakespeare-Jahrbuch 36, 1900) (v. 71), wobei er aus einem damals bekannten Liede den Kehrreim Brome, brome on hill vorträgt, erinnert zugleich an obige Szene in *Three Laws.*

[15]) Dodsley[4] VIII.

[16]) Hrsg. von Halliwell, London 1846.

[17]) Dodsley[4] IX.

[18]) Hrsg. von Holthausen[2], Heidelberg 1922.

[19]) Hrsg. von Manly, Specimens of the Pre-Shakespearean Drama Vol. 1, Boston, U. S. A. & London 1897.

[20]) Dodsley[4] II.

[21]) Hrsg. von Greg, Malone Soc. Reprints 1907.

[22]) Hrsg. von McKerrow, Louvain 1911.

[23]) Hrsg. von E. Rühl, Shakespeare-Jahrb. 43, 1907.

[24]) Hrsg. von E. Vogel, Shakespeare-Jahrb. 40, 1904.

[25]) Auch sie greift auf die pathetischen Stellen über (Pity in *Hickscorner*, vgl. Anm. 19, v. 549—560).

Freiburg i. Br. Eduard Eckhardt.

EINIGE GRUNDSÄTZLICHE BEMERKUNGEN ZU SHAKESPEARES *STURM*.

I. Anakoluthie.

Have comfort,
The direfull spectacle of the wracke which touch'd
The very vertue of compassion in thee:
I have with such provision in mine Art
So safely ordered, that there is *no soule*
No not so much perdition as an hayre
Betid to any creature in the vessel. (I 2, 29.)

Schlegels Übersetzung gibt die landläufige Auffassung wieder:

Sei getrost! Das grause Schauspiel
Des Schiffbruchs, so des Mitleids ganze Kraft
In dir erregt, hab' ich mit solcher Vorsicht
Durch meine Kunst so sicher angeordnet,
Daß *keine Seele* — nein, kein Haar gekrümmt
Ist irgend einer Kreatur im Schiff.

Der von Steevens eingeführte Gedankenstrich soll eine Anakoluthie andeuten. Delius, der die Emendationsvorschläge von Pope, Hanmer, Warburton usw. sehr wohl kannte, lehnt sie in seiner konservativen Art ab und erklärt, daß »Sh. den Satz mit einem ihm geläufigen Konstruktionswechsel unterbricht.« Delius gibt an dieser Stelle keine Belege für die von ihm behauptete Geläufigkeit der Anakoluthie, aber im Index zu den Anmerkungen sind weitere sieben Beispiele verzeichnet. Die Liste ließe sich verlängern. Aber haben wir es wirklich mit Anakoluthie zu tun?

Das ist sehr fraglich. Mehrere Stellen sind von vornherein auszuscheiden — das sind Relativsätze älterer Bauart, die also mit Unrecht als Konstruktionswechsel aufgefaßt werden.

Those that Hobgoblin call you and sweet Pucke,
You do their worke, and they shall have good lucke.
(Mids. II 1, 40.)

But lend it rather to thine enemie,
Who, if he breake, thou maist with better face
Exact the penalties. (Merch. I 3, 137/8.)

But I shall laugh at this a twelvemonth hence,
That they who brought me in my Master's hate
I live to looke upon their tragedie. (R_3 III 2, 58/9.)

Dieser Satzbau ist im älteren Englisch normal, das mit Vorliebe, um nicht zu sagen regelmäßig, den Satz mit dem Subjektskasus beginnt. *He* that bereth the diamond upon him, *it geveth hym* hardyness and manhode (Maundeville, S. 159). — *They* that were about hym rebell, *he* dompted and subdewed *them* (Caxton, *Charles the Grete*). Siehe *Historical Outlines of English Syntax* § 113.

Von den anderen Stellen sind wieder einige zugestandenermaßen verderbt, wie zum Beispiel Tp. I 2, 103—105.

Man sieht, die Behauptungen von der Geläufigkeit der Anakoluthie ruht auf sehr schwachen Füßen.

Dazu kommt noch eine andere Erwägung. Wie soll man sich einen Konstruktionswechsel erklären? Die Kommentatoren sind leicht mit der Formel zur Hand — »Sh. vergaß . . .«, »Sh. bedachte nicht . . .«

Was Sh. nicht alles vergessen haben soll! Wenn in der allerersten Bühnenweisung des Lustspiels *Much Ado* die Mutter der Hero, Innogen, eingeführt wird, dann aber für immer aus dem Stücke verschwindet, so hat Sh. eine solche Gestalt einführen wollen, dann den Gedanken fallen lassen, aber vergessen, die Bühnenweisung zu ändern; wenn Portia den Shylock durch neutestamentliche Lehren zu bekehren sucht, so vergaß Sh., daß Shylock ein Jude war (The New Shakespeare, S. 164); wenn Brutus sich bei der Nachricht vom Tode seiner Frau wie ein Komödiant benimmt, so vergaß Sh. — — — ich weiß nicht mehr was; wenn Jessica von Portia nicht begrüßt wird (Merch. III 2, 230), so hat das Sh. bei der Revision übersehen; wenn dieselbe Jessica (das. 286—292) die Partei Antonios gegen ihren Vater nimmt, so finden das die Herausgeber des New Sh. "hideous", der Dichter hat es also wieder übersehen.

Nein, Gedächtnisschwäche ist unter keinen Umständen eine Erklärung; für schlechten Satzbau bei Sh. ist das aber schon eine ganz faule Ausrede.

Gibt es also bei Sh. keine Anakoluthie?

Doch! Er hat mindestens drei, und alle drei sind gewollt, als künstlerische Stilmittel gebraucht. Es sind dies folgende Stellen.

So oft it chaunces in particuler men,
That for some vicious mole of nature in them
As in their birth wherein they are not guilty,
(Since nature cannot choose his origin)
By their ore-growth of some complexion
Oft breaking down the pales and forts of reason,
Or by some habit, that too much ore leavens
The forme of plausive manners, that these men
Carrying I say the stamp of one defect
Being natures livery or Fortunes starre,
His vertues else be they as pure as grace,
As infinite as man may undergo,
Shall in the general censure take corruption
From that particuler fault. (Hml. I 4, 23 Q_2.)

And then, that Henry Bullingbrooke and hee
Being mounted and both rowsed in their Seates,
Their neighing coursers daring of the Spurre,
Their armed Staves in charge, their Beavers downe,
Their eyes of fire, sparkling through sights of Steele,
And the lowd Trumpet blowing them together;
Then, then, when there was nothing could have stay'd
My father from the breast of Bullingbrooke;
O, when the King did throw his Warder downe,
(His own life hung upon the staffe he threwe)
Then threw hee downe himselfe and all their Lives.
(H$_4$B IV 1, 117 ff.)

My brother and thy uncle, call'd Antonio:
I pray thee marke me, that a brother should
Be so perfidious: he, whom next thy selfe,
Of all the world I lov'd, and to him put
The manage of my state, as at that time

Through all the signories it was the first,
And Prospero, the prime Duke, being so reputed
In dignity; and for the liberall Artes
Without a paralell; those being all my studie,
The Government I cast upon my brother.
(Tp. I 2, 66ff.)

In diesen Fällen macht die Rede den Eindruck von Geistesabwesenheit. Der Sprechende ist stürmisch bewegt — entweder in Erinnerung furchtbarer Erlebnisse (wie Mowbray in H4B, Prospero in Tp.) oder in Erwartung unmittelbar bevorstehenden Geschehens (wie Hamlet vor der Erscheinung des Geistes). Überdies ist seine Aufmerksamkeit geteilt, denn mit den Sinnen gehört er dem Augenblick und der belanglosen Umgebung an, die Seele aber ist weit weg bei großen, entscheidenden Dingen. Dieser Zustand der Unruhe und Geteiltheit kommt nicht nur in den Gesten, sondern auch in der Sprache zum Ausdruck: der Sprechende verliert den Faden und findet nur schwer den Ausgang aus dem Redelabyrinth.

Bezeichnenderweise tritt die echte Anakoluthie in Verbindung mit Schaltsätzen auf.

Kehren wir nun zur Stelle Tp. I 2, 29, dem Ausgangspunkte dieser Betrachtung, zurück. Nicht eine einzige Voraussetzung für den Gebrauch einer Anakoluthie ist vorhanden. Es liegt eine Textverderbnis vor. Statt *soul* haben wir *spoil* ‹Vernichtung›, ‹Schaden› zu lesen; das gibt einen genauen Parallelismus mit *perdition* und einen einwandfreien Satz. Auch die Stelle Tp. I 2, 488 ist durch eine leichte, paläographisch vollkommen berechtigte Emendation zu heilen.

My father's loss, the weakness which I feel,
The wreck of all my friends, *nor* this man's threats,
To whom I am subdu'd, are all but light to me.

Lies *now*.

Als grundsätzliches Ergebnis möchte ich zusammenfassen: Ein Konstruktionswechsel, sofern er nicht gewollt ist, bedeutet Fahrlässigkeit. Hat man die Wahl, sich zwischen einer Fahrlässigkeit des Dichters und der des Setzers zu entscheiden, so tut man wohl daran, den Setzer zu belasten.

II. Metapher.

Thy false uncle

— — — — — — — — — — — — — — —

new created
The creatures that were mine, I say, or chang'd 'em,
Or else new form'd 'em; having both the key
Of officer and office, set all hearts i'th' state
To what tune pleas'd his ear, that now he was
The ivy which had hid my princely trunk,
And suck'd my verdure out on't. (I 2, 77 ff.)

Wenn man den Erklärern aufs Wort glauben wollte, so wäre der plötzliche Übergang von einer Metapher zur andern in Sh.s reiferen Werken geradezu ein Stilprinzip, demgemäß wäre gar nichts Auffallendes daran, daß der falsche Bruder Prosperos sich ganz unvermittelt aus einem Stimmschlüssel in einen Efeubaum verwandelt. Moorman (zu Wint. II 3, 5—7 Arden Sh.) erklärt ex cathedra: 'It is the custom of Sh. to pass lightly from one metaphorical expression to another', gibt aber, als wäre solch eine zweifelhafte Bereicherung der sprachlichen Schönheit das natürlichste Ding von der Welt, nicht einen einzigen Beleg. Genau so macht es Verity (zu Tw. II 4, 100):

'In the early plays he will often take a single metaphor and keep to it; in his later plays, the outcome of a richer, completely developed, imagination he gives us variety of imagery, just touching perhaps on one metaphor, and then passing to another and yet another.'

Nicht ein einziges Beispiel! Und eine ganz originelle Auffassung: Je älter der Dichter wird, desto kräftiger und ungezügelter ist seine Phantasie!

Schwebten Moorman und Verity — abgesehen von der zur Diskussion stehenden Stelle — die Verse in Tp. II 1, 114 vor?

I saw him beat the surges under him,
And ride upon their backs; he trod the water,
Whose enmity he flung aside, and breasted
The surge most swoln that met him; his bold head
'Bove the contentious waves he kept, and oar'd

Himself with his good arms in lusty stroke
To the shore.

Luce (Arden Sh. zur Stelle) beklagt 'the confusion of metaphor', aber mit Unrecht. Der geschickte Schwimmer ändert dem feindlichen Element gegenüber jeden Augenblick seine Taktik: bald läßt er sich vom Kamm einer Woge tragen, bald muß er, die herankommende Welle erwartend, »Wasser treten«, bald gebraucht er den Matrosenstoß, bald rudert er mit beiden Armen.

Die Stelle Wint. II 3, 5—7, von der Moorman ausgeht, ist nichts weniger als eine Häufung von Metaphern.

For the harlot King
Is quite beyond mine arm, out of the blank
And level of my brain, plot-proof —

»Der ehebrecherische König ist mir körperlich unerreichbar und auch gegen meine sonstigen Rachepläne, so sehr ich mein Gehirn quäle, gefeit.«

Also gibt es bei Sh. keine Übergänge von Metapher zu Metapher? Doch. Ich kenne vier Fälle.

I am question'd by my fears, of what may chance,
Or breed upon our absence, that may blow
No sneaping Winds at home, to make us say,
This is put forth too truly. (Wint. I 2, 11—14.)

Die Stelle hat, wie sie steht, nicht Hand noch Fuß; es liegt offenbar böse Textverderbnis vor.

Das gleiche gilt von Tim. I 1, 45—50:

My free drift
Halts not particularly, but moves itself
I a wide sea of wax, no levell'd malice
Infects one comma in the course I hold,
But flies an eagle flight, bold, and forth on
Leaving no tract behind.

Anders steht es mit den Versen in H_5 I 2, 273—280:

But tell the Dauphin, I will keep my state,
Be like a king, and show my sail of greatness,
When I do rouse me in my throne of France.
For that I have laid by my majesty,
And plodded like a man for working days:

But I will rise there with so full a glory,
That I will dazzle all the eyes of France.

Hier ist der Sinn ganz klar, nur die Metapher vom König, der ein Segel der Größe zeigt, wenn er sich auf dem Thron erhebt, gibt einem zu schaffen. Die landläufige Erklärung lautet: "Henry, instead of striking sail, that is, showing signs of submission and inferiority, will sail under full canvass, like a vessel before a favouring wind." Wenn diese Auffassung recht hätte, dann wäre es ein Beispiel einer sehr traurigen Metapher, die nicht allzu weit vom »Zahn der Zeit, der alle Tränen trocknet« entfernt wäre. Aber auch hier haben wir es offenbar mit einem Textfehler zu tun. Ob wir *suit* statt *sail* (Restoring Shakespeare § 55) zu lesen oder den Fehler anderswo zu suchen haben, eine Verderbnis liegt vor.

Sehr schlimm scheint es um Merch. II 9, 46—49 zu stehen:

How much low peasantry would then be gleaned
From the true seede of honor? And how much honor
Pickt from the chaffe and ruin of the times,
To be new varnisht.

Die Wörter *glean*, *seed*, *chaff* legen es nahe, an eine Metapher von Getreide zu denken. Aber wenn man den Vergleich — denn jede Metapher ist ein verkürzter, angedeuteter Vergleich — näher prüft, will er nicht stimmen. »Das Gleichnis ist nicht ganz durchgeführt, da *low peasantry* noch außerhalb desselben steht, und da ferner an das erste Bild vom reinen Samen, vom Weizen und von der Spreu sich gleich das zweite von den Trümmern der Zeit schließt, auf welches letztere allein sich *to be new-varnished* beziehen läßt« (Delius). Ich halte es für ausgeschlossen, Sh., dem Meister der Metapher, eine solche Ungeschicklichkeit zuzuschreiben. Wohl aber ist es möglich, einen Druckfehler anzunehmen. Wenn wir *waste* statt *chaff* lesen, dann ist alles in Ordnung: »Wieviel niedrige Bäuerlichkeit würde dann aus den Nachkommen echten Adels ausgeschieden werden! Und wieviel Adel würde aus dem Abfall und Schutt der Zeit aufgeklaubt werden, um neuen Glanz zu erhalten!« Mit anderen Worten: So mancher Adelssproß ist innerlich entartet, mancher andere, durch die Ungunst der Zeit äußerlich heruntergekommen, verdient es, dem alten Glanz wiedergegeben zu werden. *-seed* »Nachkommen« ist

nichts Ungewöhnliches. NED. s. v. 4. -*glean* ist unter allen Umständen schwer in den Zusammenhang hineinzupassen. Schlegel hat richtig gefühlt, daß mit den bekannten Bedeutungen des Wortes hier nichts anzufangen ist und übersetzt kühn »absondern«. NED. läßt uns — nicht das einzige Beispiel, wo die Shakespeare-Interpretation in Frage kommt — im Stich. — Was die Emendation *waste* betrifft, so habe ich wohl keine Belege für Verlesung von *w* als *ch*; aber das Schriftbild von *w* am Wortanfang (s. die Tafel in Restoring Sh.) läßt eine solche Verlesung durchaus möglich erscheinen.

Und nun zum falschen Bruder zurück, der aus einem Stimmschlüssel zu Efeu wird. Mir scheint es unmöglich, daß Sh. einen solchen Lapsus verbrochen haben könnte. Denkbar ist es, daß er mit dem ersten Vergleich nicht zufrieden war, ihn strich und den mit dem Efeu niederschrieb; dann wurden die gestrichenen Zeilen doch gedruckt. Beispiele von stehengebliebenen Streichungen sind nicht selten; vgl. Rom. V 3, 103; 108. — —

Bin ich auf dem Wege, in den Fehler zu verfallen, der die Arbeiten so vieler Shakespeareforscher entwertet, nämlich aus lauter Vergötterung keine Entgleisung des Dichters sehen zu wollen? Ich hoffe, daß ich durch Anlage und Schulung vor diesem Fallstrick gewarnt bin. Wenn ich trotzdem der Überzeugung bin, daß Sh. in Sprache und Stil von einer Vollkommenheit ist, die man in früheren Zeiten inspiriert genannt hätte, und daß namentlich seine metaphorische Sprachschöpfung eine geradezu vorgeschichtliche Sinnesschärfe und Treffsicherheit verrät, so bin ich durch die Tatsachen zu dieser Überzeugung gekommen. Bei Sh. ist die Metapher nicht eine stilistische Zier, wie bei seinen Zeitgenossen, sondern ein unentbehrliches Ausdrucksmittel, die sprachliche Prägung eines neuen Gedankens, wobei es belanglos ist, ob der Gedanke für alle anderen Menschen neu ist oder für den Dichter allein. Geistiges kann nur durch Heranziehung von Leiblichem, Neues nur durch Anlehnung an Altes benannt werden. Die Sprache des Volkes, unser alltäglicher Wortschatz ist voll von Bildern; er besteht, in seinen Benennungen für geistige Vorgänge, genau genommen ausschließlich aus Bildern, nur daß das Sinnliche in der großen Mehrheit der Abstrakta verdunkelt oder ganz vergessen ist. Bei Wörtern, wie *begreifen*, *erfassen*, *verstehen* ist das Körper-

hafte, Sinnfällige vergessen; Redensarten, wie *sich viel herausnehmen, jemandem die Stange halten, gut abschneiden, ein herablassendes Benehmen* sind, wie tausend andere Ausdrücke, lauter verblaßte Metaphern. Nur waren unsere Vorfahren die Neuschöpfer, nicht wir.

Sh. aber ist ein Neuschöpfer. Das ganze Weltall macht er sich für seine Prägungen zinspflichtig — Himmel und Erde, Mensch und Tier, Stadt und Land, Vergangenheit und Gegenwart, Wirklichkeit und Dichtung, Legende und Fabel. Jede seiner Prägungen ist scharf, klar, einleuchtend. Ist uns eine Metapher bei Sh. nicht klar, so legen wir einem Worte (oder mehreren) eine falsche Bedeutung bei oder wir haben es mit Textverderbnis zu tun.

A. Daß Sh.s Sprache bezüglich der Wortbedeutungen von der heutigen verschieden ist, weiß jedermann; in jedem einzelnen Falle die von Sh. gemeinte Bedeutung herauszufinden, ist freilich nicht leicht. An dieser Stelle muß ich mich mit ein paar Beispielen begnügen.

And thus the Native hew of Resolution
Is sicklied o're, with the pale *cast* of Thought.
(Hml. III 1, 84.)

Daß eine Metapher vorliegt, ist klar; aber welche? Al. Schmidts Shakespeare-Lexicon (dem das New Engl. Dict. und Onions in seinem Glossary folgen) umschreibt *cast,* das Schlüsselwort der Metapher, mit *tinge*, *colour*. Das gibt kein klares Bild. Ein solches gewinnt man sofort, wenn man sich erinnert, daß *cast* »Bewurf« heißt: dem Dichter schwebt ein Rohbau aus Ziegeln in ihrem natürlichen gesunden Rot vor, das durch die Tünche des Mörtelbewurfs in ein kränkliches Blaß verwandelt wird[1]).

What England says, say briefly, gentle lord;
We *coldly* wait for thee; Chatillon, speak.
(John II 53.)

---

[1]) Da Dr. Van Dam diese Bedeutung, die ich in meinem Shakespeare-Wörterbuch gebe, bestritt, seien hier ein paar Belege aus dem New Engl. Dict. s. v. cast. v. 57 gegeben. They cast it all over with claie to keep out the wind (Harrison, England I 233. — Our minister kest with lime that part where the back of the alter stood (Spalding, Troub. Chas. I, II 63). Vgl. auch unter *overcast.*

Die landläufige Übersetzung »kaltblütig« steht im Widerspruch mit der Ungeduld des Königs, die er deutlich genug zum Ausdruck bringt. Der Sinn ist vielmehr: »Wir machen trotz unserer Kampflust eine Pause, um dich zu hören.« Es liegt eine Metapher vor, wie sie auch in unserem »kaltstellen« vorhanden ist: man stellt eine Speise kalt, wenn man sie nicht braucht. Die gleiche Bedeutung hat das Wort in H_5 I 2, 114:

> O noble English, that could entertain
> With half their forces the full pride of France,
> And let another half stand laughing by,
> All out of work and *cold* for action.

Vgl. Gosson, School of Abuse (Arber) 21: If he had broke his arm as well as his leg . . . either Apollo must have played the bonesetter, or every occupation *laid on water*.

B. Andere Metaphern sind durch den Setzer oder schon durch den Abschreiber um ihre ursprüngliche Fassung gekommen.

> He was indeed the duke, out o'th' substitution
> And *executing th' outward face* of royalty
> With all prerogative: hence his ambition growing.
> (Tp. I 2, 103—105.)

»Das äußere Antlitz der Souveränität ausüben« — hat jemand den Mut, Sh. eine solche Metapher zuzuschreiben? Luce (Arden Sh.) erinnert scherzend an Fluellens Bericht über das Ende Bardolphs (H_5 III 6, 111): his nose is *executed*, and his fire is out, hat aber keine Ahnung, daß er eine sehr passende Parallele anführt. *Execute* ist in beiden Fällen unmöglich und Vaughan (New Readings and Renderings) hat die richtige Lesart vorgeschlagen — *extinct* —: Fluellen erweist der Nase Bardolphs, die von Sh. durch fast so große Übertreibungen verherrlicht wurde, wie Herrn Wahls Nase in Haugs Epigrammen, die letzte Ehre, indem er sie mit einem feuerspeienden Berg vergleicht.

Daß Sh. unmöglich *executing th' outward face of royaltie* geschrieben haben kann, steht mir fest; aber was war wohl das richtige Wort? Zeile 107 gibt uns den Anhaltspunkt: der ungetreue Bruder spielt eine Rolle, und zwar »diese Rolle«;

es war also schon früher angedeutet, daß er »spielt«. Dementsprechend ist der Vers herzustellen:

And *acting* th' outward *state* of royalty.

Nur noch ein zweites Beispiel dieser Art sei angeführt.

Oh Mellancholy,
Who ever yet could sound thy bottome? Finde
The *Ooze*, to shew what Coast thy sluggish care
Might'st easilest harbour in. (Cymb. IV 2, 206.)

Der Setzer (oder Abschreiber) hat diese Stelle nicht verstanden und daher ganz falsch wiedergegeben. Mit der vortrefflichen Emendation *crare* 'Nachen' für *care* war die Metapher zum Teil wiederhergestellt, doch nur zum Teil, denn was soll *ooze* heißen? Wann hat je der Bodenschlamm den Weg zu einem sicheren Hafen gezeigt? Seltsamerweise gehen alle Kommentatoren stillschweigend über das Wort hinweg; Furneß, der eine ganze Seite *care* widmet, hat nicht eine Silbe über *ooze*.

Shakespeare schrieb wohl *roze* 'Kompaß' — das vollendet das Bild. Was die Verlesung von *r* als *o* betrifft, so sei nur an die bekannte Verwechslung von *prison* und *poison*, von *crigne* und *coign* erinnert.

Es ist verwunderlich, wie wenig Shakespeares Metaphern bis jetzt studiert wurden. Miß Spurgeon kündigt in Times Literary Supplement vom 21. Mai 1927 ein Buch über Shakespeare's Imagery an; ich sehe der Arbeit mit Spannung entgegen.

III. Variatio.

Thou thinkst there is no more such shapes as he,
(Having seen but him and *Caliban:*) Foolish wench,
To th' most of men this is a *Caliban*. (I 2, 480/1.)

Wenn Zeile 480 einen richtigen Vers geben soll, muß *Caliban* mit Synkope gelesen werden — *Calban*, die nächste Zeile aber verlangt die Geltung des Mittelvokals — *Caliban*. Ist das dem Dichter unbewußt entschlüpft oder liegt Absicht vor? Nach meiner Überzeugung macht Sh. hier von einem uralten Stilmittel, der *Variatio*, Gebrauch, jener bewußten Abwechslung im Nebeneinander von Laut-, Form- und Satzgebilden, die schon den alten Philologen bei den griechischen Tragikern aufgefallen war (Gerber I 580). Vor vielen Jahren sagte ich (ESt. XX 1): »Wie zwei Wörter von mehr oder weniger gleichem Inhalt in

allen Perioden des Englischen gerne gebraucht wurden, um dem Ausdruck Fülle und Mannigfaltigkeit zu geben, so wurden zwei mehr oder weniger gleichwertige grammatische Formen verwendet, um Abwechslung in die Rede zu bringen.« Seither habe ich diese Erscheinung im Alten Testament, in der altlateinischen Prosa, in Ulfila, in der Edda gefunden. Da die Shakespeareforschung von diesem Stilprinzip keine Notiz genommen hat, ein Gelehrter es geradezu leugnet (W. W. Grey, Review of Engl. Studies I, S. 475), so möchte ich anläßlich der obigen Stelle das Vorhandensein von *Variatio* als Stilprinzip in aller Kürze belegen.

Poor forlorn *Proteus*, passionate *Proteus*. (Gent. I 3, 24.)

Skandiere: Poor fór | lorn Pró | tjus pásh | nate Pró | teús.

Beide Aussprachen des Namens sind in diesem Stück mehrfach belegt. Der Wechsel in der Betonung ist recht häufig[1]).

Here once again we sit, once ágain crown'd.
(John IV 2, 1.)

Perjúry, pérjury in the high'st degree.
(R3 V 3, 196.)

Welcóme, Horatio: wélcome, good Marcellus.
(Hml. I 1, 20.)

Eli. Fárewell, gentle Cousin.
King. Coz, farewéll. (John III 3, 17.)

Farewéll, good cousin; fárewell, gentle friends.
(R3 III, 7, 247.)

Desólate, dés(o)late, will I hence and die.
(R2 I, 2, 73.)

Für H6C könnte man den Wechsel in der Betonung geradezu als Merkmal bezeichnen.

Pardón me, Margaret; párdon me, sweet son.
(I 1, 228.)

And after mány scorns, maný foul taunts.
(II 1, 64.)

I'll néver pause again, nevér stand still.
(II 3, 30.)

---

[1]) Meinem Freunde Prof. M. H. Jellinek verdanke ich den Hinweis auf Opitz, Poemata:

Du bist todt lébendig, ich bin lebéndig todt.

My fáther and my grándfather were kings.
(III 1, 77.)

Ferd. May I be bold
To think these *spirits?*
Prosp. *Spirits* which by mine art . . .
(Tp. IV 1, 119.)

Das erste *spirits* zweisilbig, das zweite einsilbig. Das gleiche liegt vor das. I 2, 53:

Twelve year since, Miranda, twelve year since.

heaven in zweierlei Aussprache ist Sh. geläufig. Meas. II 3, 33/34 sind, wie es scheint, beide Formen vertreten:

Which sorow is always towards ourselves, not *heaven*
Showing we would not spare *heaven* as we love it.

Das zweite *heaven* einsilbig, mit Schwund des *v* (wie in *e'er* aus *ever*, *e'en* aus *even* u. a.).

Ebenso *whether:*

And *whether* they run or fly they know not *whether*.
(Ven. 304.)

Das erste *whether* einsilbig.

Near als Haplologie von *nearer* neben der Vollform.

The *near* in blood,
The *nearer* bloody. (Mcb. II 3, 146/7.)

Doppelform von Verben:

With her that *hateth* thee and *hates* us all.
(H6B II 4, 52).

Non are so surely *caught* when they are *catcht.*
(LLL V 2, 69.)

Ebenso Cor. I 3, 66—68.

Adjektiv und Adverb nebeneinander:

Health shall live *free* and sickness *freely* die.
(All's II 1, 171.)

The duke of Norfolk, *sprighfully and bold*,
Stays but the summons of the appelant's trumpet.
(R2 I 3, 3.)

His grace looks *cheerfully and smooth* to-day.
(R3 III 4, 50.)

Why do you speak so *startingly and rash?*
(Oth. III 4, 79.)

Which und *Who* nebeneinander:

Fame at the *which* he aims
In *whom* alreadys he's well grac'd . . .
(Cor. I 1, 267/8.)

Which und *That:*

The weeds which his broad-spreading leaves did shelter,
That seem'd in eating him to hold him up.
(R2 III 4, 50/1.)

Weitere Beispiele bei Al. Schmidt, Sh. Lex. S. 1197 b.

Zwei verschiedene Präpositionen von gleicher Funktion in gleicher Abhängigkeit:

And he, repulsed, . . .
Fell *into* a sadness, then *into* a fast,
Thence *to* a watch, thence *into* a weakness,
Thence *to* a lightness . . . (Hml. II 2, 147—149.)
Like signiors and rich burghers *on* the flood,
Or, as it were, the pageants *of* the sea.
(Merch. I 1, 10/11.)
We must *of* force dispense with this decree.
She must lie here *on* mere necessity.
(LLL I 1, 148/9.)
God ha' mercy *on* his soul!
And *of* all Christian souls. (Hml. IV 5, 200.)

Über das Nebeneinander von *thou* und *you*, Präteritum und Perfektum, Verbum finitum und Infinitiv s. Engl. Stud. XX 6 ff

IV. Die Blinddarmtheorie.

Yes, faith, and all his lords; the Duke of Milan
And his brave *sonne being twaine.* (I 4, 438.)

Weder die Handlung, noch die Dialoge, noch das Personen verzeichnis am Schluß enthalten die entfernteste Hindeutung auf einen Sohn des Usurpators. Plötzlich, wie aus der Pistole geschossen, meldet Ferdinand *his brave son!*

Noch nie hat ein ungeratener Sohn seinem Vater so viele Sorgen gemacht wie dieser unerwartete, unerwünschte, schattenhafte Sohn des bösen Herzogs den englischen Kommentatoren. Die neueste Mode, mit solchen Schwierigkeiten fertig zu werden, ist die Hypothese, die man bequem und unzweideutig die Blind-

darmhypothese nennen könnte. Wie der Blinddarm einstmals seine Daseinsberechtigung hatte im Haushalt des menschlichen Leibes, heute aber verkümmert, überflüssig und unangenehm ist, so zeigen Sh.s Dramen in ihrer heutigen Gestalt Rudimente, die in der Ökonomie der Handlung nichts mehr zu suchen haben, Ein solches Rudiment, sagen z. B. die Herausgeber des New Shakespeare, ist der Herzogssohn an unserer Stelle. Einstmals, in einer Vor-Shakespeareschen Fassung des Stückes hatte er seine Rolle; in der Bearbeitung Sh.s schrumpfte er zusammen; in einer Bearbeitung dieser Bearbeitung verschwand er ganz. Die Zeile 438 unserer Szene ist ein vergessenes unglückliches Rudiment, so eine Art Wurmfortsatz im Körper des Stückes. Warum ließ der Bearbeiter der Sh.schen Bearbeitung, der nach der Meinnng dieser Herren die Schere so unbarmherzig gebrauchte, gerade diese Zeile stehen? Man höre und staune: »Weil Prosperos treffende Antwort die Weglassung schwer machte«. Als ob der Bearbeiter die Schere nicht zwei Zeilen tiefer hätte ansetzen können! In der »treffenden Antwort« ist nämlich nichts enthalten, was auch nur im entferntesten zur Handlung gehörte:

The duke of Milan
And his more braver daughter could control thee
If now 't were fit to do 't.

Und ist die Antwort wirklich »treffend«? Woher weiß Prospero, wie schön der Sohn des Herzogs ist, um vergleichen zu können?

Aber die Stelle, die uns den unbequemen Sohn beschert, hat noch eine zweite Seltsamkeit, die merkwürdigerweise die Erklärer nicht stört. Was heißt das eigentlich *being twain?* Schlegel übersetzt frei und sehr passend »unter dieser Zahl«, aber das steht nicht im Text. Daß der Herzog und sein Sohn zwei sind, ist zu platt, um annehmbar zu sein.

Ist es nicht seltsam, daß J. Dover Wilson nicht auf den Gedanken kommt, es könnte ein Druckfehler vorliegen? Es wäre z. B. paläographisch ganz gut möglich, daß der Setzer *sort* »Gesellschaft«, »Gefolge« als *son* verlesen hätte! Wilson hat ja sonst gegen die Emendation nichts einzuwenden, wenigstens nicht im Prinzip.

Noch auffallender ist die Abneigung vor der Emendation in Gent. II 4, 196:

Is it *mine*, or Valentine's praise

— — — — — — — — — —

That makes me reasonless to reason thus?

Diese metrisch und inhaltlich unmögliche Zeile wurde schon von Theobald hergestellt:

Is it *mine eye.*

Es ist wohl ein Fall von Haplographie: Die Handschrift mag *ee* gehabt haben, die mittelenglische und dialektische Form von *eye*.

Statt *Valentine* ist natürlich '*Valentinus*' zu lesen wie I 3, 67. *It is* statt *Is it* und umgekehrt ist mehr als einmal belegt (Restoring Sh. 199).

Wir haben eine zweite Stelle mit dem gleichen Fehler:

My most true mind maketh *mine* untrue.

(Sonn. 113, 14.)

J. Dover Wilson findet trotzdem die Zeile in Gent. unverständlich. Diese Begriffsstutzigkeit des sonst geistesgewandten Herausgebers hat ihre guten Gründe. Er hat eine Hypothese in bezug auf das Werden des Stückes, nämlich die, daß ein Bearbeiter das Lustspiel zusammengeschnitten und übel zugerichtet hat. Zugunsten dieser Hypothese führt er (S. 79, 80) zwei Momente an:

1. unsere Stelle, die beweisen soll, daß "the text has been tampered with at this point, in order to shorten the soliloquy".

2. die Verse V 4, 88 ff., die angeblich ein Gemisch von Prosa und Vers sein sollen, also wieder eine Patzerei des Bearbeiters.

In Wahrheit sind es durchwegs Verse mit verhältnismäßig geringen Druckfehlern, wie sie in jedem Stücke Shakespeares so oft vorkommen.

Um abzuschließen: Die Hypothese vom Bearbeiter und Textverderber mag wahr, sie mag falsch sein. Aber die von Wilson angeführten obigen Stellen sind nicht geeignet, die billige Vermutung zu stützen. Wenn man die Wahl hat zwischen der Annahme eines leicht zu verbessernden Druckfehlers und der Hypothese von einem 'cut', d. h. einer vom ungeschickten Bearbeiter herbeigeführten Lücke, so wird man sich unbedenklich für den Druckfehler entscheiden. Warum?

Ist nicht das eine so gut Hypothese wie das andere? Mit Verlaub, der Unterschied ist ungeheuer. Wenn ich bei einem unverständlichen Wort einen Druckfehler annehme, so ist das eine einzige Hypothese, und bei dieser Annahme gehe ich von Erfahrungen aus, die durch die Textkritik hundertfach belegt sind. Die Hypothese vom ungeschickten Bearbeiter ist eine Vielheit von Hypothesen: Erstens, es gab einen Bearbeiter; zweitens, der Bearbeiter hat an dieser Stelle die Schere walten lassen; drittens, der Bearbeiter war ein so ungeschickter Mensch, daß er die entstandene Lücke nicht bemerkte oder nicht überkleistern konnte; viertens, der Theaterdirektor war ein Idiot, sonst hätte er eine solche Sudelarbeit nicht übernommen; fünftens, die Schauspieler und das Publikum — — nein, die will ich lieber nicht in Rechnung ziehen, denn wir erleben es tagtäglich, was Schauspieler alles sprechen, was das Publikum sich alles bieten läßt.

Ich bin also immer eher zur Annahme eines Druckfehlers geneigt. Deshalb lehne ich auch Gent. III 2, 77 Wilsons Hypothese einer Lücke ab:

Frame some feeling line,
That may discover *such* integrity:
For Orpheus lute was strung with poets' sinews
Whose golden touch could soften steele and stones.

Das Wort *such* ist wirklich 'left in mid-air', wie Wilson sagt. Aber ist dies die einzige Stelle in Shakespeare, wo *such* nicht in den Zusammenhang paßt? Ich finde es unmöglich an folgenden Orten:

All's I 3, 141; As V 4, 67; Cymb. II 4, 25; II 3, 141; Errors V 405; H4B IV, 198; H6A V 3, 71; Mcb. V 5, 18.

Sollen wir alle diese Stellen mit Lücken erklären?

Ich glaube, hier hat die höhere Textkritik der niederen das Wort zu lassen. Statt *such* ist *suth*, i. e. sooth »wahrhaft« zu lesen.

Wien. L. Kellner.

DIE FAMILIE BEI SHAKESPEARE.

Einleitung: **Die romantische Konvention.**

Der romantische Charakter der Shakespeareschen Kunst als einer Darstellung des Lebens, die durchaus nicht auf eine Wiedergabe der Zustände seiner Zeit abzielt, sondern immer wieder das Handeln der Menschen aus Situationen heraus bestimmt sein läßt, die nicht unmöglich, d. h. wohl innerlich wahr, aber doch höchst ungewöhnlich und seltsam sind, tritt nirgends deutlicher hervor, als wenn man sie auf eine Schilderung der Familienbeziehungen hin mustert. Einen Spiegel typischer elisabethanischer Verhältnisse in dem Sinne, wie ihn etwa der Roman des 19. Jahrhunderts für die viktorianischen darbietet, kann man hier nicht finden. Niemand wird z. B. in solchem Maße in den Fehler der Verwechslung von Kunst und Wirklichkeit verfallen, aus der leidenschaftlichen Liebe zwischen Vater und Sohn, wie sie die Grundlage für die Handlung der Rachetragödien vom Schlage des Hamlet bildet, Rückschlüsse auf die typische Innigkeit der Verwandtschaftsbeziehungen in dieser Zeit zu ziehen. Das gleiche gilt von den Motiven in verwandten Stücken, etwa von dem als selbstverständlich vorausgesetzten Opferwillen unter Geschwistern, wie ihn Shakespeares Quelle für »Maß für Maß«, das alte, romantische Drama von »Promos und Cassandra« enthält, in der die Schwester mit ihrer Tugend von dem Tyrannen das Leben ihres verurteilten Bruders zu erkaufen versucht. Ist in solchen Fällen die Engheit der Beziehungen nicht wirklichkeitstreu und mit realistischem Maßstab zu messen, so anderswo die übergroße Entferntheit, die sich scheinbar aus der Handlung ergibt.

Viel mißverstanden hat man zum Beispiel das Verhältnis von Shylock und Jessika. Nach den weiter unten angeführten

Beispielen der Sitte aus Fiktion und Leben ist an sich die Tochter dem Vater unbedingten Gehorsam schuldig. Insofern wäre Jessika, die dem väterlichen Willen auf das schroffste entgegenhandelt, ihm seine Schätze entführt und in das Lager seiner Todfeinde übergeht, deren einen sie zum Manne nimmt, als ein pflichtwidrig handelndes, verdammungswürdiges Geschöpf anzusehen. In der Tat haben auch viele moderne Betrachter, die an den kindlichen Gehorsam naturgemäß weit geringere Anforderungen stellen als die elisabethanische Zeit, sie sehr scharf beurteilt. Heinrich Heine fällte bekanntlich einen vernichtenden moralischen Spruch über sie, bezeichnete ihr Verhalten gegenüber dem väterlichen Eigentum als Hausdiebstahl und bedauerte den armen Lorenzo, der dieses Mädchen zur Gattin bekam. Für andere hat es dazu beigetragen, die moralische Stellung Shylocks zu verschieben, d. h. ihm Sympathien zuzuwenden, daß er auch von derjenigen schnöde verraten und im Stich gelassen wird, auf deren kindliche Liebe er trotz allem einen gewissen Anspruch hat. Aber wenn Shakespeare eine derartige Auffassung von der Jessika gehabt hätte, so würde er sie, seiner Technik entsprechend, irgend jemandem in den Mund gelegt haben. Das geschieht indes keineswegs, im Gegenteil, der Spruch des Gerichts, das den Shylock schließlich nur unter der von Antonio vorgeschlagenen Bedingung begnadigt, daß er Schwiegersohn und Tochter zu Erben einsetzt, zeigt deutlich, daß er an ihrem Verhalten nichts Ernsthaftes auszusetzen findet. Etwaige Anstöße zu rechtfertigen, ist eine kurze Szene da (II 3), in der Jessika ihr Vaterhaus als eine Hölle bezeichnet und mit den Worten einen Strich zwischen ihrem Vater und sich zieht:

> »Ach, wie gehässig ist es nicht von mir,
> Daß ich des Vaters Kind zu sein mich schäme;
> Doch bin ich seines Blutes Tochter schon,
> Bin ich's nicht seines Herzens.«

Das scheint uns nun freilich eine für den »Hausdiebstahl« nicht ganz zureichende Begründung und Rechtfertigung zu sein. Indessen, ein moralisches Problem soll hier so wenig angelegt und durchgeführt sein, wie etwa in der Handlung einer modernen Operette. Dieser Gesichtspunkt ist vom Verfasser gar nicht ins Auge gefaßt. Gedacht ist hier nur daran, daß selbst die Tochter des Juden es bei ihm zu Hause nicht aushalten

kann, und wenn sie etwas von dem durch Wucher erworbenen Gut ihres Vaters mitgehen heißt und es den armen, aber ehrlichen Christen zubringt, so empfindet der naive Zuschauer dabei dieselbe Freude wie der mittelalterliche Hörer sie hatte, wenn in der Karlsepik das schöne Sarazenenmädchen, die Tochter des Sultans von Babylon, Florippas oder Marsabelle, die Braut Guy's, eines der douzepeers wurde, die Schätze ihres Vaters in den Dienst der christlichen Ritter stellte und sich selbst auf das wirksamste am Kampfe gegen ihn beteiligte. Man freut sich, daß dem Schurken ein Schnippchen geschlagen wird. Marlowe freilich, dessen »Juden von Malta« Shakespeare im »Kaufmann von Venedig« nachahmt, hatte dieses Problem ein wenig ernsthafter angefaßt. Er läßt Jessikas Vorbild, die schöne Abigail, in einen wirklichen Konflikt hineingeraten. Erst nachdem ihr Vater ihren kindlichen Gehorsam zu seinen verbrecherischen Plänen mißbraucht und dabei ihr eigenes Lebensglück völlig zerstört hat, sagt sie sich los von ihm und zieht sich ins Kloster zurück, nicht ohne bei der dort abgelegten Beichte ausdrücklich sich bewußt zu bleiben, was sie dem großen Verbrecher als ihrem Vater immer noch an Schonung schuldig ist. Jedoch bei Shakespeare ist das, was hier ein wichtiger Teil der dramatischen Haupthandlung war, zu einer komödienhaften Nebenepisode herabgesunken. In ihnen nimmt er es sehr häufig nicht gar so wichtig mit der realistischen moralischen Einstellung.

Vom Gesichtspunkte der Lebensechtheit darf man auch das Verhältnis Gloucesters zu seinen Söhnen im »König Lear« nicht betrachten, denn es ist unmöglich, daß der Vater seinen edlen Sohn so wenig kennen sollte, um auf die plumpe Intrigue seines Bastardsohnes prompt hereinzufallen und ihn ohne weiteres zu verbannen.

In anderen Fällen liegt ein gewisser innerer Widerspruch schon in der Darstellung des Gefühls, indem freilich die Voraussetzung die der größten seelischen Nähe und engsten Verbundenheit zwischen Familienmitgliedern ist, aber wir sie eher an der seelischen Wirkung, nachdem das Verhältnis zu Ende gegangen, als in den Beziehungen selber spüren. Ein gewisses romantisches Mißverhältnis zwischen Ursache und Wirkung, d. h. also eine unzureichende Motivierung scheint uns zum Beispiel da vorhanden, wo die Ophelia in Wahn-

sinn über den Tod eines Vaters verfällt, zu dem ihr seelisches Verhältnis keineswegs das engste war. (Denn daß dieser Wahnsinn sich zum Teil aus der unglücklichen Liebe zu Hamlet erkläre, ist nach Shakespeares Technik — d. h. da nur vom Vater gesprochen wird — nicht wahrscheinlich. Vgl. Charakterprobleme S. 229.)

Ähnliches könnte man von der ungeheuren Enttäuschung Lears sagen. Sie entspringt nicht eigentlich der Erschütterung über die Erkenntnis, daß, was ein inniges seelisches Verhältnis schien, in Wirklichkeit ein rein äußeres war. Wenigstens bemerken wir nichts davon, daß Lear vorher ein eigentümliches Verständnis für seine Töchter zeige. Aber die romantische Fiktion ist eben die, daß die Undankbarkeit der Töchter dem Vater das Herz bricht, und Shakespeares beispiellose Kunst macht daraus einen unsagbar ergreifenden Vorgang.

Nichtsdestoweniger wird man nicht so weit gehen dürfen wie Stoll. Stoll[1]) setzt an vielen Beispielen den Gedanken auseinander, daß unsere historische Kunstbetrachtung großenteils an einer Verwechslung von Leben und Kunst kranke. Daran ist nun zwar viel Richtiges. Auf die blutigen Zustände in Perugia, meint er zum Beispiel mit Recht, lasse sich aus den lieblichen Bildern Peruginos nicht schließen, diese entsprächen eben nicht der Wirklichkeit, sondern dem Geschmacksideal. Was aber das ästhetische Geschmacksideal befriedige, dürfe man nicht mit der Wirklichkeit gleichsetzen. Die Laszivität der Restorationskomödie zum Beispiel spiegele keineswegs die tatsächlichen Sitten, wohl aber den literarischen Geschmack der Restorationsgesellschaft. Die frechen Dienstboten der Molièreschen Komödie — ein anderes Beispiel — habe es nie gegeben, sie seien eine literarische Erfindung. Jede Zeit, selbst eine, die sogenannte realistische Kunst pflegt, habe solcher Art ihre Konvention. — Aber, wenn man dieser These auch grundsätzlich zustimmen wird, so ist doch zweierlei einzuwenden. Einmal hieße es das Kind mit dem Bade ausschütten, wollte man behaupten, daß Kunst und Leben unabhängig nebeneinander herliefen und der Geschmack nicht durch die ganze Lebenseinstellung bedingt würde. In der Kunst spiegeln sich doch notwendig irgendwie die Lebens-

---

[1]) E. E. Stoll, Shakespeare Studies. New York, 1927, p. 39 ff.

ideale. Ändern sich diese, etwa indem eine unter veränderten Lebensbedingungen existierende Gruppe praktisch für die Kunstausübung ausschlaggebend wird, so wird notwendig auch die Kunst in ihrer Richtung den Einfluß davon aufweisen. (Vgl. das weiter unten über Heywoods Darstellung der Ehe Gesagte.) Insofern gibt die Kunst doch auch indirekt Lebensvorgänge wieder. Zweitens aber lebt doch auch die »romantische« Kunst — wenigstens in der Literatur — gutenteils von Material, das sie der Wirklichkeit entnimmt. Die Welt, die sie aufbaut, ähnelt daher irgendwie der Welt der Wirklichkeit, für die sie bestimmt ist. Ein Beispiel dafür sollen gerade die folgenden Ausführungen sein, die zeigen wollen, inwiefern Shakespeare in seiner Auffassung von der Familie seiner Zeit verhaftet ist. Sie können hie und da der Shakespeareerklärung Stützen geben. Ist doch die Art des seelischen Erlebens auch in Shakespeares Stücken bis zu einem gewissen Grade von typischen Zeitanschauungen bestimmt, ohne deren Bewußtwerden man Gefahr läuft, die Dramen nicht richtig zu verstehen.

1. Tochter und Sohn.

Das gilt vor allem vom Verhältnis der Generationen zueinander. Daß die Beziehungen von Eltern und Kindern in der Shakespeareschen Epoche tatsächlich andere als in der Folgezeit sind, macht sich fast überall auch in seinen romantischen Dramen geltend. Besonders auffällig ist die verschiedenartige Stellung der Tochter. So basiert zum Beispiel die ganze Romeo-und-Julia-Tragödie in nicht geringerem Maße wie auf der Feindschaft der Montagues und der Capulets auf der seelischen Fremdheit zwischen den Eltern und ihrem Kinde, das gar nicht wagen darf, durch ein offenes Geständnis ihrer heimlichen Ehe mit dem Romeo die ihr drohende Katastrophe abzuwenden. Ähnlich liegen die Dinge im Hause des Senators Brabantio in Venedig. Die Entdeckung des Ungehorsams der Desdemona ruft bei ihm genau wie bei dem alten Capulet sogleich den Wunsch hervor, doch lieber überhaupt keine Tochter zu haben. Zwar findet er sich mit dem Unabänderlichen ab, aber das Band, das nie ein seelisches gewesen sein kann, ist mit der Entdeckung der heimlichen Ehe zerschnitten. Als der Doge den Gedanken äußert,

daß sie während der Abwesenheit Othellos in ihres Vaters Haus zurückkehren könnte, lehnen beide Parteien diesen Vorschlag ab. Desdemona hat keinen Vater mehr. Solch rascher Abbruch aller Beziehungen, bei dem die Verletzung der Kindespflicht auch die Eltern von allen Pflichten entbindet — so wie man etwa heute einen Dienstboten entläßt, von dem man sich bestohlen sieht — scheint Stoll, (S. 60f.), wenn ich ihn recht verstehe, nur als eine literarische Konvention aufzufassen. Aber mag sich hier ein typisches Motiv herausgebildet haben, so doch nur auf dem Grunde der tatsächlichen Verhältnisse dieser Periode d. h. schließlich den von den unserigen abweichenden Auffassungen von der Familie, wie sie uns der Blick in die Memoirenliteratur des 17. und 18. Jahrhunderts als sehr real dartut. Man vergleiche etwa die Autobiographie der Lady Anne Halkett (1622—1699, ed. Nichols, Camden Soc. 1875), die von ihrer Mutter so hart und verständnislos behandelt wird, wie nur denkbar, aber trotzdem der Meinung ist, daß »eine Heirat ohne Zustimmung der Eltern den höchsten Akt der Undankbarkeit und des Ungehorsams darstelle, dessen sich Kinder überhaupt schuldig machen können«. Derselben Meinung war offenbar der ausgezeichnete Führer der Roundheads, Oberst Hutchinson, der so darüber ergrimmte, daß sich sein Sohn ohne sein Vorwissen mit einer "very worthy person", wie sie seine Frau nennt, verehelicht hatte, daß er beschloß, sich auf ewig von ihnen loszusagen. Allerdings ließ es dann sein gutes Herz nicht zu. (Vgl. Memoirs, London, Bell 1905, S. 425.) Deshalb ist auch das buchstäblich erste Wort des Ferdinand im »Sturm«, als er seinen Vater wiedergefunden, eines der Entschuldigung wegen seiner eigenmächtigen Verlobung mit Miranda. Er habe, erklärt er ganz zutreffend, seinen Vater für tot halten müssen (V 1, 203).

Nur mit Berücksichtigung eines Verhältnisses zwischen Vater und Tochter, das grundsätzlich sehr stark von dem für eine spätere Zeit selbstverständlichen abweicht, wird man auch die Ophelia richtig verstehen können. Viele Beobachter haben treffend die Bedenken, die der Mensch von heute gegen ihr Verhalten erhebt, hervorgehoben: wie schnell sie sich im Glauben an Hamlets Liebe erschüttern läßt, wie sie »in feiger Unterwerfung unter den Willen ihres Vaters« (G. Landsberg)

seine Briefe zurückweist und ihm den Zutritt verwehrt, wie sie seine Liebesbriefe ausfolgt und sich dazu erniedrigt, ihrem Vater und dem König als Spionin zu dienen und sich gegen den seelisch so schwer Ringenden unaufrichtig zeigt, ja, die Lüge nicht scheut, daß der lauschende Vater zu Hause sei. Aber es fragt sich, ob ein elisabethanisches Publikum diese Dinge nicht wesentlich verschieden ansah. Es ist richtig, daß "sweet Anne Page" in den »Lustigen Weibern von Windsor« sehr anders verfährt, indem sie den — übrigens zu ihrem Glück auseinandergehenden — Verehelichungsplänen ihrer Eltern entgegen handelt, mit dem geliebten Fenton davonläuft und am Ende doch pardoniert wird — Shakespearesche Komödienschlüsse lassen oft in noch ganz anderer Weise fünf gerade sein —; aber wenn Imogen, Julia und Desdemona der Stimme ihres Herzens folgen, so bekommt es ihnen schlecht genug. Ist damit nicht gesagt, daß Shakespeare etwa das Unglück der Julia als Strafe für ihren Ungehorsam aufgefaßt wissen will? Zahlreiche Interpreten noch bis ins neunzehnte Jahrhundert, wie Ulrici, Gervinus und Hettner, sehen in der Tat ein Verschulden in ihrem Verhalten und, was für die Erklärung des Sachverhaltes wichtiger ist, gerade die älteren Fassungen der Geschichte, Bandello und auch Shakespeares Quelle Brooke behandelten die Liebe Romeos und Julias wirklich ganz ausdrücklich als tadelnswerte Übereilung, ja der deutsche »Romio und Julietta« aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts bringt es gar fertig, als »Symbol der wiederhergestellten moralischen Ordnung« die tote Julia im Grabe nicht mit Romeo, sondern mit Paris zu vereinen. (M. J. Wolff, Shakesp.-Jahrb. 47, 97.) Aber Shakespeare, der an verschiedenen Stellen, wie in Richard III. und noch viel später im Lear — was die Pedanterie von Ulrici, Gervinus und Hettner in einem sehr viel milderen Lichte erscheinen läßt —, tatsächlich ausgesprochen oder in Ansätzen sich zum Prinzip der tragischen Schuld bekennt, hat doch hier kein Wort über solche Zusammenhänge von Schuld und Sühne, so daß man bei der Art seiner Technik davor zurückscheuen muß, sie ihm unterzulegen. Offenbar liegt für ihn die Tragik in den dargestellten Verhältnissen. Ferner ist es die Leidenschaft selbst, die als ein gefährliches Fundament für ein Lebensglück betrachtet wird: »So wilde Freude nimmt ein wildes Ende«. Die Ehe Desdemonas und

des Mohren freilich ist nicht auf Leidenschaft, sondern Liebe aufgebaut. Aber von einer Toleranz, wie sie sich derart bei Shakespeare zu verraten scheint, ist immerhin noch ein weiter Weg bis zu einer Auffassung, die einer Tochter aus der unbedingten Unterwerfung unter den Willen ihres Vaters, der ihrem Gefühl Schweigen gebietet, einen Vorwurf macht. Man kann doch wohl im Gegenteil sagen, daß der kindliche Gehorsam auch des innerlich selbständig gewordenen Menschen gegenüber den Eltern in dieser Epoche lobenswert und vorbildlich erscheint, so lange nicht ausgesprochen unmoralische Forderungen in Frage kommen. Das gilt zunächst einmal für die Welt des Dramas ziemlich unbeschränkt. So läßt sich ja auch die Lavinia im Titus Andronicus, trotzdem sie die Braut des Bassianus ist, ohne ein Wort des Widerspruchs von ihrem Vater dem neuerwählten Kaiser Saturninus anverloben, so wird Cordelia im König Lear von ihrem Vater zwischen den Fürsten von Frankreich und Burgund regelrecht ausgeboten. Im »Sturm« kehrt die schiffbrüchige Fürstengesellschaft von einem Hochzeitsfeste heim, bei dem der König Alonso von Neapel seine einzige Tochter dem »afrikanischen« König von Tunis vermählt hat, die, wie ganz nebenbei erzählt wird, dieser Verbindung so entgegen war, daß es von ihr heißt:

»Die holde Seele selbst
Wog zwischen Abscheu und Gehorsam, wo
Die Schale sinken sollte.«

Daß es sich bei einem solchen willenlosen Sichfügen der Tochter um etwas ganz Typisches handelt, zeigt auch das Beispiel der berühmten, gemeinsam von Chapman, Jonson und Marston verfaßten Komödie 'Eastward Hoe', wo der brave Lehrling als Belohnung die Hand der Tochter von seinem Meister bekommt — als Hogarth mehr als hundert Jahre später den gleichen Lebensgang im Bilde darstellt, läßt er bemerkenswerterweise doch seinen »fleißigen Lehrling« erst beim Gottesdienst mit seiner Zukünftigen im gleichen Kirchenstuhl aus demselben Gesangbuch singen! — und in Massinger und Fields wundervollem Drama »Die verhängnisvolle Mitgift«, der Vorlage von Beer-Hoffmanns »Grafen von Charolais, kümmert sich gleichfalls der Vater wenig darum, ob das Herz seiner Tochter noch frei ist, als er in dem Grafen von Charolais eine so

edle Seele erkannt und deshalb einen so wünschenswerten Schwiegersohn gefunden zu haben glaubt. Die bloße Mitteilung davon an die Tochter genügt, nicht einmal sein Name braucht ihr genannt zu werden. Dem Grafen wird das schöne Mädchen zugeführt und übergeben, ohne daß ihre Zustimmung noch einmal ausdrücklich eingeholt würde. Seine Frage an sie am Schluß: »Schöne Beaumelle, kannst Du mich lieben?« klingt mehr als eine fast überflüssige Galanterie. Die spätere Bearbeitung dieses Stückes von Rowe, die es unter dem Namen: »Die schöne Büßerin« für lange Jahrzehnte zu einem der größten Bühnenerfolge des 18. Jahrhunderts machte, veränderte freilich diesen ganzen Hergang nicht unerheblich, aber wie wenig sich doch auch in dieser Zeit grundsätzlich verändert hat, zeigt Addisons Cato (1713), dessen Tochter auf die Frage, ob sie den Juba liebe, antwortet: »Catos Tochter hat, so lange ihr Vater lebt, nicht Macht, ohne seinen Willen jemand zu hassen oder zu lieben«. Im Lichte aller dieser Stellen wird man also auch das Verhalten der Ophelia betrachten müssen. Durch die Aufgabe ihres Eigenwillens soll sie gewiß nur um so rührender werden.

Beispiele einer gegenteiligen Auffassung — d. h. eine Betonung der Kindesrechte — sind bezeichnenderweise im elisabethanischen Drama sehr viel seltener. Die 'sweet Anne Page' ist schon erwähnt worden. Sehr auffällig ist die Fortgeschrittenheit des unbekannten Verfassers des alten King-Leir-Dramas, der die herkömmliche Eingangshandlung der King Lear-Fabel umgedeutet hat zu einem Streit zwischen dem Vater, der die Vermählung der Cordelia nach eigenem Willen in die Hand nehmen, und der Tochter, die bei der Vergebung ihrer Hand nur ihrem Herzen folgen will.

Fragt man, inwiefern die Verheiratung der Tochter durch ihre Eltern ohne Einholung ihrer Zustimmung der tatsächlichen Sitte der Zeit entspricht, so muß die Antwort lauten, daß in der Literatur in gewissem Sinne durchaus keine romantische Übertreibung vorliegt. »Wem ist es unbekannt,« sagt Becon c. 1562, »daß viele Eltern noch heute, namentlich solche von Adel, ihre Kinder so verhandeln, wie es der Viehzüchter mit Ochsen und Schafen macht. Denn wie die einen ihre Tiere an den verkaufen, der das meiste geben will, so machen es die andern mit ihren Kindern«. Die Forderung aber, daß die

Eltern in dieser Angelegenheit für ihre Kinder entscheiden sollen — wenn auch nicht nach egoistischen Gesichtspunkten —, stellen selbst sittlich hochstehende Erzieher auf. Schon Tyndale übernimmt die alte Forderung (Doctrinal Treatises ed. Parker Soc. 1848, S. 199), daß man die Kinder lehren solle, »sich von ihren Eltern ihre Heirat zu erbitten«, und noch hundert Jahre später (vgl. John Dod und Robert Cleuer 1630) wird ausdrücklich daran festgehalten, daß die Kinder 'must not bestow themselves in marriage but must be bestowed of their parents'.

Wohl regt sich demgegenüber auch einmal eine liberalere Auffassung, wie sie schon 1593 der unbekannte Verfasser der Schrift 'The Passionate Morrice' (vgl. I. v. Ingersleben, Das elisabethanische Ideal der Ehefrau S. 91) vertritt, der das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern in dieser Frage dahin bestimmt: 'Honestie honours the consent of Parents, but abhorres such love as is built on their liking' [1]), und es hieße die menschliche Natur gründlich verkennen, wenn man glauben wollte, daß ihr mächtigster Trieb sich zu irgendeiner Zeit ausnahmslos fremdem Willen gefügt hätte, aber wie man die Dinge grundsätzlich ansieht und wie sie sehr vielfach, namentlich in der vornehmen Welt in der Wirklichkeit liegen, wird klar noch durch die unverblümte Darlegung des Marquis von Halifax in seinem berühmten 'Advice to a daughter' von 1700, der es als einen der selbstverständlichen Nachteile des weiblichen Geschlechts erklärt, daß für sie von andern gewählt wird, und ihre innere Zustimmung sehr häufig diese Wahl nicht begleitet. (Vgl. Life and Letters 1898 vol. II, S. 393 ff.) [2])

Es ist also ein besonders weiser und menschlicher Vater der bei der Vermählung der Tochter nicht ausschließlich auf ihre Pflicht baut und ihr Herz nicht gänzlich aus dem Spiel läßt. So Prospero im »Sturm«, der — wenn man die Dinge trivial ausdrücken will, im Grunde den ganzen »Sturm« erregt, um der Hauptaufgabe, die diese Zeit dem Vater gegenüber seinen Töchtern aufbürdet, gerecht zu werden, nämlich für

---

[1]) Dreßler, Engl. Erziehung, S. 39 nennt für eine ähnliche Auffassung Charles Gibbon 1591.

[2]) Eine besonders ausführliche Behandlung der damals viel erörterten Frage der Zustimmung der Eltern zur Ehe findet sich in Daniel Rogers' Matrimoniall Honour, London 1642, S. 71—96.

einen Mann für sie zu sorgen. Mit kluger Kenntnis der menschlichen Natur führt er ihn aber zunächst durch Ariel der Miranda allein entgegen und stellt einer rasch aufkeimenden Neigung für seine Tochter absichtlich Hindernisse in den Weg, um sie stärker zu entflammen. Es wird dem heutigen Leser nicht immer bewußt, wie wenig herkömmlich dies väterliche Verhalten ist und wie ungewöhnlich viel feinsinnige Seelenkenntnis und Rücksicht auf das Kind sich hier ausprägen soll. Bei dieser Gelegenheit tritt denn auch der Charakter der Miranda in ein besonders helles Licht. Einer späteren Zeit, in der die Bande der Familie enger und selbstverständlicher geworden sind, springt es nicht mehr so in die Augen, daß die stark hervorgehobene Unvergleichbarkeit dieses Mädchens wohl guten Teils auch gerade darin liegen soll, wie sie, obgleich der Vater anscheinend ihre Pläne durchkreuzt, doch nicht den Glauben an ihn verliert, nie an seiner Güte und Liebe irre wird, stets zu vermitteln sucht und niemals um des Gefühls für den Geliebten willen an Zuneigung zum Vater einbüßt. — Die schönste Verkörperung des Typs der guten Tochter, die in ähnlicher Weise Kindespflicht und Gattenliebe miteinander vereinen soll, hatte Shakespeare schon vorher in der von ihrem Vater verkannten Cordelia geschaffen.

* * *

Eine wesentlich andere Stellung, als sie die Tochter ihren Eltern gegenüber hat, nimmt in Shakespeares Dramen der Sohn ein. Zwar wird auch von ihm unbedingte Ehrfurcht erwartet. Sie gibt sich im wirklichen Leben schon im äußeren Verhalten kund, vor allem darin, daß die Kinder allmorgentlich knieend den Segen der Eltern zu erbitten haben. Das ist, was Shakespeare im Cymbeline (III 5, 32) als 'the duty of the day'[1]) bezeichnet. Dieser Pflicht entziehen sich auch die Söhne nicht. Von Thomas Morus berichtet zum Beispiel sein Biograph, daß er noch als höchster Staatsbeamter, nämlich als Lordkanzler, sich nicht scheute, dieser eingewurzelten frommen Sitte seines Landes entsprechend, wenn er seinen alten Vater

[1]) Peter Erondell, The French Garden, London 1605 gibt im dritten Dialog die typische Form dieses Segens und äußert seine Verwunderung, daß die schöne Sitte in Frankreich unbekannt sei. (Die Stelle ist im Neudruck fortgelassen.)

im Gerichtshof traf, dessen Mitglied er war, öffentlich niederzuknien und ihn um seinen Segen anzugehen. Das Dramatische an diesem Vorgang nun läßt sich Shakespeare nicht entgehen. So verwendet er ihn höchst wirkungsvoll in Richard III., indem er den im Blute seiner nächsten Anverwandten watenden gekrönten Mörder mit der ihm eigenen halbironischen Wahrung des äußeren Herkommens zu seiner Mutter, der Herzogin von York, sagen läßt:

»Ich bitt' Euch um Verzeihung, gnäd'ge Mutter,
Ich sah Eu'r Gnaden nicht. Demütig auf den Knien
Bitt' ich um Euren Segen.«

Herzogin: Gott segne dich! Und flöße Milde dir
Gehorsam, Lieb' und echte Treu ins Herz!

Richard III.: Amen!
Und laß als guten alten Mann mich sterben! —
(Beiseite) Das ist das Hauptziel eines Muttersegens:
Mich wundert, daß ihr' Gnaden das vergaß.

Echter ist das Empfinden, mit dem der Coriolan der Shakespeareschen Tragödie als höchster Befehlshaber der Volsker an der Spitze seines Heeres dieselbe Ehrfurcht zum Ausdruck bringt, indem er sich vor seiner Mutter auf ein Knie niederläßt. Ebenso hat man sich den Abschied des Laertes von seinem Vater Polonius im Hamlet vorzustellen. Auch er empfängt »in Ehrerbietung«, das heißt sicher knieend, des Vaters Segen, der deutlich die göttliche Gewalt symbolisiert, die den Eltern über ihre Kinder vom Himmel verliehen ist. Wenn Hamlet am Ende des Gesprächs mit seiner Mutter diese Sitte nicht befolgt, so tragen die besondern Hemmungen daran die Schuld, die er ihr gegenüber empfindet:

»Um Euren Segen bitt' ich, wann Ihr selbst
Nach Segen erst verlangt«.

Aber andererseits bringt die größere Bewegungsfreiheit, die die Sitte dem männlichen Geschlecht erlaubt, auch eine andere Stellung der Söhne gegenüber den Eltern mit sich. Von den Töchtern wird Gehorsam erwartet, den Söhnen bemühen sich kluge Eltern Verständnis entgegenzubringen. Der Unterschied tritt lehrreich zu Tage in dem Wechsel der Ton-

art, wenn Polonius zu Laertes und zu Ophelia spricht. Der eine wird behutsam angefaßt, seinen Wünschen gewillfahrt, er empfängt Ratschläge, in denen der sonst so närrische Vater ernsthaft und feierlich, fast wie bei einer heiligen Handlung wird, die andere wird in ärgerlicher Tonart zurechtgewiesen als ein »dummes Ding«, das kein Recht zu irgendeinem selbständigen Schritt hat. Dieses Verständnis dem Sohn gegenüber ist allerdings weit davon entfernt, eine seelische Gemeinschaft zu sein. Nachdem der Sohn fort ist, macht der Vater den Versuch, durch einen Diener von hinten herum seinen Lebenswandel in Paris zu erkunden, genau wie tatsächlich noch Lord Chesterfield anderthalb Jahrhunderte später seinen Sohn im Auslande ausspähen und beobachten läßt. Auf der andern Seite wahrt der Sohn in seinem Verhältnis zur Mutter noch durchaus nicht die Grenzen, die dem Taktgefühl einer späteren Zeit selbstverständlich erscheinen. Die eingehenden Ratschläge, die Hamlet der Königin für den sexuellen Verkehr mit seinem Oheim gibt, wirken für uns im Munde des Kindes an die Mutter peinlich und befremdend. Wenn man einwenden sollte, daß es sich auch hier nur um eine romantische Fiktion handele, die nicht die Wirklichkeit spiegele, so ist darauf zu sagen, daß doch viele Anzeichen dafür sprechen, daß das Feingefühl dieser Zeit auch im wirklichen Leben noch minder entwickelt war. Man begreift gerade an solchen Stellen, weswegen sich eine folgende Periode, die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts, so viel auf die Ausbildung der "delicacy" zugute tun konnte, eines Begriffs von weitem Umfang, bei dem aber Takt und Zartgefühl im Mittelpunkte stehen.

Die fortgeschrittenste Entwicklungsform des Bandes zwischen Eltern und Kindern findet sich bereits in den Königsdramen und zwar in dem Verhältnis Heinrichs IV. zu seinem Sohn und Thronfolger, dem Prinzen Heinz. Hier handelt es sich beinah schon im Sinne des berühmten Buches, das in unsern Tagen Gosse geschrieben hat, um das Aufeinanderwirken zweier grundverschiedener Temperamente. Der Vater ist vor allen Dingen lebensklug, er hat seine ungewöhnliche Liebenswürdigkeit und Gewandtheit im Umgang mit Menschen immer geschickt in den Dienst seiner ehrgeizigen Pläne gestellt, deren Verwirklichung ihn zum Träger der

Krone gemacht hat. Aber trotzdem er dabei über die Leiche seines Vorgängers gegangen ist, besitzt er am Ende doch nicht die seelische Robustheit, seiner Erfolge ganz froh zu werden und in seiner Macht sein Recht zu sehen. Er ist im Grunde weich und nicht unabhängig vom Denken anderer Menschen über ihn, hat Anerkennung und Verständnis nötig, ist überdies körperlich leidend und hat gelegentlich mit Stimmungen zu kämpfen. Sein Sohn dagegen, der nachmalige Heinrich V., hat in seiner seelischen Kernsubstanz etwas Nüchtern-Festes. Er ist sich überlegener Fähigkeiten bewußt und behält sich jederzeit, auch wenn er dem Hof den Rücken kehrt, um mit liederlichen aber witzigen Gesellen zu feiern, vollkommen in der Hand. Während der Vater, dessen Leben immer ein sorgsam überlegter und klug bewerkstelligter Aufstieg war, nicht begreift, daß der Sohn die großen Chancen, die ihm das Schicksal in die Wiege gelegt, so leichtsinnig ausschlagen oder zum mindesten gefährden kann, verliert der geniale Sohn in Wirklichkeits nichts, was von Wichtigkeit ist, aus dem Auge und weiß genau, daß seine Zeit gekommen sein wird, wenn etwas auf dem Spiel steht, das den Einsatz aller seiner Kräfte lohnen wird. Aber freilich, nur seinem Vater zuliebe seinem Lebenswandel vorzeitig eine andere Richtung zu geben, daran liegt ihm nicht genug. Das eminent Moderne an dieser Schilderung ist nun, wie hier zum ersten Male das wirklich ewige Problem der Generationen darin aufgerollt wird, daß nicht die Überspannung der elterlichen Autorität und das Unverständnis des Vaters seelische Konflikte herbeiführt, sondern wie die Lebenserfahrung und Lebenseinstellung des Vaters ihn trotz allen heißen Bemühens nicht den Zugang zu der Seele seines Sohnes finden läßt. Rein äußerlich betrachtet, handelt es sich um den unbotmäßigen Sohn, der sich nicht dem Willen des Vaters fügt. Aber dieser Vater wendet keinerlei Zwangsmaßregeln an, im Gegenteil, alles Weiche in ihm kommt zum Vorschein, wenn er versucht, ihn für sich zu gewinnen. Er möchte in ihm sich selber wiederfinden, es ist ihm schmerzlich und unfaßbar und verwundet seinen Ehrgeiz unaufhörlich aufs neue, wie er so anders sein kann, als er selbst in seiner Jugend war. So umwirbt er ihn geradezu. Er sucht ihn dadurch, daß er sich ihm ganz und gar aufdeckt, ihn zum Vertrauten seines Innersten macht, ihm von seinem

Lebensgang und seinem nicht immer ganz geraden Weg zum Erfolg erzählt, zu etwas wie seinem Freunde zu machen. Zärtlichkeit für ihn füllt sein Auge mit Tränen, wenn er sich solcherart um ihn bemüht. Als ihm das nicht zu gelingen scheint, versucht er sich die seelische Eigenart des Sohnes klar zu machen, er studiert ihn als Problem, und während an seinem Herzen der Wurm des Zweifels nagt, bemüht er sich doch, in ängstlicher Sorge um die Einigkeit der Familie in der Zukunft, ihn seinen Brüdern näherzubringen. Seine dabei gegebene Erklärung trifft allerdings merkwürdig wenig die Grundzüge des Bildes, das das Handeln des Prinzen bietet:

»Denn er ist hold, bemüht man sich um ihn,
Er hat des Mitleids Trän' und eine Hand
So offen wie der Tag der weichen Milde;
Jedoch wenn er gereizt, ist er von Stein
So launisch wie der Winter, und so plötzlich
Wie Eis auf Pfützen beim Beginn des Tags ...

Der Sohn ist dem Vater dabei innerlich gar nicht so fern, wie es den Anschein hat. Zwar will er sich von ihm nicht in seinem lustigen Leben und den Vergnügungen seiner Jugend beirren lassen und legt dem Witz Falstaffs keine Zügel an, wenn er mit komischem Pathos seinen Vater parodiert, aber wenn der dicke Ritter die Grenzen des Geschmacks überschreitet und ihn mit dem Kantor von Windsor vergleicht, dann übermannt ihn der Unwille so sehr, daß er ihm ein Loch in den Schädel schlägt (2 H. IV. II 1, 89). Auch geht ihm die Krankheit seines Vaters ernstlich nahe, aber in seinem überstarken Bewußtseinsleben und seiner Scheu, sein Gefühl zu zeigen, versteckt er seine Besorgnis hinter erzwungener Lustigkeit. Er kann sich eben dem Vater gegenüber nicht so geben, wie er fühlt; auch die Erklärungen, die er ihm gibt, verfehlen den rechten Ton, sind ohne Wärme und Zärtlichkeit, so daß der Vater, gekränkt durch des Sohnes Verhalten, ihn doch immer wieder verkennt und gelegentlich gar in den Irrtum verfällt, der Sohn gehöre innerlich zu seinen Feinden und wünsche seinen Tod. Nicht einmal, daß der Sohn ihm auf dem Schlachtfeld das Leben rettet, kann mehr als vorübergehend dies quälende Mißverständnis beseitigen. Die typische Vater-Sohn-Tragik tritt auch darin hervor, wenn seine väterlichen Augen viel zu scharf und deshalb nicht ent-

fernt so richtig wie die der andern sehen, die teilweise schon längst erkannt haben, welch ausgezeichneter Kern in dem Prinzen steckt, als der Vater noch ein Bild von ihm hat, dessen Flecken ihn seelisch schwer bedrücken und dadurch sogar zu seinem körperlichen Verfall beitragen. Erst im Augenblicke des Todes, nachdem das Mißtrauen des Vaters durch den Zwischenfall mit der Krone, die sich der Sohn zu früh aufgesetzt, noch einmal höher als jemals aufgeflackert ist, werden alle Mißverständnisse dadurch zum Schweigen gebracht, daß der Sohn gegenüber dem Vater Worte wie nie zuvor findet, um ihm sein Innerstes darzulegen. So schläft der sterbende König wenigstens beruhigt ein.

Ernst und tief sind hier die menschlichen Beziehungen zwischen Vater und Sohn dargestellt, nicht in Weiterbildung irgendeiner romantischen Konvention, wie sie die vorhergehende Zeit angelegt hatte, sondern in einem durchaus eigenen Sinne, wenn auch mit Benutzung der Motive, die ihm die Quelle bot. Vielleicht tritt aber in dieser lebensvollen Darstellung doch auch in etwa die aristokratische Grundanschauung des Dichters zu Tage. Spiegelt sich nämlich hier, wie dargetan, ein im Kern ewig menschliches Problem, so doch in Formen, die deutlich die Auffassung in Hinsicht auf das verraten, was recht eigentlich die Generationen aneinander knüpft. Es ist das aristokratische Familienideal, und zwar in der sozial höchsten Verkörperung, nämlich dem dynastischen Interesse. Gewiß nimmt der Vater an seinem Sohn auch warmen menschlichen Anteil, aber letzten Endes doch weil er sein Erbe ist, weil er die Familientraditionen fortführen soll. Nicht als Individuum wird er gewertet, sondern als der, der in Zukunft an seiner Stelle stehen soll. Es ist bezeichnend für Shakespeare, wie tief er sich gerade in solche Gedankengänge einleben kann.

2. Mutter und Gattin.

In fast allen bisher angezogenen Stücken fällt ein gemeinsamer Zug auf, nämlich das Fehlen der Mutter. Lear, Polonius, Desdemonas Vater, Titus Andronicus, Prospero, Shylock — sie alle sind Witwer. Geradezu drollig wirkt dieser Zug im »Sturm«. Hier verschlägt Prosperos künstlich heraufbeschworenes Unwetter die Hofgesellschaft des Königs von Neapel und des Herzogs von Mailand auf die Zauberinsel.

Sie kommen von einer Hochzeit in Tunis, dessen König die Tochter des Königs von Neapel gefreit hat. Aber weibliche Angehörige scheinen an dieser Reise nicht teilgenommen zu haben, nicht eine einzige Frau ist an Bord des scheiternden Schiffes. Sollten sie aber auf einem begleitenden Schiffe gedacht sein, so müßte man sich wundern, daß nie auf sie die Rede kommt. Indes dieselbe Erscheinung ist auch andern berühmten Dramen derselben Periode, wie Marlowes »Juden von Malta«, Massingers Stück: "The fatal dowry" und der Dekkerschen Kameliendame, der "Honest Whore" (2. Teil), eigen. Schon früher ist darauf aufmerksam gemacht worden (vgl. Verf. in: Studien über die stofflichen Beziehungen der englischen Komödie zur italienischen bis Lilly, Halle 1901, S. 99 ff.), daß diese Eigentümlichkeit sich nicht auf das englische Drama beschränkt, sondern in gewissem Sinne eine Erbschaft aus der Antike darstellt: Von den zehn Stücken des Plautus erscheint die Ehefrau nur in zweien, von den sechs Stücken des Terenz nur in dreien auf der Bühne. Im italienischen Renaissancedrama liegen deshalb die Dinge ähnlich. Naturgemäß erklären sie sich nicht in erster Linie aus den Kulturverhältnissen, sondern einfach aus den Schwierigkeiten der dramatischen Technik. Das Verhältnis der Eltern zu den Kindern in der Fabel des Stückes verkörpert der Vater. Dazu noch eine Mutter auf die Bühne zu bringen, könnte nicht geschehen, ohne ihr irgendeinen selbständigen Anteil an der Handlung zuzuweisen. Das aber verträgt die Fabel, so wie sie einmal angelegt ist, in der Regel nicht. Die Mutter andrerseits nur zu einer weiblichen Parallelfigur des Vaters zu machen, heißt die Handlung mit einer Überflüssigkeit belasten. Gelegentlich erlauben es zwar die dargestellten Verhältnisse, der Mutter einen Platz in den dramatischen Geschehnissen zuzuweisen[1]).

---

[1]) Wundervoll ist zum Beispiel in Richard II. der Kampf einer Mutter um ihren Sohn geschildert. Der Sohn des Herzogs von York hat sich in eine Verschwörung gegen den neuen König eingelassen; der königstreue Vater, der es entdeckt, gerät außer sich und kann nicht rasch genug sein Pferd gesattelt bekommen, um seinem Herrn davon selbst Anzeige zu erstatten; die Mutter aber folgt ihm in verzweifelter Angst auf dem Fuße, wirft sich vor dem König auf die Knie, und ihren leidenschaftlichen Beschwörungen, Gnade ergehen zu lassen, gelingt, zu erreichen, was der Vater in seiner Empörung nicht einmal begehrt, sondern widerrät, nämlich die Begnadigung des Sohnes. Aber die Szene wirkt

Aber von großer Wichtigkeit ist er dann nicht. So in »Romeo und Julia«. Die Mutter Julias ist in Hinsicht auf ihre Willensrichtung nur die weibliche Ausgabe ihres Vaters. Die Herrschaft des Vaters als des Familientyrannen hat ihr ersichtlich gar keine eigene Meinung gelassen. Als ihre verzweifelte Tochter, wie später Clarissa Harlowe in Richardsons berühmtem Roman, glaubt, in ihrer höchsten Not an das Herz der Mutter als das von Natur weichere appellieren zu können, das für ihr bedrängtes Kind mehr Verständnis aufbringen müßte, und die flehenden Worte an sie richtet: »O, süße Mutter, stoß mich doch nicht weg!«, da bekommt sie, sehr ähnlich wie Clarissa später von der ihren, die harte Antwort:

»Sprich nicht zu mir! Ich sage nicht ein Wort.
Tu, was du willst, du gehst mich nichts mehr an.«

Ganz ähnlich, nur etwas drastischer, hatte sich vorher schon Vater Capulet geäußert. Auf solche Weise werden zwar die dramatischen Geschehnisse um eine Nüance bereichert, aber doch eben nur um eine Schattierung. Der Blaustift des Regisseurs, der das Stück um diese Mutterrolle verkürzte, würde ihm deshalb keine tötliche Wunde zufügen. Aus Gründen dieser Art berücksichtigt der Dramatiker großenteils das Dasein einer Mutter schon von vornherein nicht. Gelegentlich entsteht dadurch ein drolliger Widerspruch. So in Shakespeares Heinrich IV. In einer schon erwähnten Szene belustigt nämlich Falstaff sich und die Freunde damit, König Heinrich nachzuahmen, wie er seinem anscheinend so ungeratenen Sohn vom Thron herab eine Standpauke hält. Mit karikiertem, sentimentalem Pathos, »in der Weise des Königs Cambyses«, d. h. eines alten Stückes von Preston, in dem die Bühnenanweisung von der Königin verlangt, daß sie reichliche Tränen vergießt, läßt er ihn beginnen:

»Weint, holde Fürstin, nicht! Vergeblich träufeln Tränen.
O Gott, Herrn! Bringt mein bang Gemahl hinaus,
Denn Tränen stopfen ihrer Augen Schleusen.«

Diese Worte haben eigentlich nur einen Sinn, wenn sie auf König Heinrichs Gattin gemünzt sind. Aber siehe da, diese tritt im ganzen Stück nicht auf.

---

in mancher Hinsicht durchaus unshakespearisch und ist wohl eher auf Draytons Konto zu setzen. Auf alle Fälle ist solche Rolle der Mutter, die sich gegen den Vater durchsetzt, ganz vereinzelt.

Wenn aber schon die Nichtbeteiligung der Ehefrau an der Handlung aus den eben dargetanen Gründen durchaus verständlich erscheint, so muß man sich doch wundern, da, wo die nächsten Beziehungen zwischen dem Vater und seinen Kindern zur Erörterung kommen, sie nicht häufiger wenigstens erwähnt zu finden. Aber es ist eine Ausnahme, wenn das geschieht. In dem alten anonymen König-Leir-Stück, in dem zum mindesten große Teile von Drayton herrühren werden — auffallend häufig, wenn der Stil eines namenlosen oder auch eines frühen Shakespeareschen Dramas Draytons Verfasserschaft nahelegt, sind die Beziehungen der Familie besonders fortgeschrittene —, nimmt die Handlung ihren Ausgangspunkt von der Leichenfeier für König Leirs Gattin und dem Wunsch des Vaters, den Töchtern durch Vermählung den Halt zurückzugeben, den sie durch der Mutter Tod verloren. Der Gedanke fehlt bei Shakespeare gänzlich. Als in Ariosts »Suppositi« der Vater Damone außer sich vor Betrübnis über die Entdeckung des Fehltritts seiner Tochter gerät, da ruft er (III 4), in Wehmut der toten Gattin gedenkend aus: »O meine Frau, jetzt erst erkenne ich, welchen unersetzlichen Verlust ich erlitt, als ich Witwer wurde.« Aber bei Shakespeare gibt es Stellen, die nach dem Empfinden einer späteren Zeit mit mindestens demselben Rechte die Erinnerung an die Mutter hätten heraufbeschwören müssen. Indes sie bleibt fast gänzlich fort. Es ist freilich wahr, daß Shylock in einer seelischen Situation, die mit der in Ariosts Stück eine entfernte Ähnlichkeit aufweist, sich an Lea — offenbar seine verstorbene Frau — erinnert, von der jener verschleuderte Türkisring stammte, den er »nicht für einen Wald von Affen weggegeben hätte«; aber das ist eher eine charakteristische Ausnahme, die dazu bestimmt ist, eine weiche Stelle bei dem grausam Harten aufzuzeigen, den Rest von Menschlichkeit, wie ihn die Liebe zu seinem neugeborenen Kinde bei dem vertierten Aron im Titus Andronicus darstellt, und die Erinnerung an ihren Vater, die Lady Macbeth im letzten Augenblick verhindert, den tötlichen Streich gegen den schlafenden König Duncan zu tun. An vielen andern Stellen dagegen findet sich wenig dergleichen. So bringt etwa die Einleitung zum »Sturm« die lange Erzählung, wie Prospero aus Mailand vertrieben und auf schwankem Boot mit der kleinen noch ganz

hilflosen Miranda nach der Zauberinsel verschlagen wurde. Die Tochter fragt den Vater mit angelegentlichem Interesse nach den Einzelheiten dieses Vorganges, aber nach ihrer Mutter sich zu erkundigen, kommt ihr anscheinend gar nicht in den Sinn, und Herzog Prospero selbst fühlt sich auch nicht veranlaßt, ihr von seiner Gattin zu erzählen. Nur einmal auf die Frage: »Seid Ihr denn nicht mein Vater?« wird sie mehr nebenbei in der erstaunlich vorsichtig formulierten Antwort erwähnt:

»Ein Tugendbild war deine Mutter und
Sie sagte, du wärst meine Tochter.«

Das ist überraschend wenig. Hier kommt man doch offenbar zur Erklärung mit Gesichtspunkten, die nur aus der Technik oder Tradition der Kunst genommen sind, nicht aus. Man muß vielmehr bis zu einem gewissen Grade die Verhältnisse der Wirklichkeit zur Erklärung heranziehen. Es ist doch gewiß kein Zufall, daß ja auch die älteren Biographien und Autobiographien so auffallend viel weniger Interesse für die Mutter als für den Vater zum Ausdruck bringen, daß wir so unvergleichlich viel besser zum Beispiel über den Vater Miltons, Lockes, Baxters, Fox', Addisons, Steeles und vieler anderer als über deren Mutter unterrichtet sind (vgl. Verf.: Die Familie als Geschmacksträger in England im 18. Jahrhundert. Deutsche Vierteljahrsschrift IV, S. 448 ff.). Die allgemeinen Kulturzustände der Zeit bringen es eben doch mit sich, daß die Mutter viel stärker zurücktritt als in späterer Zeit. Die Mutter als Persönlichkeit kommt noch nicht in Betracht.

Das soll natürlich nicht heißen, daß die gemütlichen Beziehungen zur Mutter nicht ungemein eng sein können. Wer das menschliche Gefühl so in seinen tiefsten Tiefen erfaßt wie Shakespeare, kann nicht an derjenigen ewigen Erscheinungsform vorbeigehen, in der es auf das Verhältnis zwischen Mutter und Kind bezogen ist. So gibt es denn viele Beispiele sehr naher seelischer Beziehung zwischen ihnen in seinen Werken, ja seine seelenvollsten Gestalten ermangeln selten gerade dieses Zuges. So ist es kein Zufall, wenn Othello sich in seinem abenteuerreichen Leben den kostbaren Talisman jenes Taschentuches bewahrt hat, das seine Mutter einst seinem Vater geschenkt hat — die Vorlage weiß nichts derart zu berichten —, und dessen Verlust das Schicksal der Desdemona besiegelt,

wenn Imogen dem Posthumus als kostbarste Gabe einen Diamantring schenkt, den einst ihre Mutter besessen hat und der eine so verhängnisvolle Rolle in ihrem Leben spielen soll. Wichtiger noch als solche, eher herkömmlichen Züge ist es, wenn Troilus, nachdem er die furchtbare Erfahrung der Untreue der Cressida gemacht hat, den ganz persönlichen erschütternden Ausdruck für den Zusammenbruch seines Glaubens an die Frau findet: »Denkt, daß wir Mütter hatten!« Was hier ins Wanken zu geraten droht, ist dasselbe Gefühl, in dem enttäuscht zu werden die ungeheuere innere Zerschlagenheit Hamlets hervorruft.

Aber die Tiefe und Echtheit dieses Empfindens kann den Blick dafür nicht trüben, daß die Anschauung der Zeit von der Frau auch das Verhältnis zur Mutter mitbestimmt. In einem romantischen Drama wie »Ende gut, alles gut« kann wohl einmal eine durch Würde, Weisheit und Alter ausgezeichnete Frau wie die Gräfin Roussillon die Stimme von Vernunft und Ehrenhaftigkeit selbst verkörpern, aber im Grunde ist eben doch die Frau auch als Mutter als die ausschließliche Verwalterin von Gemütswerten zur Führung des Mannes nicht befähigt. Wenn jemand wider Willen gerührt wird, so sagt er, daß »seine ganze Mutter ihm ins Auge kam« und bekundet dadurch deutlich, wie sehr das Mütterliche schlechthin mit dem Gefühlsmäßigen gleichgesetzt wird (H V., IV, VI 31), und daß die Männlichkeit dieser Zeit darin mehr als ein Gran Verächtliches erblickt, wird in einer Äußerung, wie der im »Julius Cäsar«, deutlich:

»Weh uns, unsrer Väter Geist ist tot,
Und das Gemüt der Mütter lenket uns,
Denn unser Joch und Dulden zeigt uns weibisch.« (I 3, 83.)

Bei solcher Auffassung der Dinge mußte für Shakespeare ein Fall ein besonderes Problem darbieten, in dem die entscheidende Wendung im Handeln eines seiner Helden gerade dadurch herbeigeführt wurde, daß er sich von »der Mutter lenken« ließ, nämlich der Coriolan.

Coriolan ist ein Mann von größtem Format. Seine kriegerischen Leistungen gehen ins Übermenschliche, gemahnen an Heroentaten. Aber sein sinnloser Hochmut, der ihn vom Volk nur in Schimpfworten sprechen, und seine Unbeherrschtheit,

die jeden Gedanken gleich laut werden läßt, erlauben ihm nicht, die Früchte seiner Leistungen zu ernten. Er wird aus Rom verbannt, tritt nun an die Spitze der Todfeinde seiner Vaterstadt und hat sie so gut wie in der Hand, als die Mutter das von niemand mehr für möglich Gehaltene fertig bringt, ihn an der Spitze seines Heeres zur Umkehr zu bewegen, eine Unfolgerichtigkeit in seinem Handeln, die er mit seinem Leben bezahlen muß. Sein Schicksal wird also durch das Verhältnis zu seiner Mutter bestimmt. Er lebt in einer gewissen inneren Abhängigkeit von ihr, die sich in entscheidenden Krisen seines Lebens deutlich verrät. Welcher Art sind nun die seelischen Grundlagen dieses Verhältnisses? Es ist nicht etwa begütigende, verstehende, weise Mütterlichkeit auf der einen Seite, vor der sich wilder Trotz und Ungestüm auf der anderen beugen, sondern ganz im Gegenteil die absolute innere Ähnlichkeit der Mutter mit dem Sohne, die ihr den Einfluß auf ihn sichert. Plutarch, der nur spärliche Andeutungen über die Mutter gibt, hatte dem Dramatiker ziemlich freie Hand gelassen. Er benutzt sie, um eine herrische Frau zu zeichnen, deren sozialer Hochmut dem ihres Sohnes durchaus gleichkommt — auch sie spricht vom Volk nur in den verächtlichsten Ausdrücken —, deren Selbstgefühl ferner so groß ist, daß sie halb scherzend von sich sagt, wäre sie die Frau des Herkules gewesen, so hätte sie ihm von seinen sieben Taten mindestens sechs abgenommen, und deren Lebensziel endlich in einem Ehrgeiz für ihren Sohn beruht, der, weit entfernt, durch blutige Bilder des Krieges beunruhigt zu werden, sich eher an ihnen entzückt und berauscht. Mit der Shakespeare üblichen lehrreichen Eigencharakteristik sagt sie selbst (III 2, 28) über diese Ähnlichkeit mit dem Sohne:

»Ich hab' ein Herz unbeugsam wie das Eure,
Doch auch ein Hirn, das meines Zornes Ausbruch
Zu besserm Vorteil lenkt.«

In der Tat übertrifft sie den Sohn bei weitem an Lebensklugheit; freilich ist diese von einer Art, die aus ihr, wenn sie ihm zum Beispiel die Vorteile geschickter Verstellung ausmalt, nicht gerade immer eine nach unserem Urteil wahrhaft moralische Führerin macht. Auf das auffälligste tritt jedoch der Mangel an spezifisch weiblichen Eigenschaften bei ihr hervor. Zumal die Härte, mit der sie von Blutvergießen und

Leiden spricht, die Intoleranz gegen ihre andersgesinnte Umgebung (I, 3, 104) und die Ungeduld, ihren Sohn auf dem Schlachtfelde blutige Lorbeeren pflücken zu sehen, gemahnen auf das allerlebhafteste geradezu an jene noch während des Weltkrieges in allen Ländern bemerkbaren Amazonen, die es anscheinend gar nicht erwarten konnten, ihre Söhne, Brüder oder Gatten auf dem Altar des Vaterlandes geopfert zu sehen. Auch Volumnia ist offenbar vor allem als »patriotische« und heroische Frau gedacht, aber geworden ist aus ihr eine Spartanerin, an der, außer daß sie völlig im Gedanken an den Sohn lebt, bemerkenswert wenig spezifisch Weiblich-Mütterliches vorhanden ist. Es fragt sich, inwieweit das aber für Shakespeares allgemeine Auffassungen bezeichnend ist. Soll man sagen, daß er, vor die Aufgabe gestellt, einen großen Mann unter dem wohltätigen Einfluß einer Frau zu zeigen — der Einfluß Cleopatras auf Marc Anton ist das Gegenteil von wohltätig —, aus dieser Frau ein Mannweib macht, weil er unter dem Eindruck der herrschenden aristokratischen Anschauung seiner Zeit und ihres Persönlichkeitsideals steht, dem wirkliche Mütterlichkeit, wo ihr Wirkungsfeld nicht die Unmündigkeit ist, letzten Endes sich nur als Altweibertum darstellt? Gewiß hieße das der großen Seelenkenntnis des Dramatikers nicht gerecht werden und die Dinge zu einseitig sehen. Denn das psychologische Problem, wie auf einen Menschen von der höchsten Eigenwilligkeit, einen wahrhaft stählernen Charakter eingewirkt werden kann, ist doch wohl bewußt aus seiner Lebenserfahrung so gelöst, daß dazu eine mindestens gleichstarke Eigenwilligkeit ähnlicher Art gehört. Dem Harten imponiert schließlich nur das Harte und Unbeugsame. Die Brutalität kann mit dem Gemüt nichts anfangen. Deshalb ist Richard III. so überzeugend als Frauenverächter geschildert, und deshalb hat die weiche, weibliche Frau Coriolans, »sein holdes Schweigen«, für sein Handeln keine Bedeutung.

Nicht uninteressant ist übrigens, wie Shakespeare in diesem Stück ganz bewußt eine Vererbungsstudie versucht. Unkritische Betrachter haben zwar an vielen Stellen seiner Dramen die Tendenz gewittert, in seiner Darstellung von Eltern und Kindern Vererbungseinflüsse aufzeigen zu wollen, allein in den meisten Fällen wird damit dem Verfasser ein Gedanke

untergeschoben, den er gar nicht gehabt hat. So etwa, wenn eine Familienähnlichkeit zwischen Lear und Cordelia aufgefunden wird. Aber andrerseits ist das Problem der Vererbung bei den Elisabethanern schon durchaus ein Gegenstand der Beobachtung. Heywood z. B. stellt einmal fest, daß Alterskinder von ruhigem Temperament seien, ja Overbury nimmt den eugenischen Gedanken Nietzsches, daß man sich nicht fort-, sondern hinaufpflanzen soll, schon durch den Vers vorweg: "My selfe I cannot chuse, my wife I may and in the choice of her, it much doth lye, to mend my selfe in my posteritie." (Ingersleben S. 62.) Von Vererbung spricht nun auch Shakespeare verschiedentlich. Hier aber zeigt er bewußt und überlegt die geistige Familienähnlichkeit in gewissen »Herreneigenschaften« dreier aufeinanderfolgender Generationen, nämlich Mutter, Sohn und Enkel auf. In sein aristokratisches Weltbild — im Coriolan spiegelt es sich krasser als irgendwoanders — paßt die Betonung der Vererbung gut hinein. Denn erbliche Vorrechte sind letzten Endes nur mit erblichen Eigenschaften zu rechtfertigen.

* * *

Tritt die Frau als Mutter im Shakespeareschen Drama verhältnismäßig zurück, so nimmt die Frau als Gattin in ihm auch nur eine bescheidene Stellung ein. Das erklärt sich zunächst ungezwungen schon aus der Natur dieser besonderen Kunstform. Für sie kommt es in erster Linie auf die bewegte Handlung an. Die Menschen sollen in den tiefsten Erschütterungen aufgezeigt werden, die Empfindung da, wo sie am stärksten aufwallt. Nicht der ruhige Fluß des Gefühls, sondern sein Wirbelsturz in der Leidenschaft ist der Höhepunkt dieser Darstellung. Naturgemäß wird er also auch in den Beziehungen der Geschlechter bevorzugt. Aber ihn aus der ehelichen Beziehung hervorgehen zu lassen, dazu ist die Stellung der Frau im Denken des Dramatikers noch zu unproblematisch. Nur die Eifersucht des Mannes kann zu schweren Konflikten führen, aber auch sie erwächst gern, wie bei Othello, aus der noch unausgeglichenen, d. h. eben geschlossenen Ehe. (In seiner Vorlage war Othello schon jahrelang verheiratet.) Um wirkliche Ehedramen zu schaffen, müßten die Persönlichkeitsrechte der Frau andere sein als hier, wo die Frau noch durchaus vom Gesichtspunkte des Mannes betrachtet wird. Bezeichnend

für das eheliche Verhältnis ist deshalb das Bild von der Frau als Weinrebe, die sich um den Mann als Ulme schmiegt. Es ist aus der Bibel entnommen und kehrt auch in der geistlichen Literatur noch für Jahrhunderte immer wieder. Shakespeare benutzt es in der »Komödie der Irrungen«. Ihm entspricht der Nachdruck, der stets auf der Weichheit, Güte, Nachgiebigkeit der Frau liegt. Stark hervor tritt ferner noch die Sexualgemeinschaft, deren schämige Verschweigung die Sitte noch nicht verlangt. Bilder, die eheliches Glück ausmalen, haben häufig wie die Hamletschen Worte

»Hing sie doch an ihm,
Als stieg das Wachstum ihrer Lust mit dem,
Was ihre Kost war«

zumindest einen Beigeschmack von sinnlichem Genuß. Von Ehebett, "bed rites" und ähnlichem ist immer wieder die Rede. Betont wird bei der idealen Frau freilich ihre Zurückhaltung im Sinnenleben. So wird des Antonius rechtmäßige Gattin, die Oktavia, mit der Kleopatra als der Geliebten kontrastiert: Sie ist, sagt Enobarbus, »von frommem, kühlem, stillem Wesen« (of a holy, cold and still conversation), und Menas antwortet mit den vielsagenden Worten: »Wer wünschte sein Weib nicht so.« So beschreibt auch Posthumus seine Gattin Imogen im Selbstgespräch:

»Rechtmäß'ges Glück verweigerte sie mir
Und bat mich oft um Mäß'gung: tat es mit
So ros'ger Sittsamkeit; dies süße Bild
Hätt' auch Saturn erwärmt, mir schien sie rein
Wie ungesonnter Schnee.« (Cymbeline III 5, 9.)

Die Beteiligung der Frau am geistigen Leben des Mannes aber tritt stark zurück. Wohl taucht sie gelegentlich als ein Ideal in den allerbegünstigtsten sozialen Kreisen auf, wie bei der reichen Portia, die sich in vollkommener Hingabe an ihren Gemahl freut, daß sie, »ein unerzogenes, ungelehrtes Mädchen«, wie sie sich bescheiden nennt,

»Darin beglückt, daß sie noch nicht zu alt
Zum Lernen ist, noch glücklicher, daß sie
Zum Lernen nicht zu blöde ward geboren«.

Aber es bleibt auf alle Fälle auffällig, daß die weitaus fortgeschrittenste Form der Ehe, die Shakespeare zeichnet, sich

in einem nach dem Vorbild der Quelle dargestellten antiken Milieu, nämlich im Hause von Brutus und seiner Gattin, der Tochter Catos, findet. In wunderschönen Worten fordert hier Portia die volle Teilnahme am inneren Leben des Gatten:

»Bin ich Euer selbst,
Nur gleichsam mit gewissen Einschränkungen?
Beim Mahl um Euch zu sein, Eu'r Bett zu teilen,
Auch wohl mit Euch zu sprechen? Wohn ich denn
Nur in der Vorstadt Eurer Zuneigung?
Ist es nur das, so ist ja Portia
Des Brutus Buhle nur und nicht sein Weib.«

Aber diese Stelle, ebenso wie der nachfolgende Ausruf des Brutus:

»Ihr Götter, macht mich wert des edlen Weibes!«

ist fast wörtlich seiner Quelle, dem Plutarch, entnommen. Immerhin ist es bemerkenswert, eine wie wichtige Rolle im Seelenleben einer von ihm mit so besonderer Liebe behandelten Figur, wie der des Brutus, er auch weiter dessen ehelichen Beziehungen zuweist. Das tritt deutlich hervor in jener Streitszene mit dem Cassius, als schon die Wolke von Philippi über ihm hängt. Da zeigt er sich heftig, herrisch und gereizt. Ist das der Stoiker Brutus mit dem wundervoll ausgeglichenen Gefühl, den wir früher kannten? Auch Cassius scheint es verwundert zu denken, wenn er sagt: »Ich dachte nicht, daß Ihr so zürnen könntet.« Da gibt plötzlich Brutus die mühsam aufrecht erhaltene Selbstbeherrschung auf und läßt ihn die tiefe Seelenwunde sehen, die seine ganze Natur verändert hat: »Portia ist tot.« Und die Ungeduld des Freundes schlägt in grenzenloses Mitleid um [1]). Was im Munde des Königs Claudius, des großen Verbrechers, in der Schilderung seiner Beziehung zur Königin Gertrud, Hamlets Mutter, etwas wunderlich anmutet, das könnte, sieht man an dieser Stelle deutlich, mit größerem Rechte Brutus von seiner Gattin sagen:

»Sie ist mir so vereint in Seel' und Leben,
Wie sich der Stern in seinem Kreis nur regt,
Könnt' ich's nicht ohne sie.«

---

[1]) Bei dieser Auffassung der Stelle ist die bekannte Textverderbnis angenommen, die durch Stehenbleiben eines alten Teiles in der Überarbeitung erklärt wird. Stolls Auffassung (Shakespeare Studies S. 375) ist mir nicht einleuchtend.

Wie hoch Shakespeare grundsätzlich die Ehe gestellt wissen will, kann auch nicht klarer hervortreten, als wenn die geläuterte, durch Leiden entsühnte große Dirne Cleopatra, im Begriff zu sterben, von dem Antonius sagt:

»Gemahl (husband), ich komme!
Jetzt schafft mein Mut ein Recht mir zu dem Titel,«

also schließlich doch in der ehelichen Beziehung die höchste Form der inneren Verbundenheit erblickt. Aber das kann freilich den Blick nicht dafür trüben, daß den Shakespeareschen Helden gewiß niemand den leisesten Zug zu dem, was die englische Sprache "uxoriousness" nennt, vorwerfen wird. Wo er freier von Vorlagen schafft, als im Julius Cäsar, sind seine Ehen bei weitem weniger ideal. Darüber können auch die wundervollen Worte des Othello nicht hinwegtäuschen, die C. H. Herford mit Recht den packendsten Ausdruck für den Sinn der ehelichen Gemeinschaft bei ihm nennt:

»Doch da, wo ich mein Herz als Schatz verwahrt,
Wo ich muß leben, oder gar nicht leben;
Der Quell, aus dem mein Leben strömen muß,
Sonst ganz versiegen — da vertrieben sein!..« (IV 2, 57.)

Indes nicht der Ausnahmefall, das Problem, wie die höchste, leidenschaftlichste und innigste Form einer jüngst erst erwachten Liebe durch Eifersucht verkehrt werden kann, sondern diejenigen ehelichen Verhältnisse sind für uns die aufschlußreichsten, die, mehr nebenbei behandelt, eher das Gepräge des Typischen an sich tragen. Mit welcher Sympathie ist da nicht zum Beispiel das Verhalten Percy Hotspurs zu seiner Käthe geschildert, die sich vergebens auf das anmutigste bemüht, einen Anteil an den Sorgen ihres Gatten zu erlangen, aber seine gutmütig-spöttische Überlegenheit nicht überwinden kann![1]) Was in diesem Stück ins Scherzhafte gewendet ist, bekommt einen tragischen Anstrich in einer Episode des Macbeth. Hier hat Macduff in aller Eile vor der Wut des Tyrannen aus dem Lande fliehen müssen und seine Familie zu Hause gelassen, die von dem Freunde Rosse über sein Entweichen benachrichtigt wird. Seine Worte rufen bei der Frau, der sofort die Ahnung kommt,

---

[1]) Die Frage, wieviel ein Ehemann seiner Frau mitteilen kann und soll, wird in den conduct books der Folgezeit oft grundsätzlich behandelt, vgl. z. B. D. Rogers, Matrimonial Honour, S. 246 (1642).

daß sie sich in unmittelbarster Todesgefahr befindet, eine Erbitterung hervor, die sich in den heftigsten Scheltworten und Verurteilungen ihres geflüchteten Gatten Luft macht, ja sie antwortet dem fragenden Kleinen mit Schmähungen auf den Vater. Die Stelle ist sehr merkwürdig, denn nichts deutet darauf, daß diese Ehe als unharmonisch oder irgendwie erschüttert gelten soll. Aus der Verzweiflung, die den Macduff später befällt, als ihm die Nachricht des entsetzlichen Mordes wird, den er nicht für möglich gehalten hat, ergibt sich auch klar, mit wie innigem Gefühl er an seiner Familie hängt. Aber die typische Ehe wird eben nicht als ein so enges seelisches Band aufgefaßt, daß der eine Gatte das unbedachte Handeln des andern auch da noch zu entschuldigen und zu rechtfertigen suchen müßte, wo es mit ganzer Schwere ihn selbst trifft. Der Eindruck solcher Stellen kann auch durch ein wundervoll tiefes Gefühl ehelicher Liebe seitens der Frau in romantischen Handlungen wie der Imogengeschichte nicht ganz verwischt werden, und er wird in seiner Bedeutung besonders klar, wenn man ihm die Auffassung von Zeitgenossen gegenüberhält, die ihrer ganzen Art nach bürgerlicher als Shakespeare eingestellt sind.

Ist doch wohl kein Zweifel daran möglich, daß ein besonders naher Familienzusammenhang in dieser Periode etwas speziell bürgerlichen Lebensformen Eigenes ist, denen Shakespeare mit einer gewissen spöttischen Kühle gegenübersteht. Er teilt diese Haltung mit den Dramatikern, die seiner Kunstrichtung nahestehen. So ist es zum Beispiel ungemein bezeichnend, wenn Beaumont-Fletcher in ihrer genialen Parodie »Der Ritter mit der brennenden Mörserkeule« einen Londoner Kaufmann darstellen, der mit seiner Frau und dem Lehrling ins Theater kommt und verlangt, daß deren Wünsche in Hinsicht auf den Spielplan jetzt endlich einmal erfüllt werden. Er wirkt auch dadurch komisch, daß er sie zärtlich mit "cony" (wörtlich: Karnickel) anredet, ihr auf die Bühne heraufhilft und energisch ihr Begehr unterstützt, ihren vermeintlich mimisch begabten Lehrling am Spiel beteiligt zu sehen. Ähnlich schildert Shakespeare selbst gelegentlich mit gutmütigem Spott überzärtliches Familienleben in einer sozial niederen Sphäre, wenn er den guten Clown Lanz (Die beiden Edelleute von Verona II 3) den tränenreichen Abschied von

Vater, Mutter, Großmutter und Schwester mit den abgezogenen, nicht mehr ganz heilen Schuhen, die Vater und Mutter versinnbildlichen sollen, vordemonstrieren oder im »Kaufmann von Venedig« den blinden Vater Gobbo so gemütvoll sich um seinen Schlingel von Sohn bemühen läßt. Ein gefühlvoller Abschied wird in sehr charakteristischer Weise einmal ausdrücklich als »kleinbürgerlich« (mechanic) bezeichnet. (Ant. a. Cl. IV, 4, 32.)

Daß diese Dinge aber auch eine ernsthaftere und tiefere Auffassung, wenn auch keine künstlerisch wertvollere erlauben, zeigen Schriftsteller der erwähnten bürgerlichen Richtung wie Heywood. Der kitschig wirkende Zug von Tränenseligkeit bei diesem Dramatiker kann doch nicht daran irre machen, daß er tatsächlich eine ethisch fortgeschrittenere Auffassung von der Ehe vertritt. Sein guter Goldschmied Shore zum Beispiel muß es erleben, daß seine Frau aus Schwäche den Nachstellungen des Königs zum Opfer fällt und seine Mätresse wird. So furchtbar ihn dieser Schlag trifft, so hört er doch deswegen nicht auf, sie zu lieben und diese Liebe, als es not tut, in werktätiger Hilfe zu betätigen. Ähnlich verhält sich sein Held in dem berühmten Ehebruchsdrama »Die mit Liebe getötete Frau«. Zwar würde Stoll darin wohl nur eine andere Art von dichterischer Konvention sehen, und er könnte sich darauf berufen, daß Shakespeare selber von dieser neuen Konvention literarisch beeinflußt wird, wenn es richtig ist, daß die Milde des Geistes gegenüber der Königin Gertrud im Hamlet mittelbar auf Anregung Heywoods zurückgeht. (Vgl. F. Radebrecht, Shakespeares Abhängigkeit von John Marston. Cöthen 1918, S. 45f.) Immerhin ist noch ein weiter Schritt von der Verzeihung eines dieser Welt entrückten Geistes zur Vergebung und zum Verständnis unter Lebenden. Die Auffassung bei Heywood aber fügt sich passend in ein auch sonst abweichendes, mehr bürgerlich-humanitäres Denken ein, das seine Werke zeigen. So kann man hier doch wohl mehr als eine bloße dichterische Konvention sehen. Shakespeares Auffassung vom Verhältnis der Geschlechter[1]) ist in der Tat wohl eine etwas andere als bei der ganzen dramatischen

---

[1]) Vgl. auch C. H. Herford, Shakespeare's Treatment of Love and Marriage (1921), S. 24ff.

Gruppe, der Heywood angehört. Zu ihnen muß man auch die Verfasser des Sir John Oldcastle rechnen (1600), eines Stückes, an dem wiederum Drayton beteiligt ist, die in ihrem Helden ein mehr bürgerliches Ideal entwerfen. In ihm ist ein ganz charakteristischer Zug die zärtliche Liebe zu seiner Ehefrau, um derentwillen ihn das Leiden, das über beide hereinbricht, recht eigentlich schmerzt. Auch die sorgfältige Schilderung des Familienlebens des Thomas Morus in dem neuerdings so viel umstrittenen, seinen Namen führenden anonymen Stück verdiente hier neben manchen anderen Stellen Erwähnung, denen sich bei Shakespeare nichts die gleiche Gesinnung Atmendes an die Seite stellen ließe.

3. Die Hausgemeinschaft. Kindheit und Alter.

Kommt von bürgerlichem Geiste bei Shakespeare weniger als anderswo zum Ausdruck, so unterscheidet sich sein Drama doch darin wenig von dem der Zeitgenossen, daß es überhaupt auf häusliche Szenen kaum abgestellt ist. Diese Erscheinung ist ersichtlich nicht ganz von der äußeren Bühnentradition zu trennen. E. K. Chambers hat uns jüngst erst gelehrt, wie zahlreiche Auftritte des elisabethanischen Theaters wir als sogenannte »Schwellenszenen«, d. h. solche aufzufassen haben, die sich an der Haustür oder unter einem Portikus abspielen. Dahin geht einmal aus begreiflichen äußeren Gründen die Theaterkonvention. In solchen Szenen kann naturgemäß die häusliche Atmosphäre von vornherein nicht angelegt sein. Natürlich gibt es auch viele Innenszenen. Aber daß die Menschen etwa bei ihren Mahlzeiten oder in wirklich häuslicher Unterhaltung aufgezeigt werden, ist verhältnismäßig selten. Der Kamin als häuslicher Sammelpunkt zum Beispiel wird wohl einmal erwähnt, wenn etwa die »Lustigen Weiber von Windsor« enden: »Komm, bester Mann, laßt uns nach Hause gehn und am Kamin den Spaß nochmals belachen«, und vom Geschichtenerzählen am Kamin an langen Winterabenden ist naturgemäß öfters die Rede — das später in der poetischen Verklärung des Heims so viel gebrauchte Wort 'fireplace' kommt übrigens überhaupt noch nicht vor —, aber Gegenstand künstlerischen Interesses ist doch durchweg die heroische, von Leidenschaften bewegte Welt, die weit vom stillen Herde abliegt. Ganz unerwartet taucht er einmal in

einem reizenden Bilde in Shakespeares Sonetten (Nr. 8) auf, wo ein Hauskonzert als Gleichnis gewählt wird:

> Horch, wie die Saiten, lieben Gatten gleich
> Einander wechselweis zum Tönen bringen,
> Als würden Kind und Eltern freudenreich
> Vereint dieselbe holde Note singen.

Aber solche Situation dramatisch zu verwerten oder auch eine Familienatmosphäre zu schaffen, in der die Frau als Verwalterin des Hauses die Harmonie des Daheims schafft, liegt seiner großen Kunst noch ganz fern. Niemals ist überhaupt das häusliche Leben mit demselben Realismus wie etwa das Innere der Kneipe »zum Eberkopf« gestaltet. Szenen dieser Art, wie das Beisammensein von Schwiegermutter und Gattin im Hause des Coriolan bei ihm, haben eher etwas Gezwungenes, Anempfundenes an sich, und das Intime wirkt nicht ganz natürlich. Unterstützt wird dieser Eindruck durch den Übergang aus der Poesie zur Prosa, der gelegentlich bei solchen Stellen stattfindet, und bei dem die wundervolle Grazie des Ausdrucks einer so plötzlichen Schwerfälligkeit weicht, daß man dabei eine ähnliche Empfindung hat, wie wenn man einen Schwan an Land gehen sieht. Kommen in solchen Auftritten Kinder zu Worte, so macht es sich geltend, daß das Kind in dieser Zeit noch nicht eigentlich Kind sein darf, d. h. die Kinder reden altklug und witzig, wie der kleine Macduff im Macbeth, der mit der Weisheit des Alters darüber philosophiert, warum eigentlich die Mehrheit der Lumpen nicht die Minderheit der ehrlichen Leute in der Welt aufhängt, und der kleine Mamillius im »Wintermärchen«, dessen Gespräche mit den Hofdamen über die Schönheit der schmalen Brauen an Frauenaugen seinen Jahren wenig entsprechen. Oder den Kindergesichtern wird ein gewollt heroischer Zug eingezeichnet, der sie unnatürlich macht. Selbst in der wundervollen, in ihrer Seelenangst erschütternd echt gezeichneten Gestalt des Knaben Arthur im »König Johann« hat schon Kreyssig mit Recht bemängelt, daß er in seinen Bildern, wie dem von der »Schamröte« des rotglühenden Eisens, mit dem er geblendet werden soll, viel geistreicher sei, als es die Jahre und seine Situation erlauben. Im übrigen wohnen natürlich in dieser Zeit die Vorstellungen von Kind und Rute stets nahe beieinander. Als ein schwacher Vater (fond father) gilt der, der die Birkenreiser

bloß drohend bindet und sie zur Schau zwecks Abschreckung, nicht zwecks Gebrauch, aufhängt (Maß für Maß I 3, 26), und auf den abscheulichen alten Zwang des gezüchtigten Kindes, die Rute zu küssen, wird mehrfach angespielt.

Aber wenn Shakespeare auch in seiner Kinderdarstellung dem Geschmack der Zeit seinen Zoll entrichtet, so ist er doch für alle Art seelischen Lebens viel zu empfänglich, um nicht auch den Zauber wahrzunehmen, der von kindlicher Hilflosigkeit ausgeht, nicht den wundervollen Reiz zu spüren, den die unverbildete Naturhaftigkeit gerade des Kindes ausübt. Ein »nacktes, neugeborenes Kind« ist ihm im Macbeth das Sinnbild des tiefen Mitleids, ein neugeborenes Kind ruft im Titus Andronikus plötzlich in einem vertierten Scheusal, dem Mohren Aron, ein menschliches Gefühl wach, das Lächeln eines unmündigen Kindes, seiner Miranda, hilft dem Herzog Prospero im Sturm — damit wird geradezu der Grundgedanke von George Eliots 'Silas Marner' vorweggenommen — den Verlust seines ganzen Glückes ertragen und gibt ihm eine neue Lebensaufgabe[1]). Auch auf andere Weise spiegelt sich der Eindruck der Kinderseele in Shakespeares Werk. Wenn nämlich an anderer Stelle (Charakterprobleme S. 268) dargelegt ist, wie die seelische Struktur des Ariel etwas spezifisch Weibliches aufweist, so erlaubt diese Erklärung vielleicht noch die Ergänzung, daß in diese Figur eines naturhaften Wesens auch recht eigentlich kindliche Züge hineingeflossen sind: der Spieltrieb, der nach freier Betätigung verlangt, der Zug zur Neckerei und Schelmerei, der sich sogar dem gestrengen Meister selber gegenüber gelegentlich regt, aber vor allem zutage tritt, wenn Ariel unsichtbar mit den Trunkenbolden seinen Schabernack treibt, und die Anschmiegsamkeit, mit der er von seinem Herrn nach der Weise von Kindern, die »brav« gewesen sind, Lob einsammelt mit der Frage: »Macht' ich es gut?« Offenbar hat man für die Entstehung solcher Züge in dem einzigartigen Bilde des Ariel zu berücksichtigen, wie gebräuchlich in dieser Zeit die Bedienung Erwachsener durch Kinder ist, eine Ge-

[1]) Die sentimentalen, wenig shakespeareschen Stellen von sterbenden Säuglingen 1 H VI, III 3, 47 und 2 H VI, III 2, 393, wird man Drayton zuschreiben dürfen, es fragt sich, ob ihm nicht auch der Passus in Rich. II. III 2, 8 angehört, in dem das Wiedersehen von Mutter und Kind zum Gleichnis genommen ist.

pflogenheit, die bis tief ins Mittelalter zurückreicht und an vielen Stellen der Shakespeareschen Dramen, wie zum Beispiel im Verhältnis des Brutus zu seinem jugendlichen Diener Lucius, sehr charakteristisch in die Erscheinung tritt.

Eine andere Eigentümlichkeit in den typischen Familienverhältnissen der Zeit hat ihre Spuren in dem Hervortreten der Großeltern im Shakespeareschen Werk hinterlassen. Noch bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts reicht ja die Sitte der ganz frühen Heiraten, die vielfach keineswegs eine ausreichende wirtschaftliche Unabhängigkeit voraussetzen, so daß das Aufziehen der Kinder im Hause der Großeltern in England — die Geschichte der Privatarchitektur zeigt dieselbe Erscheinung vielerorten — außerordentlich häufig nachzuweisen ist. Nicht viel anders wird es in den ersten Jahren der Shakespeareschen Ehe zugegangen sein, als der achtzehnjährige Dramatiker die Anne Hathaway in das Haus seiner Eltern gebracht hatte. Von solcher Hausgemeinschaft mit den Großeltern als etwas Typischem nun legen viele Stellen im Shakespeareschen Drama Zeugnis ab. Großvater und Großmutter im Gespräch mit ihren Enkeln kommen verschiedentlich auf die Szene, so in einer Stelle des Titus Andronicus (III 2), die allerdings schwerlich von Shakespeare selbst herrührt, und in Richard III. (II 2, 1 und IV 4, 307). Die Rolle der Großmutter zumal wird häufig hervorgehoben. An ihr Gefühl appelliert mit dem Schein der Ernsthaftigkeit Richard III.; ein häusliches Genrebildchen, in dem die Großmutter am Kamin die Wahrheit eines »Weibermärchens« mit der Autorität ihrer Jahre bestätigt, taucht unversehens im Macbeth auf (III 4, 66), und wie die Großmutter sehr begreiflicherweise in solcher Familiengemeinschaft eine die Sitte geradezu beherrschende Stellung einnehmen kann, zeigt eine andere anschauliche Stelle (Kaufmann von Venedig II 2, 194 ff.), in der ein Leichtfink verspricht, sich zu bessern, nur noch selten fluchen zu wollen:

»Gebetbuch in der Tasche, Kopf geneigt,
Ja, selbst beim Tischgebet so vors Gesicht
Den Hut zu halten, seufzen, Amen sagen,
Und allen Brauch der Höflichkeit erfüllen,
Wie einer, der, der Großmama zulieb,
Scheinheilig tut . . .«

Auch von der Bedeutung der im vornehmen Haushalt der Zeit häufigen Amme legen viele Stellen bei Shakespeare Zeugnis ab. Wie sie auch den erwachsenen Kindern noch näher stehen kann als die leiblichen Eltern, zeigt ihre gewiß dem Leben nachgebildete Rolle in »Romeo und Julia«.

Wenig Anhaltspunkte bietet andrerseits das Shakespearesche Werk für die typische Auffassung der Zeit vom Verhältnis der Geschwister. Ein Idealbild zeigt die edle Rücksichtnahme und Fürsorge des Octavius Caesar für seine Schwester. Minder klar treten die Anschauungen auf diesem Gebiet sonst hervor. Allein gewisse Grundzüge sind zu erkennen. Wenn man nämlich noch in den Briefen des 18. Jahrhunderts, die zwischen heranwachsenden Geschwistern gewechselt werden — man vergleiche etwa die Schreiben des vierzehnjährigen Joseph Warton an seine Schwester 1736 oder die brieflichen Mitteilungen, die der junge Erasmus Darwin von seiner Schwester empfängt —, fast ausschließlich altkluge und in wahrhaft großväterlicher Tonart gehaltene Ermahnungen zur Tugend und Bestärkungen in allen Erziehungsbestrebungen findet, so dürfte man nicht fehlgehen, wenn man hier eine Jahrhunderte alte pädagogische Praxis wittert. Die Geschwister werden zum gemeinsamen Tugendeifer angeleitet, der bei passender Gelegenheit geziemenden Ausdruck zu finden hat. In ihrem Lichte wird man vielleicht auch das Verhältnis Ophelias zu ihrem Bruder Laertes mit den gegenseitigen Vorschlägen und Ermunterungen zur Tugend zu erblicken haben, von denen der Urhamlet übrigens, wie der »Bestrafte Brudermord« zu zeigen scheint, noch nichts enthielt. Der Bruder belehrt die Schwester hier — obgleich selbst noch sehr jung und, wie schon der gute Rat seines Vaters zeigt, der Unterweisung bedürftig, in ein wenig überweise anmutender Art über die besondere Gefährdetheit ihres jugendlichen Alters, die sonst so zurückhaltende Schwester gibt die altklugen Lehren auf ihre Art zurück. Das entspricht offenbar einer gewissen Praxis des Lebens.

Etwas von dem typischen Verhalten, das hier Ausdruck findet, ist aber wohl auch in dem Verhältnis Isabellas zu ihrem Bruder in »Maß für Maß« vorausgesetzt. Denn wenn die sittsame Schwester hier für das Flehen des Bruders, mit ihrer Tugend von dem Schurken Angelo sein Leben zu erkaufen, taube Ohren hat, so erklärt sich das zwar hinreichend aus

ihrer vorher zur Genüge betonten jungfräulichen Herbheit und Keuschheit. Aber Isabella versagt die Bitte nicht nur, sie gerät auch — und das ist keineswegs selbstverständlich — in eine solche Erbitterung darüber, daß sie dem Bruder zuruft, sie würde ihn jetzt nicht mehr retten, auch wenn dazu nur ein Fußfall nötig wäre. Was sie jedoch so hart gegenüber dem von Todesangst Geschüttelten macht, ist nicht so sehr, daß ihr sein Mangel an Heroismus verächtlich erscheint, als daß er die Geschwisterpflichten so gröblich verletzt. Sie sieht ein besonderes Vergehen darin, und es empört sie, daß ein Bruder etwas Derartiges von seiner Schwester verlangen kann. Wie wenig rein menschliche Gemeinschaft liegt also diesem Verhältnis noch zugrunde!

4. Illegitime Kinder.

Wie oben dargetan, erscheint das Band der Ehe im Spiegel dieser Kunst seelisch beträchtlich minder eng, als es spätere Zeiten knüpften. Das entspricht dem Geist der Periode. Es ist bezeichnend, wenn noch Luther, der für die Ehe unvergleichlich viel mehr getan hat als irgend jemand anders im Laufe der modernen Kulturentwicklung, seiner Frau als Verdienst glaubte nachrühmen zu sollen, daß sie ihm niemals untreu gewesen sei, bemerkenswert, wenn Ben Jonson in dem von Drummond niedergeschriebenen Gespräch mit diesem von seiner Gattin erzählte, sie sei »ein Hausdrache, aber treu« gewesen (a shrew but honest). Wie wir aus Defoes strengem Tadel sehen, sind es noch ganz andere Dinge, die Männer von ihren Frauen ungeniert noch hundert Jahre später im Wirtshause erzählten. So darf man sich nicht wundern, wie häufig bei dem Shakespearischen Menschen der Gedanke der ehelichen Untreue ist. Das Witzeln mit Hörnern, die dem Ehemann aufgesetzt werden, liegt den meisten nahe. Die Vorstellung des 'pater semper incertus' ist beinah ein dichterisches Cliché. Vor allem wer sich schlecht, würdelos oder feig benimmt, setzt sich sogleich dem Vorwurf aus, daß er einer unbekannt gebliebenen Sünde seiner Mutter sein Dasein verdanke. Die Empörung der Isabella in »Maß für Maß« über das Ansinnen ihres Bruders, ihre Keuschheit für sein Leben zu bezahlen, ruft auf solche Art sofort den Gedanken wach: »War meine Mutter falsch dem Vater?«, und die Auffassung des Rache für seinen getöteten

Vater verlangenden Laertes im Hamlet, jeder ruhige Blutstropfe in ihm brandmarke seine Mutter als Metze, taucht in den verschiedensten Formen immer wieder von neuem auf. Illegitimer Geburt haftet unter solchen Umständen leicht ein sittlicher Makel an. Es ist kein Zufall, wenn bei Shakespeare zum Beispiel der gefährliche Intriguant Don Juan in »Viel Lärm um Nichts« ein Bastard ist, wenn der Zyniker Thersites in »Troilus und Cressida« sich mit Behagen als Bastard und Freund aller Bastarde erklärt (V 7, 15) und wenn der Dichter — übereinstimmend mit der Quelle, Sidneys »Arkadia« —, den schurkischen Sohn des guten Gloucester im »König Lear« zum illegitimen Kinde macht. Freilich liegt es dem modernen Leser gewiß nahe, in der geistreichen Verteidigung gerade dieses Mannes von denen, die

> »im heißen Diebstahl der Natur
> Mehr Stoff empfahn und kräft'gern Feuergeist,
> Als in verdumpftem, trägem, schalem Bett
> Verwandt wird auf ein ganzes Heer von Tröpfen,
> Halb zwischen Schlaf gezeugt und Wachen«

eine kaum verhüllte Sympathie des Dichters mit den Ansprüchen zu sehen, mit denen sich die gesunde Natur gegen die blutlose Konvention aufbäumt, aber wenn der Dramatiker diesem Standpunkt auch einen Augenblick Verständnis entgegenzubringen scheint, so darf man doch nicht vergessen, daß diese Betrachtung einem der schwärzesten Bösewichte seiner gesamten Dramen in den Mund gelegt ist, und daß hernach das ganze Unglück des armen geblendeten Gloucester mit dürren Worten als die gerechte Strafe für die Sünde der außerehelichen Erzeugung gerade dieses Kindes bezeichnet wird. Einerlei wie Shakespeare denken mag, nach außen hin wird also der unbedingte Triumph der Konvention von ihm nicht um ein Jota geschmälert. — Um so bemerkenswerter ist demgegenüber eine Stelle in seinem Werk, die eine ganz andere Auffassung zu verraten scheint. Es handelt sich um die Gestalt des Bastards im »König Johann«.

Hier folgte der Dichter einer wirkungsvollen Szene zu Eingang des alten anonymen Stückes "The Troublesome Raign of King John". Vor dem königlichen Bruder des Richard Löwenherz erscheint in dieser Vorlage der jüngere Sohn des Grafen Faulconbridge, um in Gegenwart seiner Mutter und seines Bruders von seinem Lehnsherrn die Annullierung der

Rechte des älteren Sohnes zu verlangen, da er kein Faulconbridge, sondern der uneheliche Sohn des Königs Richard Löwenherz sei. Der Auftritt entwickelt sich zu einem kleinen, in sich abgeschlossenen Drama. Die Mutter ist so empört und gerät derart außer sich über die ihr widerfahrende Kränkung, daß sie den König anfleht, fortgehen zu dürfen, um ihr nicht länger ausgesetzt zu sein, der angebliche Bastard selbst aber bittet auf den Knien, den Antragsteller für verrückt zu erklären. Auch der König behandelt das Vorgebrachte zunächst als eine schwere Verleumdung seines dadurch zum Ehebrecher gestempelten verstorbenen Bruders, glaubt aber doch der Behauptung nachgehen zu müssen und verfügt die eingehende weitere Befragung von Mutter und Sohn. Über den Sohn aber kommt plötzlich etwas wie eine mystische Eingebung. Die Gewißheit, der Sohn des Löwenherz zu sein, ruft einen völligen seelischen Wandel in ihm hervor, der Stolz auf die Abstammung von dem erlauchten Monarchen drängt alle andern Rücksichten in ihm beiseite und willig und freudig macht er sich zum Bettler, indem er um dieser Ehre willen allen Anspruch auf den Besitz der Familie Faulconbridge aufgibt. Er erlebt aber die Genugtuung, dafür die Anerkennung seiner nahen Verwandtschaft von der königlichen Familie einzutauschen. Indes noch fehlt das Geständnis der Mutter, die der ganzen Verhandlung mit unvermindertem Schrecken gefolgt ist. Aber erst als der Sohn, mit ihr allein gelassen, sie mit dem Tode bedroht, falls sie auf ihrem Leugnen beharre, gelingt es ihm, ihr unter Tränen das ängstlich festgehaltene Geheimnis zu entreißen. Ja, es ist wahr, er ist der Sohn des Löwenherz, allein die Sünde, der er sein Dasein verdankt, war eine nur halb freiwillige Hingabe, hat sie doch der König fast mit Gewalt zur Seinen gemacht, und muß sie es doch als eine schwere Schuld betrachten, nicht hernach dem Beispiel der römischen Lukrezia gefolgt zu sein.

Nicht ohne eine gewisse Verblüffung sieht man, was aus dieser Szene unter den Händen Shakespeares geworden ist. Die Handlung nämlich ist zwar in großen Zügen hier dieselbe geblieben, aber die ethische Auffassung eine total andere geworden. Nicht nur der Bastard selbst, eine von Shakespeares lebensstrotzendsten Gestalten, nimmt mit ausgesprochenem Zynismus den Ehebruch, dem er entstammt, durchaus auf die

leichte Achsel und witzelt über ihn mit den derbsten Worten, sondern auch alle andern Beteiligten sind weit davon entfernt, ihn besonders tragisch aufzufassen. Dem König zum Beispiel kommt offenbar gar nicht der Gedanke wie in dem älteren Stück, einen sittlichen Vorwurf für seinen Bruder Richard Löwenherz in ihm zu erblicken, und die Nächstbetroffene, nämlich die Mutter des Bastards selbst, die sich hier erst ein wenig später dem Auftritt beigesellt, hat zwar das Gefühl einer Schuld, aber sie braucht keineswegs mit Todesdrohungen zur Preisgabe ihres Geheimnisses veranlaßt zu werden. Es kostet ihr keine Tränen, es zu enthüllen, sie ist durchaus nicht so völlig zerknirscht wie im alten Stück, sondern findet sich verhältnismäßig rasch in das, was geschehen.

Wie erklärt es sich, daß Shakespeare sich hier in so auffälligen Gegensatz zu den sonst von ihm bekundeten Auffassungen stellt? Brandes meint, er habe in dem Bastard des Königs Johann ein Bild von der Gesundheit, Natürlichkeit, Frische und Stärke zeichnen wollen, die der Volksglaube den Kindern der Liebe zuschreibt, im König Lear aber, wo Edmunds Schurkerei und seine Stellung außerhalb des normal Menschlichen durch seine unregelmäßige Geburt motiviert werde, sei eben »seine Ansicht aller menschlichen Lebensverhältnisse düster geworden«. Dem würde man mit Freuden zustimmen, allein ihm widerspricht, was sich als die reguläre Auffassung von Bastard und Bastardtum bei Shakespeare findet. Die Ausnahme davon muß ihren besonderen Grund haben. Er ist auch leicht zu erkennen. Es ist beileibe nicht so, daß, wie Brandes meint, in diesem Beispiel die »Kinder der Liebe« an sich herausgestrichen werden sollen, sondern es handelt sich um den Gedanken vom Vorrecht des Königs. Denn der streng royalistischen Auffassung ist zwar bei dem gewöhnlichen Sterblichen Illegitimität ein unaustilgbarer Makel, aber ein unehelicher Sohn des Königs selbst zu sein, doch für einen Mann Gegenstand des höchsten Stolzes, demgegenüber die Verletzung der Heiligkeit der Ehe nicht schwer wiegt. Handelt es sich nun aber gar bei dem König um einen Nationalheros wie Richard Löwenherz, so schwinden alle Bedenken. Offenbar spricht aus den Worten des Bastards Shakespeares eigener Royalismus:

»Es gibt auf Erden losgesprochne Sünden,
Und Eure ist's . . . Ach Mutter!
Von Herzen dank' ich dir für meinen Vater.
Wer sagen darf, daß Übles sei geschehn,
Als ich erzeugt ward, soll zur Hölle gehn.
. . . hättst du Nein gesagt,
Als Richard warb, das wäre Sünd' zu nennen.
Ein Lügner, wer zu widersprechen wagt!«

So unverholen wagte der Verfasser des alten Stückes allerdings nicht Königsrecht über Christenpflicht zu stellen.

Schluß: **Das Eigenerlebnis.**

Wir haben gesehen, in welchen individuellen Formen sich das typische Denken der Zeit in Hinsicht auf die Familie bei Shakespeare verkörpert. Der Versuch, von ihnen auf das persönlichste Erleben vorzudringen, verspricht nicht viel Erfolg. Es ist zwar früher wohl darauf hingewiesen worden, daß die drei Hauptereignisse in seinem Familienleben, der Tod seines einzigen Sohnes Hamnet 1596, der Heimgang seines Vaters 1601 und der seiner Mutter 1608 deutliche Spuren in seinem Werk hinterlassen hätten, nämlich in der rührenden Zeichnung des Knaben Arthur im König Johann, in dem Verhältnis Hamlets zu seinem toten Vater und in dem hohen Lied der Mutterliebe, dem Coriolan. Allein fast alle neueren Shakespeareforscher stimmen darin überein, daß der König Johann schon vor 1596 entstanden ist, und die Mutter des Coriolan ist, wie oben aufgezeigt, derart als weibliches Gegenstück zu ihrem Sohn entworfen und in ihrem unweiblichen Heroismus so weit entfernt von allem, was die Mutter eines großen Künstlers auszuzeichnen pflegt, daß ihr Bild schwerlich auch nur den leisesten Zug von Shakespeares Mutter aufweist. Höchstens in den Worten, die so ergreifend den frischen Schmerz des Hamlet um seinen Vater ausdrücken, könnte etwas ganz Persönliches durchklingen. Aber die literarische Konvention der Zeit ist der offenen Verlautbarung dieser Art eigensten Erlebens eben noch nicht günstig. Wer sie durchbricht, ist dabei nicht immer sehr glücklich, wie etwa Ben Jonson, der auf seines Sohnes Tod ein Gedicht mit dem geschmacklosen Schluß verfaßt:

here doth lie
Ben Jonson his best piece of poetry.

Solche Wege geht Shakespeare nicht. Deswegen brauchen die Erlebnisse in seiner Familie nicht seelisch an ihm abgeglitten zu sein. Zwar, daß das Schwergewicht seines Lebens nicht, wie bei so vielen Künstlern des 19. Jahrhunderts, in der Familie lag, ist recht wahrscheinlich. Bezeichnend ist schon, daß er von seiner Familie, auch der engsten, getrennt in London lebte. Denn wenn neuerdings John Q. Adams aus den verhältnismäßig hohen Steuern, die er 1595/96 in London bezahlte, herleiten will, daß er damals dort noch seine Familie gehabt habe, die er aber dann — worauf die Registrierung des Todes seines Sohnes Hamnet 1596 in Stratford deutet — in die Heimat zurückgeschickt habe, so wird damit wohl eine Beweglichkeit im Wohnsitzwechsel angenommen, die erst der moderne Mensch sich angeeignet hat. Auch zeigt das Studium der Moralisten des 17. Jahrhunderts, daß ja das Getrenntleben der Ehegatten, die »Fernehe«, in dieser Periode gar keine ungewöhnliche Erscheinung ist. S. Rogers (a. a. O.) beklagt im Gegenteil, daß diese, ursprünglich nur in der Aristokratie bemerkbare Unsitte sich jetzt allgemein auszubreiten drohe, und Gouge (Domesticall Duties 2. ed. 1626, S. 137, 184) macht dafür auch die anspruchsvollen Frauen verantwortlich, die behaupteten, entweder den Londoner Nebel (smoke) oder die Landluft nicht vertragen zu können. — Solche Versuche wie die Adamsschen scheinen mehr von dem Wunsche diktiert zu sein, sich Shakespeare als guten Familienvater vorzustellen. Aber wenn auch der Zug zur heimatlichen Scholle, der bei ihm so stark war, zeigt, daß er wenig von der Natur des Kunstzigeuners in sich hatte, so entspringt doch seine einzigartige Schöpferkraft aus einer fortgesetzten Verarbeitung von seelischen Erlebnissen solcher Art, wie sie die für die meisten Menschen wohltätige Beschränkung ihres Individualismus durch Ehe und Familie schwerlich erlaubt hätte. Die Anregungen, die sein ungeheures Temperament verlangte, liegen sicherlich sehr weit jenseits von ihnen. —

Leipzig. L. L. Schücking.

HETERONOMIE DER LITERARISCHEN URTEILSBILDUNG.

Im vorigen und in diesem Jahre sind zwei Bücher erschienen, die völlig verschiedene Themen behandeln und doch Anlaß geben, über eine Frage nachzudenken, die bei der Betrachtung der Literaturgeschichte dauernd vor unserem Auge stehen müßte. Es ist ein großer Fortschritt, daß in der letzten Zeit nicht nur immer die literarische Produktion vergangener Epochen uns beschäftigt, sondern daß wir uns mehr und mehr der Frage zuwenden, wie die einzelnen Werke von ihrer Zeit und der nachfolgenden aufgenommen worden sind. In der englischen Literaturgeschichte war fast nur für Shakespeare die Geschichte der Rezeption geschrieben worden. Für andere Dichter konnten wir nur in vagen Linien die Geschichte ihres Ruhmes zeichnen, und sonst begnügt sich die Literaturgeschichte mit dem Bericht vom rauschenden Beifall, der diesem und jenem Werke von den Zeitgenossen sofort bei Erscheinen gespendet worden ist.

Die Geschichte der Aufnahme der einzelnen Dichter und Dichtwerke ist aber die Geschichte des literarischen Geschmackes eines Volkes.

Daß dieser Satz nur unter Einschränkungen gelten kann, werden wir sehen.

* * *

Frederic T. Blanchard, Professor des Englischen an der Universität von Kalifornien, hat voriges Jahr ein 655 Seiten starkes Buch erscheinen lassen: *Fielding the Novelist. A Study in Historical Criticism.* (New Haven, *Yale University Press.*) Im Beiblatt zur *Anglia* XXXVIII, März 1927, habe ich das ausgezeichnet gearbeitete, gründliche und kluge Buch angezeigt.

Das Buch, das die Geschichte des Ruhmes Fieldings geben will und gibt, mündet in wesentlichen Teilen aus in eine Darstellung des Ringens Fieldings und Richardsons um die Anerkennung der Generationen. Und die Darstellung dieses Kampfes gibt Anlaß, über so Grundsätzliches nachzudenken, daß der Anregung hier nachgegangen werden soll.

Die Ausführungen Blanchards gehen von der Tatsache aus, daß die meisten Kritiker des 20. Jahrhunderts Fielding als Romanschriftsteller höher gestellt haben als Richardson. So haben bekanntlich die Bewerter englischen Schrifttums nicht zu allen Zeiten, vor allem im achtzehnten Jahrhundert nicht, gehandelt.

Aus den Forschungen Blanchards ist ohne große Mühe zu entnehmen, welche Klasse von Lesern Richardsons im achtzehnten Jahrhundert nicht müde geworden ist, seine Werke zu preisen. Es sind in erster Linie die Theologen, sodann die Evangelikalen, die Frauen und die *educational circles*. Man sieht sofort, daß der Ruhm Richardsons fest gegründet war. — Überfliegen wir das Material nach diesen Gesichtspunkten.

Pamela konnte nachdrücklich von der Kanzel herunter empfohlen werden, wie es Dr. Slocock in Southwark tat. Edward Young predigte Richardson früh und spät und allenthalben mit dem Eifer eines Apostels; von *Clarissa* sagte er, daß dies Buch mehr Gutes tun werde *than a body of divinity*. Der Bischof von Sodor und Man sagte Richardson Fähigkeit und Neigung nach, *virtue and religion* zu fördern. Der Bischof von Salisbury konnte vor Tränen in *Clarissa* nicht weiterlesen. Vom Dorfgeistlichen bis zum Erzbischof von Canterbury eine Hierarchie von Lobrednern. Darunter viele, denen tieferes Verständnis für Literatur niemand absprechen kann, so Warburton, Richard Hurd und Joseph Warton.

Bis zu unverständlicher Höhe stieg das Lob. Rev. Martin Sherlock stellt unter angelsächsischen Superlativergüssen Richardson in eine Reihe mit Newton und Shakespeare, Joseph Warton vergleicht den Wahnsinn der Clementina im *Grandison* mit dem König Lears. Rev. Percival Stockdale spricht von Richardson als *immortal* und *divine writer*, in dessen Werken er das *simple and pathetick oratory of CHRIST* entdeckt.

Die von Geistlichen geleiteten oder religiös eingestellten Zeitschriften wie *The British Critic* reden in ähnlichen Tönen von allen Werken Richardsons.

Es ist ohne weiteres verständlich, daß diese Stellungnahme der staatskirchlichen Geistlichkeit sich auch bei den Strengkonfessionellen anderer Richtung, so bei den Evangelikalen findet. Die verschiedenen Richtungen des Evangelikalismus nahmen an Anhängerzahl und Einfluß zu. Bei der Feindschaft des Evangelikalismus gegen alle Romane ist es um so bemerkenswerter, daß Richardson von dem Bannstrahl nicht getroffen wurde. William Wilberforce, der auch die berühmtesten Romane verurteilt, nimmt ausdrücklich Richardson aus. Die Tatsache, daß der Evangelikalismus in wenigen Jahrzehnten so stark zunahm, war somit für den Ruhm Richardsons nicht gleichgültig.

Doch zu Richardsons eigener Zeit gab es noch keinen Evangelikalismus. Dafür hatte er eine andere Hilfstruppe, die seinen Ruhm bauen half. Das waren die Frauen. Nicht nur jener schon an sich nicht kleine Kreis seiner »Töchter«, zu denen Fieldings Schwester Sarah und Jane Collier, Mrs. Donnellan, Mrs. Delany, Miß Mulso, Miß Talbot und Miß Carter gehörten, die Richardson überall, wo sie konnten, den Weg bereiteten. Bis ins neue Jahrhundert waren die schriftstellernden Frauen normalerweise auf Richardsons Seite zu finden: Clara Reeve, Hannah Moore, Mrs. Brunton, Maria Edgeworth und zahlreiche andere lassen sich hier aufführen. Dr. Samuel Johnson erklärte, daß die Frauenwelt Richardson besonders dankbar zu sein habe.

Wenn der beliebte Kanzelredner James Fordyce in seinen weitverbreiteten *Sermons to Young Women* die *beautiful productions* der unvergleichlichen Feder Richardsons besonders empfiehlt, so deutet das auf eine andere Domäne Richardsons hin, in der sein Ruhm laut verkündet wurde, auf die Kreise, die mit Erziehung der Jugend zu tun hatten. Zu weiten Teilen handelt es sich natürlich auch hier um Geistliche und Frauen. Als Clara Reeve eine Bücherliste *For Young Ladies* aufstellt, nimmt sie alle Werke Richardsons mit auf. *Grandison* wird für die Familienlektüre warm empfohlen, und dieser selbe Roman hatte nach Harriet Beecher Stowe als einziger seinen

Platz neben der Bibel auf dem *toilet-table of godly young women* der Neuen Welt.

Nicht sehr viele Stimmen werden gegen *Pamela* oder *Clarissa Harlowe* laut. Sie kommen gewöhnlich aus ganz anderen Schichten des Publikums. Horace Walpole, der Sohn des Premierministers, ist mit dem Erfolg von *Pamela* nicht einverstanden, und der Herzog von Richmond und seine Tochter Lady Kildare leisten sich mit Richardson auf Grund seiner *Clarissa* einen ausgezeichneten Scherz, der einschlägt (bei Blanchard S. 71 f.).

Dieser fast allgemeinen Zustimmung zu Richardsons Werken steht eine fast ebenso allgemeine Ablehnung der Romane Fieldings gegenüber. Zum mindesten ergibt sich der Anschein dieses Tatbestandes. Begreiflicherweise erklären sich alle die Kreise, die Richardson bewußt propagieren, ebenso energisch gegen Fielding. So waren die Geistlichen wegen der Bilder, die Fielding aus dem Landpfarrerleben zeichnete, aufgebracht gegen ihn: Er war *a scoffer at the clergy*, von dem der jüngere Colman fragen konnte:

Tell me, did Fielding dip his powerful pen
In gall, to stigmatize all Clergymen?

Doch das ist gewiß nicht der Hauptgrund zur Gegnerschaft gegen Fielding. Er gilt als unmoralisch. Blanchards Buch zeigt eine Überfülle von Ablehnungen des Lebenswerkes Fieldings wegen der unmoralischen Charaktere und der bedenklichen Situationen, die Fielding zeichne. *Tom Jones*, diese *History of Bastardism, Fornication, and Adultery* hat einen schweren Stand. Wir verstehen, daß es in Richardsons Augen *a dissolute Book* ist, aber wir verstehen schwer, daß es zu den *lewd books* gerechnet werden konnte, die nach Meinung des Bischofs von London zum Teil für die Erdbeben von 1750 verantwortlich zu machen waren. Die Unterdrückung von *Tom Jones* durch Parlamentsbeschluß, heißt es, könne England vor weiteren Beben verschonen.

Man kann schwer sagen, was mehr wegen Unmoral angegriffen worden ist, die Werke oder die Lebensführung Fieldings. Er war ein *libertine*, ein *turncoat* in politischen Dingen, ein *needy vagrant*, ein *sponger*, ein *trading justice*, ein Feind der Religion und der Tugend. Es erübrigt sich, alle die Schmähungen des Charakters Fieldings im Laufe seines

Jahrhunderts aufzuzählen. Noch auf seinem Lissaboner Grabmal von 1830, also fast achtzig Jahre nach seinem Tode, muß der britische Geistliche die Inschrift anbringen lassen: *Non quin ipse subinde irretiretur evitandis*, weil eben Fielding nach der herrschenden Meinung nur zu oft sich in den Netzen des Bösen verfangen hatte.

Was uns hier besonders interessiert, ist die Tatsache, daß die Urteile über die Werke und über die Persönlichkeit häufig ineinanderfließen: Fielding war ein Tom Jones, ein Booth, ja ein Jonathan Wild. Die Schärfe des Urteils Johnsons entspringt keiner *viciousness in his style, but from his loose life, and the profligacy of almost all his male characters*. Frau Barbaulds Bruder umschreibt Fieldings Lebenshaltung durch einen Hinweis auf *Jonathan Wild* mit seiner *Familiarity with the scenes of low profligacy which it is extraordinary that a person in decent life should ever acquire*. Man weiß gelegentlich nicht, ob die Immoralität der Werke mehr dem Charakter oder die verwerfliche Lebensführung mehr den Werken zur Last gelegt wird.

Richardson legte den Akzent auf Lebensführung, Fielding auf Charakter. Und so bäumten sich ungezählte Hindernisse auf, die es den Zeitgenossen (und der nachfolgenden Generation) unmöglich machten, die Größe des Schriftstellers Fielding zu sehen.

Demgegenüber der untadelige Richardson. Keiner der Dutzende von Zügen, die hier angeführt werden könnten, spricht so deutlich wie die Tatsache, daß Johnson *Clarissa* so voller Weisheit fand, daß er den Autor zu bewegen versuchte, das Buch mit einem Schlagwortverzeichnis zu versehen. Also *Clarissa* wird behandelt wie die systematischen oder unsystematischen Erbauungsbücher der Zeit. Der Weltruhm der Werke Richardsons zu seiner Zeit ist eine Tatsache.

Aber wir wissen, daß auch *Joseph Andrews* sofort eingeschlagen haben muß, wenn auch die Stimmen zugunsten Fieldings sehr selten sind im Vergleich zum rasch geernteten Ruhme Richardsons. In dreizehn Monaten waren 6500 Exemplare des Buches verkauft, und mit zwei französischen Auflagen in derselben Frist kommen wir auf einen Leserkreis, der ungefähr halb so groß gewesen sein muß wie der von *Pamela* mit ihren sechs englischen Auflagen in Jahresfrist. *Tom Jones* hat bis Ende

seines Erscheinungsjahres 1749 vier Londoner Auflagen und eine Dubliner Ausgabe erlebt. Von *Amelia* werden innerhalb etwa sechs Wochen achttausend Exemplare gedruckt, — und doch, wie schwer ist es, lobende Erwähnungen Fieldings in jenen Jahren zu finden, — sein Erfolg kann von Richardson geleugnet werden; man findet wenig von Fielding in Briefen der Literaten und in den Zeitschriften, ja wir können sehen, daß Schriftstellerinnen, die seine Werke nach Aussage ihrer eigenen gut kennen müssen, seinen Namen verschweigen. Es fehlt der einstimmige Chor der Theologen, der fast einstimmige Chor der Frauen, die Richardson lobpreisen (*"Who would venture to read one of his* [Fielding's] *novels aloud to modest women? His novels are* **male** *amusements, and very amusing they certainly are"),* und die Gegnerschaft von Tausenden war allen seinen Werken gewiß..

Man kann sich schwer eine Vorstellung machen, welche Schwierigkeiten Fielding hatte, ehe erreicht wurde, was heute der Fall ist: daß die Mehrzahl der Kritiker zu ihm steht, und daß Richardson von den meisten als der mit der minderen Zukunft im literarischen Bewußtsein des englischen Volkes gilt. Murphys Fieldingbiographie von 1762 knotet in gewissem Sinne alle die Fäden der leichtsinnigen Aussagen über Fieldings Charakter und Lebenshaltung zusammen, und es hat mehrerer Generationen bedurft, ehe diese Schädigung des Andenkens verwunden worden ist. Ganz wenige wagen sich zu Lebzeiten Fieldings in Enthusiasmus zu ihm auf seine Seite: der arme und von geistiger Umnachtung bedrohte Christopher Smart nennt den noch lebenden Fielding in einem Verse mit Cervantes, Lucian und Swift. Nach dem Tode dessen, dem man so viel in Charakter und Lebensführung vorwerfen zu können glaubte, beginnen naturgemäßerweise seine Werke vernehmlicher zu sprechen. Als sei das Andenken Fieldings mit demjenigen Richardsons unauflöslich verbunden, nimmt der Ruhm Richardsons in demselben Maße ab, in dem derjenige Fieldings wächst. Bei erneuter Lektüre der Romane Richardsons, die so viel Staub aufgewirbelt haben, zeigt sich auch begeisterten Bewunderern von ehedem, daß sich viel Staub auf diese so sittenreinen Bände gelegt hat. Selbst Johnson gelingt es schon in den siebziger und achtziger Jahren nicht mehr, auf Männer seiner nächsten Umgebung seine Fieldinggegnerschaft zu über-

tragen. Die Veröffentlichung seiner Briefe zeigt den toten Richardson in einem neuen, aber kaum bestreitbaren Lichte. Das Hinterhältige und Boshafte des Charakterbildes ernüchterte viele, die an ihn wie an seine *Pamela* geglaubt hatten. Man entdeckt plötzlich, was man schon lange hätte sehen können, daß die tugendhaften Charaktere Richardsons ihrem Erzeuger recht ähnlich sind und *a certain air of irksome regularity, gloominess, and pedantry* haben, daß Grandison doch eigentlich mehr lächerlich als bewundernswert sei, und daß selbst Clarissas Bild andere als einnehmende Züge aufweise. Blanchards Buch ist ein interessanter Bericht davon, wie in den ersten Jahrzehnten nach Fieldings Tode ganz langsam literarische Gesichtspunkte gegenüber moralischen betont werden.

Doch dann kommt das neue Jahrhundert. Der junge Hazlitt ist enttäuscht, daß Coleridge Richardson dem Fielding vorzieht, und der junge Scott führt für den englischen Roman die neue Zeit herauf. Fielding gewinnt im Künstlerischen, und Richardson behauptet sich noch als tiefer Moralist, ohne daß er ausdrücklich künstlerisch weniger hoch gestellt würde als sein großer Rivale. Trotz allem, was im Wege stand, trotz der politischen Verschiedenheit, der Verschiedenheit der literarischen Anschauungen, der Divergenz der künstlerischen und sonstigen weltanschaulichen Ziele reicht Scott die Palme Fielding als dem *Father of the English novel.* Die alte Antithese von dem *comic author and his serious rival* Richardson erhält einen schweren Schlag. Nicht damit, aber ungefähr seitdem ist das Schicksal Fieldings im literarischen Bewußtsein des englischen Volkes gesichert. Der Weg ist noch manchmal streckenweise talwärts gegangen, im ganzen aber ergibt sich ein Aufsteigen zu allseitig anerkanntem Ruhme. Man wird nie erwarten dürfen, daß Richardsons Können unbedingt und von allen unter dasjenige Fieldings gestellt werde, im ganzen darf aber als sehr wahrscheinlich gelten, daß die Kritik den Gipfelpunkt von Richardsons Ruhm in der Vergangenheit erblickt und erblicken wird. —

Was Fieldings und Richardsons Werken im achtzehnten Jahrhundert geschehen ist, das ist das Schicksal von hunderten von Büchern jener Zeit gewesen. Menschen, die ästhetische und ethische Kreise nicht zu sondern vermochten — und zwar enggezogene ethische Kreise —, konnten nicht imstande sein,

ein eigentlich literarisches Urteil zu fällen, das den Werten der Werke Fieldings und Richardsons gerecht wurde. Der ethische Horizont war zudem noch eng, denn wer von höherer Warte die sittlichen Werte der Romane der beiden überblickt, wird auch im Ethischen schwerlich zu einer Verwerfung Fieldings kommen. Die Geschichte des Nachruhms Fieldings zeigt, in wie starkem Maße das Urteil über Fielding und Richardson abhängig gewesen ist von nicht literar-ästhetischen, sondern von ethisch-religiösen Gesichtspunkten.

Damit haben wir aber ein großes Stück Literaturgeschichte der rezeptiven Seite. Grundsätzlich ist zu betonen, wie gern das Ästhetische heteronom gewesen ist und zur Beurteilung sich gebeugt hat unter ethisch-religiös bestimmte Urteile. Denn nicht nur Richardson und Fielding sind so beurteilt worden; es liegt hier nur ein besonders krasser Fall vor. Gerade das achtzehnte Jahrhundert wimmelt von Beispielen des Übergreifens eines Lebensgebietes auf das andere. Die Zeit, da die Vereinigung stattfand zwischen Kirchlich- und sonstig Religiösem und Weltlich-Schöngeistigem, ist die Zeit der Triumphe eines kirchlich-ethisch gefärbten Urteils über das Weltlich-Schöngeistige. —

Ein dieses Jahr erschienenes Buch zeigt das Übergreifen eines anderen Lebensgebietes auf das Schöngeistige. Alfred Gertsch hat in *Der steigende Ruhm Miltons* (Tauchnitz) untersucht, welche Schwierigkeiten die Anerkennung von Miltons literarischer Größe gehabt hat, solange die antiroyalistische Rolle Miltons im großen Kampfe seiner Zeit allzu frisch im Gedächtnis der Beobachter war.

Aus der Zeit vor dem Erscheinen des *Paradise Lost* kann Gertsch nur Aussagen über Milton seitens torystischer Autoren beibringen. Sie sind sämtlich gegen den Politiker Milton gerichtet und verurteilen ihn in Formen, die zuweilen nichts Gutes an Milton lassen. Von den in früheren Zeiten entstandenen Dichtungen Miltons weiß offenbar niemand in diesen Kreisen, was nicht verwunderlich ist. Das Erscheinen des *Paradise Lost* läßt im Urteil der Zeitgenossen den Dichter deutlicher hervortreten. Der Konflikt zwischen der Verurteilung des Charakters und der Überzeugungen Miltons und der Anerkennung seiner dichterischen Leistungen ist mehr als interessant. Liest man, was in Winstanleys *Lives of the Most*

Famous English Poets (1687) über Milton gesagt wird, so hat man ungefähr den Anhaltspunkt, von dem aus sich das Ansehen Miltons durchzusetzen hatte: *John Milton was one whose natural parts might deservedly give him a place amongst the principal of our English poets. But his fame has gone out like a candle in a snuff, and his memory will always stink, which might have lived in honourable repute, had he not been a most notorious traitor and most impiously and villainously bely'd that blessed martyr Charles the First.* Die Fülle der Milton ablehnenden Zeugnisse aufzuführen, hat hier wenig Zweck. Erst allmählich stellen sich neben die, bei denen der Politiker in Milton und somit die Abneigung die Oberhand behalten, andere, denen der Dichter vorgeht; die politische Tätigkeit Miltons wird auch von diesen bedauert.

Einen bedeutsamen Wendepunkt im Nachleben Miltons bringt der Whiggismus der achtziger Jahre des siebzehnten Jahrhunderts. Der Liberalismus schafft sich seinen Stammbaum, und es ist begreiflich, daß Milton an wichtiger Stelle in diesem zu stehen hatte. Der Kampf spielt sich nun ab zwischen Feind und Freund der Politik und des Charakters Miltons. Es steht außer Frage, daß das Urteil über die literarischen Fähigkeiten engeren Sinnes mit dem aus dem Politischen heraus gefällten vielfach parallel geht. Die Revolution von 1688/89 erweckt dann das Interesse an Miltons Prosawerken und macht deren Publikation möglich. Es kommen jetzt die ersten Miltonbiographien heraus, die mit Liebe geschrieben sind und whiggistische Färbung haben.

Auch im folgenden achtzehnten Jahrhundert steht die Miltonbiographie unter whiggistischem Einfluß. Alle Lebensbeschreibungen verraten deutlich die politische Parteinahme der Verfasser. Dabei spiegeln sich alle Schwankungen im politischen Manometer deutlich in der Geschichte der Miltonbiographie: Bis in die fünfziger Jahre ist der Ton auf der whiggistischen Seite sachlich und ruhig, ja siegesbewußt, da eine ernstliche Opposition fehlt. Die späteren Jahrzehnte lassen den Kampf um Miltons Charakter und Politik von neuem entbrennen, da bekanntlich 1760 einer der Wendepunkte im englischen politischen Leben bedeutet.

Die rasche Folge kommentierter Miltonausgaben und das, was über Milton geschrieben wird, sind Beweise, wie sehr

Milton während des ganzen Jahrhunderts im Mittelpunkte des politischen und literarischen Interesses stand. Die Mehrzahl der Kommentatoren Miltons in diesem Zeitraum sind als Whigs feststellbar.

Die Jahrzehnte nach 1760 lassen das Interesse an den Prosawerken Miltons stark ansteigen. Milton der Dichter und Milton der Politiker haben sich nicht selten gegeneinander durchzusetzen. Der Ruhm des *Paradise Lost* steht zu dieser Zeit außer Frage.

Im Schöngeistig-Literarischen ist aber der Einfluß Miltons bis etwa zur Mitte des Jahrhunderts gering. Wesentlich durch die Form wirkt der Dichter Milton. Dann aber zeigen sich die Tendenzen, Milton aus der politischen und religiösen Beleuchtung gänzlich in das schöngeistig-literarische Blickfeld zu bringen. Das *Milton-Revival* entdeckt die kleineren Gedichte Miltons. Die Interessen der Miltonians sind ausschließlich literarisch-ästhetischer Natur. Von der moralischen oder politischen Mission des großen Dichters Milton hören wir bei ihnen nichts, ja sie verurteilen gelegentlich jede andere Tätigkeit ihres Lieblingsdichters: teils, weil sie ihn seinem eigentlichen Lebensgebiete ferngehalten habe, so daß die Zahl seiner *early blossoms so few* ist, teils aber wegen der Verwerflichkeit seiner politischen Betätigung *in defense of innovation and anarchy*. Auch hier ist es noch nicht gleichgültig, ob wir (wie in den soeben angeführten Worten) den Tory Thomas Warton sprechen hören oder den liberalen Theologen und Whig William Mason.

Erst mit dem Fortschreiten des Jahrhunderts fließen das politische, das religiöse und das dichterische Interesse an Milton zusammen zu jenem Strudel des Miltonenthusiasmus, den wir dann bei Cowper, bei Wordsworth und bei Shelley finden. Die politisch Linksradikalen haben, besonders in jugendlichen Zeiten, viel dazu beigetragen, den Ruhm Miltons zu erhöhen. Das beginnende neunzehnte Jahrhundert sieht Milton im Schöngeistigen, im Politischen, im Religiösen als nahezu unantastbare Größe dastehen. Blake, Cowper, Wardsworth, Keats und Shelley machen sich ein Bild von Milton, welches ebensosehr in seinen politischen wie in seinen ästhetisch-literarischen Leistungen begründet ist.

Die liberalistische Entwicklung Englands im neunzehnten

Jahrhundert hat an einen ernsten Rückschlag in der in langem Kampfe erreichten Miltonbeurteilung nicht mehr denken lassen. Mutschmann hat mit Recht die Bedeutung der bewußt vorgehenden neupuritanischen Propaganda seit der Zeit der Reformakte betont.

* * *

So haben wir denn zwei klare Fälle vor uns, in denen es der Forschung mit gar nicht großer Mühe gelungen ist, nachzuweisen, daß das literarische Urteil über eine literarische Persönlichkeit beeinträchtigt wird, sobald in ihrem Bilde eine andere als die Sphäre des Schöngeistigen im Vordergrunde steht. Im Falle Richardson: Fielding erweist sich das Ästhetische als ebenso heteronom wie im Falle Milton. Einengungen des Blickfeldes, die vom Ethischen aufgerichtet werden, verhindern Generationen, das in Fieldings Werken zu finden, was sie an schöngeistigen Werten enthalten, und lenken den nicht freischweifenden Blick immer wieder auf die Werte, die von den Werken Richardsons geboten werden. In den meisten Urteilen wird naiv ausgesprochen, eine wie geringe Autonomie das Ästhetische zu beanspruchen hat. Im Falle Milton liegt es so, daß das Lebensgebiet des Politischen das Feld beherrscht und Tausenden den Weg zum Erkennen der ästhetischen Werte der Miltonschen Werke verlegt. Dann aber — seit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, seit dem Siege der Ideen, für die bereits der Liberalismus der Zeit Miltons gefochten hat, tritt auch der Umschwung im Urteil über Milton ein. Der Heros der englischen Freiheit läßt plötzlich auch alle ästhetischen Werte seines Lebenswerkes und, so möchte eine kritischere Generation sagen, noch einige mehr allen Engländern offenbar werden. Es steht außer Frage, daß in der reichlich unkritischen Miltonverherrlichung des neunzehnten Jahrhunderts wiederum zahlreiche Heteronomien mitschwingen: das Politische wirkt im entgegengesetzten Sinne wie zur Zeit des straffen Torytums alter Observanz, und das Ethische steht bei Ungezählten als leuchtendste Farbe im Miltonbilde. Nur wenige sprechen von den wirklich ästhetischen Werten des Lebenswerkes Miltons und nur von ihnen.

* * *

Schauen wir uns in der Geschichte des geistigen Lebens der Völker um, so nehmen wir bei näherem Zusehen eine Fülle von Heteronomien des Ästhetischen wahr. Von allen möglichen Seiten her greifen Lebensgebiete auf das Gebiet des Ästhetisch-Literarischen über und bestimmen dort Urteile, die zuweilen eine ästhetische Komponente kaum mehr haben. Das gedanken- und aufschlußreiche Buch Levin Schückings *Die Soziologie der literarischen Geschmacksbildung* führt eine Reihe von weitgehenden Beeinflussungen des ästhetischen Urteils an. So wird mit Recht auf die sehr bezeichnende Tatsache aufmerksam gemacht, daß das verhältnismäßig arme Deutschland von 1867 für Ferdinand Freiligrath eine Ehrengabe von über 180000 Mark zusammenbrachte, um ihm die Heimkehr aus England zu ermöglichen, während eine Sammlung für Detlev von Liliencron 1897 unter wesentlich günstigeren wirtschaftlichen Gesamtverhältnissen ungefähr tausend Mark ergab. Es ist ganz zweifelsfrei, daß zu dieser Bewertung Freiligraths die Löwenrittphantasien nicht annähernd so stark beigetragen haben wie die Tatsache, daß Freiligrath »der Träger der leidenschaftlichen politischen Jugendträume« des werdenden Deutschlands war. Andererseits steht es außer Frage, daß das Verleugnen Liliencrons herzlich wenig mit seiner Kunst zu tun hatte, sondern ihre Gründe in der Verurteilung der Lebensführung des Dichters fand. Hören wir im Falle Freiligraths Obertöne, die in der Geschichte Miltons sich ebenso vordrängen, so hat der Fall Liliencrons sehr viel Ähnlichkeit mit demjenigen Fieldings. »Ein Kunstprogramm, dem ein sehr tiefer ethischer Wille zugrunde lag« und das seine vernehmlichsten Noten aus dem Nationalen, d. h. aus dem Lebensgebiete des Politischen entnahm, war einer weit größeren Zahl Deutscher verständlich; denn das Politische hat zu allen Zeiten mehr Herzen bewegt als das Ästhetische, in dem Millionen jedes Urteils entbehren.

Und wie im Urteile der Zeitgenossen oder der Nachwelt über das Lebenswerk Miltons, Fieldings, Freiligraths und Liliencrons nichtästhetische Gesichtspunkte nachdrücklich sich geltend machen, so in dem, was über hundert andere gedacht wird. In Björnson hat die Seele des im Unabhängigkeitskampfe stehenden norwegischen Volkes andere und vielen willkommenere Werte gefunden als im »internationaleren« Ibsen.

Es ist interessant, daß die entschiedene Stellungnahme Gerhart Hauptmanns für den neuen Staat in den Reihen der monarchistisch gesinnten Bewunderer seines Lebenswerkes eine fühlbare und nicht verhehlte Abkühlung zur Folge gehabt hat. Man glaubt plötzlich, zahlreiche bisher nicht geschaute Mängel in seiner Kunst zu sehen, und die Kritik der rechtsgerichteten Presse wendet sich offen und häufig gegen ihn, der schon 1913 anläßlich des Jahrhundertfestspiels gezeigt habe, wie sehr er einer tieferen Resonanz im nationalen Denken ermangele. Spricht hier das politisch-nationale Empfinden eines großen Teiles des Publikums einem Dichter Werte ab, die ihm vor kurzem noch mit Zustimmung viel weiterer Kreise zuerkannt wurden, so haben wir Dutzende von anderen, denen wie im Falle Freiligraths ungezählte Kränze gewunden worden sind, ohne daß das Zujubeln mit Gründen ästhetischer Art gerechtfertigt worden wäre, noch in diesem Maße gerechtfertigt werden könnte. Die Dichter der Freiheitskriege sind vielfach, vor allem in der Zeit der Sehnsucht nach nationaler Einheit, überbewertet worden. Beim Urteil über Ernst Moritz Arndt haben wir eine Fülle national und religiös gefärbter Obertöne, die das Ästhetische taktelang völlig verstummen lassen; und die Tatsache, daß der lyrische Heros der großen Jahre dann zum Märtyrer der Einheits- und innerpolitischen Freiheitsbewegung wurde, hat die Zustimmung der weitesten Volksteile zu seinem Lebenswerk bis ins Fanatische anwachsen lassen, hat aber auch die Ablehnung der offiziellen, strengkonservativ und strengdynastisch gesinnten Kreise der Biedermeierzeit zur Folge gehabt. Somit hat das Urteil über seine dichterischen Leistungen viel mehr im Kreuzfeuer innerpolitischer Erwägungen gestanden als etwa das über Körner.

Der frenetische Beifall, den Schillers Tell in den Tagen des Ruhrkampfes fand, war gewiß nicht aus ästhetischen Gründen stärker als in den Vorkriegsschulaufführungen.

Eine Fülle von Urteilen über das Lebenswerk von Dichtern werden getrübt durch Gesichtspunkte, die aus Stammestum und regionaler Einstellung kommen. Zahlreiche Musterbeispiele dafür bietet ein spannungsreiches und als Ganzes doch geschlossenes Gebiet wie die Schweiz. Es ist fraglos, daß zahlreiche Schweizer Dichter von Schweizern überbewertet werden, weil Gesichtspunkte des Regionalen triumphieren über ästheti-

sche. Und schreibt der Dichter gar im Dialekt, so treten häufig ästhetische Kriterien noch weiter zurück als bei der Beurteilung anderer Schriftsteller. Im Plattdeutschen ist dies so deutlich wie anderswo, und es ist rührend anzusehen, welchen Lokalkult das streckenweise bemerkenswert wenig fruchtbare Niedersachsen mit seinen geistigen Größen treiben kann. Und darf man sagen, daß Löns von Zehntausenden auf Grund nichtästhetischer Momente außerordentlich hoch gestellt wird?

Was für das Nationale, das Parteipolitische, das Regionale gilt, wird im Konfessionellen sich auch bemerkbar machen. Für den unbefangen Schauenden ist es kein Zweifel, daß hierin keine Seite der anderen etwas vorzuwerfen hat. In Schönherrs »Glaube und Heimat« wurden viel stärker die konfessionellen als die ästhetischen Seiten beachtet, und im Urteil über Leo Weismantel schwingen sehr vernehmbare Obertöne mit. Sigrid Undset ist der tatkräftigen Unterstützung derselben Seite sicher.

Und was sich die großen Konfessionen leisten, kann den kleineren religiösen Gemeinschaften nicht verübelt werden. Viele Anthroposophen, denen Christian Morgenstern und Albert Steffen sehr viel sein mögen, lassen gewöhnlich rasch erkennen, daß ihr ästhetisches Urteil über beide heteronom und abhängig ist von der Gemeinsamkeit der Steinerschen Weltanschauung.

Es wäre seltsam, wenn eine Kategorie, die unser öffentliches Leben so stark bestimmt, die Rasse, nicht auch ins Ästhetische hineinspräche. Nur wenige Juden unserer Literaturgeschichte bleiben von Urteilen verschont, die nicht vom Rassengegensatz bestimmt sind. Und andererseits kann der schriftstellernde Jude auch minderer Qualitäten sicher auf Unterstützung des Judentums rechnen. Einen erstaunlichen Fall von Heteronomie des ästhetischen Urteils über den Expressionismus in der zeitgenössischen Malerei finde ich in Heinrich Berls Aufsatz über »Die Juden in der bildenden Kunst der Gegenwart« (Der Jude, VIII. Jahrgang, 1924, S. 323—338). Der Expressionismus war in allererster Linie eine jüdische Angelegenheit (S. 337). »Was sich in ihm befreit hat, das war die gefesselte jüdische Seele; das war der in der jüdischen Seele verdrängt gewesene Orient.« Für das Judentum

war der Expressionismus die Stunde seiner seelischen Wiedergeburt. Der Expressionismus, alles, was Kandinsky, Chagall, Segall, Steinhardt in Rußland, Picasso, Simon Lévy in Frankreich, Pechstein, Meidner, Feininger in Deutschland getan haben, war nur ein Auftakt zu dem Wunder, das auf palästinensisch-zionistischem Boden werden soll: zu der Entstehung einer großen nationalen Kunst des Bildes, trotz des mosaischen Verbots und »trotz der unplastischen Disposition der jüdischen Seele«.

* * *

Der Leser fragt nach dem Grunde für die Aufzählung all dieser Tatsachen. Jeder Schriftleiter eines literarischen Zeitungsteils weiß, wie die Welt wimmelt von Heteronomien der literarischen Urteilsbildung, wie tagtäglich ästhetische Qualitäten übermäßig angepriesen werden aus nichtästhetischen Gründen. Wenn auf diesen wenigen Seiten versucht wird, den Blick auf das Grundsätzliche einer derartigen Motivlagerung zu lenken, so geschieht das aus folgenden Erfahrungen: Unsere Literaturwissenschaft beginnt mehr und mehr, neben der von jeher betrachteten literarischen Produktion die Rezeption, die Aufnahme beim Lesepublikum der zeitgenössischen und der späteren Generationen, in das Bereich der Forschung zu ziehen. Wir hören so oft von Beifall, der uns heute völlig unverständlich geworden ist. Wir sind erstaunt, wie oft Werke, die wir heute in erster Linie sehen, wenn wir an ihre Zeit denken, auf diese Zeit überhaupt keinen Eindruck gemacht haben. Gewiß muß bei Erforschung der Gründe dafür zunächst gefragt werden, ob nicht ein Wandel im Geschmack, in den ästhetischen Anschauungen engsten Sinnes, vorliegt. Doch in zahlreichen Fällen ergibt sich, daß die Literaturgeschichte Geschmackswandel sieht, wo es sich um ganz andere Dinge handelt, um Verkoppelung des Ästhetischen an heterogene, aus allen Lebensgebieten kommende Nebenumstände, die es zu einem Urteil kommen lassen, das wir als in erster Linie ästhetisch überhaupt nicht mehr bezeichnen können. Ich habe früher zu zeigen versucht, in wie weitem Maße gerade die Literatur der Aufklärungszeit (in Deutschland ist dies nicht anders als in England) nichtästhetischen Urteilen unterliegt. Finden sich in unseren Zeiten so beträchtlich viel Heteronomien des Ästhetischen, wie könnte es früher, da die einzelnen

Lebensgebiete noch viel weniger gesondert waren, anders gewesen sein? Und so wäre denn ein Betrachter der Entwicklung des Nachruhms Miltons oder Fieldings versucht, von einem da und da einsetzenden Wechsel im Geschmack zu reden, wenn es sich tatsächlich um ganz andere Dinge handelt, um Zusammenbrüche auf politischem, um Geschehnisse auf konfessionellem Gebiete, die unmöglich zur Geschmacksgeschichte gerechnet werden können. Wir müssen, wenn wir die Geschichte des Geschmacks suchen wollen, jederzeit bedenken, daß wir die Schicksale der Rezeption des Ästhetischen erst klar sehen, wenn wir die häufigen Fälle der Heteronomie der literarischen Urteilsbildung deutlich mitsehen.

Köln. Herbert Schöffler.

SWINBURNE UND THEODOR OPITZ.

Zwei unveröffentlichte Swinburne-Briefe.

Zunächst ein paar Worte über den Mann, an den die beiden Swinburnebriefe gerichtet sind: Theodor Opitz. Sein Lebensbild hat Justus Stöcklin von Liestal entworfen in seinem Buche *Ein Poetennest* (Liestal 1922), auf das angelegentlichst hingewiesen sei [1]). Zu einer Zeit, als auf deutschem Sprachgebiet Swinburne kaum dem Namen nach bekannt war, hat Opitz mit glühender Hingabe dessen Dichtung gelesen und den größeren Teil davon ins Deutsche übersetzt. Er fühlte sich zu Swinburne hingezogen, zunächst durch die Gemeinsamkeit der politischen Ideale, Freiheitsliebe und Republikanismus, dann aber auch durch das gemeinsame Interesse an einer großen historischen Gestalt, der Maria Stuart. Opitz arbeitete jahrelang an einem wissenschaftlichen Werke über die Schottenkönigin, deren Verteidigung er sich zur Aufgabe gemacht hatte. Wenn er Swinburnes Trilogie las, so fand er dort nicht etwa einen Gleichgesinnten, wohl aber einen Gestalter, der das alte, gefälschte Bild noch einmal in blendendem Glanze erstrahlen ließ. ›Ist es nicht interessant, daß in dem Moment, da die Kritik endlich einmal die Geschichte Marias von der Mythen erfindenden Verleumdung Buchanans befreit hat, die von dem Verfasser der Detectio bestimmte Auffassung noch einmal in der Phantasie eines Dichters Leben gewinnt und ein durch seinen Umfang etwas ungeheuerliches, aber eine gewaltige Genialität offenbarendes Werk erzeugt?‹ [2]) Diese Dichtung las er mit besonderem Genuß. Er übersetzte sie in ihrer Gesamtheit bis auf *Chastelard* (von dem im Nachlaß keine Spur zu finden war). Sein historisches Werk hat Opitz bei der Herderschen Verlagsbuchhandlung in Freiburg i. B. in zwei Etappen, den ersten Band 1879, den zweiten 1881

---

[1]) Herr J. Stöcklin hat mir sowohl die beiden Briefe als auch weiteres reichhaltiges Material über Th. Opitz übermittelt. Ihm sei nochmals an dieser Stelle mein herzlicher Dank ausgesprochen.

[2]) Entwurf eines Briefes an B. B. vom 14. Sept. 1881. Opitz hatte die Gewohnheit, für jeden Brief einen Entwurf zu schreiben und aufzubewahren. Die Entwürfe zu den Swinburnebriefen fehlen.

veröffentlichen können. Die metrische Übertragung von Swinburnes *Bothwell* und *Mary Stuart* aber, eine Riesenarbeit, auf die er Jahre verwenden mußte, blieb ihm liegen. Schwere Enttäuschungen erlebte er, als ein Verleger nach dem andern ihm das Manuskript mit dem Vermerk, daß keine Verwendung dafür sei, zurücksandte. »Es ist schade« — so seufzt er in dem vorhin erwähnten Brief an B. B. —, »daß ich für meine Übersetzung des Swinburneschen Bothwell keinen Verleger finde.« Ein Brief aus Chemnitz vom 16. November 1881 zeigt, daß ein weiteres Angebot an einen andern Verleger abschlägig beschieden wurde. Noch einmal machte Opitz eine Anstrengung. Er schrieb den ersten Teil des Bothwell ins Reine und bot ihn einem Verleger für 200 Mark an. »Nehmen Sie meine Offerte an« — so schreibt er unter dem 28. Januar 1882 —, »so werde ich sofort an die Herstellung der Reinschrift des zweiten Teiles . . . gehen und auch diese gegen das gleiche Honorar von 200 Mark liefern.« Aber auch hier fand er verschlossene Türen. Da sank ihm der Mut. Er ließ es mit der Swinburneschen Trilogie sein Bewenden haben. Dadurch erklärt es sich uns, warum in Opitzens Nachlaß wohl eine Reinschrift der Mary Stuart, von Bothwell aber nur eine solche des ersten Teiles vorhanden ist[1]).

Aber die Bücher blieben seine Freunde. In engem Zusammensein mit den Ideen und Idealen Swinburnes lebte der alternde Mann in kindlicher Reinheit dahin. Er übersetzte das Swinburnesche Drama *Marino Faliero* ins Deutsche und machte unter Swinburnes Leitung, die er sich durch das Studium seiner kritischen Schriften angedeihen ließ, Bekanntschaft mit den Werken D. G. Rossettis, Shelleys, Keats' und Matthew Arnolds. Viele Hefte von Übertragungen aus den Werken dieser Dichter hat er hinterlassen. Bedeutungsvoll ist die Übersetzung von Keatsens *Hyperion*. Selbstverständlich durfte Landor nicht fehlen. Davon zeugt ein ganzer Stoß »imaginärer Gespräche« in deutscher Übersetzung. Damit gewann das Bild des englischen Schrifttums des 19. Jahrhunderts immer schärfere Züge. Er ergänzte es durch Wordsworth-, Tennyson- und Browningstudien — er hat den ganzen Sordello übersetzt! — und durch Blicke in den Kreis der Brontës.

---

[1]) Als Ergänzung greift man zum ersten Entwurf.

Wohl dürfte auch dies unter Swinburnes Einfluß geschehen sein. Er fing an, Elizabeth Brontës *Wuthering Heights* zu übertragen, kam aber nicht zu Ende damit.

Ende der 1880iger Jahre holte er noch einmal zu einer größeren englischen Arbeit aus, einer Gesamtwürdigung der Swinburneschen Persönlichkeit und Dichtung. (Sieben Hefte sind vorhanden.) Ob er wohl gehofft hat, auch dieses Werk veröffentlichen zu können? Fast möchte es so scheinen; denn Opitz hat ein Vorwort vorangestellt. »Der Verfasser vorliegender Studie hat überall, wo es ihm angemessen schien, einer unbefangenen Kritik aufrichtigen Ausdruck gegeben; vor allem aber sich bemüht, in einer nichts Wesentliches übersehenden Skizze den reichen Inhalt der Werke Swinburnes darzustellen . . .« (Liestal im Januar 1889). Natürlich blieb auch dieses ungedruckt. Eine gediegene Leistung, fein stilisiert, in der Haltung edel, aber kritisch, wäre sie doch zu deskriptiv und langgezogen gewesen, um als lesbares Buch zu wirken. Die zentrale Stellung, die er der Mary-Stuart-Trilogie einräumte, verzerrte das Gesamtbild. Doch fehlt es nicht an feinsinnigen, treffenden Bemerkungen. Ich lasse als Probe seine Ausführungen über Swinburnes Gesang seines »großen Kummers«, *The Triumph of Time*, folgen:

E. Gosse meint, »seine ungebührliche Länge und sein Mangel an Concentration hindern einzig dieses majestätische und gedankentiefe Gedicht, ein Meisterwerk zu sein«. Allein das Wogen des erregten Gemüths entspricht der Bewegung des Meeres, und ich möchte der »eintönigen Musik der schwermuthvollen Wogen« nicht sagen, daß sie »ungebührlich lange« töne und daß es ihr »an Concentration mangele«. So große Dinge, einmal in Bewegung gesetzt, beruhigen sich eben nicht bald. Wenn der Dichter endlich abbricht und schweigt, thut er es gleichsam, um zu lauschen, wie die Monotonie der Wogen seine letzte Frage fort und fort wiederholt: »Ich werde auf Erden Dich nie verrathen, und wenn ich dann im Himmel Dich anrufe, wirst Du es hören oder erkennen?«

Opitz nimmt hier das feinsinnige Urteil vorweg, das T. S. Eliot in seinem Bändchen *The Sacred Wood* so hübsch formuliert hat: es sei widersinnig, von Swinburne Konzentration zu verlangen, wo doch das endlose Schall- und Töneweben als angenommener Ausdruck seiner Stimmungen für ihn dichterische Notwendigkeit sei.

Nach so vielem entsagungsvollem, stillem, hingebendem Schaffen ist schließlich alles in das tiefe Grab der Vergessenheit gesunken bis auf einige wenige Artikel, die er — mit

Ausnahme einer Würdigung Matthew Arnolds vom Jahre 1883 — alle 1890—92 in den Sonntagsblättern des Berner Bundes veröffentlichte. Sie behandeln Wordsworth, Keats, Shelley, Tennyson und vor allen Dingen Swinburne, seine Seelyrik, sein Drama Erechtheus und seine Trilogie. Warme Ovationen eines Bescheidenen!

Ergriffen steht man da vor der edlen Gesinnung dieses Mannes, seiner Fähigkeit, anzuerkennen und zu bewundern, seiner unwandelbaren Treue Idealen gegenüber, seiner Uneigennützigkeit, seiner kindlichen Reinheit, der, als ihm 1896 alle Mittel ausgegangen waren, im Selbstmord Erlösung suchen wollte, sich einige Stunden später wieder erholte, in treue Pflege genommen wurde und dann doch noch im selben Jahre als ein Lebensmüder die Augen auf immer schloß.

Es dürfte den Leser interessieren, zu wissen, wie Theodor Opitz Swinburnes Sprachkunst umgetont hat. Wir wählen den Schluß von Mary Stuart:

Barbara. Jene Beiden,
Denen sie vor uns den Vorzug gab, erscheinen
Auf dem Schafott; sie legt ihr Kruzifix
Nun ab, der Henker nimmt es stracks in seine
Verfluchte Hand, doch gibt den heiligen Raub,
Da er gescholten wird, aus Scham zurück.
Jetzt heben sie von ihrem Haupte sanft
Den Schleier, ziehen sanft ihr ab das schwarze
Gewand, und nun steht ganz in Rot, als wär' es
Der Feuerschein von einer Leichenfackel,
Sie stattlicher vor ihnen, hoch und gleichsam
Gehüllt in Sonnenuntergang. Von Elspeths Hand
Empfängt sie die hochroten Ärmel, die
Sie anlegt; und nun brechen jene Beiden
In lautes Weinen aus; sie aber spricht:
»Weint nicht! ich habe mich für Euch verbürgt.«
Jetzt kniet sie nieder, Jane verbindet ihr
Mit einem Tuch die Augen, und sie lächelt
Zum letzten Mal ihr schönstes Himmelslächeln
Auf Erden, und indem mit blinder Hand
Sie ihnen zuwinkt, ruft sie: »Lebet wohl,
Lebt wohl, auf Wiederseh'n!« Sie geh'n hinab,
Und lassen sie laut betend dort: »O Herr,
Auf Dich hab ich vertraut!« Und nun, nachdem
Der Psalm ganz durchgebetet, legt sie zwischen
Den Block und ihren zarten Hals die langen,
Die unvergleichlich weißen Hände sanft,
Die wieder weg von dort der Henker zieht,

Doch auch gelinde. Und jetzt regen sich
Die Lippen abermals: »In Deine Hände,
O Herr, in Deine Hände, Herr, empfehl'
Ich meinen Geist!« — und jetzt — doch jetzt seht Ihr,
Nicht ich, ihr Ende.

Mary Beaton. Ha! er schlägt und — fehlt;
Sie regt sich nicht. Nun aber trifft er recht,
Und macht ein Ende.

Barbara. Horch! ein Ruf.

Stimme unten. So möge
Wer Feind der Königin, untergehen!

Eine andere Stimme. Amen.

Mary Beaton. Ich hörte diesen Ruf vor langer Zeit
Zu Gott aufsteigen, der hier Antwort gibt.

Als Opitz die Übersetzung der großen Swinburnetrilogie in Angriff nahm, fühlte er sich veranlaßt, den Dichter um die nötige Autorisierung anzugehen. So kam es zwischen beiden zu einem ganz kurzen, höflichen Briefwechsel, von dem als kostbare Reste zwei Briefe Swinburnes auf uns gekommen sind. Auf Opitzens Anfrage antwortete Swinburne:

Holmwood
Henley on Thames
Dec. 12th 1876.

Dear Sir

Delay in answering your letter must not be construed into discourtesy, nor has it arisen from any lack of interest in the undertaking to which it refers. It was necessary, as you may well believe, that I should communicate with my publisher before writing to you. This I have now done; and both he and I shall have great pleasure in according the permission you ask — that of publishing in Germany your translation of my drama of 'Bothwell'. The undertaking, as you say, was an arduous one, and I feel honoured that you should find a work of mine worthy of it.

With acknowledgments and regards
I am, dear Sir,
Yours truly
A. C. Swinburne.

Der Brief gibt zu wenigen Bemerkungen Anlaß. Er ist von Holmwood aus geschrieben, dem Landsitz seines Vaters, des Admirals, wohin sich der Dichter damals zurückgezogen hatte, weil es ihm gesundheitlich schlecht ging (E. Gosse, A. C. Swinburne, 1917, S. 234). Der Brief trägt Trauerrand. Es kann sich nicht um Admiral Swinburne handeln, der erst am 4. März 1877 starb.

Und nun der zweite Brief!

25, Guildford Street,
Russell Square[1])
London
W. C. June 24th
1879.

Sir

I am sincerely sensible of the high compliment paid me by the fact that a poet whose name is familiar even to one as ignorant of German letters as I have the misfortune to be, should have done my tragedy the honour to find it worthy of the time and toil necessary for the completion of a task so prolonged as the translation of a work so voluminous.

The honour thus conferred on it is, I assure you, not the less cordially felt and gratefully welcomed for the fact that publishers should shrink from the enterprise of introducing it, even under such auspices as yours, to the reading world of your countrymen.

I shall be interested to compare with my own the results of your historic research into the long vexed question of Mary Stuart's life and character. As the lineal descendant of one of her earliest champions — you will have seen in Froude's History that among the first to welcome her into this else inhospitable country was the head of my family, a house always devoted to the Stuart line — I am naturally inclined to take what I hold to be the most favourable as well as the most just and reasonable view of that life and character. If — and this I think is as nearly proved as any debateable point of history can be — she, feeling for Bothwell a sincerely devoted and passionate affection, and for Darnley the well-deserved hatred and contempt which he had incurred on all hands, became the accomplice and assistant of her lover in the removal of her husband, she had every excuse that could be given by passion and provocation. If not, the whole of her immediately subsequent conduct was that of an inexcusably childish and dastardly idiot. Now, many things were said truly or falsely against her in her own time, but her most rancorous and unscrupulous enemies never ventured to say or to suggest of Mary Stuart that she was a coward or a fool. And I hope to complete the evidence that such is by no means my own opinion, in the third part of my trilogy, — on which I am at present engaged, but have hardly as yet proceeded beyond the first Act.

It gives me very great pleasure to be assured of your liking for my poem in honour of Marlowe, which is a favourite of my own — partly on account of my love for the scenery in which it was composed after a swim across "the bay" on a splendid summer evening. (By the way, I should warn you that in one of the most important central stanzas there is an execrable printer's error, which was not detected till too late for remedy. In the following couplet —

'Hath not the sunset strewn across the sea
A way majestical enough for thee?'

— the leading word, 'strewn', was most perversely and ridiculously

[1]) Aufgedruckt.

misprinted 'shewn'; a corruption which makes the whole image wellnigh meaningless.)

Nor am I less gratified by the knowledge of your fellow-feeling with me on the Russian question, as to which the self-styled 'Liberals' of this country have covered themselves with such inexpressible ridicule and disgrace.

I have the honour to be,

Sir,

Most sincerely yours

Algernon Charles Swinburne.

Auch dieser Brief trägt Trauerrand. Auch hier ist der Grund nicht festzustellen. Eines fällt aber sofort auf: die zitternde Schrift. Wir blicken durch den Brief hindurch in Swinburnes schlimmste Zeit, als der Alkohol ihn zu zerrütten begann. Der Briefkopf zeigt uns — in Ergänzung zu dem, was Edmund Gosse berichtet (a. a. O. 244) —, daß er seine Zimmer in Great James Street aufgegeben hat und jetzt in Guilford Street wohnt. Ein paar Tage später wird er London verlassen und einen Monat in Holmwood zubringen[1]). Dann werden die Tage des Zusammenbruches kommen und seine Rettung durch Watts-Dunton.

Das Swinburne-Gedicht auf Marlowe heißt *In the Bay (Poems and Ballads,* Second Series 1878). Es ist interessant, von Swinburne zu hören, daß es an einem Sommerabend, nachdem er die Bucht durchschwommen habe, entstanden sei. Wenn man den schönen Brief liest, den Swinburne am 27. August 1876 an Harrison schrieb (A. C. Rickett . . ., a. a. O. S. 65), so könnte man eine Vorstellung von dem landschaftlichen Hintergrund bekommen, der dem Gedicht Linie und Farbe geliehen hat. Der Brief trägt die Aufschrift Niton, Isle of Wight. Man müßte dann an eine der Buchten dieser Insel denken.

Die Bemerkungen über Rußland dürften angeregt worden sein durch einige Bemerkungen Opitzens über Swinburnes Gedichte *The White Czar, Rizpah, To Louis Kossuth,* deren Gesinnung er Swinburne gegenüber wohl gelobt hatte. Swinburne erkannte während des Balkankrieges in Rußland Englands Hauptfeind.

Zürich. Bernhard Fehr.

---

[1]) Immerhin ist es eigentümlich, daß Swinburne zwei Tage vorher (am 22. Juni 1879) einen Brief von Holmwood aus an Watts schreibt (A. C. Rickett u. T. Hake, *The Letters of A. C. Swinburne* 166).

AUS DER FRÜHZEIT DER AMERIKANISCHEN ANGLISTIK: LOUIS F. KLIPSTEIN (1813—79)

In seinen lebendigen Erinnerungsblättern »Aus der Frühzeit der Englischen Philologie. I.« (Germ.-Rom. Monatsschr. XIII, 32—51; 1925), die wir Jüngeren mit wehmütiger Ehrfurcht lesen, hat Arnold Schröer es sich zum Ziele gesetzt, die Gestalten einiger großer englischer Anglisten der vergangenen Generation in sprechenden Augenblicksbildern festzuhalten. Der erste oben angeführte Beitrag war im wesentlichen dem Gedächtnisse Furnivalls gewidmet — möge uns bald die Fortsetzung der so verheißungsvoll begonnenen Aufsatzreihe beschieden sein! Die »keineswegs zu unterschätzende« Mitarbeit Amerikas an der Errichtung des anglistischen Wissenschaftsgebäudes will A. Schröer zunächst außer Betracht lassen. Es sei mir darum verstattet, hier auf eine in ihren Einzelheiten bisher noch unbekannte Episode im Leben eines älteren amerikanischen Pioniers der Anglistik zu sprechen zu kommen, die zeigen soll, wie die Anfänge unserer Wissenschaft in der alten und in der neuen Welt enge verknüpft sind, und wie ein Amerikaner deutscher Abstammung auch hier die Rolle eines Mittlers gespielt hat.

I.

Auf die Verdienste von Louis F. Klipstein aus dem Staate Virginia als einem der ersten amerikanischen Anglisten ist schon öfters hingewiesen worden. In Deutschland wohl zuerst von R. Wülker, der in seinem *Grundriß zur Geschichte der angelsächsischen Literatur* (Leipzig 1885, S. 74) über Klipstein folgende in zwei Hauptpunkten irrige Bemerkung machte: »Die ältesten Spuren von angelsächsischen Werken, welche in Amerika veröffentlicht wurden, gehen nicht weiter zurück als bis zum Jahre 1849, und zwar war es ein Deutscher,

welcher zuerst für Angelsächsisch in Amerika wirkte.« Das Verdienst, als erster »für Angelsächsisch in Amerika gewirkt« zu haben, fällt zweifellos Thomas Jefferson zu, der schon 1779 sein Interesse an angelsächsischen Studien bekundet hatte und 1825, als die Universität von Virginia eröffnet wurde, tatkräftig eine Professur für Neuere Sprachen, einschließlich des Angelsächsischen, unterstützte. Schriftstellerisch ist er für das Angelsächsische eingetreten in dem *Essay towards facilitating instruction in the Anglo-Saxon and modern dialects of the English Language,* der zwar erst 1851 im Auftrage der Universität von Virginia gedruckt wurde, dessen einzelne Teile aber bis 1797, 1818 und 1825 zurückreichen [1]). Daß Klipstein kein geborener Deutscher war, ist heute allgemein bekannt; seine Abstammung von deutschen Vorfahren wird jedoch hier von uns zum ersten Mal im einzelnen klargestellt.

In Amerika haben sich mit Klipstein näher befaßt J. B. Henneman in einem interessanten Vortrag über *Two Pioneers in the Historical Study of English, — Thomas Jefferson and Louis F. Klipstein: A Contribution to the History of the Study of English in America* (abgedruckt in Publ. M. L. Ass. VIII, New Ser. I, 1893) und neuerdings wieder Morgan Callaway, Jr., der in einem Aufsatz *The Historic Study of the Mother-Tongue in the United States: A Survey of the Past* (University of Texas Studies in English, No. 5, Austin, Texas, 1925) Klipsteins Verdienst gebührend würdigt. Beiden amerikanischen Gelehrten ist die Tatsache bekannt, daß Klipstein in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Gießen zum Dr. phil. promovierte. Aber das genaue Datum kann keiner von ihnen angeben, und beide nehmen einen Studienaufenthalt Klipsteins in Deutschland bzw. Gießen an, der mit der Erlangung der Doktorwürde seinen Abschluß fand. Wie aus den anhangsweise abgedruckten Universitätsakten hervorgeht, erfolgte die Gießener Promotion im September 1845, und zwar *in absentia:* Klipstein hat niemals Deutschland oder eine deutsche Hochschule besucht, und seinen Doktorhut hat er, neben seinen Schriften, nicht in letzter Linie seinem Verwandtschaftsverhältnis mit einem namhaften Gießener Universitätsdozenten gleichen Namens zu verdanken.

---

[1]) Titel und Chronologie des Essays bei Wülker, a. a. O., S. 75, sind nach Obigem zu berichtigen; das Nähere bei Henneman a. a. O.

II.

Aus dem Stammbaum der heute noch in Gießen ansässigen, jetzt weitverzweigten hessischen Familie Klipstein ergibt sich für die Vorfahren unseres amerikanischen Philologen etwa folgendes[1]). Nach mündlicher Überlieferung stammt das Geschlecht der Klipstein ursprünglich aus Thüringen. In Eisenach ist im 16. Jahrhundert ein Georg Klipstein, »Bürger und Dreher«, bezeugt. Im 17. Jahrhundert kam der Enkel dieses Georg, Caspar Klipstein (geb. 1627), als Förster im Gefolge der Gemahlin des Landgrafen Georg II. von Darmstadt nach Hessen-Darmstadt. Dort spaltete sich die Familie in vier Zweige. Ein Nachkomme des ältesten Zweiges, Philipp Klipstein aus Darmstadt (geb. 1751), »lernte die Chirurgie und ging mit den kurhessischen Truppen nach Amerika, wo er nach dem Friedensschlusse seinen Abschied nahm und als Arzt zu Winchester (im Staate Virginia) lebte. Seine fünf Söhne werden den in Europa erloschenen Zweig in Amerika fortpflanzen.« Vermutlich zog Philipp nicht allein in den amerikanischen Krieg, sondern er war von einem Verwandten, Ernst Christian (1743—1803) aus einem jüngeren (dem dritten) Zweige der Familie, begleitet, der »als Kurhessischer Lieutenant im Amerikanischen Kriege focht, seinen Abschied nahm und als reitender Förster zu Ep[p]stein [im Taunus] starb«. Weitere Angaben über den amerikanischen Zweig der Klipsteins geben die Erläuterungen zum Stammbaum nicht, doch sollen noch heutzutage in New York verschiedene Glieder des amerikanischen Zweiges leben[2]). Auf Grund der in den oben erwähnten Aufsätzen über L. F. Klipstein gemachten Angaben sowie seiner unten mitgeteilten, selbstverfaßten *Vita* läßt sich mit ziemlicher Sicherheit erschließen, daß der amerikanische Philologe ein Enkel des nach Amerika ausgewanderten Philipp Klipstein aus Darmstadt gewesen sein muß. Er wurde 1813 in Winchester, Va., geboren, verließ 1832 das Hampden Sidney

---

[1]) Der Stammbaum nebst lithographierten »Erläuterungen«, die bis zum Jahre 1886 führen, wurde von Herrn Reichsbankdirektor Klipstein-Gießen der Universitätsbibliothek für die Zwecke dieses Aufsatzes freundlichst zur Verfügung gestellt. Für weitere wertvolle Unterstützung bin ich dem Mitarbeiter an der »Hessischen Biographie«, Herrn Dr. G. Lehnert, zu großem Danke verpflichtet.

[2]) Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Reichsbankdirektor Klipstein.

College, Va., als Baccalaureus Artium und widmete sich drei Jahre lang theologischen Studien im benachbarten Union Theological Seminary, das er 1835 mit einem theologischen Grade absolvierte. Als presbyterianischer Geistlicher erhielt er vom Presbyterium zu Winchester die Lizenz. Er wandte sich bald einer besonderen (liberalen[?]) Partei innerhalb der presbyterianischen Kirche zu [1]), bis er 1839 aus Gesundheitsrücksichten den geistlichen Beruf einstweilen aufgab und sich dem Lehrberufe im Staate Südkarolina widmete [2]). Hier setzen nun, wie bereits angedeutet, Henneman und Callaway irrigerweise einen Aufenthalt in Deutschland an, nach dessen Beendigung er als Gießener Dr. phil. eine Hauslehrerstelle in St. James, Santee, S. C., angenommen habe. Seine *Vita* belehrt uns jedoch, daß er seit 1842 Pfarramtskandidat der Episkopalkirche in der Diözese Südkarolina war und erst von dieser Zeit ab sich eingehender mit philologischen Studien abgegeben hat.

III.

Die literarische Regsamkeit, die Klipstein in dieser Zeit entfaltete, war beträchtlich. Im Frühjahr 1844 begann er auf kurze Zeit eine den neueren Sprachen gewidmete Zeitschrift *The Polyglot* herauszugeben. Das dort zusammengetragene Material benützte er später für sein Buch *Study of Modern Languages.* Part I. French, Italian, Spanish, Portuguese, German and English. 1 vol. imperial 8 vo. New York (Putnam). $ 1.00 [3]).

---

[1]) *"The New School division in the Presbyterian Church"*, nach Henneman, a. a. O. S. XLVIII. Callaway, a. a. O., bringt keine neuen Daten.

[2]) So nach Klipsteins eigener *Vita.* Nach Henneman, a. a. O.: "*his license was revoked in 1840*".

[3]) Das Erscheinungsjahr ist ungewiß. In seiner *Vita* (1845) spricht er davon als *"in press"*. Weder Henneman noch Callaway geben ein Datum. In "*Trübners Bibliographical Guide to American Literature*", London 1859, S. 243 wird als Datum »New York 1838« angegeben, was auf einem Irrtum beruhen muß, da sich Klipstein auf dem Titelblatt schon als Ph. D. bezeichnet. Aus einer Klipsteins *Anglo-Saxon Grammar* angebundenen Verlagsanzeige ergibt sich, daß es sich hier um eine Elementargrammatik dieser modernen Sprachen handelt: "It will be found an acceptable manual not only for the tyro, but to the more advanced scholar . . . For the comparative study of the *Romanic* tongues the work affords unusual facilities."

Dann erschienen in rascher Folge bei G. P. Putnam in New York[1]):

1. *A Grammar of the Anglo-Saxon Language*, by Louis F. Klipstein, A. A. L. L. M. and Ph. D. of the University of Giessen. New York 1848. 12 mo. $ 1.25. [Revised edition in press][2]).
2. *Tha Halgan Godspel on Englisc* — The Anglo-Saxon

---

[1]) Die Titel zum Teil nach der Verlagsanzeige am Schlusse des ersten Bandes der *Analecta*. Trübners *Guide* ist auch hier nicht ganz verläßlich. Von der Berliner Auskunftsstelle konnten bis jetzt in Deutschland nur nachgewiesen werden Klipsteins Ags. Grammatik [vorhanden in Berlin, Preußische Staatsbibliothek] und die *Analecta* [Universitätsbibliotheken Halle und Göttingen]. Die Gießener Universitätsbibliothek besitzt nichts von seinen Büchern.

[2]) Die Grammatik ist »Orville Horwitz, Esq.« aus Baltimore gewidmet, einem mitstrebenden Philologen. Nach Henneman, a. a. O., S. XLVIII, ist Horwitz der Verfasser der dreißig Seiten langen *"Introduction on the Study of the Anglo-Saxon Language"*, die das Buch einleitet. Sie ist datiert »Baltimore, Md., April 1848«. Am Schlusse dieser Einleitung wird das Lob des Werkes in charakteristischer Weise gesprochen: "This is the only *complete* Grammar of the language with which we are acquainted, and certainly the *only* Anglo-Saxon Grammar published in this country. We hope, therefore, that it will not need to be stamped first with the seal of European approval, before it can be received into favour in our own country: but that it will at once, as it certainly deserves, meet with is proper reward, and be adopted as textbook in our Colleges and High Schools." Klipstein selbst gibt in seiner »June 1848« datierten Vorrede als hauptsächlich benützte Quellen an Rask's *Angelsaksisk Sprogloere* [*sic!*] (1817), Grimms *Deutsche Grammatik* (1819 ff.) und Bosworth's *Compendious Grammar* (1826) und *Dictionary* (1838). Thorpes englische Übersetzung der Grammatik von Rask (Copenhagen 1830) erwähnt Klipstein nicht. Klipsteins Buch ist rein deskriptiv und beschränkt sich im wesentlichen auf die Paradigmen. Auf dialektische Unterschiede des Altenglischen geht er nicht ein, obwohl Bosworth bereits darauf hingewiesen hatte. Eine Kostprobe aus dem Kapitel der Prosodie (S. 184): "Alliteration, though sometimes used, was never a fundamental principle in Anglo-Saxon poetry . . ."

In der erwähnten Verlagsanzeige heißt es von dem Buche u. a.: "This work recommends itself particularly to the attention of every American student who 'glories in his Anglo-Saxon descent' or Teutonic lineage, as well as of all who desire an acquaintance with a language which lies as the foundation of the English, and throws a light upon its elements and structure, derivable from no other source. . . . The time is coming when it will be considered 'utterly disgraceful for any well bred Englishman or American' to have neglected it . . ."

Versions of the Holy Gospels. Edited by Benjamin Thorpe, F. S. A. Reprinted by L. F. Klipstein, etc. 12 mo. New York 1848 ($ 1.25).

3. *Analecta Anglo-Saxonica.* Selections, in Prose and Verse, from the Anglo-Saxon Literature with an Introductory Ethnological Essay, and Notes Critical and Explanatory. Vol. I [Prosa] (Vorrede St. James, Santee, S. C., April 1, 1848), New York 1849, 430 S., 12 mo.; Vol. II [Poesie] (Vorrede, ebenda, Sept. 1, 1848), 430 S., 12 mo., New York 1849 [1]).
4. *Natale Sancti Gregorii Papae* — Aelfric's Homily on the Birthday of St. Gregory, and Collateral Extracts from King Alfred's Version of Bede's Ecclesiastical History of the Anglo-Saxons, and from the Saxon Chronicle, with a full Rendering into English, Notes critical and explanatory, and an Index of Stems and Forms. 12 mo. New York 1849 ($ 1.00).

Als "*In press, and in preparation*" werden folgende Werke angegeben, die jedoch nie erschienen:

I. *A Glossary to the Analecta Anglo-Saxonica,* with the Indo-Germanic and other Affinities of the Language.

II. *The Anglo-Saxon Paraphrase of the Book of Psalms,* with Notes critical and explanatory [2]).

III. *Anglo-Saxon Metrical Legends,* with Notes critical and explanatory.

IV. *The Anglo-Saxon Poem of Beowulf,* with an English Version, and Notes critical and explanatory.

---

[1]) Eine genaue Inhaltsangabe dieses »außerordentlich reichhaltigen Lesebuches« bietet R. Wülker, a. a. O., § 133, der auch die übrigen Titel der Werke Klipsteins angibt (§ 149). Klipstein führt in jedem Falle seine Quelle genau an. Außer F. W. Ebelings *Angelsächsischem Lesebuch* (Leipzig 1847; vgl. R. Wülker, a. a. O., S. 82) und Rasks Grammatik handelt es sich ausschließlich um englische Vorlagen. Das Buch ist seine bedeutendste Leistung; es trägt die Widmung: "To Augustus von Klipstein, Ph. D., Professor of Mineralogy and the Art of Mining in the University of Giessen . . ., these volumes are enscribed, with Sentiments of the highest regard."

[2]) Ursprünglich (laut Verlagsverzeichnis der *Anglo-Saxon Grammar*) war das Werk geplant als: "Extracts from the A.-S. Gospels, a portion of the A.-S. Paraphrase of the Book of Psalms, and other Selections of a Sacred Order in the same Language . . ."

V. *The Rites, Ceremonies, and Polity of the Anglican Church,* as exemplified in the Monuments of the Language, chronologically arranged [1]).

VI *A Philosophical Grammar of the Anglo-Saxon Language,* in its Relation especially to the other Members of the Teutonic Family.

Das Erscheinen dieser Werke ist wohl vor allem deshalb unterblieben, weil Klipsteins erste Veröffentlichungen, für die er anscheinend lange keinen Verleger fand, ihn in schwere Geldnöte gebracht hatten. Er hatte inzwischen eine Tochter der Familie in St. James, Santee, geheiratet, bei der er Hauslehrer war, und auch das Vermögen seiner Frau war den unrentablen Veröffentlichungen zum Opfer gefallen. Über Klipsteins letzte Lebensjahre ist nichts bekannt; sie sollen unglücklich gewesen sein. Er starb in Not, 1879 [2]).

IV.

Unter diesen mißlichen Umständen, die Klipsteins Lebensabend verdüsterten, muß die Verleihung der Doktorwürde der Universität Gießen einer der Höhepunkte seines Lebens gewesen sein.

Indem Klipstein einen deutschen akademischen Grad anstrebte, wandelte er auf den Spuren bedeutender Amerikaner, die zu Anfang und in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts auf deutschen Universitäten, besonders in Göttingen, studierten oder doktrierten. So empfing der nachmalige Staatsmann und Gräzist Edward Everett 1817 als erster Amerikaner zu Göttingen den Doktorhut; bald folgte George Ticknor, der Hispanist, und der Historiker G. Bancroft, später der Balladenforscher F. J. Child und der Indogermanist W. D. Whitney.

Vermutlich war L. F. Klipstein der erste Amerikaner, der in Gießen zum Doktor promovierte. Was Klipstein veranlaßte, gerade mit Gießen wissenschaftliche Beziehungen anzuknüpfen, war sicherlich vor allem seine verwandtschaftliche Verbindung

---

[1]) Zu II.—V. die Bemerkung des Verlags: "The last four of these works will each appear in a uniform orthography, with the variations as well as the different readings given in every ease. No. III will also contain the prose version of the Life of St. Guthlac."

[2]) Callaway, a. a. O., S. 12: "He died under a cloud" (nach Henneman, a. a. O.).

mit einem dortigen Universitätslehrer, dem Professor der Mineralogie August von Klipstein (1801—1894), dem er ja auch die *Analecta* widmete. Dieser war ein Nachkomme einer jüngeren Linie des oben erwähnten dritten Zweiges der Klipsteinschen Familie. Wie aus dem amtlichen Schriftwechsel anläßlich der Promotion hervorgeht, bestand zwischen den amerikanischen Klipsteins und einigen Angehörigen der hessischen Familienzweige wenigstens eine lose Verbindung, die der amerikanische »Vetter« nun wohl zu nützen verstand. Vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus gab es für einen der Anglistik Beflissenen in Gießen um das Jahr 1845 ziemlich wenig zu holen. Die klassische Philologie zwar hatte in Friedrich Gotthelf Osann (1794—1858) einen tüchtigen Vertreter, aber die Germanistik, aus der sich die Anglistik eben erst langsam abzuspalten begann, hatte noch keinen eigentlichen Lehrer gefunden. Zwar hatte der enzyklopädisch veranlagte Chemiker Wilhelm Ludwig Zimmermann, der Vorgänger von Justus Liebig, bereits 1814 über das Nibelungenlied gelesen und damit das erste germanistische Kolleg in Gießen gehalten, und 1843 hatte der Philosoph Philipp Moritz Carrière ein Publikum über Goethes Faust angezeigt; aber die Germanistik als Sonderdisziplin fand ihren ersten Gießener Vertreter erst in F. L. K. Weigand, der sich 1849 als Privatdozent niederließ und 1852 zum Extraordinarius, 1867 zum Ordinarius befördert wurde. Die neueren Sprachen waren bis 1823 im allgemeinen nur durch »Sprachmeister«, meist Ausländer, verwaltet worden, und das Französische hatte vor dem Englischen bei weitem den Vorrang. Allmählich machte sich aber das Bedürfnis immer dringender geltend, neben dem französischen auch das Schrifttum »der übrigen gebildeten Völker des neueren Europa« [1]), am liebsten in Verbindung mit der Antike,

---

[1]) Nach einem Bericht (1823) des Universitätsreferenten F. K. Rumpf, im Auszug mitgeteilt von D. Behrens, *Zur Geschichte des neusprachlichen Unterrichts an der Universität Gießen,* in der Festschrift *Die Universität Gießen 1607—1907* (Gießen 1907, II, 329—356). [Ist die revidierte Fassung eines Beitrags in Zeitschr. für französische Sprache u. Lit. 27[2] (1904) 165 f.] Friedrich Diez, der große Romanist, der 1821 in Gießen zum Dr. phil. promovierte, war kurz vorher mit einem höheren Gehalt zum a. o. Professor der neueren Sprachen in Bonn ernannt worden; daher nahm man davon Abstand, ihn jetzt ernstlich für Gießen in Betracht zu ziehen. Vgl.

in den Kreis der Vorlesungen einzubeziehen, und so wurde im Jahre 1823 Johann Valentin Adrian (1793—1864) als erster »außerordentlicher Professor der neueren Sprachen und Literaturen« an die Universität Gießen berufen. Schon im nächsten Jahre wurde seine Stelle in ein Ordinariat verwandelt. Der vielseitige, menschlich interessante Adrian war aber viel mehr freier Schriftsteller, Übersetzer und — später — der Universitätsbibliothek ein sehr tüchtiger Vorstand, denn Philologe im strengen Sinne des Wortes [1]).

In Sachen der Doktorpromotion L. F. Klipsteins scheint Adrian eine sehr untergeordnete Rolle gespielt zu haben. Zwar wurde ihm, als dem nächsten Fachvertreter, der Bericht des Dekans Osann als erstem zur Äußerung vorgelegt, aber er begnügte sich, sein Einverständnis mit einem kurzen *cf.* (= conformat) zu bekunden; im übrigen sucht man seine Unterschrift im weiteren Schriftverkehr vergeblich.

Der Vorgang der Promotion im einzelnen war nun folgender. Zu Ende des Jahres 1844 hatte sich Louis F. Klipstein brieflich an seinen »Vetter« August von Klipstein gewandt mit der Anfrage, ob im Hinblick auf seine im Druck befindlichen wissenschaftlichen Bücher eine Promotion für ihn zu Gießen möglich sei. Der Dekan stand dem Ansuchen freundlich gegenüber und bestand nur auf einem Zeugnis, das die Tatsache der fortschreitenden Drucklegung bescheinigen würde. Die Mehrzahl der Fakultätsmitglieder stimmte jedoch für den Aufschub der Diplomerteilung, bis die fertigen Druckbogen eingelaufen seien. L. F. Klipstein wurde demgemäß benachrichtigt. Im Frühjahr 1845 sandte er die gewünschten Zeugnisse nebst seinem Lebenslauf. Etwas später stellte er auch die verlangten Druckbogen in Aussicht; nachdem diese jedoch Anfang September noch nicht in Händen des Dekans waren, rechnete man mit dem Verlust der Sendung.

D. Behrens, *Friedrich Diez. Festrede zu seinem 100. Geburtstag.* Gießen 1894 und a. a. O. II, S. 351.

[1]) Gießen erhielt erst 1867 — nach Adrians Tod trat eine Vakanz von fast drei Jahren ein — in der Person Ludwig Lemckes (1816—84) eine vom philologischen Standpunkte aus gewichtigere Vertretung der neueren Sprachen. Die Trennung von Romanistik und Anglistik wurde erst 1898 mit der Schaffung eines etatsmäßigen Extraordinariats für englische Sprache und Literatur vollzogen.

Da man über die Ehrenhaftigkeit des Gesuchstellers keinen Zweifel hegte und man sich eine eben dargebotene Gelegenheit, das Diplom sicher über das große Wasser zu befördern, nicht entgehen lassen wollte, beschloß die gesamte Fakultät, die Doktorwürde auch ohne vorherige Einsicht in die Druckschriften zu erteilen, umsomehr, als Professor A. von Klipstein sich für spätere Nachlieferung derselben verbürgte. Nur der Rektor, der Jurist J. M. T. Birnbaum, äußerte grundsätzliche Bedenken, die jedoch keine Änderung der Stellungnahme der Gesamtfakultät herbeiführten. So wurde also das Doktordiplom, das noch in doppelter Ausfertigung vorhanden ist, am 10. September 1845 vom Dekan ausgestellt: »... Fridericus Osann ... Viro Reverendo atque eruditissimo Ludovico F. Klipstein, Americano Virginiensi, Verbi Divini Ministro in Diœcesi Civitatis Carolinensis Meridionalis, Summos Doctoris Philosophiae Artiumque Liberalium Magistri Honores ... hodie contulit.«

Zwei Umstände fallen an dieser nicht ganz gewöhnlichen Promotionsgeschichte auf. Einmal ist die Tatsache verwunderlich, daß die Gießener Universitätsbibliothek kein einziges Werk L. F. Klipsteins in ihrem Besitze hat, zum anderen drängt sich uns die Frage auf, wie sich die große Zeitspanne zwischen dem tatsächlichen Erscheinen der Klipsteinschen Bücher und ihrer längst geplanten Drucklegung erklärt. Zum ersten Punkt bieten sich zwei Möglichkeiten der Erklärung: entweder hat L. F. Klipstein überhaupt verabsäumt, seiner *Alma Mater* die Bücher zu übersenden, oder sie gingen unterwegs verloren [1]). Der zweite Umstand scheint darauf hinzudeuten, daß die Druckschwierigkeiten doch erheblich größere waren, als Klipstein zur Zeit seines Gesuchs annahm. Vermutlich hatte er damals seine Bücher erst in der Handschrift fertig oder stand erst in Unterhandlungen mit Verlegern; jedenfalls dauerte es noch zwei volle Jahre, bis er in G. P. Putnam einen wagemutigen Verleger fand, der das Risiko der Veröffentlichung von "*Klipstein's Anglo-Saxon Course of Study*" wirklich auf sich nehmen wollte.

---

[1]) Ob A. von Klipstein Dedikationsexemplare in seiner Bibliothek besaß, ließ sich nicht mehr feststellen, da diese (nach freundlicher Mitteilung seiner hochbetagten Tochter) 1894 an den Buchhandel nach Leipzig veräußert wurde.

Anhang.

Acten

der Großherzoglich Hessischen
Philosophischen Facultät zu **Giessen.**

Anfrage des Louis Klipstein zu Charleston
wegen Erlangung der philosophischen Doctorwürde
betr[d]
1845.

I.

Gießen, 27. Januar 1845.

An
die verehrl. philosophische Fakultät
betr. das Gesuch des H. Klipstein in Charleston in Süd-Carolina.

Nach dem angeschlossenen Briefe [1]) des Rubricaten an seinen Vetter, unsern H. Collegen von Klipstein, wünscht derselbe von unserer Facultät den Doctorgrad zu erhalten. Nach dem Inhalt des Briefs hat derselbe, ein geborener Americaner, früher die Stelle eines Geistlichen bekleidet, sich aber nun in eine litterarische Muße zurückgezogen, und läßt gegenwärtig mehrere Werke drucken, welche noch in diesem Frühjahr erscheinen sollen, als *Grammar of the Anglo-Saxon Language,* ferner *Analecta Saxonica,* und noch mehrere andere.

Da bei der großen Entfernung eine weitläufige Verhandlung unthunlich ist, so ersuche ich die verehrl. HH. Collegen, sich über die Bedingungen der Promotion genau auszusprechen, damit H. College von Klipstein in den Stand gesetzt werde, dem Bittsteller eine bestimmte Antwort ertheilen zu können. Ich erlaube mir mich unvorgreiflich dahin auszusprechen, daß, da eine Übersendung einer Druckschrift oder eines schriftlichen *Specimen eruditionis* schwerlich angeht, es außer Zeugnissen über sein jetziges Leben und Verhalten, über seine frühere geistliche Function und Studien genügen würde, wenn ein Attest darüber beigebracht würde, daß gen. Schriften, oder wenigstens eine davon, wirklich im Druck begriffen seien. Vielleicht würde das kürzeste und geeignetste ein *Curriculum vitae* sein, in welchem die obigen Punkte näher angegeben, und dieses *Curriculum* durch ein genügendes Zeugniß attestiert sei.

cf. Dr. Adrian [Neuere Sprachen] Dr. Osann [Klass. Philologie]

Einverstanden mit dem Bemerken, daß es wohl geeignet sey, wenn Hr. College v. Klipstein das, was er über seinen Vetter und dessen literarische Bildung etwa wissen sollte, zu den Acten geben wollte.

cf. J. Liebig [Chemie] Dr. Hillebrand [Philosophie]
v. Ritgen [Baukunst, später Kunstwissenschaft]

---

[1]) »Dieser Brief wurde zum Behuf der Beantwortung heute an Herrn Klipstein zurückgegeben. $\frac{30}{1}$ 45. D. O.« [Randbemerkung.]

Da von Herrn Klipstein angeblich soeben einige Werke gedruckt werden, so wäre es wohl das einfachste, daß derselbe als *specimen eruditionis* die fertigen Druckbogen übersende, mit der Versicherung auf Ehrenwort, daß er der Verfasser derselben sey. Die Vorlage eines *curriculum vitae* wäre, wie in allen Fällen, auch dieses Mal zu wünschen.

Dr. H. Umpfenbach [Mathematik]
cf. Dr. Schäfer [Geschichte]
cf. Heyer [Forstwissenschaft]
Vullers [orientalische Sprachen]
Buff [Physik]

In Bezug auf die Bemerkung des Herrn Collegen Hillebrand darf ich nicht unterlassen hier anzufügen, daß ich über die Verhältnisse meines amerikanischen Vetters viel zu wenig unterrichtet bin, als daß ich im Stande wäre, etwas Näheres darüber mitzutheilen. Nur soviel ist mir von einigen Sachsenbergern [1]) Mitgliedern unserer Familie bekannt geworden, daß das in Rede stehende, nebst noch einigen anderen, von einem am Ende des vorigen Jahrhunderts nach Nordamerica ausgewanderten Verwandten abstamme, das sich dort als Artzt niederließ, dessen sämtliche Nachkommen, so wie zumal der hier um die Doktorwürde Supplicierende, in ganz achtbaren Verhältnissen dort leben. Auch ist mir früher schon bekannt gewesen, daß einer dieser Nachkommen sich schon seit längerer Zeit mit Erfolg wissenschaftlich viel beschäftigt habe, und das wird wohl kein anderer als der Supplicant seyn. Dr. v. Klipstein.

II.

Prof. Osan[n]
Gießen
Grand Duchy of Heße.

via Havre

To the Dean of the Faculty
of Philosophy at Gießen.

Sir

In submitting my application for the Degree of Doctor in Philosophy, I herewith lay before you the "hauptepochen" of my life according to the requirement of the University.

I was born in the town of Winchester, State of Virginia, in the year 1813. In 1832 I took the Degree of Bachelor of Arts at Hampden Sidney College, one of the oldest and most respectable Institutions of learning in that State to which I had been removed from the Academy of my native place, and immediately afterwards entered a Theological Seminary where I remained three years, at the end of which time I took my second degree and also received holy orders. From that period I exercised the duties of the sacred office with more or less intermission

---

[1]) In Sachsenberg (Waldeck) lebten die Nachkommen des obengenannten Ernst Christian Klipstein aus dem dritten Zweige der Familie.

arising from bad health until 1839, when I came to this state and engaged in teaching. In 1842 I became a candidate for orders in the Protestant Episcopal Church, but the two or three years past I have devoted myself for the most part to philology and preparation for a literary course of life. The works which I now have in preß are a "Study of Modern Languages" and a Grammar and Analecta of the Anglo-Saxon Language. With these remarks I have the honor, Sir, to be

Your Most Obedient
& Humble Servant
Louis F. Klipstein

St. James, Santee
South Carolina, May 20: 1845.

III.

To all whom it many concern, the subscriber certifies that Mr. Louis F. Klipstein is a candidate for holy orders, in the diocese of South Carolina.

C. E. Gaelsden [Name undeutlich]
Bishop of the said diocese.

Charleston 25 March 1845

IV.

U. States N. A.
Charleston District

Mayor's Office
South Carolina
City of Charleston
April 28th 1845

This will certify to all whom it may concern that Mr. Louis F. Klipstein is a resident of this city & district & that he is engaged at present in publishing.

John Schmerle
Mayor of Charleston
S. C.

[Eingepreßtes Siegel der Stadt Charleston]
By the Mayor.
John R. Rogers,
Clerk of Council.

V.

Gießen, den 13. Juli 1845.

Nachdem H. Coll. von Klipstein die Güte gehabt, hierauf seinem H. Vetter in Südcarolina zu antworten, ist von letzterem unter heutigem Antwort d. d. 20. Mai eingelaufen, enthaltend einen Brief des Bittstellers nebst einem Blatt mit zwei Zeugnissen.

Der in dem Briefe mitgetheilte Abriß seines Lebens bestätigt nur von Neuem das schon früher aus dem an H. Coll. von Klipstein gerichteten Brief Bekanntgewordene. Seiner Versicherung nach habe er im J. 1832 den Grad eines *artium baccalaureus* in dem *Hampden Sidney College* erhalten.

Das bischöfliche Zeugniß besagt, daß Petent *a candidate for holy orders in the diocese of South Carolina* sei, eine Würde, die, wenn den Angaben des Petenten selbst Glauben zu schenken ist, eine höhere als

die bei uns gleichlautende sein muß. Für die Authenticität des Zeugnisses scheint das unmittelbar darunter befindliche von der Ortsbehörde in *Charleston* ausgestellte Zeugniß zu sprechen, welches außerdem besagt, daß Petent gegenwärtig *in publishing* begriffen sei, ein zwar kurzer, aber dadurch verständlicher Ausdruck, daß diesseits dem Petenten aufgegeben worden war, falls es nicht thunlich sei, etwas von seinen angeblich im Druck befindlichen Schriften hierher zu senden, wenigstens ein Zeugniß vorzulegen, daß er mit dem Druck beschäftigt sei.

Indem ich nun diese Sache verehrlicher Facultät vorzulegen mich beehre, glaube ich darauf aufmerksam machen zu müssen, daß das verwandtschaftliche und freundschaftliche Verhältniß, welches er in seinem ersten Briefe zu der diesseitigen v. Klipsteinschen Familie in Anspruch nimmt, für die Ehrenhaftigkeit des Petenten zu sprechen scheint.

Dr. Osann.

Nachdem Obiges geschrieben, wurde ich von H. Coll. v. Klipstein benachrichtigt, daß einer inzwischen eingelaufenen Benachrichtigung des Petenten zu Folge die desiderierten Drucksachen ehestens hier anlangen würden, worauf ich die obige Mittheilung vor der Hand zurückzuhalten für geeignet hielt. Da diese Papiere jedoch bis heute noch nicht angelangt sind, und da jetzt zu vermuthen, daß sie unterwegs verloren gegangen, so erlaube ich mir, da durch eine vom H. Coll. von Klipstein jetzt nach America beabsichtigte Sendung die sicherste Gelegenheit zur Übersendung des Diploms gegeben sein würde, jetzt die Facultät abzustimmen zu bitten, ob dieselbe auf die bisherigen Vorlagen geneigt sei, der Bitte des Petenten zu willfahren.

Gießen, den 8. Sept. 1845 Dr. Osann

Nach der neuen Vorlage und dem ganzen Verhältnisse, wie es sich darstellt, bin ich der Ansicht, daß die Doctorwürde unbedenklich, auch ohne die versprochenen Druckschriften an Petenten, ertheilt werden könne.

Dr. Hillebrand
cf. Umpfenbach
Schmitthenner [Geschichte]
Heyer
Vullers

Da Petent mit mir verwandt ist, muß ich eines weiteren Votums hier mich enthalten, erkläre mich dagegen bereit, nicht allein noch Sorge dafür zu tragen, daß die der Facultät angebotenen Druckschriften später nachgeliefert werden, sondern leiste auch Bürgschaft für die Entrichtung der bis dahin noch nicht eingebrachten Gebühren.

Dr. v. Klipstein.

Sr. H. Syndicus Spect., und sofort Sr. H. Rectors Magnifizenz zur gefälligen Erklärung.

G. 10. Sept. 1845. Dr. Osann.

Ich habe keinen Grund dem Beschluße der verehrl. Facultät zu widersprechen.

G. $\frac{10}{9}$ 45 Löhr [Syndikus, Jurist]

Auch ich habe keinen Grund zu widersprechen, kann jedoch nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, es möchte der Beschluß der verehrlichen Fakultät bis zur Ankunft der Druckschriften des Petenten aufgeschoben worden seyn oder noch werden, wofern dieß möglich ist.

G. 10. Sept. 1845. Dr. Birnbaum [Rektor, Jurist]

Die vorstehende Bemerkung Sr. Magnifizenz veranlaßt mich, die Sache verehrlicher Facultät nochmals vorzulegen und zwar in der Absicht, gefälligst sich darüber erklären zu wollen, ob mit der Ausfertigung und resp. Auslieferung des Diploms bis zur Ankunft der Druckschriften, nach dem Wunsche Sr. Magn., gewartet werden solle. Die jetzt dargebotene Gelegenheit, das Diplom übersenden zu können, schien mir, wenn überhaupt dem Gesuche willfahrt werden sollte, zur Benutzung geeignet.

G. 10. Sept. 45. Dr. Osann.

Unter den vorliegenden Umständen finde ich kein Bedenken, das Diplom sofort auszufertigen und von der Ankunft der Druckschriften zu abstrahieren. Dr. Hillebrand

cf. Heyer cf. Umpfenbach

cf. Vullers Schmitthenner

Ich beziehe mich auf die oben gegebene Erklärung, kein Votum abgeben zu wollen. v. Klipstein.

Gießen. Walther Fischer.

»DIE DREI NÜSSE« VON CLEMENS BRENTANO.

In seiner Schrift über Brentano (Köln 1915) hat der verstorbene Dr. Hermann Cardauns, einer Anregung Adolf Dyroffs folgend, die bekannte Erzählung des Dichters aus dem Jahre 1817 mit einer gleichnamigen in den Frankfurter *Didaskalia* von 1823 verglichen. Auf diese Version, die sich »frei nach dem Englischen« nennt, und auf die philologischen Nüsse, die sie dem Germanisten wie dem Anglisten vielleicht zu knacken gebe, hatte Dyroff auch mich schon aufmerksam gemacht. Ich weiß nicht, ob seitdem von germanistischer Seite etwas zu diesem Gegenstande gesagt worden ist; K. Vietor in der Ausgabe der *Gesammelten Werke* (Amelung-Vietor 1923, I 224) beschränkt sich auf die Bemerkung, unsere Geschichte »geht wie das Meiste bei Brentano auf alte Quellen zurück. Eine, die Schola Salernitana . . . . , nennt die Erzählung selbst«. Auch Jos. Körner, der in den *Preußischen Jahrbüchern* 187, 151 ff. (1922) eine unbekannte Novelle Brentanos mitteilte und sie zwischen »Kasperle« und »Die drei Nüsse« stellte, ließ die Annahme von Cardauns, Brentano habe ebenfalls »frei nach dem Englischen« übersetzt (S. 64), auf sich beruhen, obwohl er bei seiner Kennzeichnung der »Drei Nüsse« als schwächlicher und unoriginaler Leistung auf das Buch von Cardauns verweist (S. 155). Diese Kennzeichnung, die übrigens der bei Vietor und schon Preitz (1914) entgegengesetzt ist, läßt sich mit vollkommenem Recht auf die Fassung der *Didaskalia* anwenden; bei einer Gegenüberstellung der beiden Textformen erkennt man auf Schritt und Tritt, wie bei Brentano jedes Wort sein Gewicht, jede Wendung ihren Stil, jeder Satz seine meisterliche Bauart hat, das Ganze bis auf das Ende geschlossen komponiert und organisch gestaltet ist, während die spätere Version

es nach jeder Richtung fehlen läßt und 'die Sprache als Kunst' nicht zu handhaben weiß. Diese ihre Minderwertigkeit aber ist nicht allein die Schuld des Übersetzers, sondern seiner englischen Vorlage, die wir zwar bisher nicht kennen, aber in ihrer Unzulänglichkeit erkennen können, zugleich mit der Unmöglichkeit, daß dieses Englisch die gesuchte Quelle für Brentano gewesen sei. Es schien mir eine hübsche Aufgabe, die zwei deutschen Fassungen dem Leser nebeneinander vorzulegen und über ihre Beziehung zueinander ins klare zu kommen, und ich hoffe damit dem hochverehrten Jubilar eine kleine Freude zu machen, da ihn von jeher und bis in die neueste Zeit hinein die Fragen der Übersetzungskunst ebensosehr gefesselt haben wie die Probleme nationaler Geistesverschiedenheiten, die sich im Worte äußern.

Ehe ich B[rentano] und D[idaskalia] im Wortlaut konfrontiere (jenen nach Preitz II 66—78 mit freundlicher Genehmigung des Bibliographischen Instituts, diese nach »wortwörtlicher Abschrift« aus Nr. 110—113 der »Didaskalia oder Blätter für Geist, Gemüt und Publizität«, die mir Adolf Dyroff gütig zur Verfügung stellte und zum Abdruck empfahl, da es auch für deutsche Philologie Wert hätte), darf ich Cardauns' Ausführungen zitieren: »Der Gang der Handlung ist in beiden Fassungen der gleiche, auch in den Einzelheiten bestehen nur unbedeutende Verschiedenheiten. Abgesehen von Kleinigkeiten — der Schicksalsspruch Unica nux prodest usw. wird in der Fassung der Didaskalia aus »einem Autor von Salerno«, bei Brentano »aus der Schola Salernitana« zitiert; aus dem Alchimisten Tudenius wird der Chemiker Todenus; der echte Bruder der schönen Amelie ist dort 36, hier 46 Jahre alt usw. —, ist die Erzählung Amelies von der Wirkung ihrer Schönheit und über das Gespräch mit ihrem Manne bei Brentano erheblich ausführlicher; bei der Schlafzimmerszene sind die fliegenden Johanniskäfer zugesetzt, die auch später noch zweimal begegnen, während sie in der Didaskalia vollständig fehlen; bei Brentano schneidet Amelie, »ihre Schönheit verwünschend«, vor dem Spiegel Gesichter; viel ausführlicher ist die Szene zwischen Amelie und ihrem vermeintlichen Bruder, und nur bei Brentano findet sich die Erklärung, wie Amelies Mann eigentlich zu der Hoffnung auf Kindersegen gekommen sei; etwas ausführlicher beschrieben endlich ist die Hinrichtung

des reuigen Mörders. Viel größer sind die stilistischen Verschiedenheiten. Einige Sätze stimmen wörtlich überein, aber man wird kaum eine Kongruenz finden, die sich nicht aus gemeinsamer Benutzung der gleichen Vorlage erklären ließe; nichts widerspricht, wie mir scheint, der Annahme, daß die Urheber der beiden Fassungen unabhängig voneinander »frei nach dem Englischen« übersetzten; ausgeschlossen dagegen erscheint mir die Annahme einer bloßen Überarbeitung der Brentanoschen Erzählung in dem Druck von 1823; dafür sind die sachlichen wie stilistischen Unterschiede doch viel zu groß und willkürlich. Die englische Vorlage, auf welche der Druck in der Didaskalia sich beruft, ist bisher nicht bekannt geworden.« Diese Darlegungen sind nur in dem einen Punkt zutreffend, daß D nicht einfach aus B bearbeitet sein kann; im übrigen halten sie philologischer Prüfung nicht stand, wie die Anmerkungen zu dem nun folgenden Paralleldruck zeigen werden. Sie dürften lehren, daß der Version von 1823 tatsächlich eine englische Form zugrunde gelegen haben muß; diese schimmert noch allenthalben durch. Ihr Verfasser war der Aufgabe, Brentanos kleines Kunstwerk in englischer Sprache angemessen wiederzugeben, weder gewachsen noch wahrscheinlich sich bewußt. Er banalisiert, brutalisiert, verbreitert, entstellt fortwährend und hat wohl nur aus Gefallen an dem sensationellen Stoffe die Arbeit unternommen; ganz im Einklang mit einer Geschmacksrichtung im damaligen England, wie anderseits gewisse Milderungen und Auslassungen ihn als einen puritanisch befangenen Geist erweisen, der den engen literarischen Maßstäben seines Landes und seiner Zeit Rechnung trug. Festzustellen, wer er war, habe ich absichtlich mir versagt; vielleicht kann ein Fachgenosse gleich die Antwort darauf geben, oder jemand sucht die englische Literatur zwischen 1817 und 1823 daraufhin ab. Für die Brentano-Forschung wird dabei nichts herauskommen, denn *E ist unmöglich Vorlage unseres deutschen Dichters gewesen, und wenn er eine literarische Quelle hatte, dürfte sie in Frankreich zu suchen sein.

* * *

B.

Die drei Nüsse.

Daniel Wilhelm Möller, Professor und Bibliothekar zu Altorf, lebte im Jahre 1665 in Kolmar als Hofmeister der drei Söhne des Bürgermeisters Maggi. Im Oktober dieses Jahres hatte der Bürgermeister einen reisenden Alchimisten zum Gaste, und als bei dem Nachtische der Abendmahlzeit unter anderm Obste auch welsche Nüsse auf die Tafel gesetzt wurden, sprach die Gesellschaft mancherlei von den Eigenschaften dieser Frucht. Da aber die drei Zöglinge Möllers etwas unmäßig zu den Nüssen griffen und sie lustig nacheinander aufknackten, verwies Möller es ihnen freundlich und gab ihnen folgenden Vers aus der Schola Salernitana zu verdeutschen auf: "Unica nux prodest, nocet altera, tertia mors est." — Da übersetzten sie: »Eine Nuß nützt, die zweite schadet, der Tod ist die dritte.« Möller aber sagte zu ihnen, diese Übersetzung könne unmöglich die rechte sein, da sie die dritte Nuß längst genossen und doch noch frisch und gesund seien; sie möchten sich eines Bessern besinnen. Kaum waren diese Worte gesprochen, als der Alchimist mit Bestürzung plötzlich vom Tische aufsprang und sich in der ihm angewiesenen Stube verschloß, worüber alle Anwesende in nicht geringer Verwunderung waren. Der jüngste Sohn des Bürgermeisters folgte dem Fremden, um ihn auf Befehl seines Vaters zu fragen, ob ihm etwas zugestoßen sei; da er aber die Tür verschlossen fand, sah er durch das Schlüsselloch den Fremden auf den Knien liegen und unter Tränen und Händeringen mehrere Male ausrufen: "Ah, mon Dieu, mon Dieu!"

Kaum hatte der Knabe seinem Vater dies hinterbracht, als der Fremde sich von dem Diener zu einer einsamen Unterredung

---

[1]) Sachlich falsch, s. ADB s. v. D. W. Moller; Mißverständnis von engl. librarian (nach franz. libraire)? [2]) Doppeltes zu stört; war in *E verkannt, daß zu Altorf = a. d. Universität A.? [3]) Umschreibung durch Relativsatz englischer Stil (where he was . .). [4]) Klingt ganz englisch: in the month of October of the same year. [5]) = called? Kühler als B. [6]) Dessert, Früchten = dessert, fruit. [7]) kamen zum Vorschein, undeutsch; appeared oder made their appearance. Übergangen wird der wichtige Zug, daß die Nüsse Gesprächsgegenstand wurden. B.s zweiter Satz ist bei D. in zwei zerlegt und zugleich verkürzt, wodurch Eindruck nüchterner matter-of-factness entsteht. [8]) Vergröberung gegenüber B. [9]) Gar nicht passend; das folgende unangebrachter lehrhafter Zusatz. [10]) Brachte ihnen in Erinnerung = reminded

D.

Die drei Nüsse.

(Erzählung, frei nach dem Englischen.)

Daniel Wilhelm Möller, Professor und Buchhändler[1]) zu[2]) Altorf, lebte im Jahre 1665 zu[2]) Colmar, wo[3]) er Hofmeister der drei Söhne des Bürgermeisters Maggi war. Im Monat Oktober desselben Jahres[4]) sprach[5]) bei dem Bürgermeister ein reisender Alchimist ein[5]). — Zum Dessert[6]) bei dem Abendessen kamen unter anderen Früchten[6]) auch Nüsse zum Vorschein[7]). — Da die jungen Zöglinge Möllers dieser Frucht zu viel[8]) zusprachen, so brachte er ihnen scherzend[9]) die Schädlichkeit dieser Speise, wenn man sie zu häufig genießt, in Erinnerung[10]), und gab ihnen auf, folgenden Vers eines Autors von Salerno[11]) zu übersetzen:

"Unica nux prodest, nocet altera, tertia mors est." Sie legten diese Worte so aus: eine Nuß ist gesund, die zweite schädlich, und die dritte tödlich[12]).

Indessen[13]) bemerkte[14]) ihnen Möller, daß ihre Übersetzung unmöglich richtig sein könne, indem[15]) sie doch schon weit mehr, wie drei Nüsse gegessen hätten, ohne daran gestorben, oder nur unwohl geworden zu sein, und verlangte eine bessere Auslegung[16]). —

Kaum hatte[17]) er diese Worte ausgesprochen, so stand[18]) der Alchimist in der heftigsten Gemütsbewegung[19]) vom Tisch auf, und lief[20]), was er konnte, zum größten Erstaunen der Tischgenossen in sein[21]) Zimmer. Der[22]) jüngste Sohn des Bürgermeisters folgte dem Fremden, auf Befehl seines Vaters, auf dessen Zimmer, um zu sehen, was ihm eigentlich fehle; er fand aber die Tür verschlossen, guckte durch das Schlüsselloch, und sah, wie der Alchimist auf den Knien lag, weinte, und die Hände gefaltet gen Himmel hielt, und hörte, wie er unter Seufzen und

---

them of? [11]) Verwechslung eines Autors mit einer Schrift! [12]) D. übersetzt den Hexameter in Prosa, unangebracht, gegen B.s metrische Wiedergabe, die D also wohl nicht kannte. Vorher: übersetzen (translate); B. verdeutschen. [13]) However. [14]) remarked. [15]) Verdirbt die Pointe, daß die dritte Nuß tötet, und wird breit. [16]) asked for a better interpretation. [17]) Aktive Konstruktion, englischer. [18]) Zahm. [19]) B. sachgemäßer. [20]) Müßige Breite. [21]) B. überlegter. [22]) Der ganze Satz zu breit, parataktisch statt hypo-; sehr prosaisch (in order to find out what was really the matter with him); übergeht, daß der Sohn fragen soll; Seufzen und Stöhnen erinnert an geläufigen englischen Ausdruck, paßt hier aber nicht so gut wie B., der mit Grund den Fremden französisch beten läßt.

melden ließ. Alle entfernten sich. Da trat der Alchimist herein, fiel auf die Kniee, umfaßte die Füße des Bürgermeisters und flehte ihn unter heftigen Tränen an, er möge ihn nicht vor Gericht bringen, er möge ihn vor einem schmählichen Tode erretten.

Der Bürgermeister, heftig über seine Rede erschrocken, fürchtete, der Mensch möge den Verstand verloren haben, hob ihn von der Erde auf und bat ihn freundlich, er möge ihm sagen, wie er auf so schreckliche Reden komme. Da erwiderte der Fremde: »Herr, verstellen Sie sich nicht, Sie und der Magister Möller kennen mein Verbrechen; der Vers von den drei Nüssen beweist es: tertia mors est, die dritte ist der Tod; ja, ja, eine bleierne Kugel war es, ein Druck des Fingers, und er schlug nieder. Sie haben sich verabredet, mich zu peinigen, Sie werden mich ausliefern, ich werde durch Sie unter das Schwert kommen.«

Der Bürgermeister glaubte nun die Verrücktheit des Alchimisten gewiß und suchte ihn durch freundliches Zureden zu beruhigen. Er aber ließ sich nicht beruhigen und sprach: »Wenn Sie es auch nicht wissen, so weiß es doch Ihr Hofmeister gewiß, denn er sah mich durchdringend an, als er sagte: 'tertia mors est'.« Nun konnte der Bürgermeister nichts anderes tun, als ihn bitten, ruhig zu Bette zu gehen, und ihm sein Ehrenwort zu geben, daß weder er noch Möller ihn verraten würden, wenn irgend etwas Wahres an seinem Unglücke sein sollte. Der Unglückliche aber wollte ihn nicht eher verlassen, bis Möller gerufen war und ihm auch heilig beteuerte, daß er ihn nicht verraten wolle; denn daß auch er nicht das mindeste von seinem Unglücke wisse, wollte er sich auf keine Weise überreden lassen.

Am folgenden Morgen entschloß sich der Unglückliche, von Kolmar nach Basel zu gehen, und bat den Magister Möller um eine Empfehlung an einen Professor der Medizin. Möller schrieb ihm einen Brief an den Doktor Bauhinus und reichte ihm denselben offen, damit er keine Art von Verdacht schöpfen könne. Er verließ das Haus mit Tränen und nochmaligem Flehen, ihn nicht zu verraten.

Im folgenden Jahre um dieselbe Zeit, etwa drei Wochen später, als der Bürgermeister mit den Seinigen wieder Nüsse aß und sie sich dabei alle lebhaft an den unglücklichen Alchimisten erinnerten,

---

[23]) Viel zu breit; auch der nächste Satz, wo unnötig alle aufgezählt werden. [24]) Bei B. vernünftiger charakterisiert. [25]) B. der Mensch, englisch nicht so bequem. [26]) Öder Zusatz, erinnert an die temporary insanity eng-

Stöhnen einmal über das andremal: »O mein Gott! mein guter Gott! rette mich! hilf mir!« ausrief. —

Der junge Mensch hatte kaum seinem Vater das, was er wahrgenommen, hinterbracht, als ein Bedienter, von dem Fremden abgeschickt, zu dem Bürgermeister kam und ihn um eine geheime Unterredung in dessen Namen bat[23]). Die jungen Leute, der Hofmeister und die übrige Familie entfernen sich sogleich. — Der Alchimist tritt ein, wirft sich dem Bürgermeister zu Füßen und bittet ihn unter heftigem Schluchzen, ihn doch nicht an die Gerichte auszuliefern, und ihn von einem schimpflichen Tode zu retten. Der erstaunte[24]) Bürgermeister fürchtete, daß der Fremde[25]) den Verstand verloren oder[26]) zum mindesten bisweilen Anfälle von Wahnsinn habe. Er hebt ihn auf und bittet ihn in milden Ausdrücken[27]), ihm die Ursache seiner Besorgnisse[28]) mitzuteilen. — Mein Herr, erwiderte jener, wenn Sie mich beruhigen wollen, so geben Sie alle Verstellung auf; dies wird mir der sicherste Beweis sein, daß Sie mein Unglück nicht wollen; daß Sie und Herr Möller von meinem Verbrechen unterrichtet sind, leidet keinen Zweifel mehr und hat mir der Vers von den drei Nüssen ganz deutlich bewiesen.

»Tertia mors est: die dritte wird tödlich; das ist die Kugel; ein Druck mit dem Finger, und er stürzt, um nimmer zu erstehen. Sie haben sich verabredet, mich namenlos zu quälen, Sie wollen mich zum Tode führen; durch Sie soll ich auf dem Schaffot sterben.«

Jetzt glaubte der Bürgermeister von dem Wahnsinn des Alchimisten völlig überzeugt zu sein; er bot alles auf, um ihn von seinen fixen Ideen abzubringen; aber nichts in der Welt[28]) vermochte ihn zu beruhigen. — »Wenn auch Sie meine Geschichte nicht kennen, so ist doch Ihr Hofmeister ganz genau davon unterrichtet; er warf mir einen fürchterlichen, durchdringenden Blick zu, als er die Worte aussprach: 'Tertia mors est'.« Der Bürgermeister hatte vergeblich alle Mittel erschöpft, seinen Gast zu beruhigen, bat ihn, sich zur Ruhe zu begeben, indem er ihm sein Ehrenwort gab, daß weder er noch Möller ihn verraten wollten, wenn er auch wirklich so unglücklich sei, als er vorgäbe. Er bestand aber durchaus darauf, nicht eher zu Bette gehen zu wollen,

---

lischer Selbstmörder. [27]) in soft words. [28]) (anxiety); ganz schiefer Ausdruck. Folgender Passus wieder breit.

ließ sich eine Frau bei ihm melden. Er hieß sie hereintreten; sie war eine Reisende in anständiger Tracht, sie trauerte und schien vom Kummer ganz zerstört, doch hatte sie noch Spuren von großer Schönheit. Der Bürgermeister bot ihr einen Stuhl an, stellte ihr ein Glas Wein und einige Nüsse vor; aber sie geriet bei dem Anblick dieser Frucht in eine heftige Erschütterung, die Tränen liefen ihr die Wangen herab. »Keine Nüsse, keine Nüsse!« sagte sie und schob den Teller zurück.

Diese ihre Weigerung, mit der Erinnerung an den Alchimisten, brachte unter den Tischgenossen eine eigene Spannung hervor. Der Bürgermeister befahl dem Diener, die Nüsse sogleich wegzubringen, und bat die Frau, nach einer Entschuldigung, daß er ihren Abscheu vor den Nüssen nicht gekannt, um die Angabe des Geschäftes, das sie zu ihm geführt.

»Ich bin die Witwe eines Apothekers aus Lyon«, sagte sie, »und wünsche mich hier in Kolmar niederzulassen. Die traurigsten Schicksale nötigen mich, meine Vaterstadt zu verlassen.« — Der Bürgermeister fragte sie um ihre Pässe, auf daß er versichert sein könne, daß sie ihr Vaterland frei von allen gerichtlichen Ansprüchen auf sie verlassen habe. Sie übergab ihre Papiere, die in der besten Ordnung waren und ihr den Namen der Witwe des Apothekers Pierre du Pont oder Petrus Pontanus gaben. Auch zeigte sie dem Bürgermeister mancherlei Atteste der medizinischen Fakultät von Montpellier, daß sie im Besitz der Fabrikationsrezepte vieler trefflicher Arzeneien sei.

Der Bürgermeister versprach ihr alle mögliche Unterstützung bei ihrer Niederlassung und bat sie, ihm in sein Arbeitszimmer zu folgen, wo er ihr Empfehlungen an einige Ärzte und Apotheker der Stadt schreiben wollte. Als er nun die Frau die Treppe hinauf führte und oben über den Flur weg, kam dieselbe bei dem Anblick eines kindischen Gemäldes in eine solche Bestürzung, daß der Bürgermeister fürchtete, sie möchte an seinem Arme ohnmächtig werden; er brachte sie schnell auf seine Stube, und sie ließ sich unter bittern Tränen auf einen Stuhl nieder.

---

[29]) Scheint at least und the least zu verwechseln. [30]) Empfehlungsschreiben Plural wegen engl. letters of introduction? Das Nächste allzu weitschweifig. [31]) Angabe um dieselbe Zeit, bei B. auf den Monat bezogen, besser als bei D. auf den Tag. Nüsse zum Nachtisch hatten (had nuts for dessert); sonderbare Avantüre ganz englisch. Zerschlagung des Satzes in zwei ebenso. [32]) Frau B., *E Lady? Dann müßiger Zusatz. [33]) Clothed in deep mourning.

bis auch Möller gekommen sein würde, und beide ihm durch einen feierlichen Eid versprochen, ihn nicht verraten zu wollen; denn er war fest davon überzeugt, daß zum wenigsten [29]) der Hofmeister eine genaue Kenntnis von der ihm zugestoßenen Begebenheit hätte.

Den andern Morgen entschloß sich der Alchimist, abzureisen; er bat Möller, ihm Empfehlungsschreiben [30]) an einige Professoren der Medizin nach Basel mitzugeben; der Hofmeister fand sich hierzu sehr bereitwillig, und schrieb dieserhalb einen Brief an den Doktor Bauhin daselbst, und um dem Überbringer jeden Verdacht über den Inhalt des Briefes zu benehmen, übergab er ihm solchen unversiegelt. Der Alchimist empfahl sich dem Bürgermeister und bat beim Abschied wiederholt und dringend, man möge ja das ihm versprochene Versprechen halten und ihn nicht verraten. —

Den Herbst des darauffolgenden Jahres [31]), beinahe zur selben Zeit, oder einige Wochen später, erinnerte sich der Bürgermeister und seine Familie, als sie wieder Nüsse zum Nachtisch hatten, der sonderbaren Avantüre mit dem armen Alchimisten. Während sie noch davon sprachen, ließ sich eine fremde Dame [32]) bei dem Herrn Bürgermeister anmelden, und verlangte ihn zu sprechen. Er gab Befehl, sie hereintreten zu lassen; sie war in tiefe Trauer gehüllt [33]), und ihre Gestalt, obgleich sie das Gepräge des tiefsten Kummers trug, zeugte [34]) von einer nicht gewöhnlichen Schönheit. — Man bat sie Platz zu nehmen, präsentierte [35]) ihr ein Glas Wein und den Teller mit Nüssen. Als [36]) sie aber diese Frucht sah, bekam sie heftige Convulsionen, die Tränen rollten von ihren schönen, blassen Wangen herab, und sie schrie laut: »Um Gottes Willen keine Nüsse, keine Nüsse!«, indem sie den Teller von sich stieß. —

[37]) Dieses sonderbare Ausschlagen der Nüsse und der Abscheu, den ihr diese Frucht zu erregen schien, verbunden mit den soeben gehabten Erinnerungen an den Alchimisten, machten einen unbeschreiblichen Eindruck auf die Tischgesellschaft. Der Bürgermeister ließ die Nüsse sogleich wegnehmen, indem er die Dame um Entschuldigung bat, da er ihren Widerwillen gegen diese Speise

---

34) bore testimony to statt bore traces of . . .? 35) presented?? 36) Auflöung in Nebensatz englisch. Convulsionen nicht so gut wie Erschütterung. Schöne blasse . . . nichtige Erweiterung, ebenso der Ausruf. 37) Weitschweifig; 'unbeschreiblicher Eindruck' bleich und kraftlos verglichen mit B.s 'eigener Spannung'.

Der Bürgermeister wußte die Veranlassung ihrer Gemütsbewegung nicht und fragte sie, was ihr fehle. Sie sagte ihm: »Mein Herr, woher kennen Sie mein Elend, wer hat das Bild an die Stubentüre geheftet, an welcher wir vorüber gingen?« Da erinnerte sich der Bürgermeister an das Bild und sagte ihr, daß es die Spielerei seines jüngsten Sohnes sei, welcher eine Neigung habe, alle Ereignisse, die ihn näher interessierten, in solchen Malereien auf seine Art zu verewigen. Das Bild aber bestand darin, daß der Knabe, welcher das Jahr vorher den Alchimisten knieend und die Hände ringend in dieser Stube: "Ah, mon Dieu, mon Dieu!" hatte ausrufen hören, diesen in derselben Stellung und über ihn drei Nüsse mit dem Spruche: "Unica nux prodest, nocet altera, tertia mors est!" auf eine Pappe gemalt und an die Stubentüre, wo der Alchimist gewohnt, befestigt hatte.

»Wie kann Ihr Sohn das schreckliche Unglück meines Mannes wissen?« sagte die Frau; »wie kann er wissen, was ich ewig verbergen möchte, und weswegen ich mein Vaterland verlassen habe?«

»Ihres Mannes?« erwiderte der verwunderte Bürgermeister; »ist der Chemiker Todénus Ihr Mann? Ich glaubte nach Ihrem Passe, daß Sie die Witwe des Apothekers Pierre du Pont aus Lyon seien.«

»Die bin ich,« entgegnete die Fremde, »und der Abgebildete ist mein Mann, du Pont; mir zeigt es die Stellung, in welcher ich ihn zuletzt gesehen, mir zeigt es der fatale Spruch und die Nüsse über ihm.«

Nun erzählte ihr der Bürgermeister den ganzen Vorfall mit dem Alchimisten in seinem Hause und fragte sie, wie er sich befinde, wenn er wirklich ihr Mann sei, der vielleicht unter fremdem Namen bei ihm gewesen wäre.

»Mein Herr,« erwiderte die Frau, »ich sehe wohl, das Schicksal selbst will, daß meine Schmach nicht soll verborgen bleiben; ich erwarte von Ihrer Rechtschaffenheit, daß Sie mein Unglück nicht zu meinem Nachteil bekanntmachen werden. Hören Sie

---

38) The pleasure of her visit, gedankenlose Phrase an Stelle von B.s Sachlichkeit; ‹eigentlich› vorher Füllsel ohne Sinn. 39) establish? 40) Circumstances; B. ‹Schicksale›, nicht so äußerlich gesagt. 41) Certificates; B. Atteste. 41 a) Establishment? 42) Bibliothek weniger sachgemäß als Arbeitszimmer B., da es sich um das Amtszimmer des Bürgermeisters handelt. 43) Die Ärzte sagt zu viel (einige B.); dahinter fehlen die Apotheker, auf die es der Frau

nicht gekannt habe, und nun fragte er sie, was ihm eigentlich das Glück [38]) ihres Besuches verschaffe.

»Ich bin die Witwe eines Apothekers aus Lyon«, antwortete sie, »und wünsche mich in Colmar zu etablieren [39]). Die entsetzlichsten und traurigsten Umstände [40]) haben mich genöthigt, meine Vaterstadt zu verlassen.« Der Bürgermeister fragte sie nach ihrem Paß, um sich zu überzeugen, daß keine gerichtliche Verfolgung sie nöthige, ihr Vaterland zu verlassen; sie übergab ihm ihre Papiere, die er vollkommen in Ordnung fand, und in welchen sie als die Witwe eines Pierre du Pont, oder Petrus Pontanus bezeichnet war. Sie zeigte auch mehr Certifikate [41]) von der medicinischen Fakultät von Montpellier vor, welche attestirten, daß sie Rezepte von mehreren sehr zuverlässigen und wirksamen Heilmitteln besitze.

Der Bürgermeister versprach ihr nach allen seinen Kräften zu ihrem Etablissement [41 a]) in Colmar beizutragen; dann lud er sie ein, ihm auf seine Bibliothek [42]) zu folgen, wo er ihr mehrere Empfehlungen an die [43]) Ärzte der hiesigen Stadt schreiben wolle. — Er ließ sie die Treppe hinauf steigen; in dem Augenblick, als sie über einen Gang kamen, wurde sie unwohl und fing an zu wanken. Der Bürgermeister unterstützte sie, und führte sie in seine Bibliothek, wo sie sich in einen Armstuhl warf, und einen Strom von Tränen vergoß. — Da er nicht wissen konnte, was wohl die Ursache dieser heftigen Gemütsunruhe sein konnte, so fragte er mit Teilnahme und Schonung darnach, indem er sie versicherte, daß er alles für sie tun wolle. — »Mein Herr!« erwiderte sie, »wodurch sind Sie von meinem Unglück unterrichtet worden, und durch welchen Zufall sind Sie zu der Zeichnung gekommen [44]), die über der Türe am Eingang dieses Zimmers aufgehängt ist?« Der Bürgermeister antwortete, daß dies eine Arbeit seines jüngsten Sohnes sei, der die Gewohnheit habe, Begebenheiten, welche ihn sehr interessirten, auf diese Art zu verewigen. — Der junge Mensch, der es in der Zeichenkunst auf einen sehr hohen Grad gebracht, so daß er Personen, welche er nur einmal gesehen, wenn sie Eindruck auf ihn gemacht, ihre Züge unverkennbar

---

auch ankommen muß. Im nächsten Satz ist übergangen, welcher Anblick sie so erschüttert. [44]) Bei B. hängt sinngemäß das Bild an der Stubentür, wo der Alchimist gewohnt, bei D. über der Tür der Bibliothek, in das die Frau geführt wird. Der ganze Zusammenhang überaus wortreich und am Schluß widerspruchsvoll, indem das Bild nun doch vor dem Fremdenzimmer hängt!

mich an. Mein Mann, der Apotheker Pierre du Pont, war wohlhabend; er würde reich gewesen sein, wenn er nicht durch seine Neigung zur Alchimie vieles Geld verschwendet hätte. Ich war jung und hatte das große Unglück, sehr schön zu sein. Ach, mein Herr, es gibt schier kein größeres Unglück als dieses, weil keine Ruhe, kein Friede möglich ist, weil alles nach einem verlangt und verzweifelt und man in solche Bedrängnisse und Belagerungen kömmt, daß man sich manchmal gar, nur um des ekelhaften Götzendienstes los zu werden, dem Verderben hingeben könnte. Eitel war ich nicht, nur unglücklich; denn ich mochte mich auch absichtlich schlecht und entstellend kleiden, so wurde doch immer eine neue Mode daraus, und man fand es allerliebst. Wo ich ging und stand, war ich von Verehrern umgeben, ich konnte vor Serenaden nicht schlafen, mußte einen Diener halten, die Geschenke und Liebesbriefe abzuweisen, und alle Augenblick mein Gesinde abschaffen, weil es bestochen war, mich zu verführen. Zwei Diener in der Apotheke meines Mannes vergifteten einander, weil ein jeder von ihnen entdeckt hatte, daß der andere ein Edelmann sei, der aus Leidenschaft zu mir unter fremdem Namen in unsere Dienste gegangen war. Alle Leute, die in unserer Offizin Arznei holten, waren dadurch schon im Verdacht, liebeskrank zu sein. Ich hatte von allem diesem nichts als Unruhe und Elend, und nur die Freude meines Mannes an meiner Gestalt hielt mich ab, mich an meiner Larve zu vergreifen und mich auf irgendeine Weise zu entstellen. Oft fragte ich ihn, ob er denn an meinem Herzen und guten Willen nicht genug habe; er möchte mir doch erlauben, mein Gesicht, daß so vieles Unheil stifte, durch irgendein beizendes Mittel zu verderben. Aber er erwiderte mir immer: 'Schöne Amelie! Ich würde verzweifeln, wenn ich dich nicht mehr ansehen könnte; ich würde der unglücklichste Mensch sein, wenn ich den ganzen Tag in meinem rußigen Laboratorium vergebens geschwitzt habe und meine Augen abends nicht mehr an deinem Anblick erquicken könnte. Du bist der einzige klare Punkt in meiner finsteren Bestimmung, und wenn ich alle meine Hoffnung habe nach schwerem Tagewerk zum

---

[45]) Wie Cardauns sich ausdrückt, wäre Todénus die jüngere Form, doch wird eher die latinisierte Namensform dafür gelten dürfen, und die französische erscheint bei B. ganz angebracht; non liquet. [46]) Gemahl steif, wie vorher Dame. [47]) Die Erwiderung geschieht auf eine Frage, die D. gar nicht stellt. [48]) Geworden st. gewesen sein; mißverstanden would have been rich? [49]) Part

ähnlich auf's Papier bringen konnte, hatte den Alchimisten in der Stellung gezeichnet, wie er knieend und mit gefalteten Händen die Worte ausrief: »O mein Gott, mein guter Gott rette mich; hilf mir!« —

Über ihn hatte er drei Nüsse gemalt mit der Inschrift: "Unica nux prodest, nocet altera, tertia mors est", und er hatte diese Zeichnung über dem Eingang des Zimmers befestigt, wo diese Scene vorgefallen war. — »Aber, wie ist Ihr Herr Sohn hinter das unglückliche Geheimnis meines Mannes gekommen?« sagte die Fremde, »wie hat er eine Geschichte erfahren, die ich fest entschlossen war, mit mir zu begraben? die mein Unglück gemacht hat, und die die Ursache ist, warum ich mein Vaterland verlassen habe.« — »Ihr Gemahl!« sagte der erstaunte Bürgermeister; »Tudenius[45]), der Alchimist, ist Ihr Gemahl?[46]) Nach Ihrem Pass hielt ich Sie für die Witwe Pierre du Ponts, eines Apothekers aus Lyon.« — »Die bin ich in der Tat; es ist mein Gemahl[46]) Düpont, den die Zeichnung Ihres Sohnes darstellt; er ist nicht zu verkennen, und in dieser bittenden Stellung sah ich ihn zum letzten Mal, ich erkenne ihn an diesen darunter geschriebenen Worten, und den letzten Zweifel benehmen mir die drei Nüsse über seinem Kopf.« —

Der Bürgermeister erzählte ihr nun den ganzen Vorfall mit dem Alchimisten in seinem Haus[47]). »Mein Herr,« erwiderte die Fremde, »ich glaube, daß sich das Schicksal verschworen hat, um meine Schande zu verbreiten; aber ich habe das feste Zutrauen zu Ihrer Großmut, und bin überzeugt, Sie werden keinen Mißbrauch von meinem Geheimniß machen, und mir dadurch Schaden zufügen. — Hören Sie die traurige Erzählung meines Unglücks an: Pierre Düpont, mein Mann, lebte im Wohlstand; er würde reich geworden[48]) sein, wenn er nicht einen Teil[49]) seines Vermögens seiner Leidenschaft, für die Alchimie, geopfert hätte. Ich war noch sehr jung, und hatte das Unglück schön zu sein, ich sage das Unglück, und es gibt vielleicht[50]) kein größeres, denn ein schönes Frauenzimmer hat weder Ruhe noch Rast[51]), ist allen nur möglichen Gefahren ausgesetzt, und der Gegenstand so vieler Huldigungen und Schmeicheleien, daß, um ihnen zu ent-

---

of his fortune; B. plastischer Leidenschaft gegen B. Neigung. [50]) Perhaps; flach gegenüber B. schier. [51]) Ruhe — Rast; B. schöner. Was folgt, vielfach ganz abweichend, teils, weil wohl *E mißverstand, teils, weil es prüden Anstoß nahm.

Rauchfang hinausfliegen sehen, tritt mir alle meine Hoffnung am Abend in deiner Schönheit wieder entgegen.' Er liebte mich zärtlich, aber Gott segnete unsre Liebe nicht, wir hatten keine Kinder. Als ich ihm meine Trauer hierüber einst sehr lebhaft mitteilte, ward er finster und sprach: 'So Gott will und mir nicht alles mißlingt, wird uns auch diese Freude werden.' An einem Abend kam er spät nach Hause, er war ungewöhnlich froh und gestand mir, daß er heute mit einem sehr tief eingeweihten Adepten sich unterhalten habe, der einen lebhaften Anteil an ihm und mir zu nehmen scheine, und unsere Wünsche würden bald erfüllt werden. Ich verstand ihn nicht.

»Nach Mitternacht erwachte ich durch ein Geräusch; ich sah meine ganze Stube voll fliegender, leuchtender Johanniskäfer; ich konnte nicht begreifen, wie die Menge dieser Insekten in meine Stube gekommen sei; ich erweckte meinen Mann und fragte ihn, was das nur zu bedeuten habe. Zugleich sah ich auf meinem Nachttische ein prächtiges venetianisches Glas voll der schönsten Blumen stehen und daneben neue seidene Strümpfe, Pariser Schuhe, wohlriechende Handschuhe, Bänder und dergleichen liegen. Mir fiel ein, daß morgen mein Geburtstag sei, und (ich) glaubte, mein Mann habe mir diese Galanterie gemacht, wofür ich ihm herzlich dankte. Er aber versicherte mir mit den heiligsten Schwüren, daß diese Geschenke nicht von ihm herrührten, und die heftigste Eifersucht faßte zum erstenmal in ihm Wurzel. Er drang bald auf die rührendste und dann wieder heftigste Weise in mich, ihm zu erklären, wer diese Dinge hierher gebracht; ich weinte und konnte es ihm nicht sagen. Aber er glaubte mir nicht, befahl mir aufzustehen, und ich mußte mit ihm das ganze Haus durchsuchen; aber wir fanden niemand. Er begehrte die Schlüssel meines Schreibepultes, er durchsuchte alle meine Papiere und Briefschaften, er entdeckte nichts. Der Tag brach an, ich verzweifelte in Tränen. Mein Mann verließ mich sehr unmutig und begab sich nach seinem Laboratorium. Ermüdet legte ich mich wieder zu Bett und dachte unter bittern Tränen über den nächtlichen Vorfall nach; ich konnte mir auch gar nicht einbilden, wer den Handel

---

[51]) D., d. h. die englische Vorlage, überging die sinnvolle Johanniskäferepisode; keine Rede davon, daß B. sie zugesetzt habe, wie Cardauns meinte. Das Geräusch, wovon Amelie aufwacht, rührt von den Glühwürmchen her; D. läßt die Meinung zu, der Eindringling habe es verursacht: damit schwindet das Geheimnisvolle, an seine Stelle tritt das Brutale, indem nun die arme

gehen, ihr oft kein andres Mittel übrig bleibt, als sich selbst in ihr Verderben zu stürzen. — Überall, wohin ich auch ging, war ich von einem Haufen Anbeter umgeben, von denen einer immer mehr wie der andere Albernheiten und Fadaisen hervorbrachte, die mich zuletzt anekelten; sogar bei Nacht wurde meine Ruhe durch zahllose Serenaden unterbrochen. — Statt auf alle diese Sachen eitel zu werden, beunruhigten sie mich im Gegenteil; nur das Vergnügen, welches mein Mann empfand, wenn er meine Reize bewunderte, hinderte mich, die eigene Zerstörerin derselben auf die eine oder die andere Art zu werden, so sehr waren sie mir lästig geworden. Er liebte mich zärtlich, allein die Vorsehung segnete unsere Verbindung nicht, wir bekamen keine Kinder. Eines Tages, als ich ihm mein Leidwesen über diesen Punkt klagte, sagte er mir in einem bewegten und geheimnißvollen Ton: 'So Gott will, wird meine Hoffnung nicht eitel sein, und wir werden dieses Glückes noch teilhaftig werden.' Einige Tage darauf, als er eines Abends nach Hause kam, sagte er mir, daß er mit einem in die geheimen Künste eingeweihten Mann gesprochen habe, der ein berühmter Adept sei, Gold mache, und dem unser Schicksal außerordentlich nahe ginge, und bald würden unsere Wünsche erfüllt werden. — Ich wußte diese Worte nicht recht zu deuten. —

[52]) Wir begaben uns in unser Schlafzimmer. Gegen Anbruch des Tages wurde ich durch ein Geräusch geweckt; ich rief meinen Mann, fragte ihn nach der Ursache; und als ich meine Blicke so im Zimmer herumgehen ließ, sah ich auf einem Tisch neben meinem Bett eine prächtige venetianische Blumenvase, voll wohlriechender Blumen, daneben lagen Bänder, Pariser Schuhe, Ohrringe mit Perlen und noch andere Kostbarkeiten. —

Jetzt erinnerte ich mich, daß heute mein Geburtstag war, glaubte, daß alle diese Gegenstände ohne Zweifel Geschenke von meinem Mann seien, und bedankte mich mit der größten Herzlichkeit bei ihm. Er schwor, daß er nichts davon wisse, und von diesem Augenblick bemeisterte sich die heftigste Eifersucht seines Gemütes. Er bat mich, ihm den Verwegenen zu nennen, der mir

---

Frau bis in Kamine und Schornsteine hinein den Eindringling suchen muß! Die Geschenke bei D. umfassen Kostbarkeiten wie Ohrringe mit Perlen, wofür der Geber sein letztes Goldstück angewendet haben will, lassen aber die neuen seidenen Strümpfe und die wohlriechenden Handschuhe von B. vermissen; also ganz undurchdacht und äußerlich!

könne angestellt haben, und verwünschte, indem ich mich selbst in einem Spiegel sah, der meinem Bette gegenüber stand, meine unglückliche Schönheit; ja, ich streckte gegen mich selbst, vor innerem Ekel, die Zunge heraus; aber leider blieb ich schön, ich mochte Gesichter schneiden, wie ich wollte. Da sah ich in dem Spiegel, aus einem der neuen Schuhe, die auf dem Nachttische standen, ein Papier hervorsehen. Ich griff hastig darnach und las unter heftiger Bestürzung folgendes Billett:

»'Geliebte Amelie! Mein Unglück ist größer als je; Dich mußte ich meiden bis jetzt, und nun muß ich auch das Land fliehen, in dem Du lebst; ich habe in meiner Garnison einen Offizier im Duelle erstochen, der sich Deiner Begünstigung rühmte; man verfolgt mich, ich bin hier in verstellter Kleidung. Morgen ist Dein Geburtstag; ich muß Dich sehen, zum letzten Male sehen. Heute abend vor dem Tore findest Du mich in dem kleinen Wäldchen, unter den Nußbäumen, etwa hundert Schritte vom Wege, bei der kleinen Kapelle rechts. Wenn Du mir einiges Geld zu meiner Hülfe mitbringen kannst, so wird Dir es Gott vergelten. Ich Tor habe es nicht unterlassen können, die letzten wenigen Louisdore meines Vermögens an das kleine Geburtstagsgeschenk zu verwenden, das Du vor Dir siehst. Wie Du es erhalten, und was ich dabei gelitten, sollst Du selbst von mir hören. Schweigen mußt Du, kommen mußt Du, oder meine Leiche wird morgen in Deine Wohnung gebracht. Dein unglücklicher

Ludewig.'

»Ich las diese Zeilen mit der heftigsten Trauer; ich mußte ihn sehen, ich mußte ihn trösten, ich mußte ihm alles bringen, was ich hatte, denn ich liebte ihn unaussprechlich und sollte ihn auf ewig verlieren.«

Hier schüttelte der Bürgermeister lächelnd den Kopf und sprach: »So haben Sie also doch, meine Dame, für einen fremden Mann Zärtlichkeit empfunden?«

Die Fremde erwiderte mit einem ruhigen Selbstgefühl: »Ja, mein Herr; aber verdammen Sie mich nicht zu früh, und hören Sie meine Erzählung ruhig aus. Ich raffte den ganzen Tag alles, was ich an Geld und Geschmeide hatte, zusammen und packte es

---

53) Diese Verschärfung vacat B., mit Recht. 54) D. vergißt zu sagen, daß der Gatte das Laboratorium erst nach Tagesanbruch aufsucht. Wohl deshalb fehlt auch der Spiegel, und die Entdeckung des Briefes durch ihn.

diese Geschenke gemacht habe; da ich es aber selbst nicht wußte, so konnte ich ihm nur durch Tränen meine Unschuld beteuern. — Dies nahm er durchaus nicht an[53]), seine Eifersucht ging in Wut über: er befahl mir, aufzustehen und mich schnell anzukleiden, und nun mußte ich mit ihm alle Winkel des Hauses durchsuchen; er ließ mich nicht aus den Augen, sogar Camine, Keller, Schornsteine und andere heimliche Orte blieben nicht verschont; wir fanden aber Niemand und auch keine Spur eines fremden Menschen. — Jetzt forderte er mir meine Schlüssel ab, untersuchte in meiner Gegenwart alle meine Schränke, Commode, Schreibtische und bemächtigte sich aller meiner Papiere, die er Blatt für Blatt durchging, ohne jedoch irgend etwas Verdächtiges darinnen zu finden. Endlich verließ er mich in der übelsten Laune der Welt, und begab sich in sein Laboratorium[54]). Ich legte mich halb krank wieder zu Bette, und dachte mit Angst und Schrecken über das Sonderbare dieser Begebenheit nach; endlich, nachdem ich etwas ruhiger geworden, betrachtete ich die Geschenke genauer, und fand in der äußersten Spitze eines seidenen Schuhes ein zierlich zusammen gerolltes Papier, das ich entfaltete und welches folgende Worte enthielt:

'Theuerste Amalie!

[55]) Verfolgt von einem schrecklichen Schicksal, mußte ich mich von Dir entfernen, und jetzt bin ich sogar gezwungen, das Land, welches Du bewohnst[56]), zu verlassen. Ich habe einen Offizier der Garnison im Duell getötet, der sich rühmte, Deine höchste Gunst zu besitzen; man verfolgt mich und ist mir auf der Spur, ich schleiche nur noch verkleidet bei Nacht hier herum. — Morgen ist Dein Geburtstag; ich muß Dich sehen, zum letztenmal sehen.

Heute Abend wirst Du mich in dem Wäldchen vor dem Martinstor[57]) unter den großen Nussbäumen der öden Capelle finden, welche links ab von der Landstrasse liegt. —

Kannst Du mir etwas Geld zu meiner Reise mitbringen, so wird Gott Deine Güte belohnen. — Ungeachtet daß ich dessen ganz entblößt bin, konnte ich nicht umhin, mein letztes Goldstück anzuwenden, Dir ein kleines Geschenk zu Deinem Geburtstag zu machen. — Wie ich in Dein Zimmer gekommen,

---

55) Der erste Brief bei B. sinnvoller. 56) bewohnst; B. wärmer. 57) In diesem Satz scheint ein Kenner Lyons zu sprechen, ob nun D. oder schon *E.

in einen Bündel, den ich mir gegen Abend von unserer Magd nach einem Badehaus in der Gegend jenes Tores, vor welchem Ludewig mich erwarten sollte, tragen ließ. Dieser Weg hatte nichts Auffallendes, ich war ihn oft gegangen. Als wir dort angekommen waren, sendete ich meine Magd mit dem Auftrage zurück, mir um neun Uhr einen Wagen an das Badehaus zu senden, der mich nach Hause bringen solle. Sie verließ mich, ich aber ging nicht in das Badehaus, sondern begab mich mit meinem Bündelchen unter dem Arm vor das Tor nach dem Walde, wo ich erwartet wurde. Ich eilte nach dem bestimmten Orte, ich trat in die Kapelle, er flog in meine Arme, wir bedeckten uns mit Küssen, wir zerflossen in Tränen; auf den Stufen des Altares der kleinen Kapelle, die von Nußbäumen beschattet waren, saßen wir mit verschlungenen Armen und erzählten uns unter den zärtlichsten Liebkosungen unsre bisherigen Schicksale. Er verzweifelte schier, daß er mich nun nie, nie wiedersehen sollte. Der Abschied nahte; es war halb neun Uhr geworden, der bestellte Wagen erwartete mich. Ich gab ihm das Geld und die Juwelen, und er sagte zu mir: 'O Amelie, hätte ich mich nur heute nacht vor deinem Bette erschossen, aber der Anblick deiner Schönheit im Schlafe entwaffnete mich. An dem Rebengeländer deines offenen Fensters bin ich in deine Stube geklettert und habe die Johanniskäfer fliegen lassen, an denen ich auf meiner ganzen Reise gesammelt, weil ich mich erinnerte, daß du sie liebtest; dann legte ich dir die neuen Schuhe und Strümpfe hin und nahm mir die mit, welche du am Abend abgelegt hattest; dein trockener, ehrlicher Mann schien mir über seinen tollen Gedanken zu träumen, ich habe ihn gestern schon gesprochen, er begegnete mir hier im Walde botanisierend; es war schon düster, und da ich selbst Waldblumen dir zum Strauße suchte, hielt er mich für seinesgleichen, und wir gerieten in ein langes alchimisches Gespräch. Ich teilte ihm die Anweisung eines Mönches mit, der mich auf meiner letzten Reise in der Provence, als ich in einem Kloster übernachtete, lange von dem Geheimnis unterhielt, einen lebendigen Menschen auf chimischem Wege in einem Glase heraus zu destillieren. Dein guter Mann nahm alles für bare Münze, umarmte mich herzlich und bat

[58]) and do not fail to come. [59]) and was on the point of losing him for ever. [60]) In the course of the day. [61]) Paket aus parcel übersetzt? [62]) D. sagt nicht, warum die Magd mitgeht. [63]) Englischer Stil für 'mit dem Auftrage'. [64]) Dieser Passus unterdrückt folgerichtig die Johanniskäfer, auch die

werde ich Dir heute Abend mündlich erzählen. — Sei verschwiegen und [58]) verfehle nicht, zu kommen, sonst wird mein Leichnam morgen in Deine Wohnung gebracht werden.

Dein unglücklicher Louis.'

Diese wenigen Zeilen verursachten mir die größte Unruhe; ich mußte ihn sehen, ihn trösten, ihn unterstützen; denn ich liebte ihn über alle Beschreibung, und war auf dem Punkt [59]), ihn für immer zu verlieren.«

Bei diesen Worten schüttelte der Bürgermeister mit dem Kopf und lächelte. — »Also fühlten Sie doch Liebe für einen Anderen, Madame.« — »Ja, mein Herr,« erwiderte die Fremde mit einer ruhigen Würde; »aber verdammen Sie mich nicht, bevor Sie das Ende meiner Geschichte gehört haben. —

»Im Lauf des Tages [60]) sammelte ich soviel Geld und Kleinodien, als ich nur entbehren konnte, und machte alles in ein Paket [61]) zusammen. Gegen Abend ging ich, von einer Magd begleitet [62]), in ein Bad, das in der Nähe des Thores war, wo Louis mir das Rendez-vous gegeben hatte. — Dies konnte nicht auffallen, weil ich schon sehr oft in dies Bad gegangen war; da angekommen schickte ich die Magd zurück und befahl ihr [63]), mir gegen 9 Uhr einen Wagen zu besorgen, der mich abholen sollte. Anstatt nun in das Bad zu gehen, begab ich mich, das Paket unter dem Arm, in das Wäldchen. — Als ich in die Capelle trat, flog Louis in meine Arme. Wir umarmten uns auf das Zärtlichste und zerflossen in Tränen, — wir ließen uns auf den Stufen eines von den Nussbäumen beschatteten Altars nieder, und teilten uns gegenseitig unsere Begebenheiten mit. — Der Augenblick der Trennung erschien; es war 9 Uhr vorbei, und der bestellte Wagen erwartete mich. — Ich übergab das Paket an Louis, welches das Gold und die Juwelen enthielt [64]). 'O meine Amalie,' rief er aus; 'warum habe ich nicht meinem Leben ein Ende gemacht, als ich die vergangene Nacht an Deinem Bette saß; aber als ich Dich im Schlaf so schön sah, war es mir unmöglich. — Ich hatte das Geländer am Weinstock erklettert, und war so durch ein offenes Fenster in Dein Zimmer gestiegen.' — 'Lebe wohl, teurer Louis!' versetzte ich; 'Gott, mit welcher Schnelligkeit ist diese kostbare

---

Strümpfe, und vor allem die Aufklärung über Amelie's Hoffnung auf ein Kind; offenbar nahm der Verfasser von *E. Anstand, diese Dinge wiederzugeben; die anscheinende Geschwisterliebe war 1817 und danach aus Anlaß des Falles Byron ein zu bedenklicher Gegenstand.

mich, ihn bald zu besuchen, worauf er mich verließ; ach, er wußte nicht, daß ich ihn in derselben Nacht wirklich auf halsbrechendem Wege besuchen sollte. Wie muß ich dich bedauern, daß du kinderlos und eines solchen Toren Gattin bist!'

»Ich war noch unwillig auf meinen Mann wegen seiner nächtlichen Eifersucht und sagte: 'Ja, ich habe ihn als einen Toren kennengelernt.' Aber da die Zeit der Trennung fast verflossen war und ich meine Arme um ihn schlang und ausrief: 'Lebe wohl, lieber, lieber Ludewig! Sieh, wie diese heilige Stunde des Wiedersehens verflossen ist, so geht auch bald das ganze elende Leben dahin, habe ein wenig Geduld, alles ist bald zu Ende', da brach er drei Nüsse von einem Baume bei der Kapelle und sprach: 'Diese Nüsse wollen wir zu ewigem Angedenken noch zusammen essen, und sooft wir Nüsse sehen, wollen wir an einander gedenken.' Er biß die erste Nuß auf, teilte sie mit mir und küßte mich zärtlich; 'ach', sagte er, 'da fällt mir ein alter Reim von den Nüssen ein, er fängt an: Unica nux prodest, eine einzige Nuß ist nützlich; aber es ist nicht wahr, denn wir müssen bald scheiden. Die folgenden Worte sind wahrer: Nocet altera, die zweite schadet; jawohl, jawohl, denn wir müssen bald scheiden.' Da umarmte er mich unter heftigen Tränen und teilte die dritte Nuß mit mir und sagte: 'Bei dieser sagt der Spruch wahr; o Amelie, vergiß mich nicht, bete für mich! Tertia mors est, die dritte Nuß ist der Tod!' — Da fiel ein Schuß, Ludewig stürzte zu meinen Füßen; 'tertia mors est!' schrie eine Stimme durch das Fenster der Kapelle; ich schrie: 'O Jesus, mein Bruder, mein armer Bruder Ludewig erschossen!'«

»Allmächtiger Gott! Ihr Bruder war es?« rief der Bürgermeister aus.

»Ja, es war mein Bruder,« erwiderte sie ernst; »und nun erwägen Sie mein Leid, da mein Mann, als der Mörder, mit einer Pistole vor mich trat; er hatte noch einen Schuß in dem Gewehr, er wollte sich selbst töten; ich aber entriß ihm die Waffe und warf sie in das Gebüsch. 'Flieh, flieh!' rief ich aus, 'die Gerechtigkeit verfolgt dich, du bist ein Mörder geworden!' Er war in Schmerzen versteinert, er wollte nicht von der Stelle; wir hörten

---

[65]) D. verkennt, daß hier tragische Ironie sein soll: dem Scheidenden redet Amelie tröstlich zu, 'ein wenig Geduld, alles ist bald zu Ende' (B.). Das Weitere bei D. inkoherent mit 'fuhr er fort'. [66]) Der Hexameter läßt

Stunde verflossen; könnte doch der Rest unseres qualvollen Lebens ebenso schnell dahin fließen' [65]). Jetzt brach er drei Nüsse von einem der Bäume an der Capelle ab. 'Diese Nüsse', sagte er, 'wollen wir noch, bevor wir uns trennen, zusammen essen, und so oft wir Nüsse sehen, wollen wir uns aneinander erinnern.' Er machte die erste auf, und teilte sie mit mir, indem er mich nochmals umarmte. — 'Ach,' fuhr er fort, 'jetzt fällt mir ein lateinisches Sprüchwort [66]), die Nüsse betreffend, ein: "Unica nux prodest", eine Nuß ist heilsam; das ist nicht wahr, denn wir müssen uns bald trennen; mehr Wahrheit liegt in den Worten: die zweite ist schädlich [67]), denn der Augenblick der Trennung ist nahe.' Bei diesen Worten umarmte er mich wieder, seine Tränen fließen auf's Neue. Aber als er die dritte mit mir teilte, schrie er: 'dieser Teil des Sprüchworts ist nur zu wahr; o meine teuerste Amalie! vergiß mich nicht, bete für mich: tertia mors est, die dritte ist — tödtlich.' [68]) — 'Tödtlich!' hallte dumpf eine Stimme nach, es fällt in dem Augenblick ein Schuss, Louis fällt tot zu meinen Füßen nieder, und noch einmal hallt es dumpf aus der Capelle wieder: 'Tödtlich ist die dritte dem Verräter!'

Ich stürzte mit den Worten zu Boden: 'Allmächtiger Gott! mein Bruder, mein armer Bruder Louis!' und fiel bewußtlos auf seine blutige Leiche [69]). —

»Großer Gott, es war Ihr Bruder?« rief jetzt der Bürgermeister. —

»Ja er war mein Bruder!« wiederholte die Fremde in einem feierlichen Ton; »aber stellen Sie sich meinen Schrecken vor, als ich in dem herabspringenden Mörder meinen Mann erkannte, der jetzt eine zweite Pistole aus seinem Busen zog, und sie gegen sich selbst richtete; nur mit der größten Anstrengung gelang es mir, ihm die furchtbare Waffe zu entreißen, welche ich sogleich in das Gebüsch schleuderte. — 'Fliehe, feiger Meuchelmörder!' schrie ich ihm zu, 'ehe Du in die Hände der verfolgenden Gerechtigkeit fällst.' — Er blieb, von der Schändlichkeit seiner Greueltat, die er jetzt in ihrem ganzen gräßlichen Umfange übersah, unbeweglich und wie eingewurzelt vor der Leiche stehen. Jetzt hörten wir Leute auf der Landstraße, durch den Schuss

---

sich auch als Reimpaar sprechen, was D. oder bereits *F. verkannte. [67]) Das lateinische vergessen. [68]) Ausgeführter und verwässert. [69]) Gleich danach reißt die ohnmächtig Hingestürzte dem Mörder die Waffe weg; also sehr töricht.

Leute, die sich auf den Schuß von der Landstraße nahten, ich gab ihm das Geld und die Geschmeide, die ich meinem Bruder bestimmt hatte, und stieß ihn aus der Kapelle hinaus.

»Nun ließ ich meinem Wehgeschrei vollen Lauf, und die Ankommenden, unter welchen Männer waren, die mich kannten, brachten mich, wie eine halb Wahnsinnige, nach Hause. Der Leichnam meines Bruders ward auf das Rathaus gebracht; es begann eine gräßliche Untersuchung. Glücklicherweise fiel ich in ein hitziges Fieber und war lange genug ohne den Gebrauch meiner Sinne, um meinen Gemahl nicht eher verraten zu können, als bis er bereits in völliger Sicherheit über der Grenze war. Kein Mensch zweifelte, daß er der Mörder sei, weil er an demselben Abend verschwunden war. Die Verleumdung fiel nun mit ihren greulichsten Zungen über mich her. — Alles, was andre Frauen von mir sagten, die mich meines Elends, meiner Schönheit wegen beneideten, alle Schandreden der Männer, welche nichts an mir ärgern konnte als meine Tugend, will ich hier nicht wiederholen; genug, wenn ich sage, daß man mir den Beweis, der Ermordete sei mein Bruder, durch den schändlichsten Verdacht zu erschweren suchte. Alles wollte mich in den Staub treten, um über meine gehässige Tugend zu triumphieren. Dabei genoß ich der ekelhaftesten Teilnahme aller jungen Advokaten und war im Begriffe, vor Bedrängnis und Jammer wirklich den Verstand zu verlieren. Auf ein Testament meines Mannes, zugunsten meiner, ließ ich die Apotheke unter Administration setzen und zog auf mich mehrere Jahre in ein Kloster zurück. So verstummte endlich das Gespräch, und ich beschäftigte mich während dieser Zeit mit der Zubereitung der Arzneien für die Armen, welche die Klosterfrauen verpflegten.«

»Ihr Unglück rührt mich ungemein«, entgegnete der Bürgermeister, »aber die Art, wie Sie von dem Betragen Ihres Bruders sprachen, machte auch mir eher den Eindruck eines Geliebten als eines Bruders.«

»O mein Herr«, erwiderte die Fremde, »dies eben war eine Hauptursache meines Leides; er liebte mich mit größerer Leidenschaft, als er sollte, und mit der kräftigsten Seele arbeitete er dieser bösen Gewalt meiner Schönheit entgegen. Er sah mich

---

70) which . . prevented me. 71) die wegen meiner Schönheit eifersüchtigen Weiber. Bei B. sind sie merkwürdigerweise auch auf das Elend der Sprechen-

herbeigezogen, sich schnell nähern. — Ich gab meinem Mann das für meinen Bruder bestimmt gewesene Paket, und machte ihn fast wider seinen Willen davon eilen.

Nun ließ ich meinen Tränen freien Lauf, und einige der Ankommenden, welche mich erkannten, führten mich nach Haus. Meines Bruders Leiche wurde in das Stadthaus gebracht, und eine strenge gerichtliche Untersuchung fand unmittelbar statt. Glücklicherweise fiel ich in ein heftiges, hitziges Fieber, welches mich des Gebrauchs meiner Sinne beraubte und mich verhinderte[70]), meinen Mann zu verraten, dem es unterdessen gelang, die Grenzen zu erreichen. Niemand bezweifelte es aber, daß er der Mörder gewesen sei, denn seit jenem fatalen Abend hatte er sich nicht mehr sehen lassen. — Die giftigen Pfeile der Verleumdung unterließen nicht, mich von allen Seiten zu verfolgen; ich kann unmöglich alle die Abscheulichkeiten wiederholen, welche die wegen meiner Schönheit eifersüchtigen Weiber[71]) sich bemühten, auszusprengen, so wie die schändlichen Reden derjenigen Männer, deren Huldigungen ich verschmäht hatte; es mag hinreichend sein, Ihnen zu sagen, daß unter den gehässigsten Gerüchten man dasjenige verbreitete, daß der Ermordete nicht mein Bruder gewesen sei. Die ganze Welt schien sich gegen mich verschworen zu haben, um mich mit Füßen zu treten. — Nur die jungen Advokaten bezeigten ein lebhaftes Mitleid, sie versprachen mir Hilfe und Schutz; allein ich durchschaute ihre Absichten, sie wollten über meine aufgereizte Tugend siegen. — Ich verwarf ihre Anerbietungen, und so wurden sie meine hartnäckigsten Feinde. — Um mich allen diesen Verfolgungen zu entziehen, zog ich mich in ein Kloster zurück und verpachtete die Apotheke, über die mein Mann zu meinen Gunsten in seinem Testament verfügt hatte.

Einige Jahre beschäftigte ich mich bloß damit, die Heilmittel der armen Kranken zu verfertigen, welche den Nonnen zur Heilung übergeben wurden.« —

»Ihr Unglück geht mir sehr nahe,« sagte der Bürgermeister, sie unterbrechend, »allein die Art, mit welcher Sie von dem Benehmen Ihres Bruders sprechen, läßt[72]) eher einen Liebhaber, als einen so nahen Verwandten vermuten.« — »Er war in der Tat die hauptsächlichste Ursache meines Unglücks, er liebte mich mit

den neidisch; ob Brentano das wirklich sagen wollte? [72]) D. hier nicht so logisch wie B.

manchmal in mehreren Jahren nicht, ja, er durfte mir selbst nicht mehr schreiben; nur die Not hatte ihn bei dem letzten Vorfalle zu mir getrieben, und so konnte ich ihm meinen Anblick doch nicht versagen. Mein Mann kannte ihn nicht, und ich hatte ihn allein geheiratet, um die Leidenschaft meines Bruders entschieden zu brechen. Ach, er hat sie selbst gebrochen mit seinem Leben! Mein Mann, von seiner Eifersucht beunruhigt, hatte sein Laboratorium früh verlassen; die Magd sagte ihm, daß ich nach dem Badehause sei; es fuhr ihm der Gedanke an Verrat durch die Seele, er steckte eine doppelte Pistole zu sich und suchte mich in dem Badehause auf. Er fand mich nicht, aber hörte die Aussage der Bademeisterin, sie habe mich zum nahgelegenen Tore hinausgehen sehen. Da erinnerte er sich des Fremden, der gestern mit ihm in dem Wäldchen geredet und ihn auch nach seiner Frau gefragt hatte; er erinnerte sich, daß derselbe Johanniswürmer gefangen, sein Verdacht erhielt Gewißheit; er eilte nach dem Wäldchen, nahte der Kapelle, hörte das Ende unsrer Unterredung: tertia mors est — er beging die schreckliche Tat.«

»O, der unglückliche, arme Mann!« rief der Bürgermeister aus; »aber wo ist er, was macht er, was führt Sie hieher, konnten Sie ihm verzeihen, werden wir ihn hier wiedersehen?«

»Wir werden ihn nicht wiedersehen, ich habe ihm verziehen, Gott hat ihm verziehen!« versetzte die Fremde; »aber Blut will Blut, er konnte sich nicht selbst verzeihen! Acht Jahre lebte er in Kopenhagen an dem Hofe des Königs von Dänemark, Christian des Vierten, als Hoflaborant; denn dieser Fürst war den geheimen Künsten sehr zugetan. Nach dem Tode desselben zog er an manchen norddeutschen Höfen herum. Er war immer unstet und von seinem Gewissen gepeinigt, und wenn er Nüsse sah und von Nüssen hörte, fiel er oft plötzlich in die heftigste Trauer. So kam er endlich zu Ihnen, und als er hier den unglücklichen Vers hörte, floh er nach Basel. Dort lebte er, bis die Nüsse wieder reiften; da ward seine Unruhe unaufhaltsam; seine Zeit war abgelaufen: er reiste ab nach Lyon und lieferte sich selbst den Gerichten aus. Er hatte vor drei Wochen ein rührendes Gespräch mit mir, er war gut wie ein Kind, er bat mich um Vergebung — ach, ich hatte ihm längst vergeben. Er sagte mir, ich solle nach seiner schimpflichen Todesstrafe Frankreich verlassen und nach Kolmar reisen, dort sei der Bürgermeister ein sehr redlicher Mann.

Leidenschaft, und ungeachtet der größten Gewalt, die er sich antat, konnte er dem verderblichen Einfluß meiner Schönheit nicht widerstehen[73]). Er hatte mich seit mehreren Jahren nicht mehr gesehen, mir auch nicht einmal geschrieben; aber das unglückliche Duell, welches ihn zwang, seine Garnison zu verlassen, führte ihn zu mir zurück, ich konnte ihm eine Zusammenkunft unmöglich versagen. — Mein Mann kannte ihn nicht, und ich hatte mich verheiratet, um die unglückliche Leidenschaft meines Bruders zu vertilgen. — Ach, sie wurde zugleich mit seinem Leben vertilgt! Mein Mann, von der Eifersucht gefoltert, hatte sein Laboratorium verlassen, die Magd hatte ihm hinterbracht, daß ich ins Bad gegangen sei. Nachdem er sich mit ein paar Pistolen versehen hatte, folgte er mir. Der Eigentümer[74]) des Bades hatte ihm gesagt, er habe mich vor das Tor gehen sehen. Jetzt erinnerte er sich, daß ein Fremder, den er tags zuvor in dem Wald gesehen hatte, sich bei ihm nach seiner Frau erkundigt hatte; sein Verdacht vermehrt sich; er eilte nach dem Gehölz, nähert sich der Capelle, und indem er das Ende unserer Unterredung belauschte, vollbrachte er das schreckliche Verbrechen.« —

»Der Unglückselige!« rief der Bürgermeister; »wo ist er? Was macht er? — Was bringt Sie hierher? Können Sie ihm verzeihen? — Werden wir ihn wiedersehen?« —

»Niemals!« antwortete die Fremde. »Ich habe ihm verziehen, und er hat sich mit Gott versöhnt; allein Blut fordert Blut; er hat sich selbst nicht verzeihen können. — Er lebte 8 Jahre zu Copenhagen am Hof Christians IV. als Chimist dieses Königs, der ein großer Liebhaber der geheimen Wissenschaft war. — Nach dessen Tode besuchte mein Mann mehrere norddeutsche Höfe; aber sein Gewissen verfolgte ihn überall und ließ ihm nirgends Ruhe. So oft er Nüsse sah, oder nur von dieser Frucht reden hörte, verfiel er in die tiefste Melancholie[75]). Während seiner Wanderschaften kam er zu Ihnen, wo ihn die unglücklichen Verse wieder fort und nach Basel trieben. Hier blieb er bis zur Zeit, wo die Nüsse reif wurden. Unaufhörlich von Gewissensbissen verfolgt, konnte er endlich diesen Zustand nicht länger ertragen, kehrte nach Lyon zurück, und übergab sich selbst den Händen der Gerechtigkeit. Es ist jetzt drei Wochen, daß ich ihn zum

---

73) D. schwächer. 74) The owner, neutraler als B. 75) Fremdwort wie öfters bei D.

Zwei Tage hierauf ward er unter unzähligem Volkszulauf, bei der Kapelle, wo der Mord geschehen, enthauptet. Er kniete nieder in dem Kreise, brach drei Nüsse desselbigen Baums, welcher meinem Bruder die Todesnuß getragen hatte, teilte sie alle drei mit mir und umarmte mich nochmals zärtlich; dann brachte man mich in die Kapelle, wo ich betend an den Altar niedersank. Er aber sprach draußen: 'Unica nux prodest, altera nocet, tertia mors est', und bei diesem letzten Worte machte der Schwertstreich seinem elenden Leben ein Ende. — Dieses ist meine Geschichte, Herr Bürgermeister.«

Mit diesen Worten endete die Dame ihre Erzählung, der Bürgermeister reichte ihr gerührt die Hand und sagte: »Unglückliche Frau, nehmen Sie die Versicherung, daß ich von Ihrem Unglücke tief gerührt bin und das Vertrauen Ihres armen Mannes auf meine Redlichkeit auf alle Weise zu Ihrer Beruhigung wahr machen will.«

Indem er dies sprach und, seine Tränen unterdrückend, auf ihre Hand niedersah, bemerkte er einen Siegelring an ihrem Finger, der einen lebhaften Eindruck auf ihn machte; er erkannte auf ihm ein Wappen, das ihn ungemein interessierte. Die Dame sagte ihm, es sei der Siegelring ihres Bruders. — »Und sein Familienname heißt?« fragte der Bürgermeister lebhaft. — »Piautaz,« erwiderte die Fremde; »unser Vater war ein Savoyarde und hatte einen Kram in Montpellier.«

Da wurde der Bürgermeister sehr unruhig, er lief nach seinem Pulte, er holte mehrere Papiere hervor, er las, er fragte sie um das Alter ihres Bruders, und da sie zu ihm sagte: »Heute würde er 46 Jahre alt sein, wenn er noch lebte,« sagte er mit freudigem Ungestüme: »Recht, ganz recht! Heute ist er so alt, denn er lebt noch. Amelie, ich bin dein Bruder! Ich bin von der Amme deiner Mutter gegen das Söhnlein des Mechanikus Maggi ausgewechselt worden; dein Bruder hat dich nicht geliebt, es war Maggis Sohn, der deines Bruders Namen trug und eines so unglücklichen Todes starb. Wohl mir, daß ich dich fand!«

Die gute Dame konnte sich in diese Rede gar nicht finden;

---

76) Waffenrock, engl. coat of arms mißverstanden. 77) Piantaz, Druckfehler bei D. oder schon *E. für Piautaz, was Brentano hier einfügte, um der Claudine Piautaz zu huldigen; von Cardauns nicht beachtet. 78) Diese Alters-

letzten Male sprach; nachdem er mich um Verzeihung gebeten hatte (ich hatte ihm schon lange verziehen), bat er mich, nach seinem schimpflichen Tod Frankreich für immer zu verlassen, und mich nach Colmar zu begeben, woselbst der Bürgermeister ein vortrefflicher Mensch sei. — Zwei Tage nachdem wurde er ohnfern der Kapelle, wo der Mord geschehen war, im Angesicht von unzähligen Zuschauern enthauptet. Dies, mein Herr, ist die getreue Darstellung meiner unglückseligen Geschichte.« —

Mit diesen Worten endigte die Dame ihre Erzählung. Der Bürgermeister schien sehr ergriffen, reichte ihr die Hand und drückte sie ihr mit den Worten: »Unglückliche Frau, Ihre Leiden rühren mich außerordentlich, und ich werde alles tun, um das Zutrauen Ihres Gemahls zu rechtfertigen.«

Kaum konnte er seine Tränen bei diesen Worten unterdrücken. — Auf einmal erblickte er am Finger der Fremden einen Ring, auf dessen Schild ein Waffenrock[76]) gestochen war, der ihn sehr zu interessieren schien. Die Dame sagte ihm, es sei der Siegelring ihres Bruders. »Und wie war dessen Familienname?« — »Piantaz[77]), unser Vater war ein Savoyarde, und er hatte ein Magazin zu Montpellier.«

Der Bürgermeister war in der heftigsten Gemütsbewegung; er ging an seinen Schreibtisch, und suchte einige Papiere hervor, die er durchblätterte. Dann fragte er die Dame, wie alt ihr Bruder gewesen sei? — »Wenn er jetzt noch lebte, so würde er gerade 36[78]) Jahre haben.« — »Dies trifft ganz genau,« antwortete der Bürgermeister mit einer freudigen Ungeduld. »Heute ist Ihr Bruder gerade 36 Jahre alt, und er lebt. Amélie! ich bin Dein Bruder, ich wurde noch unter der Amme mit Maggis Sohn, dem Mechanikus vertauscht. Es war Maggis Sohn, welcher den Namen Deines Bruders trug, und der durch einen geheimen Impuls getrieben, Dich mit mehr als brüderlicher Liebe liebte, und der auf eine so unglückliche Art sein Leben verlor. Glücklicher, o dreimal glücklicher Tag, an dem ich Dich wiedergefunden habe.« —

Die Dame war in ein unbeschreibliches Staunen gerathen. Der Bürgermeister überzeugte sie gänzlich durch eine schriftliche Erklärung[79]), welche die Amme noch auf ihrem Totenbette von sich gegeben hatte, und welche die näheren Umstände der Ver-

---

angabe weniger einleuchtend als die bei B., und vielleicht nur Druckfehler.
79) B. hier erwogener.

aber der Bürgermeister überzeugte sie durch ein über diesen Austausch von der Amme auf ihrem Todesbett aufgenommenes Protokoll, und sie sank ihrem neugefundenen Bruder in die Arme.

Sie soll nachher dem Bürgermeister drei Jahre die Haushaltung geführt haben und, als er gestorben, in das Kloster zu St. Klara in Kolmar gegangen sein und demselben ihr ganzes Vermögen vermacht haben.

wechslung der Kinder genau anführte. — Amélie fällt in die Arme ihres Bruders, dem sie nun bis an ihr Ende die Haushaltung führte, und dann beschloß sie ihr Leben in dem St. Clara-Kloster zu Colmar [80]).

---

[80]) Schlußsatz von D. ganz übers Knie gebrochen, töricht. Daß D. die Heldin zweimal Amélie nennt, kann nicht beweisen, daß der Übersetzer auch B. kannte.

Rostock. Rudolf Imelmann.

BEOWULF UND NORDISCHE DÄMONENAUSTREIBUNG.

(Grettir, Heracles, Theseus usw.)

Der Beowulf ist bis jetzt vor allem als Sage aufgefaßt worden. In der 100jährigen Forschung, die ihm seit den ersten englischen Antiquaren gewidmet wurde, sah man in diesem größten Überbleibsel der frühgermanischen Dichtung vor allem die Ausgestaltung geschichtlichen Heldentums durch die Einbildungskraft. Wohl hatte man sich auch über die übernatürliche Art des Unholds Grendel und des Drachens, mit denen der Held kämpft, Gedanken gemacht. Man hatte geschwankt, ob Grendel ein Wasserdämon sei, ob er den Sturm darstelle, die Malaria oder die öden, langen Winternächte. Aber das Wesen des Kampfes des Beowulf selbst mit Grendel ist nie ernsthaft Gegenstand der Erörterungen gewesen. Immerhin ist festzustellen, daß, wenn man die Dichtung als Sage auffaßte, sie die geschilderten Vorgänge vom Erzähler und Hörer geglaubt wissen wollte. Dem stellte sich die Auffassung Panzers, der in der Dichtung ein Märchen sah, gegenüber. Diese Märchendeutung sieht, gestützt auf zahlreiche Märchenfassungen, in dem Wesen der geschilderten Vorgänge, in der Haupthandlung des Kampfes mit den Dämonen, abgesehen von dem geschichtlichen Rahmen, der das Bild des Helden umgibt, nichts weiter als ein Gewebe der Einbildungskraft, das auf irgendeine Wirklichkeitsgeltung keinen Anspruch hat. Diese Art der Deutung wird vielleicht in bezug auf den Wirklichkeitswert, den der letzte Former des Stoffes, der letzte Erzähler der Dichtung in der vorliegenden Fassung, den Vorgängen beimaß, nicht irren. Das sei schon hier gesagt. Aber eine ganz andere Frage ist die: Welchen Wirklichkeitswert, welchen Sinn in der tatsächlichen früh-

germanischen Gesittung, aus welcher die Dichtung der ältesten Stoffschicht nachstammt, wie ich schon zeigte[1]), hat der Kampf Beowulfs mit den Dämonen ursprünglich gehabt?

Um zunächst diese Frage hier zu beantworten, wollen wir uns zuerst die Erzählung von den Dämonenkämpfen in der Dichtung vergegenwärtigen. Und zugleich wollen wir die Grundbestandteile, d. h. die von der Psychologie her verständlichen Merkmale der Lage und die Wesenszüge der Vorgänge von unwesentlichen Einzelheiten und Ausschmückungen zu scheiden versuchen. Hierbei sind wir uns bewußt, daß vielleicht einiges von dem Ausgeschiedenen weiter auch in einem allgemeinen und wesentlichen Sinne mit Hilfe von völkerkundlichen Gleichsinnigkeiten erklärt werden kann. Aber das soll uns nicht abhalten, zunächst einmal ohne vorgefaßte Meinung an den Kern der Dichtung selbst heranzugehen: Der Ausgangspunkt der Dichtung liegt darin, daß dem von Kriegsglück und Ruhm bei seinem Volke begünstigten Dänenkönig Hrothgar der Wunsch kommt, sich einen mächtigen Metsaal, eine herrliche Halle: »Heorot« zu erbauen. Überall wo die Menschheit einen Schritt aus dem Gewohnten hinaus in das Neue tut, stellt sich leicht die Furcht ein, daß dieses zu irgendwelchem Unglück ausschlage. Und so auch hier. Mit dem Bau der neuen Halle hat sich die Angst vor diesem Unglück verknüpft. Und diese Angst wird ursächlich gestützt (sehen wir von nicht angegebenen, wirklichen Unglücksfällen ab) durch die bei primitiven Völkern stets bereite Vorstellung vom Dämon. Die Einwohner der neuen Halle unterliegen als Masse der suggestiven Vorstellung von dem Dämon, der nachts, wenn die Helden nach dem Biertrunk ruhen, sie fortschleppt vom Lager in seine Behausung am Grunde der benachbarten See. Der ehrgeizig gesteigerte Gautenheld Beowulf hört in der Ferne von diesem dämonischen Geschehen. Er wagt es, mit wenigen Gefährten zur Selbstbestätigung das Abenteuer in der Halle Heorot aufzusuchen. Er scheint hier in der Fremde vom Glanze des fremden ruhmvollen Kriegers umgeben. Er stößt in der Fremde auf seinen Ruhm und in der neuen Umgebung steigert dieser noch sein Selbstbewußtsein. Er will die Nacht erwarten und dem Dämon trotzen. Natür-

[1]) G. R. M. Oktober 1926.

lich kommt der Dämon. Die Erwartung kommt zur Furcht hinzu, und beide vermögen die Einbildungskraft, die Selbstsuggestion bis zur Halluzination zu steigern. (Über Erwartungssuggestion vgl. Beihefte zur Zeitschrift f. angew. Psych. und psychol. Sammelforsch. Vorschläge zur psychol. Unters. primit. Menschen, 1. Teil, Heft 5, 1913. Lipman, Suggestibilität, S. 67.) Aber in Beowulf ist der Wille, dem Gefürchteten zu trotzen. Der Selbstbehauptungstrieb ringt mit der Furcht. Es erfolgt das, was man die Gegenekstase nennen kann[1]). Beowulf tobt. »In rasender Wut waren beide Kämpfer. Der Bau erkrachte; ein Wunder war's, daß die Weinhalle trotzte dem Toben der Streiter, in Trümmer nicht stürzte das funkelnde Haus; doch zu fest war es, innen und außen mit eisernen Klammern geschickt umspannt; von der Schwelle freilich wich manche Metbank — melden hört ich's — geziert mit Gold, wo die Zornigen stritten. . . . Ein unerhörter Lärm erscholl, und lähmender Schrecken drang in das Herz den Dänen allen, die vom Hügel her das Geheul vernahmen« . . . (Beowulf, XI). Das Ergebnis des Tobens ist, daß der Dämon sich zurückzieht. Die Furcht ist durch die Gegenekstase überwunden. Die Ermüdung und die Beruhigung setzen ein. Beowulf erklärt den Dämon vertrieben.

Es handelt sich also im Beowulf, wie aus dieser psychologisch andeutenden Schilderung des ersten Kampfes hervorgeht, um eine Art der Dämonenaustreibung. Die Ausgangslage: Die neue Halle, bildet zur Erscheinung der dämonischen Besessenheit von Dänen und Gauten eine günstige Voraussetzung. Ich wies schon auf das Allgemeine der Lage hin, daß beim Eintritt in einen neuen Lebensabschnitt, in ein neues Unternehmen der Gedanke an die Möglichkeit des Unglücks naheliegt, daher für den Primitiven gerade dann der Beistand der Heilsmächte, der Götter besonders notwendig ist. Um dies zu veranschaulichen, braucht man bloß auf die Bräuche hinzuweisen, die beim Bau eines neuen Hauses das Glück auf dieses herbeirufen wollen, Bräuche, wie sie bis in die Gegenwart hinein lebendig sind, wenn sie auch ihre alte magische Bedeutung verloren haben (Sartori, Sitte und Brauch II 3 ff.). Bauriten finden wir in allen Ländern. Es galt, die Gottheit zu

[1]) Ein Begriff des Psychologen F. Schumann.

besänftigen und günstig zu stimmen, auf deren Boden man baute. Oft wurden menschliche Opfer dargebracht. Kinder wurden eingemauert, wie z. B. vom Kap Finisterre berichtet wird (vgl. Le Folk-Lore de France von Paul Sébillot, Paris 1907). Wein und Salz dienen bei Neubauten als Dämonenvertreiber. Das Grundsteinlegen durch Könige und andere öffentliche Persönlichkeiten gehört auch hierher. In Birma werden, wie Mr. Hamer (Oxford) mir erzählte, beim Hausbau die Pfosten geweiht. Das ist eine weitverbreitete Sitte. Navarra (China und die Chinesen, 1901, S. 477) berichtet, daß in China besonders die Zimmerleute und Maurer nach dem Glauben des Volkes mit Zauberkräften begabt seien. Ihnen wird oft das Unheil zugeschrieben, das sich im neuen Hause ereignet. In der Sage von Merlin, die Geoffrey of Monmouth ausgestaltete, wird erzählt, daß Vortigern, der König von Britannien, ein Schloß bauen wollte. Aber immer wieder wird der Bau von Unglück verfolgt. Zuletzt wird der große Zauberer Merlin geholt, und er erkennt die Ursache, Drachen am Grunde des Baues und vermag so zu helfen [1]). Es ist eine bei allen Völkern weit verbreitete Denkart, gegenüber allem Unglück etwas Neues verantwortlich zu machen und auf das Alte zurückzugehen. Die Gewohnheit schützt. Das Neue ist trügerisch. Dazu haben wir für die primitive Psychologie die Eigentümlichkeit heranzuziehen, die Glücks- oder Unglücksempfindung in der Spiegelung an der Umwelt zu erleben und eben in dieser Umwelt eine dämonische Ursache für die Empfindung, für das Erlebnis zu suchen. So verstehen wir denn auch, wie der alte Bau, in dem das Glück zu Hause war, für die Frühgermanen gleichsam geladen mit Glück schien, und sich dieses besonders in den Mittelpunkt des Hauses zusammenzog, an den Herd und den Hochsitz. So war es eine germanische Sitte, wir wir aus den isländischen Sagas wissen, den Hochsitzbalken des alten Hauses in das neue Haus einzubauen, um das in ihm wohnende Glück zu übertragen. Sébillot berichtet aus der Umgebung von Dinan, daß, wenn man das Feuer in einem neuen Kamin entzündete, ohne ihn mit Weihwasser geweiht zu haben, der Teufel davon Besitz ergriffe, der bald Gott aus dem Hause vertreibe. So ist die seelische Besonderheit, die in der Neuheit der prächtigen Königshalle der Dänen liegt, verständlich.

[1]) Hist. Reg. Brit. c, XIX.

Daß für irgendwelches Unglück, für Krankheit, für Schrecken und vielleicht nur für eine Art geistiger Epidemie, die aus der Hybrisstimmung des Neubaues (die Halle ist größer, als Menschen sie je kennengelernt haben) als Gegenwirkung entstammt, ein Dämon zur Ursache angesetzt wird, bereitet volkskundlich keine Schwierigkeit. Immer neigen die Völker dahin, den Hinweisen einer der wichtigsten Spiegelungen der Daseinsangst, nämlich der Angst vor den Toten, vor dem lebenden Leichnam, vor dem Wiedergänger folgend, in diesen die Ursache alles Unheils zu sehen. Die Ansicht von Mogk und Naumann, in Grendel vor allem einen Wiedergänger zu erblicken, ist begründet. Aber daneben zeigt er die Züge eines Wassergeistes, er wohnt zwischen der See und dem unheimlichen Moor, er wächst aus dem Grausen und dem Schrecken vor dem in der Einöde blinkenden und rauschenden Wasser. Gerade wenn wir diese Zwiespältigkeit seiner Wesensart uns vergegenwärtigen, wenn wir auf die verhältnismäßige Seltenheit hinweisen, daß ein Wasserdämon über das Land vordringt, könnten wir an der Einheitlichkeit der Überlieferung des Grendelkampfes zweifeln. Handelt es sich hier um die Verschmelzung zweier Lieder? Aber auch gerade die Verschmelzung der Züge vom Wiedergänger und Wassergeist in einer Gestalt sind volkskundlich bezeugt. Ich möchte nur schon hier auf die Grettirsage hinweisen. Sie wird uns auch als wichtigste Gleichsinnigkeit für den Beowulfkampf noch im folgenden zu beschäftigen haben. Bevor wir aber darauf eingehen, wollen wir die grundsätzlichen seelischen Möglichkeiten der Dämonenaustreibung im allgemeinen erörtern.

Austreibung beschäftigt sich mit Besessenheit. Und zwar kann diese Gruppen und einzelne ergreifen. Die Voraussetzung aber für die Besessenheit ist die Angst. Durch die Angst, die in das Bewußtsein keilartig hineinschneidet, wird das geistige Blickfeld versperrt. Die Selbstbestimmung wird erschwert. Die angstbetonte Vorstellung herrscht. Sie wird selbständig. Sie richtet sich auf zu einer Gestalt, die von den Primitiven als Dämon gedeutet wird [1]). Die Besessenheitsvorstellung kann bis zur Auflösung der Persönlichkeit, bis zur Gleichsetzung der Persönlichkeit mit dem Dämon oder mit mehreren Dämonen

---

[1]) Seine Begriffsbestimmung erfolgt in einer demnächst erscheinenden Arbeit über das Dämonische im Mittelalter.

führen. Wie der amerikanische Psychologe Morton Prince gezeigt hat (Dissociation of a Personality, 1910), verlaufen bestimmte nervöse Erkrankungen gleichsinnig. Die verschiedenen Arten der Austreibung beziehen sich auf die verschiedenen Arten der Besessenheit. Sie gehen aber auch ohne Rücksicht auf die Form der seelischen Erkrankung vor. Doch natürlich wird das Verhalten des Austreibenden verschieden sein, je nach der Form, wie sich die Besessenheit nach außen darstellt, ob die Äußerungen des Kranken verändert sind, ob der Dämon voll vom Kranken Besitz genommen hat, ob er aus ihm spricht, oder ob er erst zu ihm spricht, ihn zu bedrängen versucht. Die Verschiedenheit der Inanspruchnahme des Ichs durch die Besessenheit ist auch nach außen hin erkenntlich.

Wir können die folgenden Arten der Austreibung unterscheiden, wenn wir auf die Gesamtheit des völkerkundlichen Stoffes blicken und diesen in seinem wesentlichen Aufbau hier herauszustellen suchen.

1. Der Austreibende, der Zauberer, der weise Mann, der Schamane, der Priester erkennt den Geist, er benennt ihn, faßt ihn also begrifflich, geistig und schafft dadurch die erste Erleichterung. Die dunkle Macht ist unter das Licht des Namens gestellt, der aus der menschlichen Gemeinschaft der Sprache hervorwächst und die Vorstellung des in ihr zu findenden Haltes vermittelt. Dieses Benennen findet in manchen Fällen die entschiedenere Form, daß durch den Namen auch der Geist herbeigerufen wird. Der Exorzist stellt sich dem Dämon gegenüber, er faßt ihn voll ins Auge. Er nagelt ihn sozusagen fest.

2. Es erfolgt nun sinnvoll die Bedrohung des Dämons. In China rückt der Priester, wenn er, wie Navarra erzählt, in eine Familie gerufen wird, wo ein übelgesinnter Geist spukt, diesem in vollem Ornat, mit einem aus Pfirsichholz geschnitzten Schwerte zu Leibe. Die Klinge des Schwertes trägt eine magische Inschrift. Die Scheide sowie der Griff der Waffe sind mit roten Tuchstreifen umwunden. Der Mantel des Priesters ist ebenfalls rot, eine Farbe, vor welcher sich die Geister ungemein fürchten. Nachdem er Räucherkerzen auf einem Altar verbrannt hat und Gebete gesprochen, in welchen er die Götter um Macht bittet, ruft er den Dämonen zu, sich zu entfernen. Seine Gehilfen schlagen die Gongs. Schließlich

tritt er vor die Haustür, fuchtelt dort mit dem Schwert in der Luft herum, um die vertriebenen Dämonen an der Rückkehr zu verhindern. Wie mir ein Bengale erzählte, wird in dessen Heimat der Dämon im Kranken durchgeprügelt. Der Austreiber fragt den bösen Geist: »Willst du hinaus?« Er fragt und prügelt so lange, bis der Dämon im Kranken erklärt: »Ja, ich will.« Aber der Austreiber versichert sich noch dieser Willenserklärung. Er läßt den Dämon im Kranken zum Zeichen seiner Redlichkeit große Wasserkrüge mit den Zähnen hochheben.

3. Außer dieser Form, den Dämon mit Gewalt zu vertreiben, gibt es die, die seinen Willen durch Opfer günstig stimmen will. Sie ist besonders afrikanisch. Man fragt den Dämon im Kranken, welches Opfer man ihm darbringen solle, oder durch welche Sühne man ihn günstig stimmen könne. Dieses wird zum Beispiel auch aus Indien berichtet, wo man wohl oft zu dieser Behandlungsweise greift, wenn die Geißlung des Besessenen erfolglos geblieben ist (vgl. Encycl. of Religon a. Ethics, Bd. IV, 1911, S. 605). Das gleiche ist in Cochinchina Sitte. Wenn hier eine Frau in anderen Umständen von Hunden, Katzen oder wilden Tieren träumt, die sie angreifen, so werden hierin Dämonen gesehen. Der Exorzist, der auch hier zunächst mit Trommelschlagen und Zaubersprüchen die Geister zu vertreiben sucht, greift als letztes Mittel dazu, ihnen Nahrung anzubieten. Im Punjab ist die Zeit nach der Geburt besonders günstig für Angriffe von Dämonen; auch zur Zeit der Pubertätsriten bei Mädchen werden den Dämonen, um Besessenheiten zu verhindern, Opfer dargebracht. — Wenn wir diese Opfer in ihrer seelischen Wirkung für die Besessenen verstehen wollen, so müssen wir daran denken, daß die krankhaft festen Vorstellungen abgeleitet werden durch die Gegenvorstellung der Segenskraft des Opfers.

Auf denselben Zusammenhang weist der schon in den erwähnten Beispielen hervortretende Umstand, daß die Bedrohung des Dämons auch durch ein magiekräftiges Amulett oder Wort erfolgt. Der schwarzen Magie des Dämons wird die weiße Magie des Exorzisten entgegengesetzt. Diese Art der Dämonenvertreibung haben wir auch noch in der christlichen Kirche, wo zunächst jeder Christ, seit der Mitte des 3. Jahrhunderts die mit besonderen Kräften ausgestattet geglaubten Priester,

die sich dieser Aufgabe widmeten, mit Gebeten, in denen der Name Christi eingeflochten war, mit Handauflegen, Kreuzschlagen und Weihwassersprengen die Dämonenaustreibung verrichteten.

4. In allen diesen Fällen tritt der Exorzist dem Dämon gegenüber. Er bleibt selbst sozusagen unangegriffen. Er tritt in der Haltung des Herrn über die bösen Geister auf. Es ist jene Haltung, die noch die katholische Kirche in ihrem Exorzismusritual dem Austreiber anempfiehlt: selbstbewußt und verachtungsvoll zu den bösen Geistern im Kranken zu sprechen. Und auch Luther sprach sich bekanntlich dahin aus, nicht viel Wesens von den Teufeln zu machen, die in einen Menschen gefahren seien, sondern sie zu verachten. Außer dieser Heilung durch die Herrschaftshaltung eines anderen gibt es nun aber auch Fälle, in denen der Besessene sich selbst heilt. So berichtet uns Rivers (Melanasian Society, Bd. I, S. 164 ff.), daß, wenn in Melanesien ein Dämon, Tamate genannt, oder mehrere Tamate Besitz von einem Menschen nehmen, dieser von einer tobenden Verrücktheit befallen wird und von unglaublicher Schnelligkeit im Laufen begabt erscheint. Er wird nur mit Schwierigkeit überwältigt, nur durch eine größere Anzahl von Männern kann er bezwungen und niedergehalten werden. Es wird ein Feuer angesteckt, und Zweige eines wohlriechenden Krautes werden verbrannt und auch über die Nase des kranken Mannes gelegt. Durch diese Behandlung wird er instand gesetzt, nun selbst das Wichtigste zu tun, nämlich den von uns gekennzeichneten ersten Akt der Austreibung zu vollziehen, die Namen der Tamate, die ihn befielen, zu nennen. Daß diese Benennung auch hier der wichtigste Vorgang ist, sieht man daraus, daß auf sie hin er noch einmal in heftige Zuckung fällt. Aber zuletzt erfolgt auf diese Weise seine Heilung.

5. Im ganzen sind die Fälle der Selbstheilung selten bei Primitiven. Es bleibt aber noch jenes große Gebiet der Heilungen zu besprechen, in denen der Austreiber nicht als Herr den Geistern gegenübertritt, sondern sich selbst der Besessenheit ausliefert und dann in einer für die Kranken vorbildlichen Art in sich selbst den Dämon überwindet.

Auch hier beginnt die Austreibung damit, daß der Dämon benannt wird. Aber wenn er durch dieses Aufrufen nun zur

Erscheinung sozusagen gezwungen ist, liefert sich ihm der Austreiber selbst aus. Er steigert sich nach seiner Veranlagung mehr oder weniger künstlich in eine Besessenheitserregung hinein. Oder, was im Wesen auf dasselbe herauskommt, er versucht den Dämon mit Hilfe von Masken und Tänzen darzustellen. So berichten uns die Sarasins (Die Weddas von Ceylon, S. 502), daß die Singalesen und Tamilen, wenn sie glauben, daß jemand von Dämonen (Yakas) besessen sei, den Dämonenpriester kommen lassen. Dieser soll dann in der Maske des die Krankheit verursachenden Dämons einen Tanz aufführen. Die Darstellung des Dämons im Namen wird in der Mimik gesteigert, sozusagen. Der Sinn dieses Tanzes ist auch, daß in ihm ein Kampf zwischen dem Dämon und einem den Überwinder darstellenden Menschen durchgeführt werden soll (vgl. dazu auch Carl Hagemann, Spiele der Völker, 1919). Hierbei kann die Rolle des Überwinders und der Dämonen bald von einer Person allein, bald von zwei oder mehreren übernommen sein. Schon in diesen Tänzen kommt der wesentliche zweite Akt der Austreibung zum Ausdruck, daß nämlich der Besessenheit eine Gegenekstase entgegengesetzt wird, die befreit. Die Primitiven drücken das zum Beispiel so aus, daß in den Austreiber ein dem Dämon überlegener, stärkerer Geist hineinfährt. So wissen wir von den Malaien (Malay Magic von W. W. Skeat, London 1900), daß der Austreiber (der Parwang) sich von dem Tigergeist unterstützt glaubt. Diese Gegenekstase wird durch Narkotika, durch Schreien, Trommelschlagen, Zurufe der Umstehenden und Tanz gesteigert. In Nordindien wird vor allem dem Tanz vertraut, der in einigen Fällen bis zu sechs Monaten andauert. In ihm wird auch der Dämon in Kleidung, Waffen und Schmuck dargestellt. Als Mittel, die Austreibungskraft selbst zu erhöhen, gelten natürlich alle jene wie Fasten, Selbstkasteiung usw., denen überhaupt von Primitiven die Erhöhung der magischen Fähigkeiten zugetraut wird. Dahin gehört auch das Tabakrauchen, Betelkauen, Essen von Kokablättern usw. (vgl. Preuß, Die geistige Kultur der Naturvölker, 1914, S. 32). Der Kampf gegen den Dämon wird auch häufig im Traum ausgeführt. So erzählt uns Rivers (Mel. Soc. Bd. I, S. 165 f.), daß, wenn ein Gisman festgestellt hat, daß die Seele eines Kranken durch einen Dämon aus dessen Leibe vertrieben ist, er beschließt, sie wiederzuholen. Er nimmt einen Schlaftrunk

zu sich und kämpft nun im Traum mit dem bösen Dämon. Oft kündigt er beim Erwachen an, daß er bei dem Kampfe nicht gesiegt habe. Preuß (Eingeborene Amerikas, S. 16) hat die Krankenheilung bei den Indianern im Staate Washington beschrieben. Hier herrscht die Vorstellung, daß in der Unterwelt der Kampf um den Besitz der Seele des Kranken zwischen dem bösen Dämon und dem Austreiber stattfindet. Dieser Austreiber müsse, wie die Indianer berichten, einen ungewöhnlich starken Willen haben. Auch bei den Arekunas stellt sich die Krankenkur als eine Kraftprobe zwischen dem Willen des guten Zauberarztes und des bösen Zauberarztes dar, von dem man annimmt, daß er die Geister geschickt hat, die die Seele des Kranken bedrängen. — Bei dieser Behandlungsweise scheinen die einzelnen Formen der nervösen Erkrankungen sich nicht in der Form der für alle Krankheiten geltenden Behandlungsweise so stark durchgesetzt zu haben wie in der ersten von uns besprochenen Gruppe von Fällen. Es wird aber besonders für hysterische Erkrankungen auch in dieser darstellenden, sozusagen dramatischen Form der Behandlung eine im Sinne der Katharsis leicht verständliche Heilwirkung liegen. Wir haben hier eine psychologische Quelle des Ritus und des Dramas.

Es ist bemerkenswert für die germanische Dämonenaustreibung, die in unserem Falle sich in Beowulf auf den zum Teil naturdämonischen Grendel bezieht, daß, wie die Krankheitsgeister in den letzten Fällen, bei den Eskimos nach dem Bericht von Rasmussen auch ein Sturmdämon durch Darstellung und Gegenekstase überwunden wird. Das Wesentliche der großartigen Überwindung des Sturmdämons, die von dem Eskimoforscher (Tulefahrt, 1926, S. 45) beschrieben ist, liegt darin, daß der Zauberer sich selbst in Trance versetzt, wie er es nennt: seine Hilfsgeister aufbietet, um dann in einem anderen Manne, der als vom Sturmdämon besessen angesehen wird, diesen zu vernichten. Er schleudert und stößt unter Brüllen und Beschwören mit Zauberworten den Träger des Sturmdämons umher. Zuletzt hat er alles Leben aus seinem Gegner herausgedrückt, den er wie ein lebloses Bündel hinter sich herschleppt. Die Zuschauer haben sich vor dem Toben auf die Bänke der Schneehütte gerettet. Immer wieder belebt er den Scheintoten, immer wieder bringt er ihn zur Ohnmacht, bis der Sturm wirklich besiegt erscheint.

Die große Verbreitung der in ihrer hauptsächlichsten Form hiermit geschilderten Besessenheit über die im heutigen Sinne krankhaften Fälle hinaus steht in einem allgemeinen Zusammenhang mit der seelischen Veranlagung der Primitiven, die in weitgehendem Maße die Selbstbestimmung, die Freiheit des Entschlusses und der Handlung ausschließt. Preuß (Die geistige Kultur der Naturvölker, 1914, S. 27) hat uns einen guten Einblick in diese Verhältnisse gewährt. So gehört es zum Beispiel zu den gewohnten Vorstellungen der Goruba, daß sich jeder einzelne von ihnen von drei Geistern bewohnt glaubt. Von diesen haust einer im Kopf, einer im Magen und einer im großen Zeh. Der erste wird Eigentümer oder Herr des Kopfes genannt, bisweilen auch »Kopf« oder »Fähigkeit« schlechthin. Aber er wird verehrt wie ein Dämon; das Blut der geopferten Hühner wird ihm auf die Stirn geschmiert. Er verschafft seinem Träger das Glück. Der zweite im Magen verursacht u. a. das Hungergefühl, der dritte Geist im großen Zeh erhält nur Opfer, wenn man eine Reise antreten will. Dann salbt man den großen Zeh mit einer Mischung von Hühnerblut und Palmöl. Bei dieser Veranlagung, alle Einzelheiten des Körpers und ebenso der auf das Leben einwirkenden natürlichen und menschlichen Einflüsse als die Seele beherrschende Selbständigkeiten, als Dämonien aufzufassen, ist verständlich, daß die beiden geschilderten Hauptformen der Dämonenaustreibung grundlegend sind für die primitive Gesittung überhaupt, da sie allein das nötige Gegengewicht gegenüber der Dämonie, die nötige Freiheit des Gefühls, Willens und der Tätigkeit gewährleisten. Von außen gesehen möchte man annehmen, daß die erste Form, in der der Austreiber frei und unbesiegt dem Dämon gegenübertritt, einer Gesittung entspricht, in der die Herrschaft des Dämonischen nicht unumschränkt ist, und eben dafür die überlieferte Form des unbesiegbaren Zauberers den Gesittungsausdruck darstellt. Vermutlich ist hiermit verglichen die zweite Form der Austreibung, in der der Zauberer die Überwindung des Dämonischen am eigenen Leibe sozusagen in vorbildlicher Weise vorführt, die primitivere. Aber auch hier tritt nach der Besessenheitserregung, nach dem Tanz in dem Austreiber, wie gesagt, die Beruhigung ein; jedenfalls in der Mehrzahl der Fälle gehört es schon zur überlieferten Form, daß der Austreiber das eigene Gefühl des

Befreitseins in feierlicher Erklärung als die Befreiung vom Dämon seiner Umgebung mitteilt und damit auch auf diese die Suggestion des Befreitseins ausübt. Wir erwähnten aber auch einzelne Fälle, in denen der Sieg dieses Zauberers nicht selbstverständlich ist (Rivers über den Gisman). Und hiermit gewinnen wir den Einblick in einen Zusammenhang, in dem die Dämonisierbarkeit der menschlichen Natur in einem abnehmenden Verhältnis zu der Entwicklung von den Formungen des Freiheitserlebnisses stand.

Wenn wir von dieser kurzen Übersicht über die völkerkundlichen Gleichsinnigkeiten zu der frühgermanischen Form der Austreibung, wie wir sie am Beowulf ins Auge gefaßt hatten, zurückkehren, so ist sofort klar, daß sie der Form zuzuweisen ist, die ich kurz die »vorbildliche Selbstüberwindung« nennen möchte. Auch hier ist das Wesentliche, daß Beowulf der Vorstellung von der Herrschaft des Dämons, also auch eine Art Besessenheit, die in der Halle Heorot erlebt wird, unterliegt, um dann durch Entwicklung der Gegenekstase in der nächtlichen Tobszene in vorbildlicher Weise diese Besessenheit abzureagieren und diesen Zustand der Befreiung dann autoritativ und suggestiv seiner Umgebung mitzuteilen.

Die Unterschiede, die diese frühgermanische Dämonenaustreibung gegenüber den aufgeführten Fällen abheben, liegen vor allem darin, daß anstatt des Zauberers hier der »Held« die Austreibung verrichtet, und daß diese in keiner Weise eine zeremonielle Form aufweist, wie das in den meisten Fällen, wo Reisende über heutige sogenannte Naturvölker berichten (die natürlich in dieser Hinsicht dann alte Gesittungsformen zeigen), der Fall ist. Sie ist lebendiger Volksbrauch. Aus andern Zusammenhängen heraus[1]) haben wir schon die für die germanische Gesittung im Mittelpunkt stehende Tatsache berührt, daß durch die Wirklichkeitserfassung in der menschlichen Gemeinschaft selbst, nicht in einem Transzendenten, hier die Vorherrschaft der Magie überwunden wurde. Für diesen Sachverhalt ist auch wesenhaft bezeichnend, daß der Held der Dämonaustreiber ist. Es ist vielleicht gerade dieses die bezeichnendste Form der germanischen Gesittung. Nirgends sonst haben wir diese

---

[1]) G.R.M. Oktober 1926.

Form in derselben Zuspitzung wie hier. Nur Ansätze dazu sind uns in allen jenen Gesellschaftsformen gegeben, in denen der Männerbund seine Macht gegenüber dem schwächeren Geschlecht stark durchsetzt. Wir werden nachher an den isländischen Sagas sehen, daß die Dämonen auch die Bauernhöfe aufsuchen. Aber doch scheint es mir nicht zufällig, daß gerade in der Männer- und Königshalle Heorot der Spuk die im Liede berichteten denkwürdigen Formen annahm. Eine starke Wurzel führt vom Dämon zum Wiedergänger. Und gerade die Wiedergänger der tapfersten und gefürchtetsten Krieger werden an der Urbildgestaltung der furchtbarsten Dämonen kräftig mitgeholfen haben. Die Helden des Männerhauses aber fürchten nicht nur die Geister der tapferen Ahnen, sondern verehren sie auch. So hat sich gerade hier der lebendigste Verkehr mit ihnen herausgebildet. Schurtz (Urgeschichte der Kultur, S. 115) berichtet darüber anschaulich: »Nirgends weiß man denn auch so gut wie im Männerhause mit den Gespenstern fertig zu werden; aber Weibern und Kindern ist es nicht geraten, dem Junggesellenheim nahezukommen, wo die Schädel der Verstorbenen von den Wänden grinsen, geheimnisvolle Holzbilder drohend umherstehen und von Zeit zu Zeit die Trommel, die Flöte oder das Schwirrholz die Bewohner zum unheimlichen Gespenstertanze ruft. Der Männergesellschaft entgeht die Furcht des schwächeren Geschlechtes nicht, die bald als ein Machtmittel ersten Ranges erkannt wird.« Das sind Verhältnisse, wie sie in diesem Falle auf Neulauenburg zum Beispiel herrschen, aber über die ganzen Primitiven verbreitet sind. Im Zusammenhang hiermit steht es nun verständlicherweise, daß man einem besonders gefürchteten Mitglied der geheimen Gesellschaften und des Männerhauses in besonderem Maße die Fähigkeit zutraut, der Geister Herr zu werden. Hinzu kommt der persönliche Ehrgeiz. Speiser berichtet (Ethnologische Materialien, S. 174 f.), daß auch bei den Primitiven, wie zum Beispiel denen der neuen Hebriden, ein starker Auszeichnungsdrang herrscht: »Will man den Eingeborenen zu einer Leistung anfeuern, so geschieht dies am besten, indem man an seine Eitelkeit appelliert. Einer gefürchteten Schlange nähert er sich, wenn die Kameraden sich fürchten. Eine Höhle wird er betreten, wenn die anderen vor Gespensterfurcht zurückgehalten werden, immer in der Hoff-

nung, daß von seiner Heldentat an den künftigen Abenden gesprochen werde.« Es sind also allgemeine Formmöglichkeiten, die in der Austreibung von Dämonen gerade durch den Helden, nicht durch einen Zauberer, Priester oder weisen Mann in der germanischen Kultur zu einer besonderen und einzigartigen Auswirkung gekommen sind.

Bevor aber diese neue Deutung des Beowulf angenommen werden soll, wird es nötig sein, auf die Frage einzugehen, ob denn die Germanen überhaupt derartigen Besessenheiten zugänglich waren. Es ist im allgemeinen nicht eine Vorstellung, die von germanischer Gesittung gehegt wird. Man braucht aber bloß, um diese Seite an ihr in das rechte Licht zu stellen, auf die Berserker hinzuweisen. Hier tritt die Suggestibilität gegenüber dämonischen Besessenheiten deutlich ans Licht. Berserker bedeutet Bärenhäuter, und der Name zeigt, daß hiermit ursprünglich solche Menschen bezeichnet wurden, die in Ausbrüchen einer bärenhaften Wut und Energie sich selbst in Bären verwandelt wähnten oder so angesehen wurden. Es sind also, aus dem Gesamtzusammenhang primitiver Gesittung gesehen, dämonisierbare Naturen. Ihre Schilderung stimmt damit überein. Sie werden als nicht »eingestaltig« bezeichnet. Wenn sie in Erregung geraten, in den Berserksgangr, werden sie unwiderstehlich. »Sie heulen dann wie Hunde, gebärden sich schrecklich, beißen in den Schild und führen ihre Taten brünnelos aus. In dieser Erregung, glaubt man, schadet ihnen weder Feuer noch Schwert; ist aber der Berserksgangr vorüber, dann sind sie schwächer als gewöhnliche Menschen, und sie scheinen eine schwere Krankheit durchgemacht zu haben.« (Reallexikon ed. Hoops, Bd. I; vgl. den gleichlautenden Bericht in der Geschichte vom Skalden Egil, Thule, Bd. III, 1911, S. 184, 191 usw.) Der in diesem Berserker gesteigerte Furor teutonicus ist fraglos eine primitive Lebensform. Es ist dem primitiven Wesen entsprechend, mit seiner leichten Dämonisierbarkeit, daß es sich durch Ausbrüche von hemmungsloser Wut eineinschüchtern und bannen läßt. Schurtz (Urgeschichte der Kultur, S. 71) hat das folgendermaßen ausgedrückt: »Das launenhaft unberechenbare Wesen der Naturvölker ist nicht durch Güte zu bändigen, sondern nur durch Schrecken, und der ist in den Augen des eigenen Volkes der größte Fürst, der durch Ausbrüche wütender Energie den ähnlichen, aber

schwächeren Charakter seiner Untertanen einschüchtert.« Es ist bemerkenswert für die germanische Entwicklung, daß die Form der Dämonisierbarkeit, die im Berserker subjektiv und objektiv vertreten ist, später überwunden wurde. Wir haben zwar in der Inglingasage (Kapitel VI) aus der Wikingerzeit die Erzählung, daß die Berserker Odins Kämpfer gewesen seien. Das ist noch alte Wertschätzung. Aber im allgemeinen fühlen sich die späteren Helden den Berserkern überlegen. Diese fallen am Ende ihrer tobenden Laufbahn, in der sie überall Kämpfe suchen, den Männern ihre Weiber oder Töchter entführen und das Eigentum rauben, von Heldenhand. — Die Primitivität des Berserkertums kann außer durch den Hinweis auf diese innere Entwicklung durch seine Einordnungsmöglichkeit im Rahmen primitiver Gesittung, zum Beispiel in Melanesien mit seinen Tamateläufern und im Malaientum mit seinen Amokläufern, gezeigt werden. Das Germanentum der Wikingerzeit stand weit über dem Berserkertum. Die isländischen Gesetze bestrafen den Berserksgangr sogar später mit Landesverweisung (vgl. Hoops, Reallexikon). Ob zur Zeit der Gestaltung des Beowulfstoffes in der festländischen Heimat der Angelsachsen schon diese Höhe der Gesittung erreicht ist, scheint mir fraglich. Es erscheint mir vor allem deshalb fraglich, weil wir aus den von uns gezeigten Zusammenhängen den Schluß ziehen müssen, daß die Tobszene in der Halle Heorot dem Berserkertum noch sehr nahe steht. Ich möchte damit nicht sagen, daß Beowulf in unserem Lied ein Berserker ist. Auch Luther bekämpfte die Gefahr der Dämonie in dem echt germanischen Zornausbruch, indem er den Teufel mit dem Tintenfaß bedrohte. Und andererseits wird an Beowulf die Besonnenheit seines Wesens in Kampf und Herrschaft wiederholt gerühmt im Liede. Aber wenn die wütende Beharrlichkeit, mit der er in seiner Seele um die Herrschaft über den Dämon kämpft, nachts in dem blinden Toben in der Halle sich auswirkt, so verleugnet diese Szene nicht seine ursprüngliche Verwachsenheit mit urtümlicher Menschenart.

Ein Vergleich des Beowulf mit der Geschichte von dem starken Grettir, die uns in der isländischen Sage erhalten ist, wird uns noch überdies weiter verdeutlichen, daß es sich in der Heorotszene in ihrem Kerne nicht um ein literarisches Motiv handelt, wie man bisher annahm, sondern um einen

Volksbrauch, eine fest und bestimmt abgegrenzte Gesittungsform. Wohl ist die adlige Welt des dänischen Königshofes, in der Beowulf seine Dämonenaustreibung vollzieht, eine andere als die der isländischen Bauernhöfe. Aber der germanische Adel der Völkerwanderungszeit ist, wie wir an anderer Stelle[1]) zeigten, noch nicht weit von dem freien Bauerntum entfernt, dessen Steigerung und Gipfelung er darstellt. Und so können wir, da uns in der Grettirsage die Gunst der isländischen Literaturverhältnisse eine breite Schilderung von dämonischer Heimsuchung und Dämonenüberwindung bewahrt hat, an Hand dieser in die seelischen Zusammenhänge eindringen, die diesem Gebiet im allgemeinen Frühgermanentum eigentümlich waren.

Eine völlige Gleichsinnigkeit liegt zwischen Beowulf und Grettir nur in der eigentlichen Kampfszene, nur in der Entwicklung der Gegenekstase durch den heldischen Dämonenaustreiber. Aber wir wollen die Zergliederung der Grettirsage und den Vergleich zwischen den beiden Quellen doch einigermaßen sorgfältig durchführen, da sie geeignet sein werden, unser Verständnis von der besonderen Art der Dämonisierung einer menschlichen Gruppe, wie der Hallengenossenschaft oder der Bauernhofbewohnerschaft im Germanentum, zu fördern.

Zunächst einige Bemerkungen über den Helden der Grettirsage. Er ist eine historische Gestalt: Grettir Asmundarson, der im Jahre 996, vier Jahre vor der Einführung des Christentums, in Bjarg in Nordisland geboren wurde (vgl. Thule, Bd. V, S. VI; vgl. auch Isländische Volksmärchen von Hans und Ida Naumann, 1923, Nr. 69). Er hatte alle Eigenschaften und vollbrachte alle Taten, die ihn im Gerücht und Ruhm seiner Zeit zum Helden stempeln mußten. Aber wenngleich er in seiner Jugend auf einer Fahrt nach Norwegen sich durch seine Kämpfe gegen die Berserker auszeichnete, die damals noch als Landfriedensbrecher, als Herausforderer der mächtigen und reichen Bauern zum Holmgang wegen Guts oder Weiber das Land in Schrecken setzten, so läßt sich nicht verhehlen, daß er selbst noch manche berserkerhaften Züge hatte. Der Erzähler sagt von ihm: »Es ließ sich schwer mit ihm umgehen, während er heranwuchs; er war karg mit Reden und rauh im

[1]) G. R. M. Oktober 1926.

Umgang und schnell zu Gewalttätigkeiten bereit, in Worten und Werken.« Er mußte (1011) wegen Totschlags Island auf drei Jahre verlassen, und nachdem er in Verdacht kam, die Söhne des Isländers Thorir in Norwegen in einem Hause verbrannt zu haben, wurde er (1016) mit strenger Acht belegt. Sein verzweifelter Kampf als Geächteter, in dem er sich bis zu seiner Tötung im Jahre 1031 zu behaupten wußte, bildete die eigentliche Grundlage seiner Berühmtheit. Wir verstehen aus unseren allgemeinen völkerkundlichen Überlegungen und aus unseren bisherigen Bemerkungen über die germanische Gesittungsform, daß auch gerade Asmundarson, der Geächtete, in den Ruf kam, ein gewaltiger Dämonenaustreiber zu sein. Um hier den Zusammenhang noch etwas näher zu bestimmen: Der Ruhm des Beowulf lag in Beweisen außerordentlicher Kraft und in Kampftaten, durch die er auf den Heereszügen seiner Gauten sich ausgezeichnet hatte. Asmundarson ist asozialer. Aber es würde anderseits ein schiefes Bild von frühgermanischer Gesittung geben, wenn man übersähe, daß auch der Totschlag, den die Gesetze verurteilen, doch die gesellschaftliche Hochachtung, auch den Ruhm, oftmals begründete. Und Asmundarson und Beowulf haben das Wichtigste gemeinsam, sich im Mut und in der Kraft des Mannes wiederholt ausgewiesen. So erscheinen sie als Vertreter jener stärksten menschlichen Wirklichkeit, der der Germane gegenüber Magie und Dämonen zu vertrauen bereit war. Die Geschichten von Grettirs Dämonenaustreibung sind nicht »mythische und märchenhafte Züge«, die sich um eine geschichtliche Gestalt ranken (Vgl. Thule, B. 5, S. VII.) Wir kaben keinen Grund, anzunehmen, daß es sich in diesen Geschichten nicht um Tatsachen handle. Er war wirklich Dämonenaustreiber, fühlte sich und betätigte sich als ein solcher. An den Geschichten von ihm, die in der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts ein uns unbekannter Erzähler aufschrieb, von ihm, der Islands berühmtester Unholdentöter war, dringen wir in die Wirklichkeit eines germanischen Volksbrauches ein.

Zunächst betrachte ich die Geschichte von Grettirs Kampf mit Glam. Sie beginnt damit, daß berichtet wird, wie auf Thorhallstadir, einem reichen Bauernhofe Islands, es zu spuken anfängt. Es liegt kein Hinweis in der Lage vor, wie in dem neuen Hallenbau Heorots, diese Entstehung der Geisterstimmung

verständlich zu machen. Aber diese Stimmung ist auch noch unbestimmt, es wird keine Ursache für sie angesetzt. Die erste Zuspitzung erfolgt dadurch, daß Mangel an einem Schäfer entsteht, da sich ein solcher nicht auf den unheimlichen Hof traut. Der Bauer Thorhall reitet zum Thing und fragt den Gesetzessprecher, den weisen Skapti, um Rat. Dieser empfiehlt ihm Glam. Glam wird nun von vornherein mit allen jenen Zügen ausgestattet, die wir volkstümlich stets zur Kennzeichnung eines Besitzers übernatürlicher Kräfte, etwa eines Zauberers, angewandt finden. Er ist fremd, er ist erst im vorigen Sommer aus Schweden hierher gekommen. Er ist groß und stark, aber eigenwillig, wenig bei den Leuten beliebt. So wird von ihm berichtet. Es ist eine Beschreibung, wie sie mir noch im letzten Jahr in Graubünden gegeben wurde von einem Schlächter, dem man zutraute, das Vieh behexen zu können. Auf meine Frage, was denn zu dieser Vermutung Anlaß gebe, wurde mir geantwortet, »Er hat einen starken Willen, man kann ihm alles zutrauen.« Hervorheben möchte ich auch, daß (S. 93) Glams Haarähnlichkeit mit einem Wolf angeführt wird, und daß den Bauern sein Anblick wunderlich stimmt. Es scheint mir so, als wenn wir hier eine Andeutung des Berserkerglaubens haben. Aber wichtiger ist, daß er bei der ersten Unterredung mit Thorhall schon betont, daß er nur seine Dienste anbietet unter der Bedingung, seine eigenen Wege gehen zu dürfen; »denn es ist nicht leicht, mit mir auszukommen, wenn mir etwas nicht gefällt.« Vor Unholden fürchtet er sich nicht. Er erklärt: »Es macht mir Spaß, sie zu sehen.« Er tritt seinen Dienst bei Beginn des Winters an. Vorher erfährt der Bauer nichts von ihm. Keiner wußte etwas von ihm seit dem Tage, seitdem Skapti ihn genannt und Thorhall ihm gleich durch einen merkwürdigen Zufall begegnet war. Wie Beowulf, ja in noch stärkerem Maße als dieser den Dänen im Ruhm bekannte Gautenheld, ist also Glam, der Fremde. Es folgt dann nach Dienstantritt die Weigerung Glams, die kirchlich vorgeschriebenen Fasten vor dem Weihnachtsfest zu beobachten, ein besonderer Zug der frühchristlichen Fassung der Geschichte. Und am selben Tage, wo er die Fasten gebrochen, wo sein Atem stank, nach dem sündhaften Essen, fällt er dem Spuk zum Opfer. Als nach der Sturmnacht, wo der Schäfer hinausging, und dem folgenden Weihnachtstag ihn die Leute vom

Hofe suchten, fanden sie ihn tot »und schwarz wie Hel und geschwollen wie ein Ochs« zwischen dem Steingeröll liegen. Der Ort sah aus, als ob ein heftiger Ringkampf stattgefunden habe. Dieser erste Versuch, den Troll, der Glam getötet hat — daß es sich um einen solchen handelt, ist nun kein Zweifel mehr —, zu überwinden, ist also mißglückt. Glam hat alle nötigen Kennzeichen des germanischen Dämonenaustreibers, wie wir sagten. Und Skapti und Thorhall erwarten auch von ihm, daß er diese Aufgabe erfüllen wird. Aber sie gelingt ihm nicht, da er die Heilkräfte der christlichen Kirche nicht mit sich hat. Und so schlägt nun seine menschliche Rolle, die er am Bauernhof übernehmen sollte und auch wollte, in das Gegenteil um, er wird selbst zum Troll, zum Wiedergänger und sucht Thorhallstadir schlimmer heim als der, den er zu bekämpfen auszog. Wir haben hier die gleiche Ambivalenz des Starken, die die Führer der Männergesellschaft lebend zum großen Beherrscher des Dämons, tot zum gefürchteten Dämon selbst macht. — Ich weise ferner darauf hin, daß auch hier die entscheidende Szene wie im Beowulf als ein Kampf, als ein Ringkampf aufgefaßt wird, und daß immerhin doch Glam zugetraut wird, dem ersten Troll einige Wunden zugefügt zu haben. Die ausgeschickten Leute vom Bauernhof berichten, sie wären auf Spuren gestoßen, so groß, wie wenn der Boden eines Fasses von dort herabgestürzt worden wäre, von wo die Spur sichtbar war bis hinauf zu den Bergen, und große Blutlachen wären in der Nähe der Spuren gewesen.

Nach dem Tode Glams beginnt er sofort zu großem Schaden des Bauernhofes zu spuken. Es werden deutliche Formen dämonischer Besessenheit in dieser Schilderung des Spuks beschrieben: »Viele verloren das Bewußtsein, sobald sie ihn sahen, andere verloren den Verstand dadurch. Sogleich nach Weihnachten glaubten Leute ihn daheim auf dem Hofe zu sehen. Die Leute erschraken entsetzlich, und viele zogen davon. Zunächst begann Glam des Nachts oben auf den Häusern zu reiten, so daß sie fast völlig zerstört wurden. Es dauerte nicht lange, so ging er bei Tag und bei Nacht um. Kaum wagte man noch, das Tal hinaufzuziehen, selbst wenn man dort wichtige Geschäfte hatte. Alle Bewohner des Bezirkes fanden, daß es ein gewaltiges Unglück war.« Wieder erhofft

man, wie bei den Dänen am Hofe Hrothgars, das Heil von einem Fremden. Im Mitsommer kommt das Schiff, das den neuen Dämonenaustreiber bringt: Thorgaut. »Er war ein Ausländer, groß und stark; er hatte zweier Männer Kraft; er war ledig und stand für sich allein.« Thorhall schildert ihm die Lage, aber Thorgaut will den Dämonen trotzen. Wenngleich er ein Starker ist, fehlt ihm der ungesellige Zug des Glam. »Er war bei allen beliebt.« Bis Weihnachten kommt es zu keinem Kampf zwischen Thorgaut und Glam, wenngleich dieser immer noch das Haus reitet. Aber dann, also zur selben Zeit, als den Glam der Troll holte, fällt dem ersteren Thorgaut zum Opfer. Auch hier ist ein heftiger Kampf vorangegangen. Sie fanden den Schäfer mit gebrochenem Hals, und jeder Knochen in ihm war zermalmt. Aber seine ganze, viel weniger einprägsam geschilderte Kraft ist geringer gewesen als die des Glam im Geisterkampf. Er ist nicht nur getötet. Er hat den Dämon nicht einmal verwunden können. Und Glam beginnt furchtbarer zu spuken als vorher. Die Besessenheit des Hofes hat ihren Höhepunkt erreicht. Mit Ausnahme des Bauern und seiner Hausfrau ziehen alle Leute aus Thorhallstadir fort (S. 98). Der alte Rinderhirt, der seinen Dienst doch nicht aufgeben will, wird von Glam im Stall getötet. »Am meisten wurde die Tochter des Bauern heimgesucht, und es kam dahin, daß sie davon starb.« Die geistige Epidemie dehnt sich über das ganze Tal aus. So ist die allgemeine Lage, als der große, berühmte Dämonenaustreiber kommt: Grettir.

Grettir unterrichtet sich bei einem Mutterbruder über das Geschehene in Thorhallstadir, und sein großer starker und sehr übermütiger Onkel (der also auch das Zeug zum Austreiben hat) fragt ihn: »Sag mir lieber Neffe, hast du Lust dahin zu gehen?« Auf diese suggestive Frage hin rät er ihm allerdings ab. Doch Grettir ist schon entschlossen das Abenteuer zu bestehen, sich neuen Ruhm im Kampf gegen die Dämonen zu gewinnen. Schon in der ersten Nacht, die er auf dem Unheilshofe weilt, bringt die seelische Wirkung seiner Kraft Befreiung. Glam kommt nicht, obgleich, wie Thorhall spricht, er jede Nacht gewohnt ist, »auf dem Hause herumzureiten«. Erst in der zweiten Nacht erscheint Glam und fügt dem Pferde Grettirs Schaden zu. Der zweite Tag verstrich. »Und als die Leute sich schlafen legen sollten, wollte Grettir

seine Kleider nicht ausziehen und legte sich auf dem Sitze nieder, gegenüber dem Bettschrank des Bauern. Er hatte einen zottigen Pelz über sich und wand den einen Zipfel mit den Füßen zusammen, den anderen aber legte er sich unter den Kopf und guckte aus dem Schlitz heraus. Ein sehr starker Pfosten der Zwischenwand war vor dem Sitze, und dagegen stemmte er die Füße.« Als ungefähr ein Drittel der Nacht vorüber ist, kommt Glam. Es dröhnt auf dem Dach, und dann steckt er, wie Grettir sagt, den Kopf zur Tür herein, groß und ungeschlacht. Es hat also bis zu diesem Augenblick gedauert, daß sich Grettir der Vorstellung vom Dämon erwehren konnte. Nun ist sie in ihm Wirklichkeit. Sie steigert sich in der Unbestimmtheit der nächtlichen Umgebung, im Heulen des Sturmes um den Dachfirst bis zur Halluzination. Er liegt zunächst, durch die Vorstellung erschreckt, erstarrt, still da, aber dann erwacht der echte Wille des Dämonenkämpfers. Die Gegenekstase bricht langsam durch. Er fühlt, daß Glam den Pelz packt, aber er stemmt sich gegen das Bett, und der Mantel blieb, wo er war.« Glam zerrte zum zweiten Male, noch viel stärker, aber der Pelz bewegte sich nicht. Beim dritten Male riß er mit beiden Händen so gewaltsam, daß er Grettir vom Sitze empor in die Höhe zog; sie rissen den Mantel mitten zwischen sich entzwei.«

Die Lage des in seinen Mantel eingebundenen Helden ist so genau beschrieben, daß wir verstehen können, wie er zu der Vorstellung des Gegenzuges kommt (die durch eine leise Körperbewegung ausgelöst werden konnte), sobald einmal die Vorstellung von dem Einwirken des Dämons vorhanden war. Es folgt dann eine genaue Beschreibung des Kampfes. Und zwar ist für ihn wesentlich, psychologisch, daß sich Grettir auflehnt gegen die Vorstellung, aus dem Hause gezogen zu werden. Im Hause ist Geborgenheit. Der Dämon will ihn nach draußen ziehen, in die Nacht, in seine Gewalt. Auch hier wird das gewaltige Toben als Ausdruck der gegen den dämonischen Zwang gerichteten Gegenekstase des Grettir geschildert. »Die Decke ging entzwei, sowohl die Balken und Sparren, als auch die zusammengefrorenen Erd- und Rasenstücke, mit denen das Dach gedeckt war.« Zuletzt aber fiel der Tobende aus der Tür hinaus. Es schien heller Mond, die Wolken waren durchsichtig; sie zogen bald vor ihm hin, bald vor ihm weg. In

diesem wechselnden Licht nun halluzinierte Grettir die Augen Glams. Der Erzähler berichtet darüber: »Und so hat Grettir selbst gesagt, daß dies der einzige Augenblick war, der ihn mit Entsetzen erfüllt hätte. Da wurde ihm so elend zumute, daß er aus Erschöpfung, und weil er sah, wie Glam seine Augen rollen ließ, nicht vermochte, sein Schwert zu gebrauchen, sondern fast zwischen Leben und Sterben lag.« Der Gegenwille ist also in der Erschöpfung gebrochen, und Grettir erliegt der dämonischen Vorstellung völlig. Und es ist bemerkenswert, daß, wenn wir mit der Möglichkeit rechnen, in der Sage einen Nachklang der Erzählung des Asmundarson selbst zu haben, dieser den Sinn des Erschöpfungsaugenblicks im Gesamtzusammenhang seines Lebens, des schweren Lebens eines verfolgten Ächters, sich in den Worten des Glam spiegeln ließ, die er diesem nun in den Mund legt: »Du wirst vogelfrei erklärt werden, und es ist dir bestimmt, beständig einsam in der Fremde zu wohnen. Den Fluch leg ich auf dich, daß diese meine Augen dir stets und ständig vor den Blicken stehen, wie ich sie habe, und es wird dich schwer bedünken, allein zu sein, und das wird dich wohl zum Tode ziehen.« Gerade in diesen Worten blicken wir tief in die Seele des Dämonenaustreibers hinein. Die Kraft, die ihn über die Menge erhebt, ist die Kraft, mit der er den Dämonen trotzt, denen die Menge unterliegt. Aber es ist auch die Kraft, die sich in einer Lebensform auswirkt, die ihn in den Kampf gegen jene Gesellschaft führt, die an ihn glaubt, die ihn in sein Ächterschicksal führt. an dem er zugrunde geht. Und so siegt doch schließlich der Dämon über ihn, er kann das Auge Glams nicht vergessen, das ihm seine erste tiefe Erschöpfung und ihre Halluzination zu Gesicht brachte.

Trotzdem muß im Augenblick, am Morgen nach der Kampfesnacht, noch so viel Kraft in ihm gewesen sein, daß er das Selbstbewußtsein der Überwindung hatte und dem verängstigten Bauern den Sieg über den Dämon verkündete. Worum es sich bei dem Verbrennen des Glam handelt und dem Vergraben seiner Asche, an welchen symbolischen Gegenständen diese nun erfolgende Handlung ausgeführt wurde, ist aus dem Zusammenhang mir im Augenblick nicht ersichtlich. Aber dieser Sachverhalt wird sich vermutlich auch nach dem

andeutenden Bericht noch durch völkerkundliche Ergänzungen vervollständigen lassen.

Sehr bemerkenswert ist die Beschreibung des krankhaften Erschöpfungszustandes des Grettir nach der Erregung der Nacht. Er muß sich niederlegen. Er war steif, seine Stimmung hatte gelitten, er erklärte, »er wäre jetzt viel weniger ruhig als früher und könne Kränkungen noch schlechter hinnehmen«. Auch fürchtete er sich vor der Finsternis, so daß er nachts nirgends hingehen mochte. Auf die Deutung der Glamerscheinung als Halluzination werden wir auch durch den Satz hingewiesen, der das als Folge der Glamepisode hinstellt, was ihre Grundlage war: »Es traten dann bei ihm allerlei Sinnestäuschungen auf, und es war später eine Redensart geworden, daß Glam denjenigen, die anders sehen, als es wirklich ist, Augen leiht oder ihnen das Glamsgesicht gibt.«

Wenn wir zurückblicken auf die gesamte Glamszene, so wird noch einmal klar, was wir in unseren einzelnen Hinweisen schon gesehen hatten, nämlich, daß sie als durchaus gleichsinnig mit dem nächtlichen Ringkampf Beowulfs mit Grendel angesehen werden muß. In beiden Szenen ist der Kern die Befreiung der Umgebung von ihrer Dämonisierung durch die vorbildliche Selbstbefreiung des Helden davon in seiner Gegenekstase. Auf den ersten Blick scheint der Kampf unter dem Wasser, der Kampf Beowulfs mit Grendels Mutter, nicht hierher zu gehören. Aber nur auf den ersten Blick. Wir sahen, daß Grettir in seinem Kampfe mit dem Dämon sich durch ihn nach draußen gezogen fühlt, aus der Geborgenheit der menschlichen Bewohnung mit ihren guten Geistern hinaus in die Nacht. Dorthin zieht sich auch der verwundete Grendel zurück. Und damit ist schon im Erlebnis der Besessenheit der Hinweis gegeben auf den Sitz des Dämonischen in der Landschaft. Das aber ist, wie wir an anderer Stelle schon sahen, in der skandinavischen und isländischen Landschaft vor allem das Wasser: das brandende Meer, der unheimliche See, der reißende Fluß, der die Menschen gleichsam anzusaugen scheint in dem ausgelösten Schwindelgefühl — und vor allem der Wasserfall. Überall, wo Wasser war, wähnte der Germane Dämonen wohnen, je nach der Größe und Einprägsamkeit der Wassermengen: einen Dämon von verschiedener Größe, zwergenhaft, menschlich oder riesenmäßig. Hier und dort glaubte man

auch in diesen Wasserdämonen Wiedergänger zu sehen. Halb Wassergeist, halb Wiedergänger, ist die Grendelsippe, und die Natur der Gegner Grettirs ist keine andere. Aber bevor wir diese Frage noch näher ins Auge fassen, soll hier die Deutung von Beowulfs Kampf unter dem Wasser und von Grettirs Kampf im Bardartal als Austreibung näher durchgeführt werden. Und zwar möchte ich von der Grettirsage ausgehen, da auch diese Austreibung am Sitz des Dämons selbst (die größte Heldentat aus der geistigen Welt des Germanentums betrachtet, größer als die Verteidigung in der Halle gegen den Dämon), da auch sie in der isländischen Prosa uns deutlicher berichtet wird als in der angelsächsischen Poesie. Zunächst ist bemerkenswert, daß im Grettir wie im Beowulf die Austreibung am Sitze des Dämons selbst der Austreibung im Wohnhaus folgt. Es ist, wie gesagt, die größere Tat, die in größerem Mut erfogt, und die daher im Ganzen der Erzählung und Dichtung eine Steigerung bedeutet. Die Bardartalepisode führt uns in dieselbe Umwelt wie die Geschichte vom Thorhallstadir. Auch hier treffen wir auf einen Hof, auf dem es nicht recht geheuer ist. Es wird ausdrücklich gesagt, daß hier auf Sandhaugar Trolle ihr Unwesen treiben. Die uralte germanische Form der Dämonisierung herrscht also noch, obgleich in der Nähe das Christentum seinen Eingang gefunden hat — in der Gestalt des Priesters Stein, der auf dem benachbarten Pfarrhofe Eyjardalsa wohnt. Es beginnt damit, daß der Bauer Steinvör, nachdem es in der Nacht in seiner Schlafstube einen lauten Krach gegeben hat, am Morgen verschwunden war, als seine Frau von einem Besuch auf dem Pfarrhofe heim kommt. Nach einem Jahr — man achte auf dieselbe periodische Wiederkehr wie in der Glamszene — verschwindet der Knecht. »Da glaubte man zu wissen, daß Unholde die beiden geholt hätten.« Von diesem Gerücht hört Grettir. Er besinnt sich seines Austreiberberufes.« Da er Glück dabei hatte, Spukgestalten und Wiedergänger unschädlich zu machen, so reiste er nach dem Bardartal.« (Thule, Bd. V, S. 174.) Es ist bemerkenswert im Zusammenhang unserer psychologischen Erwägung, daß er hier ausdrücklich als F r e m d e r auftritt. »Er machte sich unkenntlich und nannte sich Gest, d. h. Gast.« Seine ungewöhnlich große Gestalt erregt auf dem Hofe Furcht. Aber er erhält Herberge. Es ist

nun bemerkenswert, wie auf die Beziehung der Dämonie zum Wasser, zur Furcht vor dem Wasser, durch die Erzählung vorbereitet wird. Die Bauernfrau will zur Messe nach Eyjardalsa, aber der Fluß, über den sie dorthin hinüber muß, ist unüberschreitbar. Es war Tauwetter, und es herrschte Eisgang auf ihm. Da leistet nun Grettir die außerordentliche Krafttat, vor der sich die Bauernfrau bekreuzt, mit ihr und ihrem Kinde auf den Armen den Fluß zu bewaten, obgleich ihm der reißende Strom bis an die Schultern geht.

Während die Bauernfrau zur Verwunderung der Leute auf Eyjardalsa dort zur Messe geht — sie fragt sich, ob sie ein Mann hinübergesetzt hätte oder ein Troll —, bereitet sich Grettir auf die Austreibung vor. Er teilt das Haus in zwei Teile; mit Tischen und losen Holzstücken schichtet er in der Stube zwischen sich und dem Gesinde eine große Scheidewand auf. Gegen Mitternacht tritt zu der Erwartung die Halluzination hinzu. Es erscheint mit Dröhnen von draußen eine mächtige Riesin. Es erfolgt die Tobszene. Auch hier leistet Grettir Widerstand gegen einen Zug von außen. Alles, was ihm in den Weg kommt, zerbricht, selbst die Bretterverkleidung der Stubenwand. Erst nachdem der ganze Türrahmen in Stücke gegangen ist, gegen den sich Grettir gestemmt hat, gelingt es ihm nicht mehr, Widerstand zu leisten. Aber das Erlebnis trägt ihn diesmal weiter als in der Glamgeschichte. Es trägt ihn bis zu dem Sitz des Dämonischen selbst, nach der Kluft oberhalb des Wasserfalls. Hier leistet er dem Dämon noch einmal Widerstand. »Gest war entsetzlich müde, aber eins von beiden mußte er tun: entweder alle Kräfte anspannen oder sich von ihr in die Kluft stürzen lassen. Sie kämpften die ganze Nacht hindurch. Niemals, dünkte ihn, waren seine Kräfte auf eine härtere Probe gesetzt.« Die Befreiung von der Besessenheit erfolgt hier durch das Schwert. Wir sahen schon an unserem chinesischen Beispiel, welche Rolle die Waffe bei der Dämonenanstreibung spielt. Das läßt sich zum Beipsiel auch für Finnland aus dem Kalewala nachweisen. Die Kraft des Eisens wurde von den Primitiven magisch gedeutet. Horn hat noch kürzlich gezeigt in seinen Untersuchungen über den angelsächsischen Zauberspruch gegen Hexenschuß (Festschrift für Hoops), welche zauberische Heilkraft dem Eisen beigelegt wurde. Bis zu dem Hufeisen, das unsere Bauern an die Scheunentür nageln zum

Schutz gegen böse Geister, klingt diese Vorstellung nach. Die Verwendung des Schwertes durch Grettir in der Überwindung des Dämons oder eines besonderen Zauberschwertes im Kampfe Beowulfs unter dem Wasser gegen die Unholdin bereitet also einer volkskundlichen Erklärung keine Schwierigkeit. Mit gezücktem Schwert wehrt Odysseus die Schatten vom Opferblut ab; (Odyss. XI, 4. B.; Horn S. 99.) Auch hier hat die seelische Erregung der Austreibung für den Austreiber krankhafte Folgen (ebenso übrigens in dem Märchen Nr. 55 bei Naumann, »Isl. Volksmärchen« für den Besieger des Gespenstes des Bischofs von Skaholt). »Gest war steif und matt und lag lange dort auf der Klippe. Als es zu tagen begann, ging er heim und legte sich ins Bett. Er war am ganzen Leibe geschwollen und blau.« Es wird im weiteren berichtet, daß er, auf den Bauernhof heimgekehrt, dort manche Nacht und manchen Tag im Bett lag und von der Hausfrau gepflegt werden mußte.

Trotzdem der Sinnzusammenhang einer Verteidigung in der Wohnung gegen den Dämon und seine Überwindung an seinem eigentlichen Sitz nicht ein verschiedener ist, ist es vielleicht zweckmäßig, da das Denken in diesen Zusammenhängen ungewohnt ist, auf volkskundliche Gleichsinnigkeiten hinzuweisen, in denen der Exorzismus gleichfalls am Sitz des Dämons selbst ausgeführt wird. Hierbei spielt keine Rolle, daß wir es in diesen Nachrichten mehr mit Zeremonien als mit den ursprünglicheren Bräuchen wie in der germanischen Austreibung zu tun haben. Sébillot (Bd. 1, S. 475) berichtet, daß im Tale von Fécamp in der Nähe von Orival eine Höhle lag, die als Sitz der bösen Geister angesehen wurde. Man begab sich früher dorthin in einer Prozession, um diese Dämonen zu bannen. Bis zur französischen Revolution führte die Geistlichkeit von Saint Suliac einen Exorzismus in der Höhle von Guivre aus. Das gleiche wird aus der Provence berichtet, wo etwa zwanzig und mehr dämonen-bewohnte Höhlen vorhanden sind. Diese Höhlen liegen auch in Frankreich oft in der Nähe des Wassers, so zum Beispiel die an der Seine, in der der Drache hauste, von dem der heilige Samson das Land befreite.

Daß die Dämonenaustreibung sowohl in der Grettirsage wie im Beowulf am Wasser ausgeführt wird, genauer genommen, in einer Höhle unter dem Wasser, ist bei der innigen Verbindung des Wassers mit dem Dämonischen im Germanen-

tum, auf das wir schon hinwiesen, nicht verwunderlich. Die Vorliebe der Germanen für die Dämonisierung gerade dieser Naturerscheinung ist auffällig genug. Das Geschlecht des norwegischen Nökk, englisch Nick, des dänischen Havmand, des Grim oder Fossegrim, der in den Wasserfällen Norwegens wohnt, die verschiedenen Dämonen, die in Island diese heimsuchen: Vatnskratti usw., ist zahlreich genug. Hierher gehören auch die Gegner Grettirs und Beowulfs. Und im Zusammenhang hiermit möchte ich auch auf die Tierzeichnungen auf schwedischen Felsenwänden, die dort seit der Steinzeit angebracht wurden, hinweisen. Diese Zeichnungen sind, wie Oskar Almgren berichtet (Ebert, Reallexikon), ziemlich regelmäßig an Gewässern, oft in besonders wilder und öder Umgebung, angebracht. Es handelt sich dabei nach Vermutung der Archäologen kaum um die eigentlichen Jagdplätze, sondern eher um Orte, die man als Aufenthalt der über das Wild waltenden Mächte aufgefaßt hat. Diesen Mächten hat man durch die Bildersprache seine Wünsche anheimgestellt. Vielleicht vertreten die Bilder auch Opfer. — Der Schluß der Erzählung vom Grettir und der Wasserriesin bietet von unseren Voraussetzungen aus in seiner Deutung keine Schwierigkeiten. Grettirs Erzählung von seinem Sieg über die Unholdin findet scheinbar bei dem christlichen Priester keinen Glauben. »Der Priester hat indessen wenig Zutrauen zu Grettirs Ansicht, solange kein Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptung zur Stelle wäre.« Er fragte den Austreiber, was nach seiner Meinung aus den vom Hofe verschwundenen Männern geworden wäre. Grettir antwortete natürlich, er glaube, daß sie in die Kluft geworfen worden wären, also daß sie die Wasserriesin geholt hätte. Bezeichnend für die Bildung von Lokalsagen ist auch der Gegensatz zwischen Grettirs eigener Aussage, daß die Riesin sich in die Kluft des Wasserfalles stürzte, und dem Glauben der Bewohner des Basardtales, sie sei bei Tagesanbruch zu Stein geworden, während sie miteinander rangen. »Sie stünde noch da oben auf dem Felsen in Gestalt einer Frau.«

Im folgenden wird dann erzählt, wie Grettir den ungläubigen Priester zu überzeugen sucht, daß sein Dämon Wirklichkeit sei. Er nimmt ihn mit zu dem Wasserfall und beauftragt ihn, ein Seil zu halten, auf dieses aufzupassen, während er selbst daran in die Höhle unter dem Wasser hinabsteigt und dort

abermals ein Zusammentreffen mit dem Dämon hat. Daß die Erregung der Kletterpartie und das Betreten des Raumes unter dem tosenden Fall seine Veranlagung zur Halluzination im Sinne seines Dämonenglaubens steigert, ist verständlich. Wie Beowulf, befreit er auch hier sich mit einer Waffe, mit einem Schwert von der Anfechtung. Bemerkenswert ist, wie der wartende Priester in der Einsamkeit am tosenden Fall der Dämonenfurcht gleichfalls unterliegt und im Glauben ist, blutige Fasern den Strom herabtreiben zu sehen, die von dem Tode Grettirs herrühren. Der Priester geht darauf nach Hause. Aber der alte Dämonenaustreiber überwindet sich und feiert den Sieg seines Glaubens, indem er dem Priester einen Sack mit Gebeinen von zwei Menschen, die er in der Wasserfallhöhle gefunden hat, vor dem Eingang der Kirche niederlegt. Er sieht hierin natürlich einen Beweis, daß es das Geschlecht der Wasserdämonen war, das die vom Bauernhof Verschwundenen holte. — Mit dieser letzten Tat ist der Bann, der auf dem Bardartal liegt, gebrochen. Grettir hat als Austreiber sein Werk gründlich besorgt. Seine Geschichte meldet uns ausdrücklich (S. 181): »Es geschah auch in Zukunft kein Schaden mehr dort im Tale von Wiedergängern oder Gespensterunfug. Grettir schien dort eine große Landreinigung vorgenommen zu haben.«

Im Drachenkampf Beowulfs liegt meines Erachtens nichts anderes vor als in den beschriebenen Austreibungen. Gewiß ist hier das Dämonische andersgestaltig. Aber ich werde an anderer Stelle zeigen, daß seine Quelle nicht andersartig ist wie die der Trolls oder der Wasserdämonen Grettirs. Begnügen wir uns hier mit dem Hinweis, daß ihre wesentliche Wurzel mit der völkerkundlichen Bezeichnung des Seelentieres getroffen wird. Es sind Verkörperungen vor allem der Angst vor dem Toten. Und auch sie haben die Natur dazu, mit ihrer Gestalt als dämonische Besessenheit von den Menschen Besitz zu ergreifen. Und entsprechend der Lebendigkeit der Angst, ihrer Größe, wird die in den Drachen angesetzte Ursache eine große und schreckenerregende Gestalt annehmen, wie es die dieser Ungeheuer ist, die halb Vogel, halb Schlange, mit ihrem Schweif ganze Wälder niederlegen und aus ihren Nüstern Feuer blasen.

Wenn wir annehmen, daß diese Gestalten einer älteren Schicht entstammen als die Trolls und Dämonen der islän-

dischen Sagen und des ersten Teils des Beowulf, so wird doch jedenfalls die Art ihrer Überwindung keine andere gewesen sein als die der menschenähnlichen Dämonen. Bezeichnenderweise wird im zweiten Teil des Beowulf davon gesprochen, daß der Drache, mit dem der Held zu kämpfen hat, auf dem Schatz eines ausgestorbenen Geschlechts in einer Grabkammer liegt, und daß vorher ein Geächteter (!) ihn durch den Diebstahl eines Goldbechers gereizt hat. Die Gestalt des Austreibers, des Drachentöters, mag er nun Beowulf, Siegfried, Herakles, Theseus, Thor, Indra, Rama oder Rustem heißen, ist in ihren wesentlichen Zügen dieselbe in der mutmaßlichen älteren und jüngeren Schicht. Der Sieg über den Troll wie über den Drachen wird Beowulf zugeschrieben.

Wir haben damit, durch unsere Aufzählung, schon die letzte Frage, die uns hier beschäftigen soll, die nach der Verbreitung des Riesen- und Drachenkampfstoffes, berührt. Es ist bereits in den bemerkenswerten Studien zur griechischen Religions- und Sagengeschichte von B. Schweitzer »Herakles« (Tübingen 1922) nachgewiesen worden, daß dieser Stoff bei Völkern arischer Abstammung schon in ihren ältesten Sagen geläufig ist, während er den Semiten fehlt. »Schon ein flüchtiger Überblick, so meint Schweitzer, drängt zu einer weiteren noch wichtigeren Beobachtung: Die Auslese, die die südslawischen und ostslawischen Völker zu diesem Motiv hergeben, ist zu dürftig, etwaige Varianten sind so ungenau und entstellt, daß diese Gegenden und Völker unmöglich eine gebende oder auch nur eine bedeutende vermittelnde Rolle in der Schaffung des Typus gespielt haben können.« Der Drachenkampf ist also ein schon in sehr alter Zeit nach dem Süden gedrungener Stoff. Seine Verbreitung in ganz Europa kann nicht geschichtlich auf allgemeine Grundlagen zurückgeführt werden. Schweitzer ist vielmehr zu dem Ergebnis gekommen, daß ein in vorgeschichtlicher Zeit durch die Sagen- und Märchenmenge Europas hindurchgelegter Querschnitt, wenn es möglich wäre, zeigen würde, daß er in der Hauptsache auf den Norden beschränkt ist. Er ist in einer Gemeinsamkeit nordindogermanischer Völker entstanden. Schweitzer hat den nordischen Geist in ihm mit Recht gespürt. Aber Schweitzer sieht in ihm vor allem ein Märchengebilde. Da trennen sich unsere Wege. Ich möchte in den Göttern und Halbgöttern,

die wie Thor oder Indra oder Herakles Dämonen und Drachen töten, die Widerspiegelung jener starken Persönlichkeiten sehen, die im Brauch indogermanischer und nordischer Wirklichkeit sich tatsächlich mit ihrem Willen den Dämonisierungen ihrer Umwelt und ihrer selbst entgegengesetzten.

Natürlich stellt die Heraklessage, wenn wir uns dieser nun zuwenden, in ihrer umfangreichen Ausgestaltung nicht mehr rein die Gestalt des Dämonenaustreibers heraus. Wie wir im Beowulf den bäuerlichen Dämonenaustreiber in eine ritterliche Hofwelt gesteigert sehen, so ist dieses in noch umfassenderem Maße in der griechischen Sage der Fall. Und gerade in dieser Verritterlichung des Herakles, die ihn in der Mehrzahl seiner späteren Züge und Taten einer Welt zuweist, die jener dämonenbeherrschten Gesittungsform, wie wir sie im primitiveren Germanentum haben, schon enthoben ist, liegt der Grund, daß seine wahre Natur bisher nicht erkannt worden ist. Da wir nun aber den psychologischen Schlüssel im Germanentum zu der im Mittelpunkt der nordischen Gesittung stehenden Gestalt des heroischen Exorzisten gefunden haben, ist es möglich, seine Züge in der vielfältig verschlungenen Entwicklung der griechischen Sage zu entdecken. Wie wir beim Beowulf seinem Namen nach keinen Grund haben, daran zu zweifeln, daß es sich um eine geschichtliche Persönlichkeit ursprünglich handelte[1]), so auch beim Herakles. (Kretschmer, Glotta 8[2]).) In den Homerischen Gedichten und im Hesiod finden wir die den Kern seines Wesens treffende Bemerkung, daß er stark sei an Körper und Geist, in seinem Selbstvertrauen selbst den unsterblichen Göttern trotzte und sogar Hera und Ares verwundete. Auch hier haben wir also die Verbindung der Auszeichnung in der körperlichen Krafttat mit dem Mut, sich gegen das Übernatürliche im Gegenwillen aufzulehnen. Er ist als kriegerischer Held tätig, aber er zieht auch aus, die Menschen von Dämonen zu befreien. Wir haben leider bei der reichen und bunten phantastischen Ausgestaltung der Heraklessage, die allenthalben im griechischen Mutterland, auf den Inseln und in den Kolonien lebte und ihren Helden mythologisch den Göttern naherückte (vgl. Robert, Griechische

---

[1]) Vgl. G. R. M. Oktober 1926.

[2]) Auch Mitteilung von Von der Mühll.

Heldensage, S. 422), keinen Bericht, der uns die Besessenheitsvorgänge so anschaulich schilderte, wie es die wirklichkeitsnähere Grettirsage tut. Aber es scheint sich bei den Ungeheuern, die Herakles besiegt, zum Beispiel dem Triton, doch um einen Meerdämon zu handeln, der dem Grendel einigermaßen vergleichbar ist. Und gerade der Ringkampf des Herakles mit dem Triton ist ein sehr beliebter Gegenstand der archaischen Kunst (Robert, S. 506). Mir scheint, daß auch hier, wie beim Grendelkampf, das Ringen auf das durch die Gegenekstase ausgelöste Toben hinweist. Von diesem Gesichtspunkt aus scheint mir auch ein neues Licht zu fallen auf die im Zusammenhang der späteren Ausgestaltung der Sage vom ritterlichen Herakles völlig unverständliche Szene, in der er seine Kinder tötet. Es entspricht dem den Göttern trotzenden Helden, daß, als sein Schicksal einen dämonischen Zwang auf ihn ausübt, als ihn Eurystheus, an den er in Knechtschaft gebunden ist, in seinen Dienst zurückfordert, und Zeus ihm durch einen Boten befiehlt zu folgen, und das mythische Orakel auf Befragen diesen Befehl wiederholt, Herakles in eine berserkerhafte Tobsucht verfällt. In dieser tötet er seine Kinder durch Pfeilschüsse. Die griechischen späteren aufgeklärten Ärzte, die sich mit diesen merkwürdigen Affektionen beschäftigten, Hypokrates, Galen usw. erklärten sie für Epilepsie. Die genaueren Formen dieses Anfalles sind aber in der Überlieferung nicht bewahrt. (Vgl. Robert, S. 629.) Doch scheint mir jedenfalls mit dieser Szene ein Hinweis auf die berserkerhafte Natur des Helden gegeben, der nicht nur die Besessenheiten überwindet, sondern auch gerade kraft seiner Veranlagung sie in sehr lebendiger Weise aufnimmt, der die Dämonen sozusagen zum Kampfe anzieht. Da die älteste Form der Überlieferung (Apollodor II, 4, 12, 1) davon berichtet, daß Herakles die Kinder getötet habe, indem er sie ins Feuer warf, ist darin von Robert (S. 628) die Absicht gesehen, sie unsterblich zu machen, als Parallelsage zu seinem eigenen Flammentod. Aber dem widerspricht, daß doch als die entscheidende Voraussetzung der Wahnsinn genannt wird.

In unserem Zusammenhang ist ferner bemerkenswert, daß außer bei dem Triton auch bei den übrigen Ungeheuern es sich um tier- oder menschenähnliche, meistens mischgeformte Dämonen handelt. So ist der nemäische Löwe das Kind des

dämonischen Typhon und der Echidna. Von der gleichen Abkunft ist die lernäische Hydra, d. h. die Wasserschlange. In ihrer Beziehung zur Unterwelt — sie bewacht bei Lerna deren Eingang — ist ihre Verwandtschaft mit den Totendämonen vermutbar. Zur Totenwelt unter der Erde gehört auch der Höllenhund Kerberos, den Herakles auf Befehl des Eurystheus heraufholen soll. Bei Hesiod ist dieser Höllenhund Sohn des Typhon und der Echidna, Bruder des Orthos und der lernaischen Hydra. Nach der herrschenden Sage steigt nun Herakles bei dem Vorgebirge Tainaron in die Unterwelt hinab. (Robert, S. 483.) Bei Troizen, wo ebenfalls ein Eingang in die Unterwelt gezeigt wurde, ließ man dann den Helden mit dem Kerberos an die Oberwelt zurückkehren. Auch hier haben wir also, wie beim Grettir, der unter den Wasserfall geht, um nach den Toten zu schauen, und wie bei Beowulf, der unter das Wasser hinabsteigt, um den Dämon zu töten, den gleichen Ort für die größte exorzistische Heldentat, für die Überwindung der Dämonen an ihrem Sitze selbst. Dieser Deutung fügen sich auch die übrigen Nachrichten über die Taten des Herakles im Reich der Dämonen. So die sicherlich sehr alte Überlieferung zeigende Iliasstelle, nach der Herakles den Fürsten der Unterwelt selbst mit einem Pfeil verwundete (E 395ff.). Auf einer altkorinthischen Vase bedroht Herakles den Pluton nicht mit dem Bogen, aber mit einem zum Wurf erhobenen Stein, so daß er erschreckt von seinem Throne aufgesprungen ist und zu fliehen sucht, während Persephone sich schützend vor ihn stellt. Nach einer nur durch zwei rotfigurige Vasen bekannten Sage trägt Herakles den Pluton selbst aus der Unterwelt mit sich fort. (Robert, S. 485.) Auch dieser Kampf gegen den Todesgott wird in der Form eines mächtigen Ringkampfes aufgefaßt, eine Auffassung, die, wie gesagt, unserer Deutung entspricht. Diesen Zusammenhängen ist natürlich gleichfalls die Sage zugehörig, daß Herakles die Alkestis dem Todesgotte abgerungen hat. (Robert S. 513.)

Wir sind so weit auf die Ausgestaltungen der Herakles-s a g e eingegangen, wie es genügt, um in ihnen die Gestalt des Dämonenaustreibers in ihren Umrissen aufzuzeigen. Auch der Herakleskultus, der sich über die ganze Mittelmeerwelt ausdehnte von Asien bis Spanien, von Nordafrika bis zu den britannischen Inseln, hebt die befreiende Kraft der dämonen-

trotzenden starken Menschlichkeit hervor und beweist eben durch seine Verbreitung, wie sehr er der auf die in ihrem Mittelpunkt stehende Gestalt des Dämonenaustreibers angelegten Gesittungsform dieser Gegenden entspricht. Es wird nicht ohne Wichtigkeit sein, daß eben auch in dieser Gesittungsform, nicht nur im griechischen und römischen, sondern auch im keltischen Umkreis die nordische Rasse stark wirksam war.

Der Herakles kultus hebt einmal das Menschliche der Gestalt des Helden hervor. Man brachte ihm gewöhnliche Totenspenden dar, wie einem geschichtlichen Heroen. Zum anderen aber feierte man ihn als Gott. Wie die Züge Beowulfs und Grettirs, der germanischen Austreiber, in der göttlichen Gestalt des Thor gesteigert sind, so finden wir die Doppeltheit des Sagenhelden und des Gottes beim Herakles in einer Gestalt vereinigt. In allen diesen Fällen ist der menschliche Typus das Ursprüngliche. Mit seiner Natur als Dämonentrotzer hängt nun aber wesentlich zusammen, daß er in diesem Kultus angerufen wird, nicht nur über die Feinde, sondern über jedes Ungemach, seinen Verehrern den Sieg zu verleihen. Es ist eine Verallgemeinerung der ursprünglichen Wirksamkeit der Gestalt. Mehr auf deren Kern aber zielt die Nachricht, daß er als Verteidiger (defensor, *Ἀλεξίκακος*) verehrt wurde gegen Krankheit. Er steht den Heilgöttern nahe. Seine Statue steht im Asklepiostempel zu Messene. (Robert, S. 645.) Deuten Heraklessage und Herakleskultus in ihrer ungeheuren Verbreitung auf die uralte Verwurzelung der von ihm dargestellten menschlichen Heilsbringergestalt in den Gesittungsformen, an denen nordische Rasse als Herrschaft oder Einfluß mitwirkte, so ist damit von selbst die Möglichkeit bezeichnet, daß in den Sagen des klassischen Altertums noch weitere Entsprechungen für die Form des germanischen Dämonenaustreibers vorhanden sind. Ich verweise hier nur noch kurz auf Perseus, dessen Geschichte in ihrem Kern die Überwindung eines Naturdämons, der Medusa hat. Ferner ist Theseus hierher gehörig. Auch er steigt beim Tainaron in die Unterwelt ab, um, wie die Sage meldet, dem Peirithoos zu helfen, die Unterweltsgöttin selbst zum Weibe zu gewinnen. Es zeigt sich also gleichfalls hier der Zug des Dämonentrotzes. Eine Sagenform berichtet dann weiter, daß, als Pluton das freventliche Begehren hört, er die beiden Ein-

dringlinge von den Erinnyen zu Boden werfen und lange peinigen läßt, bis Herakles sie befreit. (Robert S. 705.) Es ist hier also noch jene Grundform des Verhaltens vermutbar, in denen der Austreiber der Dämonisierung unterliegt. Herakles scheint dann die Rolle eines Hilfsgeistes zugefallen zu sein. In der Minotaurussage (Robert, S. 679) ist, möchte ich annehmen, der alte kretische Stiergott zum Dämon geworden für die Griechen, die auf der Insel die alte hohe Kultur der früheren Einwohner vernichteten. Er haust in den Magazinen des alten zertrümmerten Königspalastes. Und es ist die Tat des Theseus, dort an seinem Sitz selbst ihn im Sinne der vorbildlichen Selbstüberwindung bezwungen zu haben. Daß die alten Götter Dämonen wurden, ist nachher im Christentum bekanntlich immer wieder festzustellen. Es handelt sich also um einen sehr klaren Fall der Austreibung in dieser Minotaurussage. Sie ist bezeichnenderweise neben der Besiegung des marathonischen Stieres fast die einzige Theseustat, die auf älteren Bildwerken dargestellt wird. Sie ist wohl der Kern des Theseuszyklus überhaupt. Verwiesen sei schließlich noch auf die Geschichte von Euthymus, der mit dem Geist des Polites, eines Gefolgsmannes des Odysseus, in Temesa in Süditalien kämpfte. Polites war durch die Bevölkerung von Temesa zu Tode gesteinigt worden für die Vergewaltigung eines Mädchens. Aber sein Geist ließ nicht Ruhe. Als Wiedergänger verlangte er jedes Jahr das schönste Mädchen des Ortes, bis Euthymus, der zufällig dorthin kam und den Tempel betrat, in das zum Opfer geweihte Mädchen sich verliebte und dem dämonischen Zwang zu trotzen wagte. Pausanias (VI, 7-11), der die Geschichte erzählt, berichtet, wie Euthymus seine Waffen anlegte und als der Geist erschien, ihn in die See trieb, wo er verschwand. Vom Geist aber wird berichtet, daß er von schrecklicher schwarzer Farbe war, seine Erscheinung furchtbar, und daß er eine Wolfshaut trug. Eine Erscheinung des Wiedergängers wird also gegeben, die der germanischen Beschreibung nahesteht, und auch die übrigen Begleitumstände der Geschichte verweisen uns auf den hier im ganzen gedeuteten Zusammenhang.

Wir sind damit am Ende unserer Untersuchung. Ich glaube einen psychologischen Typus und einen Volksbrauch in der Dämonenaustreibung durch den heroischen Exorzisten aufgewiesen zu haben, der den Wirklichkeitskern eines großen Teils

der europäischen Sagen- und Märchenwelt bildet, und der besonders in der nordischen Rasse und ihrem Ausdehnungsgebiet verwurzelt ist. Ich werde hoffentlich demnächst zeigen, inwieweit gerade in diesem heroischen Exorzisten eine wichtige Anfangsgestaltung der westeuropäischen Gesittung liegt. Erst von diesem nun gewonnenen Wirklichkeitskern her läßt sich auch die heute viel besprochene Frage im einzelnen Falle entscheiden, wie weit eine Überlieferung Sage oder Märchen ist. Der Beowulf in seiner vorliegenden Fassung zum Beispiel ist mehr Märchen als Sage. Er ist fraglos wesenhaft spät. Darin hat Schücking völlig recht. Gewiß, Grendel ist noch für den Dichter so weit Wirklichkeit, daß er ihn als Dämon erkennt und in christlicher Wendung dem Geschlechte Cains zuordnet. Aber der Hauptgegenstand der Dichtung ist nicht, wie in der Grettirsage er es ganz deutlich ist, das Dämonische selbst und seine furchtbaren Wirkungen und das erschütternd Große des Mutes und der Kraft, die der heroische Austreiber zu beweisen hat, sondern dieser ganze überlieferte Stoff wird nur genommen, um daran ritterliche Lebensart und -form zu entfalten. Man hat nicht den Eindruck, daß Dämonenaustreibung in dem Kreise, an den sich die Dichtung richtet, Brauch ist wie noch auf Island zur Zeit Grettirs. Man hat auch nicht den Eindruck, daß man sich kritisch mit diesem Brauch auseinandersetzt, wie es der Priester Stein gegenüber Grettir tat. Der Brauch steht nicht mehr im Mittelpunkt des Daseins. Nur das bleibt für diesen adligen Kreis bezeichnend, daß, wenn auch nicht mehr voll lebendig, das frühzeitige Heroentum doch noch als Überlieferung bewahrt ist.

Basel. Gustav Hübener.

LEBEN UND LERNEN IN ENGLAND IM 15. UND 16. JAHRHUNDERT.

Zweiter Teil: Schulen und Schulerziehung [1]).

Einteilung der Schulen.

Leach [2]) teilt die in England vor der Reformation bestehenden Schulen in sieben Gruppen ein, wobei er jedoch hauptsächlich auf den Schulerhalter, nicht auf die unterrichteten Gegenstände Rücksicht nimmt. Seine Einteilung lautet: 1. Kathedralschulen, 2. Frühe Stiftsschulen *(Collegiate schools)*, 3. Schulen, die in Verbindung mit Klöstern standen, 4. Spätere Stiftsschulen, 5. Schulen, die in Verbindung mit Spitälern oder Armenhäusern standen, 6. Gildenschulen, 7. Schulen, die zu Kapellen gehörten *(Chantries)*. Alle diese Schulen waren Lateinschulen, wenn auch das Ausmaß der gelehrten Kenntnisse ein sehr verschiedenes war. Schulerhalter war mit Ausnahme von den Gildenschulen die Geistlichkeit oder, besser gesagt, sie verwaltete meist die frommen Stiftungen, die von Laien und Priestern zum Zwecke der Schulgründungen gemacht worden waren. Fast immer war die Schule nur Nebenzweck, sie wurde häufig erst später gegründet. Endlich entstand, jedoch wahrscheinlich erst im Anfange des 15. Jahrhunderts, eine 8. Gruppe von Schulen, die von jeder geistlichen oder weltlichen Stiftung unabhängig war.

Zwischen Kathedral- und Stiftschulen hat kein großer Unterschied bestanden. Die Einrichtungen beider Arten von Anstalten gehen auf die vornormannische Zeit zurück. Kollegiatstifter wurden von Alfred dem Großen, seinem Sohn oder seiner Tochter an den Orten gegründet, wo sie *boroughs* anlegten und die meisten überdauerten die Wikingerzeit. Die

---

[1]) Erster Teil s. Engl. Stud 61, 321 ff.

[2]) [English Schools at the] Ref[ormation], 7—47.

Kathedralen sind zum Teil noch älter, zum Teil stammen sie aus der Periode, die unmittelbar auf die normannische Eroberung folgte. Beide Arten von Kirchen hatten die Verpflichtung, Schulen zu unterhalten, und diese wurde beim lateranischen Konzil (1215) wieder eingeschärft. Das Domkapitel und das Kollegium der Stiftschulen waren gleich organisiert. Sie bestanden aus dem Probst oder Dechanten *(dean)*, einer Anzahl weltlicher Kanoniker *(fellows)*, von denen einer den Unterricht an der Schule zu erteilen hatte und Scholastikus hieß, dem Kantor *(precentor)* und einigen Sängern *(lay clerks)*. An der Spitze des Domkapitels stand der Bischof. Sein Stellvertreter war der Archidiaconus. Doch nur an den Kathedralen, an welchen infolge der Benediktinerreform im 9. Jahrhundert oder der Bestrebungen Lanfrancs im 11. die Weltgeistlichen des Kapitels durch Mönche ersetzt wurden, behielt der Bischof die Schule direkt unter sich. Es war dies in Canterbury, Winchester, Rochester, Worcester, Norwich[1]). An den andern wurde ebenso wie in den Kollegiatschulen die Obsorge für die Schule dem Dechanten und dem Kapitel übertragen. Der einzige Unterschied in der Organisation war, daß der Scholasticus den Titel Kanzler annahm und mit der Zeit zum persönlichen Sekretär des Bischofs wurde. Er betraute nun einen Vertreter mit dem Lateinunterricht an der Schule und dieser führte nun wieder den alten Namen Scholastikus[2]).

Sehr alte Beispiele für Domschulen sind York, St. Paul in London, auf die später eingegangen werden soll, und Wells. Eine Stiftschule aus der Zeit vor Knut war Bury St. Edmunds. Die Schüler zahlten einen Penny im Jahr Schulgeld. Da schenkte um das Jahr 1180 der Abt Samson ein Steinhaus für die Schule unter der Bedingung, daß arme Schüler unentgeltlich unterrichtet würden, und 1198 bestimmte er, daß der jeweilige Scholastikus die Hälfte der Einnahmen der Pfarre bekommen solle, um 40 Schülern freien Unterricht zu erteilen. Die Schule wurde dadurch zu einer *"free or partially free grammar" School*[3]). Sowohl Dom- als Stiftschulen waren Laien und angehenden Geistlichen zugänglich und für arme

---

[1]) Leach, [Schools of] Med[ieval] E[ngland], 133.
[2]) Leach, Ref. 7—15, Med. E. 76, 77.
[3]) Leach, Med. E. 119.

Kinder unentgeltlich. Die Söhne wohlhabender Eltern zahlten meist dem Scholastikus ein geringes Schulgeld, doch scheinen die Gepflogenheiten nicht an allen Orten die gleichen gewesen zu sein. Später gegründete Stifter, d. h. solche, die zwischen der Mitte des 13. und der Mitte des 16. Jahrhunderts entstanden, unterhielten nicht immer Schulen, augenscheinlich hatten sie nur dann die Verpflichtung dazu, wenn der Ort, wo sie sich befanden, bevölkert genug war. Eines der ältesten Kollegien, "*The Scholars of Vawse*" in Salisbury, war jedoch ausschließlich zu Erziehungszwecken gegründet [1]).

Die Stellung der Klosterschulen ist eine vielumstrittene. Während die meisten älteren Berichte die Erziehung durch die Mönche sehr hoch stellen und meinen, ohne Klosterschulen hätte es im Mittelalter überhaupt kaum eine nennenswerte Erziehung gegeben, ja sogar noch R. Jebb in der Cambridge Modern History, 1902, die Mönchsschulen höher stellt als die Kathedralschulen, bestreitet Leach [2]) den Nutzen der Klöster in erziehlicher Richtung vollkommen. Es hätte dort überhaupt nie Schulen gegeben, die Laienkinder zur Erziehung aufnahmen, nur Zöglinge, die sich dem Klosterleben widmen wollten, erhielten eine überaus dürftige Ausbildung, hauptsächlich in der Ordensregel und den Zeremonien des Gottesdienstes. Den Unterricht im Latein waren die Mönche oft nicht imstande zu erteilen, sondern verwendeten dafür Männer, die dem Orden nicht angehörten. War das Kloster so reich, daß es zu den Großgrundbesitzern zählte, dann hatte es allerdings die Oberaufsicht über die Schulen, die von andern gestiftet worden waren, oder gründete selbst solche und erhielt sie, das waren aber dann Lateinschulen, die mit dem Kloster keine engere Verbindung hatten und sich von andern Lateinschulen nicht unterschieden.

Da im Mittelalter das Wort Hospital in England eher Armen- als Krankenhaus bedeutete, ist es nicht verwunderlich, wenn diese Anstalten auch für den Unterricht der Kinder zu sorgen hatten. Häufig bestanden allerdings diese Spittel schon längere Zeit, ehe ihnen die Schule angegliedert wurde. Zum Beispiel wurde in London das *Hospital of St. Anthony* 1231

---

1) Ib., 76, 77.

2) Ref., 19.

gegründet und die Schule erst 1431 eingegliedert, als es in die Hände der Weltgeistlichkeit überging[1]). Andre Spittel dienten nicht selbst als Schulen, sondern gewährten nur armen Schulkindern Unterhalt. So waren unter den 100 Armen, die täglich in St. Cross in Winchester verköstigt wurden, 13 Schüler, die der Schullehrer der High School von Winchester hinschickte (Zeit Eduard III)[2]).

Vielleicht schon früher als die Spittelschulen entstanden die Gildenschulen. Gilden hatten die verschiedenartigsten Zwecke, doch waren sie immer auf religiöser Grundlage aufgebaut und besoldeten deshalb häufig einen Priester, dieser konnte leicht neben den vorgeschriebenen Messen für das Seelenheil der verstorbenen Mitglieder und den Festgottesdiensten an den Gedenktagen des Gildenheiligen das Amt des Schulmeisters bekleiden. Derartige Schulen bestanden, soviel wir wissen, 28 außerhalb Londons und 5 in der Hauptstadt[3]). Sie waren wahrscheinlich allen Kindern des Ortes, nicht nur denen der Mitglieder zugänglich und waren keine Elementar sondern *Grammar Schools*, denn Bürger und Handwerker konnten damals die Kenntnis des Lateins zur Führung ihrer Rechnungen, gelegentlich auch zum Verkehr mit den Kunden nicht entraten. Häufig gaben reiche Gildenmitglieder auch besondere Stiftungen entweder für den Schullehrer oder ein Schulgebäude oder die Unterstützung armer Schulkinder. So gab es in Worcester in der Gilde St. Nicholas ein Stipendium von VI £ XIIJ sh IIIJ d. aus dem jährlichen Ertrag eines Grundstücks, das der Bezahlung des Schulmeisters diente. Die Mitglieder der Gilde ergänzten mit ihrer Mildtätigkeit den Betrag auf 10 £[4]). Den Betrag von 10 £ zahlten auch andre Gilden, z. B. Palmer Ludlow[5]). Auch die Schule in Stratford-on-Avon, in der Shakespeare seinen Unterricht erhielt, war eine Gildenschule, die schon 1295 Erwähnung findet[6]). 1400

---

[1]) Leach, Ref. 26.

[2]) Ib. 25.

[3]) Leach, Ref. 34.

[4]) Toulmin-Smith English Gilds 202—204 (E. E. T. S. O. S. 40).

[5]) Ib. 198.

[6]) to "find a priest fit and able in learning to teach grammar freely to all the scholars coming to him to school in the said town, taking nothing from his scholars for the teaching" (Leach, Med. E. 243).

wurden die drei Stratforder Gilden zu der *Gild of the Holy Cross* vereinigt. In dieser Gilde war der Schulmeister Mitglied und erhielt von ihr ein Zimmer umsonst oder um geringen Zins. Das neue Schulhaus, das jetzt noch steht, wurde 1426 errichtet. Bis 1482 scheint von den Bürgersöhnen Schulgeld gezahlt worden zu sein. In diesem Jahr schenkte Master Jolyffe seinen ganzen Landbesitz der Gilde, um einen Geistlichen anzustellen, der geeignet war, die Kinder zu unterrichten, und der kein Schulgeld einheben sollte [1]).

Eine rein religiöse Stiftung war die Chantry (cantaria). Man bestimmte eine Geldsumme für einen Geistlichen, der dafür Messen für ein oder mehrere Verstorbene lesen mußte. In gewissem Sinne waren ja auch viele Klöster nichts andres als Orte, die hauptsächlich gestiftet worden waren, um für das Seelenheil des Gründers zu beten und das Sakrament aufzuopfern. Doch wurde der Ausdruck *chantry* gewöhnlich nur angewendet, wenn die Stiftung nur für einen oder zwei Geistliche bestimmt war. Diese mußten auch kein Mönchsgelübde ablegen. War die Stiftung für mehr als zwei Geistliche bestimmt, so nannte man sie gewöhnlich schon ein Kollegium. Man errichtete die ältesten *chantries* in Kathedralen und es kam vor, daß verschiedene Stiftungen für denselben Altar bestimmt waren; später konnte einem Altar nur eine Messestiftung zugewiesen werden und sehr häufig baute man eine besondre Kapelle. Die älteste *chantry* soll in Ashton Keyne gewesen sein, einem Ort in Wiltshire, die schon vor der normannischen Eroberung »für immerwährende Zeiten« gestiftet wurde. Das Datum ist aber nicht einwandfrei bezeugt. Sicher wurden derlei Vermächtnisse jedoch schon im 12. Jahrhundert gemacht und wir finden zahlreiche im 13., 14., 15. und 16. Jahrhundert [2]). Ja sogar Heinrich VIII. suchte auf diese Weise für sein Seelenheil zu sorgen [3]).

Es steht nicht fest, wann zuerst an solche Stiftungen Schulen angegliedert wurden. Es mögen zwei Erwägungen dabei mitgeholfen haben. Man brauchte für feierliche Messen Sängerknaben und mußte diesen doch außer Gesang wenigstens

---

[1]) Siehe Anm. 6 auf S. 331.

[2]) English Wills z. B. S. 105, Richard Bokeland, London 1436.

[3]) Leach, Ref. 47—49.

lateinisch lesen beibringen. Manchmal scheint man ihnen allerdings den Text nicht übersetzt zu haben, wenn wir Chaucer in seiner *Prioresse's Tale* (V. 1725) Glauben schenken dürfen. Der zweite Grund war wohl, daß man es für nötig fand, dem Priester außer der täglichen halben Stunde oder Stunde, die er für das Messelesen brauchte, noch eine Beschäftigung zuzuweisen.

Es sollen hier die Schulen jedoch nicht nach der Leachschen Einteilung behandelt werden, so anziehend sie auch vom kulturgeschichtlichen Standpunkt ist. Um ein lebensvolles Bild der Tätigkeit der Scholasten und Scholaren an all diesen Anstalten zu geben, fehlt einstweilen noch das nötige Material, trotz der Anstrengungen der letzten Jahrzehnte, Monographien vieler größerer Schulen herauszugeben. Es wird nur möglich sein, in Elementar-, Latein- und Hochschule zu gliedern. Es ist natürlich keine Aufzählung auch nur der wichtigsten beabsichtigt, es sollen nur diejenigen herausgegriffen werden, von denen uns so ausführliche Berichte vorliegen, daß wir einen Einblick in die Ziele und Zwecke der Gründer bekommen und in die Art und Weise, wie ihre Nachfolger deren Ideale verwirklichten oder hinderten, in die politischen und sozialen Umstände, die hemmend oder fördernd in den Schulbetrieb eingriffen.

Elementarschulen.

Aus wie früher Zeit die Elementarschulen in England stammen, läßt sich nicht nachweisen. Manchmal waren sie als Chantries gestiftet, manchmal als Gildenschulen, manchmal als Vorbereitungsklassen für eine Lateinschule am selben Ort, vielleicht im selben Gebäude. Es scheint aber auch Schulen für den Anfangsunterricht gegeben zu haben, die ein beschäftigungsloser Lehrer oder eine ältere Frau auf eigene Verantwortung und eigene Kosten einrichteten und in denen dann natürlich Schulgeld eingehoben wurde, was in den Stiftungsschulen nicht immer der Fall war[1]).

Für den Anfang des 14. Jahrhunderts (1316) ist uns eine Schule in Warwick bezeugt, in der die Buchstaben, der Psalter und Gesang vom Musiklehrer gelehrt wurden. Außerdem gab

[1]) Leach Med. E. 119.

es am Ort eine Lateinschule, in der die *Donatists* (Latein nach dem Donat lernenden Schüler) vom *Schoolmaster* unterwiesen wurden [1]). Während hier augenscheinlich von zwei Schulen die Rede ist, wurden in der Schule von St. Martin außerhalb der Mauer von Canterbury (1321) sowohl die Anfänger als die Vorgeschritteneren und zwar vom selben Lehrer unterwiesen. Die Schülerzahl für das Alphabet, den Psalter und den Gesang war unbeschränkt. Lateinschüler durften jedoch nur 13 aufgenommen werden, es spielte hier der Brotneid der Lateinschule in Canterbury mit [2]).

In Saffron Walden in Essex bestand schon vor 1389 eine Gildenschule, in der die Kinder das Alphabet und die Gebete lernen sollten. Der Unterricht wurde vom Gildengeistlichen erteilt. Außerdem befand sich am Ort eine Lateinschule, an der der Grammarmaster unterrichtete. Der Ausdruck "*alphabetis et graciis*" gab zu einem Mißverständnis Anlaß: Lord Baybrooke las *alphabetis græciis* und meinte, die bescheidene Gildenschule hätte nach ihrer Begabung mit neuen Mitteln im Anfang des 16. Jahrhunderts als erste in England die Schüler im Griechischen unterweisen lassen [3]). Zum Anfangsunterricht verwendete man das *hornbook*. Es war eine Holztafel mit Handhabe. Auf eine Seite kam ein Blatt, auf das das Alphabet geschrieben war, und darüber kam eine Platte durchsichtigen Hornes, um die zu rasche Abnützung der Schrift zu verhindern. Wahrscheinlich diente eine solche Tafel für mehrere Schüler, vielleicht für die ganze Klasse. Das älteste Vorkommen ist für 1450 bezeugt [4]).

Erst später gab es die *ABC*. Diese enthielten das Alphabet und das Vaterunser und andre Gebete und religiöse Belehrungen. Sie wurden mit Bewilligung der Behörden veröffentlicht und erfuhren ebenso wie das *Common prayer book* je nach den politischen und religiösen Verhältnissen Änderungen. Die Zeit des Erscheinens war von 1538—1640. Sie waren auch ursprünglich nicht dazu bestimmt, Englisch lesen zu lehren. Es gab Ausgaben für Latein, Griechisch und Hebräisch [5]).

---

1) Ib. 188.
2) Leach, Med. E. 191.
3) Ib. 285, 286.
4) F. Watson, The English Grammar Schools, 169.
5) Ib. 163.

Lateinschulen.

Lateinschulen *(grammar-schools)* hat es in England schon in angelsächsischer Zeit gegeben. Wir haben genaue Nachrichten über das Bestehen der Kathedralschule von York aus dem 8. Jahrhundert, der Zeit Alcuins, möglicherweise bestand die Anstalt schon ein Jahrhundert früher[1]). Die Londoner Kathedrale St. Paul unterhielt vielleicht schon bald nach der Gründung (604) eine Schule, oder wenigstens war eine von der Zeit an vorhanden, als Alfred London wiedereroberte. Allerdings fehlt von damals sichere Kunde. Erst im Anfange der Normannenzeit ist eine Urkunde von Richard de Belmeis, Bischof von 1111—1128, ausgestellt, die die Stellung des Schulmeisters näher bestimmt und ihm auch die Verwaltung der Bücherei überträgt, von der ein Katalog vorhanden war. Die uns bekannten ältesten Schulmeister sind Durand, Hugh und Henry. Letzterer war von 1125 an angestellt und auf ihn bezieht sich ein Erlaß des Bischof von Winchester, Henry of Blois, daß in London nur er das Recht habe, Schule zu halten, mit Ausnahme von St. Mary-le-Bow und St. Martin. Auch in der Beschreibung des Mönchs aus Canterbury Stephanides oder Fitz-Stephen *De situ nobilissimæ Civitatis Londoniæ*, aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, werden die Schulen zu St. Pauli, St. Trinitatis (Mary) und St. Martini als bestehend angeführt und zahlreiche Einzelheiten aus dem Lehrplan und den Spielen der Schuljugend[2]). Weitere Erwähnung von Martin-le-Grand finden wir 1298, von Mary-le-Bow 1308[3]). Im 13. und 14. Jahrhundert scheinen diese drei Lateinschulen für die damals doch noch kleine Stadt genügt zu haben, obwohl das Lateinische zu lernen im Mittelalter fast für jeden Kaufmann, für viele Handwerker und natürlich Ärzte, Juristen und Theologen eine unumgängliche Notwendigkeit war.

Im 15. Jahrhundert kamen dann die Schulen von Cornhill, St. Anthony und St. Dunstan-in-the-East dazu[4]). Im Jahre 1447 wurde eine Petition bei dem Parlament eingereicht, in der die Pfarrer von vier Londoner Kirchen All-

---

[1]) Leach, Our Oldest School, Fortnightly Review, N. S. 52; Rösler, Erz. in England vor der Norm. Eroberung, E. St. 48, S. 87.

[2]) Liber Custumarum 1 ff.

[3]) Leach, Med. E., 142.

[4]) Ib. 265.

hallows the Great, St. Andrew's Holborn, St. Peter's Cornhill, St. Mary's Colechurch um die Erlaubnis baten, ständige Schulen in ihren Gemeinden zu errichten, da die Anzahl der Schüler groß und die der Lehrer klein sei. Die Lehrer würden zwar dadurch reich, die Schüler aber arm an Gelehrsamkeit *(cunning)*. Die Petition wurde bewilligt, aber nur St. Mary's errichtet, obzwar Cornhill schon 1419 als Schule ohne besondere Bewilligung bestanden hatte, augenscheinlich aber wieder eingegangen war[1]).

Lateinschulen in den Universitätsstädten.

Von besonderer Wichtigkeit waren die Lateinschulen in den beiden Universitätsstädten, weil sie augenscheinlich dem Bestande der Kollegiatschulen dort vorangegangen sind. In Cambridge gab es im 12. Jahrhundert eine *schola glomeriæ* und eine *schola grammaticæ*. Beide dienten ursprünglich wohl in gleicher Weise zur Erwerbung der Kenntnis des Lateinischen, später differenzierten sie sich. Der *magister grammaticæ* blieb Lehrer einer Lateinschule, der *magister glomeriæ* hatte über die Grammatikschulen, von denen mit der Zeit mehrere entstanden, die Aufsicht zu führen und bezog dafür einen Gehalt. Er wurde vom Archidiaconus von Ely ernannt. Später, als die Colleges mächtig geworden waren und selbst das Aufsichtsrecht über die Lateinschulen beanspruchten, sank das Amt des *magister glomeriæ* zu einem nominalen herunter, und er hatte im 16. Jahrhundert nur mehr das Recht mit den beiden jüngsten *Magistri regentes* die Wahl der Prokuratoren zu leiten und bei Streitigkeiten zwischen Schülern und Universitätsbeamten sich ins Mittel zu legen[2]). In Oxford gab es gleichfalls schon in alter Zeit zwei Grammarschools St. Frideswide, das zur Stadt gehörte und St. George, das außerhalb der Stadt lag und zum Schloß gehörte. Wir wissen aber ebensowenig wie in Cambridge, von wem diese Lateinschulen gegründet worden waren. Wir hören in Oxford nur ganz zufällig von ihrem Bestehen, weil Walter von Merton in seiner *Collegiate School*, die 1277 vom Schlosse Malden bei

---

[1]) Leach, Med. E. 265, 266.

[2]) Leach, Med. E., 157. — Rösler, Studentenleben auf engl. Universitäten, E. St. 52, S. 34, 35.

Merton in Surrey nach Oxford verlegt wurde, auch eine *grammar school* für 13 arme und fleißige Schüler unterhielt. Es galt nun die Rechte und Pflichten der neugeschaffenen Anstalt gegen die früheren *scholæ grammaticæ* abzugrenzen. Als die *Collegiate schools* dann in Oxford und Cambridge durch die rasch aufeinanderfolgenden Stiftungen des 13., 14. und 15. Jahrhunderts einen großen Aufschwung nahmen, wurde der Unterricht in den Anfangsgründen des Latein meist nicht im College erteilt. Auch in Merton College wurden die *Grammarians* von 1299 an in einem besondern Haus untergebracht und schon vorher wohnten einige in der Stadt[1]). Für die *grammarschools* haben wir in Oxford ein Statut aus dem Jahre 1308, das sich auf ältere Gepflogenheiten bezieht und von der jährlichen Besichtigung der Anstalten durch zwei *Magistri artium* berichtet. Der Grammatiklehrer brauchte nicht Magister zu sein, er mußte nur vor dem Kanzler und den Prokuratoren seine Befähigung zum Unterricht nachweisen. Leach schließt aus der Tatsache, daß in Oxford zwei *Magistri artium* die Schulvisitation hielten, während in Cambridge ein *Magister glomeriæ* genügte, auf die geringere Anzahl von Lateinschulen in Cambridge[2]). Ganz zwingend ist der Beweis nicht. Da dem *Magister glomeriæ* im 16. Jahrhundert zwei *Magistri regentes* zur Wahl der Prokuratoren zur Seite standen, kann er in früherer Zeit von ihnen auch beim Besichtigen der Lateinschulen unterstützt worden sein.

Die Nachbarschaft der Kollegien, die eine höhere Ausbildung gewährten, erwies sich für die Lateinschulen in Oxford und Cambridge nicht von Vorteil. Keine der niederen Anstalten gelangte zu Bedeutung. Man zog später vor, *grammarschools* an andern Orten zu errichten, sie jedoch mit einem Universitätskollege organisch zu verbinden.

Winchester.

Winchester College[3]) wurde als *Free Grammar School* 1379 zur Vorbildung von jungen Leuten für New College in Oxford oder wie es ursprünglich hieß. "St. Mary College

---

[1]) Leach, Med. E. 171.

[2]) Ib. 180.

[3]) Leach, History of Winchester (1899). — Ackermann. — Staunton.

of Winchester in Oxenford" von W. de Wykeham, Bischof von Winchester gegründet.

Das Kollegium bestand aus 10 Weltgeistlichen, den Fellows, dazu kamen noch drei Kapläne, drei Sänger *(lay clerks)* und 16 Chorknaben, ein Hauptlehrer *(schoolmaster)* und ein Hilfslehrer *(usher)*. Die Schule sollte 70 armen Knaben freie Wohnung, Kost, Kleidung und Erziehung gewähren. Außerdem gestatteten die Gründungsurkunden die Aufnahme von 10 adeligen oder aus angesehenen Familien stammenden Knaben, wenn sie die Kosten ihres Aufenthalts bezahlten. Der Unterricht war ursprünglich auch für diese Schüler unentgeltlich. Die Söhne der Verwandten des Stiftes *(Founder's kin)* hatten in erster Linie Anspruch auf unentgeltliche Aufnahme.

Eton.

Eton College wurde errichtet, um junge Leute zum Eintritt in das von Heinrich VI. in Cambridge gegründete King's College auszubilden. Der König war ein solcher Bewunderer von Winchester College, daß er sogar Erde in der Nähe dieser Anstalt ausheben und nach Eton schaffen ließ, als ob diese durch die Tritte der Schüler geweiht wäre. Die erste Gründungsurkunde stammt von 1440, dem Jahr, dem auch King's College sein Dasein verdankt. Doch wurden die Statuten in den folgenden Jahren etwas geändert, das Kollegium dem von Winchester angeglichen und die Schülerzahl von 25 auf 70 vermehrt. Nach den Bestimmungen von 1443 sollten an der Anstalt sein: 10 Fellows, 10 Kapläne, 10 Sänger, 1 Master, 1 Usher, 70 Schüler, 16 Chorknaben, außerdem 13 Arme, die für den Stifter beten mußten. An der Spitze des Kollegiums stand ein Probst *(provost)*. Auch diesen hatte sich Heinrich VI. aus Winchester geholt[1]). Waynflete war in Winchester Master gewesen. Er kam 1442 in gleicher Eigenschaft nach Eton, wurde aber schon im folgenden Jahr zum Probst gemacht.

Schulgebäude.

An allen *grammarschools* hatten die Gebäude, die zur Aufnahme des Kollegiums und der Schüler errichtet wurden, eine gewisse Ähnlichkeit mit den Herrensitzen des Mittelalters.

---

[1]) Leach, Winchester, 207.

Eine große Halle für die Mahlzeiten und zur Versammlung aller Schüler bei Festlichkeiten und wenn außerhalb der Schulstunden das Wetter den Aufenthalt im Freien unmöglich machte. Eine Kapelle, daran anstoßend oder im Hofe gegenüberliegend, manchmal durch den Kreuzgang damit verbunden, ein oder mehrere Schlafzimmer für die Schüler zu ebener Erde mit Ausgang auf den Hof oder den Kreuzgang. Die Schlafräume der Lehrer und Fellows im oberen Stock. In der Nähe der Halle Küche, Speisekammer und Eingang in den Keller. In der ältesten Zeit war keine Bibliothek vorhanden. Die Manuskripte waren zum Teil in der Kapelle angekettet, zum Teil im Schulzimmer in Verwendung und jedenfalls zu gering an Zahl, als daß man einen eignen Raum zu ihrer Aufbewahrung gebraucht hätte. In Winchester wurde erst 1629, mehr als eineinhalb Jahrhunderte nachdem gedruckte Werke in Verwendung standen, das Bedürfnis nach einer Bibliothek empfunden und eine unnütz gewordene Kapelle für Seelenmessen *(chantry)* dazu adaptiert [1]). In Eton wurde zwar 1517 schon eine Bibliothek gebaut, aber als sie fertiggestellt war, verwendete sie der Provost für seine Zwecke und die Bücher blieben in der Sakristei. Erst im Anfang des 17. Jahrhunderts wurden nach Oxforder Muster Schränke angeschafft, Bücher in bedeutenderer Zahl gekauft und gebunden [2]). Für Winchester ist eine Liste der Bücher vorhanden, die vom Gründer der Anstalt und andern Gönnern vor 1426 gespendet worden waren. Es waren hauptsächlich Werke theologischen, philosophischen und juridischen Charakters, die wohl nur für die Fellows paßten. Auch die Chroniken werden kaum für die Schuljugend bestimmt gewesen sein. Dagegen hören wir, daß von den Grammatiken ein Exemplar des Doctrinale von Alexander von Villa Dei »in den Händen des Lehrers« war. Von dieser Versgrammatik waren drei Mss. vorhanden. An andern Grammatiken gab es den Priscianus in majori und in minori und eine englisch abgefaßte lateinische Grammatik. Eine Sophistik, ein Græcismus, d. h. Erklärung griechischer Ausdrücke, die in der Sophistik und Grammatik vorkamen, ein Vergil und zwei Catholica, d. h. Lexica, waren wahrscheinlich auch im

---

[1]) Rud. Ackermann, History of Winchester etc. (1812), 39.

[2]) Henry Maxwell-Lyte, History of Eton (1889), 97, 180.

Unterricht in Verwendung. Die Lexica werden im Wert von 4 und 5 £ angegeben, d. h. 80 und 100 £ nach der Währung der Vorkriegszeit[1]).

Für Eton und andre alte Lateinschulen fehlen uns Listen aus dieser Zeit. Da zufälligerweise auch die Curricula der Anstalten erst aus der Mitte des 16. Jahrhunderts stammen, sind wir über den Lateinunterricht bei Ausgang der Scholastik schlecht informiert.

Auch über die Einzelheiten des täglichen Lebens müssen wir vieles, das die Schlafräume, Schulzimmer, den Unterrichtsbetrieb usw. betrifft, aus späteren Angaben erschließen. Am reichlichsten sind sie über Wells, Winchester und Eton. Durch Vergleichung der Berichte können wir uns ein leidlich genaues Bild des Lebens und Treibens in einer *Free Grammar School* im 15. Jahrhundert machen.

Schlafräume.

Geschlafen wurde zu zehn oder zwölf in großen Zimmern, die alle zu ebener Erde lagen; in Eton wohnten im oberen Stock die Fellows und der Magister, und es war ihnen eingeschärft, Wein, Bier oder Wasser nicht auf den Fußboden zu schütten, um die darunter wohnenden Schüler nicht zu belästigen[2]). Nach einem alten Bilde von einem Schlafraum von Winchester waren die Wände nackt, die Decke wurde in der Mitte durch einen Tragpfeiler gestützt. Neben der Tür befand sich ein offener Feuerplatz. Die Bettstellen bestanden aus zwei senkrecht aufeinanderstehenden Brettern, von denen das eine auf niedern Füßen ruhte, das andre als Kopfende des Bettes an die Wand angeschoben war. Schmale Leisten faßten ringsum das Gestell ein[3]). Der horizontale Teil diente natürlich zum Liegen, der vertikale war mit einigen Querleisten versehen, und nahm die Bücher, Schreibgerät u. dgl. auf. Kirby[4]) gibt eine gute Beschreibung, wenn er von den Bettstellen sagt: "*they seem to have been mere trays to hold the straw, in which the scholars lay.*" Nach seinem Bericht wurden 64 Betten im ersten Jahr des Bestandes der Schule um den Preis von

---

[1]) Leach, [A History of] Winchester [College] 161.
[2]) Maxwell-Lyte, 40.
[3]) Ch. Wordsworth, College of St. Mary Winton, 20.
[4]) Annals of Winchester (zitiert bei Leach, Winchester, 169).

1 Schilling per Stück gekauft. Leach meint, das Schlafen der Schüler auf Stroh sei eine Fabel, wenn man bedenkt, daß 1 Schilling durch die sukzessive Geldentwertung am Ende des 19. Jahrhunderts mindestens 1 £ wert gewesen sei. Um 1 £ könne man aber jetzt ein gutes Eisenbett kaufen[1]). Leach bedenkt aber dabei zweierlei nicht. Möbel waren in früherer Zeit verhältnismäßig teurer, weil es keine billige Fabrikware gab, und außerdem ist bis ins 16. Jahrhundert unter *bed* immer Pölster, Decken usw. zu verstehen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Bettstellen gar nicht aus dem Ende des 14. Jahrhunderts stammten, sondern daß Waynflete für die armen Schüler nur die nötigen Decken kaufen ließ. Eine Rechnung von 1397 für einen Schüler aus der Verwandtschaft des Gründers der Anstalt erwähnt ausdrücklich nebst andern Ausgaben für Bettzeug 2 d für Stroh[2]), und noch im 19. Jahrhundert hieß es im Schuljargon "clean straw", wenn frische Leintücher in die Betten gebreitet wurden[3]). Daß obengenannte Bettgestelle nicht aus Waynfletes Zeit stammten, vermute ich, weil es heißt, Dean Fishmonger hätte im 16. Jahrhundert in den Schlafsälen Fußböden legen lassen — bisher war nur festgestampfter Lehm — und Bettstellen statt der Strohbündel angeschafft[4]). Diese Betten bestanden noch im Anfange des 19. Jahrhunderts, da sich die Beschreibung ganz mit den alten Darstellungen deckt. In Eton waren die Betten wohl ganz ähnlich primitiv wie in Winchester. Als im Pestjahr 1563 ein Teil der Schüler in Cippenham untergebracht wurde, heißt es in der Rechnung: "*Item for strawe for the children beddes IIIJ* d."[5]), und es ist kaum anzunehmen, daß sie in Cippenham anders schliefen als in der Anstalt, da keine Erwähnung einer provisorischen Maßnahme geschieht. In Winchester scheint jeder Schüler eine Lagerstatt — sei es Strohbündel, sei es Pritsche, für sich gehabt zu haben, in Eton schliefen zwei in einem Bett bis zum Alter von 14 Jahren, in Wells legte man gar drei zusammen, zwei kleinere mit den Köpfen zum oberen Ende, einen größeren mit dem Kopf zum Fußende des Lagers[6]).

---

1) Winchester, 169.
2) Staunton, The great Schools of England.
3) Kirby.
4) Staunton, 82.
5) Maxwell Lyte, 165. 6) Leach, Ref. 10.

Zwischen zwei Betten stand ein Wandschrank, in Winchester später *toy* genannt, zur Aufnahme jener Habseligkeiten, die nicht auf, über oder unter dem Lager Platz fanden. Im Schlafsaal fehlte jegliche Waschgelegenheit. In manchen Klöstern z. B. Gloucester wuschen sich Novizen und Mönche im Kreuzgang, hatten also doch etwas Schutz vor den Unbilden des Wetters. In Winchester und Eton waren die Brunnen, die allen Schülern gemeinsam zum Reinigen dienten, im offenen Hofe, In Winchester wurde der Brunnen erst 1550 mit einem Schutzdache versehen. Im Kreuzgang konnten die Schüler in der guten Jahreszeit die Aufgaben erlernen, er diente aber nicht als Lehrzimmer wie in den Klöstern.

Schulzimmer.

Der Schulraum lag jedoch auch zu ebener Erde und war in Winchester kaum größer als eines der sechs Schlafzimmer. Obwohl der Gründer ihn *magna illa domus* nannte, genügte er, als außer den Stiftungsschülern auch andre Knaben darin unterrichtet wurden und ihre Aufgaben lernten, den Anforderungen an Raum keineswegs. Vielleicht beruht die Erfindung des *scob* oder der *cista* auf dem Bedürfnis der Schüler in der Enge und der Öffentlichkeit eines allgemeinen Raumes sich ein wenig Zurückgezogenheit zu schaffen. Es sind diese *scobs* bewegliche Pulte, die auf jede Bank gestellt werden konnten, mit zwei Deckeln, von denen der eine, aufgeschlagen, einen Schirm gegen den Nebenmann bildete, der zweite, heruntergelassen, zum Schreiben benutzt wurde. Im Inneren des Pultes befinden sich die Bücher. Als 1687 der neue Studiensaal, der 90 Fuß lang ist, erbaut wurde, nahm man jedoch die *scobs* als dauernde Einrichtung mit herüber. Auch andre Einrichtungen, die jetzt noch bestehen, stammen aus der Zeit, deren Betrachtung wir uns widmen. Die große Tafel mit den lateinischen Verhaltungsmaßnahmen für das Schulzimmer, den Speiseraum, den Hof und die Schlafzimmer; die andre Tafel, auf der gleichsam die erreichbaren Würden verlockend dargestellt waren. Sie zeigte eine Bischofsmütze mit Krummstab; Feder, Tinte und ein Schwert; eine Birkenrute begleitet von der Aufschrift: *aut disce, aut discede; manet sors tertia cædi.*

Die Bänke liefen in den meisten englischen Schulzimmern an drei Seiten an den Wänden entlang, und zwar in zwei oder

drei Reihen, die rückwärtigen Reihen waren erhöht, die vorderste stand auf dem Fußboden. Die Knaben saßen so, daß die rückwärtigen Reihen nach der Mitte des Schulzimmers blickten, die vorderste, wenigstens nach manchen Darstellungen zu schließen, gegen die Wand und daher die Schüler der andern Reihen ansah. Es waren nur Sitzbänke vorhanden, geschrieben wurde auf einigen Tischen, die in der Mitte des Saales standen oder an Schreibbänken, die an der einen Schmalseite vor oder zu beiden Seiten des Katheders des Hauptlehrers aufgestellt waren. Für den Unterlehrer war ein Katheder in der Mitte des Saales oder an der Mitte der einen Langseite aufgestellt. Waren zwei Unterlehrer, so standen sich deren Lehrstühle gewöhnlich gegenüber. Von einer Unterbringung der Schüler in mehreren Lehrzimmern, auch wenn genügend Lehrer vorhanden waren, ist vor dem 16. Jahrhundert nicht die Rede, und auch da erfolgte nur eine Teilung in drei Stufen. In Winchester muß eine etwas andre Anordnung der Bänke angenommen werden, um die Aufstellung der *scobs* zu ermöglichen. Im Schulzimmer des 17. Jahrhunderts waren zu ihrer Anbringung die Bänke in Art eines Rostes miteinander verbunden, und das Pult stand an den Kreuzungen der Latten. Da die *scobs* im 16. Jahrhundert schon bezeugt sind, muß wohl auch die originelle Bankform mindestens auf jene Zeit zurückgehn.

Von dem Vorhandensein von *scobs* hören wir in keiner andern Schule, auch nicht in Eton, das sonst viele Einrichtungen von Winchester nachgeahmt hat. Dort scheint das alte Schulzimmer die spätere *Lower School* gewesen zu sein, ein Raum, dem man dann nachsagte, er sei ursprünglich der Stall gewesen [1]). Der Scherz stammt wohl daher, daß er niedrig und viel zu lang für seine Breite war. Im Anfang des 17. Jahrhunderts wurden Pfeiler eingefügt, die mit Darstellungen aus der griechischen und römischen Geschichte geziert waren [2]).

Tageseinteilung in Winchester.

Leider besitzen wir für keine der noch aus dem Mittelalter stammenden Schulen aus der Gründungszeit genaue Angaben über die Tageseinteilung. Die älteste, aus den letzten

---

[1]) Staunton, The Great Schools of England, 7.

[2]) Maxwell Lyte, 212.

Jahren Heinrichs VIII. stammend, haben wir aus der Feder Christ. Johnsons, der in Winchester Headmaster von 1560—71[1]) war. Er verfaßte ein Gedicht, in dem er sich auf seine eigenen Schuljahre zurückbezieht. Um 5 Uhr früh erklang das erste Läuten, die Knaben ergriffen eiligst Schuhe und Kleider und, um nur ja keine Zeit zu versäumen, fingen sie schon, ehe sie mit dem Anziehen fertig waren, an, eine Hymne zu singen. Dann wurde das Schlafzimmer aufgeräumt, jeder machte sein Bett und kehrte seinen Teil des Zimmers aus. Einer der Knaben war dann beauftragt, den Schmutz in der Mitte zusammenzufegen und hinauszutragen. Dann bürsteten die Knaben sich die Haare und wuschen sich am Brunnen Gesicht und Hände. All dies mußte in einer halben Stunde erledigt sein. Um halb 6 Uhr erklang die Glocke wieder. In den Schlafzimmern hatten die *prefects of chamber* die Aufsicht, jetzt übernahmen sie für die ganze Schülerschar die *prefects of chapel* und führten ihre Gefährten in die Kapelle. Die Messe dauerte eine halbe Stunde. Von 6 bis 9 waren die Knaben im Schulzimmer. Es wurden die vorgeschriebenen Gebete gesprochen, dann setzte sich jeder an sein Pult und schrieb seine Aufgabe. Die älteren Schüler hatten das *vulgus* zu verfassen, ein lateinisches Gedicht und marterten ihre Gehirne, um die nötigen Reime zu finden. Bis zu dieser Zeit waren die Knaben nüchtern. Um 9 Uhr endlich war das Frühstück, das aus Bier und Brot bestand. Dann rief der Prefekt der Halle, der während dieser Mahlzeit die Aufsicht führte, die Namen auf. Die Schüler arbeiteten von ½10 bis 11 in ihren Zimmern — beziehungsweise im Kreuzgang — und von 11—12 im Schulzimmer.

Um 12 Uhr war das Mittagessen. Das Frühstück scheint nicht sehr ausgiebig gewesen zu sein, denn Johnson spricht von "*latrantes stomachos*"[2]). Ursprünglich war das Mittagessen wohl um 10 oder 11 Uhr, damals gab es aber, wenigstens für die älteren Schüler, überhaupt kein Frühstück. Um die Essenszeit aber nicht nur zur leiblichen Befriedigung zu verwenden, mußte vom *Bible-Clerk* ein Kapitel aus dem alten Testament vorgelesen werden. Das Amt wechselte jede Woche unter den zwölf ältesten Schülern, den *prefects*[3]). Die

---

[1]) Leach, Winchester, 266 ff. [2]) Ch. Wordsworth, 220.

[3]) Von Merton College, Oxford, soll die Einrichtung der *prefects* ursprünglich stammen, Leach 174.

Aufsicht war unter dem *prefect of hall* und dem *prefect of tub* geteilt. Letzterer scheint die Hauptverantwortung getragen zu haben, denn er mußte auf und ab gehen und aß erst später mit der Dienerschaft. Dagegen aß der *prefect of hall* gleichzeitig mit den andern Schülern die Portion, die ihm der Kollege zukommen ließ. Der *prefect of tub* besorgte überhaupt das Austeilen der Speisen. Je vier Schüler scheinen von einem Teller gegessen zu haben oder sich wenigstens in eine Portion haben teilen müssen, die ein *junior* auseinanderschnitt. Ein andres Amt des *junior* war das Füllen der Becher aus dem großen ledernen Bierkrug[1]). Im 15. und 16. Jahrhundert findet sich aber noch keine Angabe, daß der arme Neuling im ersten und zweiten Jahr als *fag* ärger als ein Sklave von den älteren Schülern, besonders den *prefects*, behandelt wurde und sie bei Tisch so bedienen mußte, daß er selbst kaum hin und wieder einen Bissen erhaschen konnte. Es war die Aufsicht in den ersten Jahrhunderten nach der Gründung ja noch eine viel strengere, weil auch die Würdenträger des College in der Hall speisten, wenn auch an einem besondern Tisch. Ebensowenig wie der Adel allein zu essen pflegte, hätte das Oberhaupt eines Kollegiums dies für richtig befunden. Auch hätten die Mitglieder des Kollegiums keinen Anspruch auf Speisen oder Getränke in ihrem Privatzimmer gehabt. Damals gab es noch keinen besonderen Küchenraum für sie. War das Mittagessen vorüber, so trat der Schüler, der aus der Bibel vorgelesen hatte, auf den runden Tisch zu, an dem der Warden saß, verbeugte sich vor ihm und dieser neigte als Antwort sein Haupt. Darauf wurden die Tischtücher in ein Gefäß *(olla, tub)* gelegt. Ein Psalm wurde gesungen. Alte Frauen durften die Reste der Speisen sammeln. Dies führte später zu dem Mißbrauch, daß die Reste von den Prefekten verkauft wurden und es ihr Vorteil war, wenn die Knaben keine genügende Zeit zum Essen hatten. Nach den Schülern aßen die Diener und die Chorknaben. Von 1 bis 1/24 waren wieder Schulstunden. Versaufgaben wurden gestellt. Danach eine Art Vesper, *bevers*, aus Bier bestehend wie das Frühstück. Dann wieder eine Schulstunde. Um 5 Uhr wurde gebetet, worauf die einzige Erholungsstunde des Tages folgte, in der die Knaben sich im

[1]) *jack*, Abbildung bei Ch. Wordsworth.

Kreuzgang oder Hof ergingen. Ballspielen, Ringen und Tanzen war ihnen aber dort ebenso wie in der Kapelle verboten. Den Lehrern durften die Schüler im Hofe nur entblößten Hauptes und niemals allein, immer nur von einem Gefährten begleitet, nahen [1]). Um 6 Uhr war das Abendessen in der Halle. Je drei Knaben erhielten zusammen einen Teller mit Hammelfleisch. Nachdem dann noch über eine Stunde in den Schlafzimmern gelernt worden war, gab es nochmals eine Mahlzeit *(merenda)*, wahrscheinlich wieder aus Bier und Brot bestehend, die im Schlafzimmer eingenommen wurde. Um 8 Uhr wurden in der Kapelle Psalmen gesungen und dann wurde schlafen gegangen. Im 15. Jahrhundert hatte es nur zwei Mahlzeiten täglich gegeben, Frühstück *(jentaculum)*, *bevers* und *merenda* waren Einführungen des 16. Auch andre Erleichterungen griffen damals Platz. Ursprünglich scheinen die Schüler täglich 7½ Stunden im Schulzimmer verbracht zu haben und ungefähr 3 mit Lernen im Schlafzimmer. Späterhin war das regelmäßig nur Montag, Mittwoch und Freitag der Fall. Am Dienstag und Donnerstag durfte der *prefect of hall* sich dem *Headmaster* nähern, während dieser vor der Kapelle auf und ab ging, und ihn um einen Feiertag *(remedy)* bitten. Wurde die Bitte gewährt, so reichte der Lehrer dem Knaben einen Ring, der die Inschrift trug: *Potentiam gero, feroque* [2]). Dies Zeichen behielt der Präfekt bis zum folgenden Tag, wo er es gleichfalls vor dem Gottesdienst dem *Headmaster* zurückgab. War das Wetter schön, so gab das Einhändigen des Rings den Schülern die Erlaubnis, auf den Sankt Kathrinenhügel zu gehen. Der Präfekt hob die Hand mit dem Ring, dann klapperten die Pultdeckel, die Schüler verließen das Schulzimmer, der Präfekt sah auf Ordnung. Am mittleren Tor wurden die Namen aufgerufen, jeder Knabe antwortete mit *adsum*, zwei und zwei gingen sie den Hügel hinauf. Dort durften sie sich zwar aus Angst vor Fieber nicht setzen, doch waren Spiele gestattet: Scheiben werfen *(discus)*, Handball, Tennis, Fußball. Um 9 Uhr ging es zurück zur Schule, und der Stundenplan wurde bis zum Mittagessen eingehalten. Dann aber ging die Schar nochmals

---

[1]) Schulgesetze: in Atrio, vgl. Ackermann 41.

[2]) In neuerer Zeit lautete die Schrift: *commendat rarior usus*. Augenscheinlich war der alte Ring verloren gegangen oder gestohlen worden.

auf den Hügel. War es sehr heiß, so ging man auf die Wiesen am Fuße des Hügels. Bei sehr schlechtem oder kaltem Wetter dagegen wurde ein Feuer in der Halle angezündet, und die Knaben durften statt spazierenzugehen dort spielen. Der Sonntag war dagegen kein vollständiger Ruhetag. Die Schüler hatten einen großen Teil des Tages in der Kapelle zuzubringen, mußten bei der Messe ministrieren und von der Predigt Notizen machen. Ob sie am Nachmittag eine Zeitlang spielen durften, wird nicht erwähnt. Der schlimmste Tag in der Woche war der Freitag, da wurden sämtliche Vergehen, die während der sieben Tage begangen worden waren, gestraft. Die Präfekten gaben die Namen der Schuldigen an. Zwei Knaben wurden beauftragt, dem Übeltäter die Hosen herunterzuziehen und der Unterlehrer vollstreckte gewöhnlich die Züchtigung mit einer Rute, die aus zusammengebundenen Eschenzweigen bestand. Mansfield [1]) rühmt dieser Art Rute, die noch im 19. Jahrhundert im Gebrauch war, nach, daß nur die ersten Schläge schmerzhaft waren, da die Zweige bald mürbe wurden.

Tageseinteilung in Eton.

Fast aus derselben Zeit wie die poetische Beschreibung des Lebens in Winchester besitzen wir eine prosaische von Eton. Sie stammt aus der Feder William Malins, Headmaster [2]). Sie ist ein im Jahre 1560 geschriebenes *Consuetudinarium*, wahrscheinlich für die königliche Kommission zusammengestellt, die Eton 1561 inspizierte. Das Aufstehen gleicht dem in Winchester, nur daß die Knaben paarweise zur Pumpe geführt wurden, was dadurch möglich war, daß damals nur ein Schlafsaal vorhanden war. Dieser befand sich oberhalb des Schulzimmers. Am Morgen war kein Kirchgang, die Gebete wurden um 6 Uhr vom *Usher* im Schulzimmer gesprochen. Einer der älteren Schüler, die die Aufsicht führen, in Eton *præpostor* genannt, schrieb diejenigen auf, die zum Gebet zu spät kamen, der *præpostor immundiorum* besichtigte Gesicht und Hände der Hereinkommenden und verzeichnete die Schmutzfinken. Wenn um 7 Uhr der Hauptlehrer das

---

[1]) School Life at Winchester. (Ein recht unterhaltender Bericht aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts mit einem Glossor des Schul-*slang*.)

[2]) Maxwell-Lyte, 137—139.

Schulzimmer betrat, wurde ihm die Liste aller Vergehen des Morgens vorgelegt. Die Strafe folgte jedoch nicht auf dem Fuße. Ebenso wie in Winchester wurde der Freitag zum Exekutionstag gemacht. Um 9 Uhr war wahrscheinlich Frühstück, um 10 Uhr standen alle zum Gebet auf. Das Mittagessen war um 11. Die Schulstunden begannen wieder um 12 und dauerten bis 3. Dann war eine Spielstunde, ein Zugeständnis an den modernen Geist, das wahrscheinlich in der ältesten Tageseinteilung des College nicht angetroffen wurde. Von 4 bis 5 war wieder Unterricht. Um 5 Uhr Abendessen. Von 6 bis 8 wurde unter Aufsicht der *præpostors* gearbeitet, eine Zeit, die durch *potum* um 7 auf den Schülern angenehme Weise unterbrochen wurde. Dann wurde wahrscheinlich wie in Winchester gleich schlafen gegangen. Freitag und Samstag wurde geprüft und am Samstag wurden Reden gehalten. Ob das Nichtentsprechen bei der Freitagprüfung gleich in die wöchentliche Tracht Prügel einbezogen wurde, wird uns nicht mitgeteilt. Als offiziellem Dokument fehlen diesem Schriftstück die humoristischen Züge, die Johnson seiner Schilderung von Winchester zu geben vermochte.

Bild aus dem Schulleben in Gloucester.

Diese finden wir dagegen in einem Auszug aus "Mount Tabor", Bilder aus dem Schulleben des R. Wollis Esq.[1]) Allerdings besuchte dieser die *Grammarschool* in Gloucester erst im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts (er war 1564 geboren). Da er aber ausdrücklich den Gegensatz zwischen seinem ersten Lehrer, der noch nach einer veralteten Methode lehrte und seinem zweiten, der schon moderne Ideen ausführte, betont, können wir den ersten ruhig als Vertreter des vorreformatorischen Schulbetriebes ansetzen. Er war damals, als Wollis die Christschoole in Gloucester besuchte, schon ein alter Mann und »nicht von großer Gelehrsamkeit«. Er pflegte täglich am Vorabend jeder Abteilung eine lateinische Stelle vorzuübersetzen und am nächsten Morgen jeden einzelnen Schüler aus dem Text zu prüfen. Zu diesem Zweck ließ er zuerst die oberste Klasse aus den Bänken treten und sich davor, gegen die Mitte des Schulzimmers zu, aufstellen. Er selbst

---

[1]) Harrison ed. Furnivall, IV 354.

ging vor ihnen auf und ab, ließ sie übersetzen und dann bald einen Schüler, bald einen andern ein Wort analysieren. Dann kam in gleicher Weise die zweite Abteilung daran, dann die unteren. Die jüngeren Schüler saßen wahrscheinlich sonst in der Bankreihe, die dem Mittelraum des Klassenzimmers am nächsten war. Denn die schon geprüften älteren Schüler pflegten sich auf deren Bänke zu setzen, um ihnen, während sie vor dem Lehrer standen, vorzusagen. Mit Hilfe dieser Einbläser entgingen sie zwar der Strafe, verstanden aber so wenig von ihren Aufgaben wie das Pferd in der Mühle, das den ganzen Tag im Kreise geht, vom Fleck kommt. Wollis hatte nun das glückliche Unglück, mit einem der größeren Knaben in Streit zu geraten, worauf ihm dessen Hilfe und die der älteren Gefährten versagt wurde, damit er eine Tracht Prügel vom Lehrer bekäme. Wollis aber war schlau genug, auf die Übersetzung der Vorgänger zu achten, das eine Mal der Strafe zu entgehen und auch in Zukunft eher dem Fleiß als dem Glück zu vertrauen.

Erneuerung von St. Paul.

Mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts setzt ein neuer Eifer in dem Gründen von Schulen ein. Am wichtigsten ist der Neuaufbau von St. Paul und die Erneuerung des Lehrplans. Der Dechant der Londoner Kathedrale, dem das Recht und die Pflicht zur Erhaltung der Lateinschule zukam, übertrug die Fürsorge für diese wichtige Anstalt der Zunft der *Mercer*. Dean Colet tat dies nicht, um sich und das Domkapital von einer Geldausgabe zu befreien. Im Gegenteil, er stattete die Schule mit ganz andern Mitteln aus als bisher[1]). Das neue steinerne Schulhaus wird ungefähr auf derselben Stelle, die früher das alte einnahm, 1508 errichtet. Colet bemüht sich bei Heinrich VII. um die Erlaubnis, daß die Mercers Land für die Schule erwerben dürfen, um den Gehalt der Lehrer sicherzustellen. Das Kapitel und der Kanzler von St. Paul verzichten 1510 auf die Rechte über die Schule und die alten Gebäude, der Papst gibt in einer Bulle seine Zustimmung. Im Jahre 1511 schenkt Colet zweitausend Acker Land in Buckinghamshire[2]), und das Domkapitel vermietet der Zunft einen

---

[1]) Michael McDonnell, History of St. Paul's School (1909), 60.

[2]) Leach Med. E., 278—280.

Streifen Boden bei St. Dunstan auf 99 Jahre um den Preis einer roten Rose, nach Ablauf dieser Zeit hatte sie das Recht, um denselben Preis die Pacht zu erneuern. Es werden später Gebäude, die zur Schule gehören, auf diesem Grund errichtet. Im Jahre 1514 vermacht Colet der Zunft noch Häuser in der City (Old Change) und übergibt ihr auch die von ihm 1513 gestiftete Chantry [1]). Sein ganzes Trachten muß in diesen Jahren nach Sicherstellung der beständigen Fortdauer der Free Grammar School, deren zweiter Gründer er wurde, gerichtet gewesen sein. Für sich brauchte er sehr wenig. Erasmus erzählt, daß Colet niemals zu Abend aß, und daß sein Mittagstisch, zu dem er sich später begab, als es sonst in England Sitte war, so einfach bestellt war, daß sich wenig Gäste dazu einfanden. Auch blieb Colet nicht lange an der Tafel sitzen und sein Gespräch war ernst. Der Vorteil, den die Gäste aus der Halle des Dechanten zogen, war hauptsächlich ein geistiger; sie verließen sie *stomachum minime cibis onustum* [2]). Die Summe, die er aus seinen Einkünften durch Verzicht auf die landläufigen Tafelrunden ersparte und das Geld, das er von seinem Vater ererbte, gewährten ihm bedeutende Mittel zur Umgestaltung der Schule, deren Bau 1512 vollendet wurde. Colet nahm nicht alle Schüler auf, diese mußten sich einer Prüfung unterwerfen und wenigstens lesen und schreiben können. Außerdem war er der erste, der nicht die Knaben aller Altersstufen und Kenntnisse im selben Lehrzimmer beschäftigen wollte. Er stellte daher auch drei Lehrer an, um drei Klassen einzurichten. In der Vorhalle lernten die Katechumenen bei einem Unterlehrer die Anfangsgründe der Religion und der lateinischen Grammatik. Die Aufschrift des Raumes lautete: *Hoc vestibulo catechizantur pueri in fide moribusque christianis neque non prius grammaticis rudimentis instituantur, priusquam ad proximam hujus scholæ classem admittantur* und über der Tür zum benachbarten Schulzimmer stand *Ingredere aut proficias* [3]). Die Fensterrahmen waren mit der Aufschrift geziert *Doce aut Disce aut Discede*. In der Mittelstufe unterrichtete der *Hypodidascalus*, in der Oberstufe,

---

[1]) McDonnell, 14—19.

[2]) Erasmus, Epistula ad Justum Jonas (zitiert von J. H. Lupton Life of Colet), 149.

[3]) McDonnell, 62.

dem 3. Lehrzimmer, der *Headmaster*. An diesen Raum schloß sich eine Kapelle für den Schulgottesdienst an[1]). In den Klassenzimmern standen die Bänke amphitheatralisch längs der Wände. Derjenige Schüler, der sich in seiner Abteilung am meisten auszeichnete, war der Vorsitzende und hatte, um sich vor den andern hervorzutun, ein kleines Pult[2]). Im Gegensatz zu älteren Schulgründungen hatten die Lehrer mehr als einen Raum im Schulgebäude zur Verfügung und waren nicht verpflichtet, ihre Mahlzeiten in der Halle einzunehmen. Colet errichtete zwei besondere Wohnhäuser, eins für den Hauptlehrer und eins, in dem das Erdgeschoß dem einen, das erste Stockwerk dem zweiten Unterlehrer diente, und worin sich auch Küchen, Keller und Speisekammern befanden, um dem Lehrer die eigene Wirtschaftsführung zu ermöglichen.

Colet sorgte auch sonst bestens für die Lehrer, nicht nur daß der Gehalt höher war als an andern Schulen, er war der erste, der ihre Zukunft sichern wollte und, wenn sie krank und arbeitsunfähig waren, sie nicht einfach auf die Straße setzte, wie es sonst damals üblich war. Er bestimmte in den Statuten, daß der Headmaster bei heilbarer Krankheit seinen Gehalt weiter gezahlt bekommen sollte, bei unheilbarer 10 £ Pension im Jahr oder daß er anderweitig versorgt werde: *so that the old maister after his longe labor in noo wise be lefte destitute.* In einer ähnlichen Lage empfiehlt er den *surmaster* der Gnade der Mercer Company[3]). War jedoch der Unterlehrer bei Abgang des Vorgesetzten noch rüstig und war er in der Literatur bewandert und von gutem Lebenswandel, so sollte ihm der Vorzug vor einem andern Bewerber gegeben werden. So war gleich der zweite *Headmaster* Ritwise (oder Rightwise) ursprünglich Unterlehrer unter seinem Vorgänger Lily gewesen[4]).

Die Anzahl der Freischüler war auf 153 festgesetzt, nach der Anzahl der verfügbaren Sitzplätze in den Klassen, nicht wie Fuller meinte, nach der Anzahl der Fische, die Petrus auf Geheiß Christi beim glücklichen Fischzug gefangen und wohl

---

[1]) McDonnell, 60, 62.

[2]) Statuten (1518): In euery fforme one principall chylde shalbe plasid in the chere president of that fforme (zit. Mc. Donnell 62).

[3]) McDonnell, 38.

[4]) Ib. 88.

auch nicht, um die Schülerzahl mit der Anzahl der schulfreien Tage in Übereinstimmung zu bringen. Wenn die Zahl auch eine etwas sonderbare ist, so übertraf sie jedenfalls diejenige, die unentgeltlich an allen andern *Free Grammar Schools* aufgenommen wurde. Und außer dem Mangel an Begabung gab es kein Hindernis für die Aufnahme, »aus allen Nationen und Ländern ohne Unterschied«, bestimmte Colet [1]).

Schulreformen unter Heinrich VIII.

Dem Aufschwung des Schulwesens, besonders infolge der liberaleren Ideen in bezug auf die Stellung der Lehrer und der Handhabung des Lehrplans, folgt jedoch aus Gründen, die mit Erziehung nicht das mindeste zu tun haben, in den letzten Regierungsjahren Heinrich VIII. ein Niedergang. Fast alle englischen Schulen hatten, wie schon früher erwähnt wurde, Beziehungen zu geistlichen Stiftungen. Durch sein Zerwürfnis mit dem Papst und seine Geldverlegenheiten wurde Heinrich nach und nach dazu getrieben, seine Hand nach allem katholischen Kirchengut auszustrecken. Zuerst wurden die kleineren Klöster aufgehoben. Da aber die meisten davon nur Novizenschulen unterhielten, war der Verlust für die allgemeine Bildung unbedeutend.

Die Übergabe der größeren Klöster (1540) an die Krone brachte dagegen der Volkserziehung sogar Gewinn. Es wurden 12 Lateinschulen als Bestandteile von Kathedralen wieder errichtet und zwar an solchen Kapiteln, in denen 600 Jahr früher die Mönche an Stelle der Säkularen eingesetzt worden waren. Jetzt mußten die Mönche diesen wieder Platz machen. Doch hatten in Canterbury, Carlisle, Ely, Norwich, Rochester und Worcester schon im Mittelalter Kathedralschulen bestanden, wenn sie auch unter Heinrich VIII. besser ausgestattet wurden. In Bristol, Chester, Gloucester, Peterborough und Westminster hatten gleichfalls schon vor der Reformation Schulen irgendwelcher Art bestanden und die »Gründung« durch Heinrich VIII. war nichts andres als die Übertragung der Leitung an das

---

[1]) There shalbe taught in the scole children of all nacions and countres indifferently to the Noumber of CLIII accordyng to the Noumber of the Letys in the scole (zit. McDonnell, 38).

Domkapitel, die bessere Bezahlung der Lehrer und die Festsetzung der Einkünfte als Teil der Kircheneinnahmen[1]).

Westminster und Worcester.

Als wichtigste der so ungeformten Lateinschulen wollen wir die Westminsterschool herausgreifen. Diese Kathedralschule hatte schon unter Eduard III. bestanden, da man damals an den *Magister scholarium pro eruditione puerorum grammaticorum* einen Gehalt zahlte. Doch ist sonst nichts von ihr bekannt. Es war einer der Fälle, wo statt Domherrn Mönche das Kapitel bildeten und ein Abt statt des Dechanten fungierte.

Heinrich VIII. machte 1540 den letzten Abt, Benson, zum Dean und ersetzte die Mönche durch weltliche Kanoniker. Damit lebte auch die Schule wieder auf und John Adams wurde zum Hauptlehrer ernannt, auf den nach drei Jahren Alexander Nowell, der Verfasser des Katechismus, folgte. Die Organisation der Schule in den letzten Jahren Heinrichs und unter Eduard ist eine provisorische. Man verlangte, daß die Kinder Lesen, Schreiben und die Anfangsgründe des Latein konnten, aber es gab damals keine Aufnahmsprüfung. Der Dechant hatte das Recht, 4 Schüler zur Aufnahme vorzuschlagen und jeder Chorherr 3. Im ganzen wurden 40 aufgenommen[2]). Die Schüler kamen nur tagsüber und erhielten an 87 Tagen im Jahr die Kost *(commons).* Unter Maria waren die Verhältnisse noch unruhiger; 1554 mußte Nowell nach dem Kontinent fliehen und Udall, der in Eton entlassen worden war, wurde Headmaster, im selben Jahr wurde das Kloster wieder errichtet. Wie während dieser Zeit die Schüleraufnahme gehandhabt wurde, wissen wir nicht. Elisabeth ließ 1559 die Mönche wieder austreiben und im folgenden Jahr mußte die Schule neu organisiert werden. Die Zahl der Stiftungsschüler blieb gleich, aber von nun an waren sie intern. Der ehemalige Getreidespeicher der Mönche wurde zum Schlafsaal, das Speisezimmer des Abts zur Hall, in der die Mahlzeiten eingenommen wurden. Außer den *Queen's Scholars* nahm man aber noch drei andre Klassen von Schülern auf. Reicher Leute Kinder,

---

[1]) Leach, Med. E. 311, 312. — Ref. 60.

[2]) Sargeaunt, Annals of Westminster School, 3 ff.

die beim Dechanten, einem der Chorherrn oder der Lehrer wohnten und von ihnen beköstigt wurden. 14 Schülern war gestattet — gegen Bezahlung — die Kost der Stiftungsschüler zu genießen. Wahrscheinlich hatten sie dafür eine geringere Summe zu zahlen, als diejenige war, die sonst die Pensionäre entrichteten. Die Stiftungsschüler und Pensionäre mußten unter der Oberaufsicht eines *tutor* stehen, der kein Mitglied des College zu sein brauchte und sich weniger um die Studien als um die praktischen Bedürfnisse seines Zöglings zu kümmern hatte, wie Kleidung, Bettzeug usw. Erkrankte der Knabe, so mußte ihn der *tutor* zu sich nehmen oder irgendwo in der Nähe unterbringen. Außerdem gab es noch zwei Klassen von Schülern, die *oppidani* und die *peregrini*. Erstere wohnten bei ihren Eltern im Bezirk Westminster, letztere waren Landkinder, die bei Verwandten und Freunden untergebracht waren. Schließlich genossen auch die Sängerknaben der Abtei zwei Stunden täglichen Unterrichts in der Lateinschule. So kam man auf die Zahl von 120 Schülern. Doch noch vor Ende des 16. Jahrhunderts wurde diese überschritten. Es erwies sich aber das bisherige Schulzimmer als zu klein, und das Kapitel beschloß 1591, das ehemalige *Dormitorium* der Mönche zum Schulzimmer zu machen, das dann Raum für 400 Schüler bot und durch einen Vorhang in zwei Räume, die *Upper* und *Lower School* geteilt wurde. Das Geld zum Herrichten des Raumes mußte sich der *Headmaster* Grant erst erbitten. Ungefähr um dieselbe Zeit wurde ein dritter Lehrer angestellt, dessen Gehalt zum großen Teil von den Schülern bestritten wurde. Bisher hatte nur e i n Unterlehrer dem Hauptlehrer zur Seite gestanden, wenn auch dieser manchmal vom Dechanten unterstützt worden war. Doch war dies eine freiwillige Leistung. Den Unterlehrern wurde, wenn sie B. A. waren, die in Westminster verbrachte Zeit als Trimester für Oxford angerechnet, wahrscheinlich, um sie zu veranlassen, die mit wenig Geld gelohnte große Plage auf sich zu nehmen.

Nach der Reorganisierung des Jahres 1560 wurden die angemeldeten Schüler einer Aufnahmsprüfung unterzogen. Diese erstreckte sich auf Lesen, Schreiben und die Kenntnis der acht Redeteile der lateinischen Grammatik. Da keine Elementarschule mit Westminster verbunden war, mußten die Knaben vorher eine solche besucht haben oder zu Hause unterrichtet

worden sein. Erst nach einjährigem Besuch der Westminsterschule konnten sie sich zur Konkurrenzprüfung für einen Stiftplatz melden. Merkwürdigerweise verlangte man dafür kaum mehr als für die Aufnahmsprüfung. Theoretisch war die Protektion jetzt ausgeschlossen, doch machte sich der Einfluß des Hofes geltend. So soll Lord Burleigh die Aufnahme von Giles Ascham, dem Sohne Roger Aschams, veranlaßt haben. Elisabeth entledigte sich dadurch ohne Unkosten der Dankespflicht gegen ihren ehemaligen Lehrer.

Ganz ähnlich wie in Westminster lagen die Verhältnisse der uralten Schule von Worcester, die im 9. Jahrhundert zur Zeit der Benediktinerreform geblüht, dann aber ein trauriges Dasein gefristet hatte.

1540 übergaben der Prior Henry Holbecke und 33 Mönche das Kloster der Krone. Sekulare wurden eingesetzt, zwei Lehrer bestellt und für 40 Stiftungsschüler die Mittel angewiesen. Außerdem sollten zahlende Schüler aufgenommen werden. Das schulpflichtige Alter wurde von 9 bis 15 festgesetzt, die Chorknaben wurden in die Lateinschule aufgenommen, wenn sie die Stimme wechselten und in der Kapelle nicht mehr verwendet werden konnten. 12 begabte Schüler sollten Stipendien zum Studium an der Universität erhalten. Wahrscheinlich wurde die Schule 1542 mit dem Headmaster John Pether eröffnet, doch gab es Geldauseinandersetzungen, da Heinrich VIII. die Stipendien zurückziehen wollte. Durch den Tod des Königs wurde aber der Bestand der Schule gerettet[1]).

Die Chantry-Akte.

Härter als durch die Aufhebung der Klöster wurde die Erziehung in England durch den *Chantry-act* von 1546 getroffen, der sich sowohl auf *Colleges* als auf *Chantries* bezog, doch war die Zeit, die Verordnung vollkommen durchzuführen, zu kurz, da König Heinrich im nächsten Jahre starb. Trotzdem muß der Verlust an Erziehungsanstalten ein bedeutender gewesen sein. Ganz genau läßt er sich jedoch nicht nachweisen, da die Dokumente in der Record Office von 1546—48, die Leach daraufhin geprüft hat, in großer Unordnung sind. Es sind dort 259 Schulen angeführt, von denen sicher 193 Latein-

[1]) Leach, Documents illustrating Early Education in Worcester. LVI ff.

schulen waren. Doch sind nicht einmal alle *endowed schools* angeführt, und es gab außer diesen noch andre Anstalten[1]). Erhalten bleiben von den 259 nur 86, und diese mit gekürzten Einnahmen. Leach schätzt die Zahl der Lateinschulen in der Mitte des 16. Jahrhunderts auf etwa 300 und stellt nun einen Vergleich zwischen damals und der Mitte des 19. Jahrhunderts an[2]). Während zur Zeit Heinrichs VIII. für höchstens $2^1/_2$ Millionen Menschen 300 Lateinschulen bestanden, und jede Stadt, mit Ausnahme von Dartmouth, eine hatte, waren im 19. Jahrhundert nur 830 Lateinschulen für 19 Millionen Menschen und in zwei Dritteln der englischen Städte gab es überhaupt keine. Während also damals auf 8300 Einwohner eine Schule kam, gab es zur Zeit der Viktoria nur eine für 23750.

Der Chantry-act von Eduard VI. war etwas günstiger als die Schulgesetze Heinrichs. Vor allem waren von der Beschlagnahme ausgenommen die *Colleges*, *hostels* und *halls* der Universitäten samt den dazugehörigen *chantries*. Da Winchester mit New College, Oxford, Eton mit King's College, Cambridge, seit der Gründung in fester Verbindung standen, blieb der Bestand beider Anstalten gesichert. Die Gildenschulen wurden jedoch hart betroffen, denn sie durften nur dann bestehen bleiben, wenn ihre Errichtung in der Gründungsurkunde der Gilde erwähnt war, und schon aufgelassene Schulen durften nicht wieder eröffnet werden[3]). Die Erwähnung in der Gründungsurkunde war aber sehr selten. Viele Gilden waren uralt, hatten ursprünglich keinen Kaplan gehabt, und nur die Besoldung des Kaplans, dem die geringen geistlichen Verpflichtungen freie Zeit ließen, hatte ja die Unterweisung der Bürgerkinder durch ihn ermöglicht. Ferner wurden alle *Chantries* an den Kathedralen aufgelöst, obwohl die Knaben häufig in den Singschulen nur einen Teil ihrer Unterweisung und die Verpflegung erhielten und den Lateinunterricht in der Grammarschool genossen. Andre *Chantries* dagegen erteilten außer Gesangunterricht auch Elementar- und Lateinunterricht. Bei beiden Arten von Schulen wurde einer Anzahl Knaben die Möglichkeit der Ausbildung entzogen[4]). Schon der Protektor

---

[1]) Leach, Ref. 91, 92.
[2]) School Inquiry Commission 1865.
[3]) Leach, Ref. 65.
[4]) Ib. 95.

Sommerset sah ein, daß man auf diesem Wege nicht fortfahren dürfe, doch fehlte es ihm an Geld und bald auch an Macht, um Pläne von Neugründungen oder Wiedererrichtungen älterer Anstalten durchführen zu können. Vielleicht ist die einzige Neubelebung einer älteren Stiftung, die man ihm zuschreiben kann, Sedbergh in Yorkshire, einer Gründung von Lupton (1528). Den andern 14 Anstalten, die von 1550—52 wiedererstehen, hat wohl Dudley, Herzog von Northumberland, seine Hilfe geliehen [1]).

König Eduard wurde auch durch verschiedene Prediger auf die Nachteile der Konfiskationen aufmerksam gemacht. Latimer sprach im allgemeinen über den Verfall der Gelehrsamkeit, Lever, Master von St. John, Cambridge (1550) und Bishop Ridley machten positivere Vorschläge. Die Predigt des letzteren war der Anlaß, daß sich Eduard an den *Lord Mayor* wendete.

Gründung von Christ's Hospital.

Nach langen Beratungen mit den *Aldermen* wurde *Christ's Hospital* gegründet, hauptsächlich mit Benutzung des alten Franziskanerklosters und der dazu gehörigen Baulichkeiten wie Grey Friars' Church, Kapitelhaus, Bibliothek usw., das Spital von St. Bartholomew in Smithfield, gleichfalls mit Kirche, andern Gebäuden und dazugehörigen Grundstücken, und die Kirche von S. Sepulcre, alles Schenkungen von Heinrich VIII. an die Londoner City [2]). In die Anstalt wurden 340 Knaben aufgenommen, außerdem Krüppel und alte Leute. Als Gründungsdatum wird 1552 angesetzt, in welchem Jahre die Schüler in feierlichem Zuge dem König ihren Dank abstatteten. In den ersten Jahren des Bestandes war es nötig, daß der Alderman des Viertels und sechs angesehene Bürger bezeugten, daß der zur Aufnahme angemeldete Knabe das eheliche Kind eines Freigeborenen und über 4 Jahre alt sei, und daß sein Vater — wenn dieser überhaupt noch am Leben war — nicht imstande sei, seine Familie zu erhalten. Es stellte sich jedoch die Notwendigkeit heraus, auch ganz kleine Kinder nicht zurückzuweisen, wenn sie in Gefahr waren, zugrunde zu gehen, und

[1]) Leach, Ref. 80.

[2]) Annals of Christ Hospital from its Foundation to the Present time, from a Blue 1867. 12—15, 17.

von 1566 an wurden 250 Schüler und 150 Säuglinge aufgenommen. Gelehrt wurde in der Schule Lesen, Schreiben und Rechnen, aber diejenigen Schüler, die genügende Fähigkeiten hatten, wurden für den Besuch einer Universität vorbereitet. Wir haben also hier ein Beispiel einer Verbindung einer Elementarschule mit einer Lateinschule, doch scheint im Gegensatz zu den meisten andern Schulen, die in dieser Zeit gegründet oder neu gegründet wurden, das Schwergewicht nicht auf die Ausbildung in den klassischen Sprachen und die Vorbildung zum Gelehrtenstand gelegt worden zu sein. Man erzog die Knaben zu Handwerkern und Kaufleuten, legte darum auch Wert auf den Schreibunterricht. Ein mathematischer Kurs wurde allerdings erst 1673 eingerichtet.

Die Zuwendungen Eduards VI. für die Anstalt erwiesen sich schon zwischen 1592 und 1595 so ungenügend, daß man die Anzahl der Kinder beschränken mußte und bei der Aufnahme die Bestätigung der Dringlichkeit des Falles verlangte. Augenscheinlich erwartete man von Elisabeth keine Unterstützung, denn man wandte sich mit einer Bitte an die City. Da kam Hilfe in der Not von Lady Mary Ramsey, der Witwe eines Lord Mayor, die Land im Werte von 400 £ jährlichen Ertrags vermachte (1596) und fünf Jahre später Geld zum Ankauf weiterer Grundstücke hergab. Aus ihrem Nachlaß wurden auch noch jährlich 40 £ gezahlt, um in St. Peter in Cambridge 2 Fellows und 4 Studenten zu erhalten[1]). Im 17. Jahrhundert war Christ's College imstande, 600 Kinder aufzunehmen und 1240 Arme zu unterstützen.

Die Zucht in der Anstalt war natürlich, wie damals üblich, sehr streng. Nur einmal alle drei Wochen durften die Schüler ihre Eltern besuchen[2]).

Lateinschule von Shrewsbury.

Gleichfalls aus den Mitteln einer alten Stiftung wurde zu Shrewsbury eine Lateinschule gegründet. Nach der Auflösung der Abtei wendeten sich die Bürger der Stadt an Eduard VI. um Zuweisung von Land aus dem Klostergut. Der König

---

[1]) Staunton, 444, 448.

[2]) Ib. 455.

bewilligte zwar die Bitte, aber erst unter Elisabeth, 1562, konnte die Schule unter dem Hauptlehrer Thomas Ashton eröffnet werden. Dieser strebte einen größeren Einfluß auf die materielle Gebahrung des Schulvermögens an, als ihn sonst die Lehrer hatten, und Elisabeth scheint ihm gegen die Stadtbehörden Recht gegeben zu haben. Er setzte es durch, daß ein neues Schulhaus gebaut wurde, denn das alte, beim Gefängnis liegende Gebäude, das man einige Jahre aus Sparsamkeitsgründen verwendete, war durchaus ungeeignet[1]). Er meinte, der erste Lehrer sollte 40 £, der zweite 20, der dritte 10 erhalten und es würde noch Geld für Stipendien bleiben. Ashton behielt recht, man erwarb sogar noch ein Landhaus für Lehrer und Schüler zur Zeit ansteckender Krankheiten und stiftete je zwei Stipendien für *fellows* und *scholars* in St. John's in Cambridge. Der *Master* und die *Fellows* dieses College hatten die Stipendisten zu ernennen und hatten ein Recht, die Lateinschule mit zu beaufsichtigen. Im letzten Drittel des Jahrhunderts waren ungefähr 360 Schüler an der Anstalt. Aus einem Brief von Sir Henry Sidney, dem Vater des Dichters Philipp Sidney, an diesen, der in Shrewsbury erzogen wurde, wissen wir, daß außer dem Lateinischen auch das Französische an der Anstalt gelehrt wurde. Philipp hatte nämlich an seinen Vater einmal Latein und einmal Französisch geschrieben, worüber dieser sehr erfreut war[2]).

Merchant Taylors' School.

Nicht auf eine alte geistliche Stiftung aufgepfropft, sondern eine vollständige Neuschöpfung war die Schule der Merchant Taylors, für die Richard Hill das *Manor of the Rose* in der City um den Preis von 500 £ kaufte. Es war eine Tagesschule;

---

[1]) to the Bailiffs, Aldermen, and Common Council of the Town of Shrewsbury 1573: "I have considered many times with myself in what an Evil Place the School doth stand in, both for place of Easement whereby the fields is abused to the Annoyance of them that pass by there, as also for that they cannot have Access thither but that it must be by the Prisoners, whereby great Inconvenience cometh." (Staunton 411.)

[2]) (Ohne Datum, Anfang der 70er Jahre des 16. Jahrhunderts.) Sonne Philip, I haue receiued two letters from you, the one written in Latine, the other in French, which I take in good parte, and will you to exercise that practise of learning often etc. (zit. Staunton, 432).

in den Statuten von 1561 wird bestimmt[1]), daß die Kinder in der Schule nicht essen dürfen, und es war eine nur teilweise Freischule, da nur 100 Kinder unentgeltlich unterwiesen, 50 je zweieinhalb Schilling und 100 je fünf Schilling zahlen mußten. Mehr als 250 Schüler durften nicht aufgenommen werden. Da die Zahl der Knaben eine so bedeutende war, mußten außer dem Hauptlehrer noch drei Unterlehrer angestellt werden. Elementarunterricht wurde nicht erteilt, zur Aufnahme verlangte man, daß die Schüler lesen und schreiben und den Katechismus entweder englisch oder latein aufsagen konnten. Rücksicht auf Stand oder Nationalität der Eltern wurde nicht genommen[2]). Mit Ausschluß wurde ein Knabe bestraft, wenn er zeitweise eine andre Schule besuchte oder drei Monate ohne genügenden Grund der Schule fernblieb. Die Schulstunden waren von 7—11 und von 1—5. Die Aufgaben wurden jedoch in der Schule gemacht, so daß der Abend für die Schüler wirklich freie Zeit war. Dagegen war ihnen nur einmal in der Woche gestattet, in der Schule zu spielen, und auch das nur, wenn im Laufe dieser Woche kein Feiertag war. Für die Augen der Jugend waren die Gründer mehr besorgt als die meisten Zeitgenossen. Sie bestimmten, daß in der Schule niemals Talgkerzen, sondern nur Wachskerzen gebrannt werden dürften. Das Aufsichtsrecht über die Anstalt behielten sich die Schneider vor. Mit Hinzuziehung von Gelehrten *(learned-men)* wurde einmal im Jahre von der Company eine Prüfung abgehalten, ob die Lehrer ihre Schuldigkeit getan und die Schüler aus dem Unterricht Nutzen gezogen hätten. Zu gleicher Zeit sollte untersucht werden, ob man Änderungen oder Verbesserungen vornehmen könne. Die erste Schulvisitation wurde von Bürgermeister Harper, Mitbegründer der Schule, und Grindal, dem Bischof von London, der selbst prüfte, 1562 abgehalten und hatte ein gutes Ergebnis[3]).

Wir haben gesehen, daß einzelne höhere Geistliche Schulen gründeten oder ausgestalteten, daß Heinrich VI., Heinrich VIII., Eduard VI., die beiden letzteren durch die Verhältnisse gezwungen, sich des Bildungswesens annahmen. Der Bürgerstand

---

[1]) Ackermann, Merchant Taylors, 5—10.

[2]) Staunton 212 "of all nations and countries indifferently".

[3]) Sargeaunt, Bedford 17.

blieb nicht zurück. Schon die Gilden- und Spittelschulen sind ein Beweis dafür, ebenso die Einrichtung der Merchant Taylors' School. Es war aber auch Gepflogenheit der Londoner Kaufleute, die beim Handel reich geworden, in ihrem Heimatort, den sie manchmal schon als Kind verlassen hatten, eine Schule zu gründen. Sie hatten die Vorteile der Bildung, die ihnen oft nur durch Zufall zuteil geworden, erkannt und wollten diese den Kindern ihrer einstigen Mitbürger auch zuteil werden lassen. Das erste Beispiel, das uns überliefert ist, ist jenes von Sir W. Sevenoaks, einem Findelkind, das nach dem Ort, in dem man es auf der Straße aufgelesen, den Namen führte. Er gründete im Orte Sevenoaks in Kent 1432 eine Lateinschule und bestimmte, daß der Schulmeister keinesfalls ein Geistlicher sein sollte[1]). Sein Beispiel fand mehrere Nachahmer[2]).

Lateinschule in Bedford.

Zu den wichtigsten Schulen, die einem Londoner Kaufmann ihr Bestehen verdanken, sind die Grammarschools von Bedford und Rugby zu zählen. Bedford hatte zwar schon vor der Zeit Heinrichs II. eine mit der St.-Pauls-Kirche verbundene Schule. Als damals jedoch ein Prior und Mönche ins Kapitel eingesetzt wurden, ging die Laienschule ein, und wie in Bedford von 1180—1548 die Knaben erzogen wurden, wissen wir nicht. Wahrscheinlich wurde ein Schullehrer durch die Beiträge der Eltern besoldet, die ihre Kinder unterrichten lassen wollten. Nach Aufhebung des Klosters wendeten sich die Bürger an Eduard VI., um eine Bewilligung, eine *free and perpetual grammarschool* zu errichten und auch Land im jährlichen Wert von 40 £ zu erwerben, um den Lehrer und Unterlehrer zu besolden, arme Knaben zu lehren und zu beköstigen, heiratsfähige Mädchen auszustatten und Almosen an die Stadtarmen auszuteilen. Der Gönner, der das entsprechende Grundstück gespendet hätte, fand sich aber in Bedford nicht, und die Stadtväter mußten sich einstweilen damit begnügen, ein Schulhaus zu mieten und Edmund Greene zum Lehrer zu bestellen. Da kam ihnen 1566 Sir William Harper, Merchant Taylor

---

[1]) Sargeaunt, Bedford, S. 16.

[2]) Ib. 17, 18. Aufzählung andrer Schulgründungen ähnlicher Art.

in London, zu Hilfe. Er kaufte das Schulgebäude in Bedford mit dem daranstoßenden Garten und übergab es der Gemeinde. Er schenkte ihr auch ein Stück Land in St. Andrews, Holborn, damals außerhalb der Stadt gelegen, dessen Wert mit der Zeit sich vervielfachte [1]). Die Schule trat im Anfang des 17. Jahrhunderts in nähere Beziehung zu New College in Oxford, da eine Inspektion der Anstalt durch den Warden und Fellows des College angeordnet wurde [2]).

Rugby School.

Rugbyschool verdankt ihre Entstehung — von einem Vorhandensein vor der Reformation ist nichts bekannt — dem Londoner Bürger und Kaufmann Lawrence Sheriff. Dieser schenkte 1567 seinem Heimatorte Land, das dort und im benachbarten Brownsover lag, ebenso ein Grundstück ½ Meile vom damaligen London. Es sollte ein Schulhaus errichtet werden und das "*manyon house*", wahrscheinlich für den Lehrer bestimmt, ausgebessert werden. Der Name der Schule sollte lauten: *The Free Schoole of Lawrence Sheriffe of London, grocer.* Ehe alle Bestimmungen der Statuten erfüllt waren, verging viel Zeit, erst im Jahre 1602 läßt sich der erste Hauptlehrer Nicholas Greenhill nachweisen [3]).

Harrow School.

Doch nicht nur Londoner Bürger, auch Ansässige kleinerer Orte waren beflissen, dem großen Schulmangel abzuhelfen. Vor allem ist da John Lyons zu nennen, ein wohlhabender Freibauer, der zuerst jährlich 20 Mark für die Erziehung jüngerer Kinder ausgab und dann die Wiederherstellung der Schule zu Harrow unternahm. Es muß dort schon früher eine Anstalt irgendwelcher Art bestanden haben, denn G. Roper berichtet, daß er und sein Bruder Robert durch die Fürsorge der Königin Maria nach Harrow zur Schule geschickt wurden und dort verblieben, bis sie erwachsen waren [4]). Dies würde auf eine *Grammarschool* schließen lassen, die vielleicht über un-

---

[1]) Sargeaunt 1—11.

[2]) Ib. 28.

[3]) Staunton, 351, 359.

[4]) Edm. Howson & George Townsend Worner, Harrow School (1898). 18; vgl. über die erste Erwähnung der Schule auch S. 374, Anm. 4.

genügende Mittel zum unentgeltlichen Unterricht der armen Schüler verfügte[1]). Lyons Schulgründung erfolgte in großen Zeitabschnitten. 1571 verschaffte er sich die Erlaubnis von der Königin Elisabeth[2]) und ernannte zu Kuratoren seiner Legate eine Körperschaft: *The Keepers and Governors of the Schoole called and to be called 'the free Grammar School of John Lyon, in the village of Harrow upon the Hill in the countye of Middlesex'*. Ackermann setzt als Gründungsjahr 1590 an. Aus dieser Zeit sind aber nur die Statuten. Lyon hatte bestimmt, daß nach seinem Tode oder dem seiner Frau, wenn sie ihn überlebte, drei Jahre lang 300 £ aus seinem Vermögen zur Erbauung eines Schulhauses verwendet werden sollten, von dann an hätte die Summe zum Bau einer Straße zu dienen. John Lyons Witwe starb 1608, in drei Jahren wurde aber das Schulhaus, für dessen Ausführung der Testator die genauesten Angaben hinterlassen hatte, und das auch die Wohnungen der Lehrer enthalten sollte, nicht fertig, und das Geld genügte nicht. Das Ersuchen, das Straßengeld noch ein Jahr dafür zu verwenden, wurde vom Kanzler, dem augenscheinlich eine Straße wichtiger erschien als eine Schule, abschlägig beschieden, und so wurde das Haus erst 1615 eröffnet. Möglicherweise fand aber von 1608 an Unterricht in einem andern Gebäude statt, denn es wurde 1608 Anthony Rate zum *Headmaster* ernannt[3]). Die 40 Stipendisten mußten Kinder der Ortsansässigen sein. Die Zahl der ortsfremden Kinder war unbeschränkt: »soviel ordentlich unterrichtet werden können und der Raum gut fassen kann«[4]).

Bezahlung der Lehrer.

Die Bezahlung der Lehrer an den Schulen war nicht glänzend. Vor der Umgestaltung der Schulen in der Mitte des 16. Jahrhunderts bekam der Lehrer an einer kleinen Lateinschule im Durchschnitt 5 £ im Jahr und mußte, um leben zu können, von den Schülern ein Schulgeld einheben. An

[1]) Percy M. Thornton, Harrow and its Surroundings, 78: "this County being perhaps designed to keep alive the embers of a former educational institution."

[2]) Letters patent and a royal charter from the queen, Ackermann (Harrow), 3.

[3]) Fisher-Williams, 34.

[4]) Howson, 23.

größeren Schulen bekam er von 6 £ 9/6 aufwärts und die Mahlzeiten, Wohnung und Kleidung. Manche Schulen zahlten auch besser[1]). In Eton bekam der *Headmaster* bei der Gründung 16 £, der *Usher* 10 und freie Station. Infolge finanzieller Schwierigkeiten wurden die Gehälter zur Zeit Eduards IV. auf 10 und 4 £ herabgesetzt und erst 1548 auf den ursprünglichen Stand erhöht[2]). In Thornton erhielt der Lehrer 20 £.

Am besten war die Bezahlung in St. Paul's nach Colets Neugründung. Der *Headmaster* erhielt 34 £ 13/4, ein Gewand, das mit 1 £ 6/8 bewertet wurde, und freie Wohnung, der zweite Lehrer den halben Gehalt, das Kleid wie der Hauptlehrer und gleichfalls freie Wohnung[3]). In den von Heinrich VIII. und Eduard VI. neugegründeten oder umgeformten Schulen war der Gehalt meist 20 £ im Jahr, aber der Hauptlehrer hatte den *Usher* selbst zu zahlen und auch Ausgaben für Reparaturen zu bestreiten, so daß ihm nur etwa 12 £ verblieben[4]). In Westminster erhielt er im Anfang (1540) 12 £, nach Vollendung der Statuten aber 20 und stand sich mit Einrechnung des Kleides und der Kost auf 27 £ 11/8. Die Schule zahlte den *Usher* mit 14 £ 11/8. Viel schlechter war die Bezahlung der Merchant Taylors', wo jeder Lehrer 10 £ erhielt und Mulcaster nur eine Zeitlang das Doppelte, weil ihm der Schneider Hill eine Zulage gab, die er aber dann eigener Geldschwierigkeiten wegen zurückziehen mußte. Dadurch schien dem *Headmaster* der Gehalt so gering, daß er die Stelle niederlegte, nachdem er vergeblich Erhöhung auf die ursprünglich gewährten 20 £ angestrebt. Doch gaben auch die Merchant Taylors freie Wohnung, und da 150 zahlende Schüler waren, hatte dadurch der *Headmaster* gleichfalls beträchtliche Einnahmen.

Lehrplan.

Leider fehlt uns ein Lehrplan aus dem 15. Jahrhundert. Alle genaueren Angaben, die wir über die Werke, die man in den englischen *free grammarschools* las, besitzen, stammen

[1]) Leach, Ref. 93.
[2]) McDonnell, 37.
[3]) Ib.
[4]) Leach, Ref. 93.

erst aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, also aus der Zeit, wo sich sowohl der Einfluß der Humanisten als auch der der Reformatoren geltend gemacht hatte. Trotzdem unterscheiden sich die Angaben über Winchester ganz bedeutend von denen der andern Schulen. Obwohl zu Johnsons Zeit Griechisch schon in beträchtlichem Umfang gelehrt wurde, hatte sich im Lateinunterricht manche Vorschrift des 15. Jahrhunderts noch erhalten. Für die Aufnahme wurde Lesen, Singen und Kenntnis des Donatus gefordert[1]), doch scheint man mit der Erlernung dieser Grammatik auch noch den größten Teil der beiden untersten Klassen verbracht zu haben. Auf der Unterstufe der 4. Klasse, die der 3. der andern Anstalten entsprach, wurden Erasmus' *Colloquia*, Ovids *Tristia*, *Fasten* und *Metamorphosen* gelesen. Auf der oberen Stufe der 4. Cicero, *De officiis* und wieder Ovid wie in der vorhergehenden Abteilung. Es begann aber in der 4. schon der Unterricht im Griechischen. Die verwendete Grammatik wird nicht genannt, gelesen wurde Nowells *Greek Catechism*, ebenso wie in den folgenden beiden Klassen. In der 5. las man außer Ciceros *Tusculanen* und eventuell einem andern Werk von ihm nur Dichter, Virgil *(Aeneis)*, Horaz *(Satiren* oder *Episteln)*, Martial; im Griechischen Musæus und Hesiod.

In der 6. studierte man die *Rhetorik* Robinsons, las wieder Martial und Virgil und dieselben griechischen Dichter wie in der 5. Neu kamen hinzu Terenz und Homer[2]).

Auffällig ist die Vorliebe für Martial und das starke Zurücktreten Ciceros, den der Humanismus ja fast als einzig lesenswerten Schriftsteller hinstellte.

Die Angaben der gelesenen Bücher beziehen sich nur auf vier Tage in der Woche, Dienstag und Donnerstag waren in Winchester fakultativ freie Tage[3]).

Da Eton den Lehrplan von Winchester entlehnte, würden wir eine große Übereinstimmung erwarten. Eton hatte jedoch augenscheinlich vor Abfassung des *Consuetudinarium* 1660 mehr Neuerungen eingeführt als Winchester einige Jahre früher. Dagegen stimmt der Lehrplan von Westminster soweit mit dem

---

[1]) Leach, Winchester 161.

[2]) Leach, 273.

[3]) Vgl. oben S. 345.

Etons überein, daß beide zusammen behandelt werden können[1]). Wir besitzen bei beiden Anstalten auch Angaben über die untersten Klassen. Lesen und Schreiben und die Anfangsgründe des Lateins mußten die Schüler vor der Aufnahme können. Man las in der 1. Klasse Dionysius Catos *Disticha de Moribus* und Luys Vives *Exercitatio Linguæ Latinæ*. In Westminster fügte man aber auch noch Corderius' *Dialoge* oder *Confabulationes pueriles* hinzu. In der 2. las man in beiden Anstalten eine Übersetzung Aesopscher *Fabeln* und Terenz (in Winchester erst in der 6.). Dazu kamen aber in Eton Lukians *Dialoge*, natürlich in lateinischer Sprache, in Westminster die weit mehr für dieses Alter geeigneten *Colloquia* des Erasmus und außerdem *Dialogi Sacri* (ohne Angabe des Autors). In der 3. wieder Terenz und Aesop sowie die *Episteln* Ciceros in der Auswahl des Sturmius, wozu in Westminster noch Sallust trat. In der 4. in beiden Anstalten Terenz und Ovids *Tristien*, in Westminster *Cicero De Officiis*, in Eton Martial, Catull und Thomas More. In Westminster begann man schon in dieser Klasse mit der griechischen Grammatik und las Lukian im Original. In der 5. und 6. wichen die verwendeten Bücher in beiden Lehrplänen am meisten ab. Gemeinsam waren in der 5. nur Ovids *Metamorphosen* und Justinus. Von Cicero las man in Eton die *Episteln*, in Westminster *De amicitia*. Der lateinische Lesestoff war in dieser Klasse in Eton überhaupt sehr groß: Valerius Maximus, Lucius Florus und als rhetorisches und stilistisches Hilfsbuch Susenbrotus: *Epitome Troporum*. In der 6. in Eton, die dort die oberste Klasse war, und in der 6. und 7. in Westminster las man Cæsars *Commentarien* und Virgil. In Eton außerdem Ciceros *De officiis* und *De amicitia* und Lucan. In Westminster statt dessen Livius. Während man aber in Eton erst in der 6. mit der griechischen Grammatik begann[2]) und überhaupt keinen Autor gelesen zu haben scheint, las man in Westminster Isokrates und Plutarch und in den obersten Klassen Demosthenes und Homer.

In Harrow[3]) gab es nur fünf Klassen, doch ging eine

---

[1]) Maxwell-Lyte, 139.

[2]) Das Griechische wahrscheinlich unter Aldrich 1510 eingeführt, aber erst seit Savile, nach 1596, Camden's Grammar verwendet; diese hieß später "Eton Grammar".

[3]) Fisher-Williams, Harrow, 25, 26.

Unterweisung von einem Jahr voraus, *Peties* genannt, für Schüler, die auch die Anfangsgründe im Latein und Lesen und Schreiben nicht ordentlich konnten. Man begann in der 1. Klasse mit einem jetzt unbekannten Buch, wahrscheinlich einer Versgrammatik: *Qui mihi discipulus*, las dann ebenso wie in den andern Lateinschulen die *Disticha* des Dionysius Cato, konnte aber an deren Stelle auch ausgewählte *Episteln* Ciceros oder Quinti Publii *Paræmiæ* wählen. In der 2. erweiterter Grammatikunterricht, Aesops *Fabeln*, Erasmus' *Dialoge*, Mancinellis *Speculum de Moribus et Officiis* (1502). Es wurden Redensarten herausgeschrieben und englische Texte ins Lateinische übertragen. (Wahrscheinlich Rückübertragung nach Aschams Vorschrift.) In der 3. wurde der Grammatikunterricht abgeschlossen. Man las Terenz, Cicero, *Ad familiares*, Ovid, *Tristien* und schrieb aus dem Gelesenen: *Propria, Translata, Synonyma* und *Diversa*, wie es Ascham im *Scholemaster* empfiehlt, heraus. Auch in der 4. zeigt sich der Einfluß Aschams in dem starken Betonen Ciceros: *De officiis, De amicitia, De senectute, De finibus*. Von Virgil werden die *Bucolica* und *Georgica* gelesen, außerdem Horaz. Als grammatisch-stilistisches Hilfsbuch Erasmus, *De rerum et verborum copia ac de conscribendis epistolis*. Mit griechischer Grammatik wird begonnen. In der 5. Klasse wird an lateinischen Schriften Virgils *Aeneis*, Cæsars *Commentarii*, Ciceros *De natura deorum* und Livius gelesen; an griechischen Autoren Demosthenes, Isocrates, Hesiod, Heliodorus, Dionysius von Halikarnas. Es werden Vers- und Prosaarbeiten geschrieben, wahrscheinlich aber nur Latein. Fisher-Williams vermißt in der Aufzählung Homer, Aeschylus und Tukydides. Man kann allerdings über die Auswahl der Werke erstaunt sein, eine Vermehrung der in einem Jahr gelesenen ist aber kaum möglich.

Schulfeste.

Im Mittelalter gab es in den Schulen keine Sommerferien. Das Reisen war beschwerlich, auch Schüler, die nicht allzu weit von ihren Eltern die Lateinschule besuchten, hatten oft jahrelang keine Gelegenheit, heimzukommen. Für die *Fellows* war das Stift das Heim, bis der Tod sie von ihm trennte [1]).

[1]) Leach, Winchester, 179.

Der Schulbetrieb wurde nur durch die kirchlichen Feiertage unterbrochen. Doch war es in Winchester von der Gründungszeit an üblich, daß man einer Gruppe von etwa 20 Schülern zu Ostern, Pfingsten, Weihnachten eine Abwesenheit gestattete. Der Pfingsturlaub war der beliebteste, und auch der *Master* machte schon 1394 Gebrauch davon. Im Winter war es viel angenehmer, in der Schule zu bleiben und sich am Feuer in der Halle zu wärmen, statt auf grundlosen Wegen bei Regen oder Schnee durchs Land zu ziehen. Und wieviel Vergnügungen gab es da, zu denen eine größere Anzahl Gefährten gehörte. Vor allem die Feste des Dezember! Am Vorabend des Nikolaustages (6. Dezember), in Eton schon zu St. Hugo (13. November)[1]), an andern Schulen am 17. Dezember wurde ein Schüler zum heiligen Nikolaus *(Abbot of Fools, Boy Bishop* oder *Episcopus Nihilensis)* gewählt[2]). Die andern Knaben hoben ihn auf ihre Schultern und brachten ihn in das Zimmer, wo das Kollegium beim Bier beisammen saß. Dort erhoben sich alle; war an Kathedralschulen der Bischof anwesend, so stand auch er auf. Dann wurden den Knaben Früchte, Wein und Gewürze gereicht. Beim darauffolgenden Gottesdienst suchte einer den andern zu überschreien. In Winchester war das Fest schon in den Statuten festgelegt; zwei Knaben aus der Verwandtschaft des Schulgründers Wykeham erhielten 2 d für das Nikolauslicht (1400), man mietete Sänger aus der Stadt, die 1404 mit 2 d entlohnt wurden. Am Fest der unschuldigen Kindlein nahm der Boy Bishop seine Würde wieder auf. Bei den Worten des Magnificat stieg der Bischof, Abt oder Vorstand des Kollegiums von seinem Sitz herunter, und der Knabe nahm seinen Platz ein. In manchen Anstalten trug er eine Mitra aus wirklichem Goldstoff, in Winchester eine Gabe des Gründers, und einen vergoldeten Krummstab. Seine Gefährten als Kerzenträger und Ministranten begaben sich an ihre Plätze. In St. Paul nahmen die Chorknaben ihre gewöhnlichen Funktionen vor, in andern Kathedralkirchen, z. B. in Salisbury, wurden auch die Sänger durch frei gewählte Schüler ersetzt. War ein Altar des heiligen Nikolaus in der Kirche, so wurde

---

[1]) Maxwell-Lyte, 147.

[2]) Leach, The Schoolboys Feast, Fortnightly Review, Jan. 1896, 131 ff.; Leach, Winchester 181, 182.

am Abend dem Volk von dort der Segen erteilt, sonst fand der Gottesdienst an einem andern Altar statt. Am nächsten Morgen las der Knabenbischof die feierliche Messe und hielt die Predigt. In Eton wurde allerdings die »Wandlung« ausgelassen, während in andern Kirchen das volle Amt vollzogen wurde. Vom Volk wurde Geld eingesammelt, und häufig wurde ein Theaterstück in der Kirche aufgeführt und die Knaben tanzten. An beiden Abenden hatten die jugendlichen »Geistlichen« das Recht, sich bei den Mitgliedern des Kollegiums zum Essen einzuladen, nur durften zum Diakonus höchstens 15, zu den andern Würdenträgern noch weniger kommen. Nicht zufrieden mit dem, was ihm an seinem Würdentage von den Gläubigen gespendet worden war, zog der *Episcopus Nihilensis* dann in der Diözese herum, und es wird von York berichtet, daß einmal der Jüngling bis Lichtmeß (2. Februar) nur einen einzigen Schultag einhielt. Seine ganze Einnahme, zu der auch Klöster und der Adel beitrugen, belief sich auf 8 £ 15/5. Allerdings blieben ihm nach Abzug der Kosten für Essen, Trinken und Geschenke, wobei auch 28 Paar Handschuhe à 1½ d waren, nur 3 £ 17/11½.

Noch im Anfang des 16. Jahrhunderts empfahl Colet in der Paulschule in London, daß alle Kinder am 28. Dezember in die Kirche zu kommen hätten, um die Predigt des *Boy Bishop* zu hören und nach dem Hochamt ihm je einen Pfennig zu spenden. Erasmus verfaßte für solche Feste eine lateinische Predigt: *Concio de puero Jesu, pronuntiata a puero in schola Coletica, nuper instituta Londini.*

Die Kirchenfürsten versuchten vergebens, dem Unfug, der mit den Zeremonien verbunden war, zu steuern. Heinrich VIII. schaffte sie zwar ab, aber unter seiner Tochter Maria lebten sie nochmals auf. Im Inventar des *Masters of the Revels* von 1555 finden sich drei Gewänder für den »heiligen Nikolaus« angeführt[1]), und Hugh Rhodes verfaßte ein Gedicht, das der Boy Bischop vor der Königin sang[2]). Erst unter Königin Elisabeth wurde die sonderbare Sitte endgültig beseitigt.

Die Weihnachtszeit bot jedoch noch andre Freuden, besonders die Theateraufführungen, meist in lateinischer, manch-

---

[1]) Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas 44, 292.

[2]) Warton, ed. Hazlitt IV 237 (zit. Mat. 44, 292).

mal auch in englischer Sprache. So wird berichtet, daß die älteste englische Komödie *Ralph Roister Doister* von Nikolaus Udall für seine Schuljungen in Eton vor 1553 geschrieben wurde. Zur Zeit, als die griechischen Studien an manchen Anstalten einen breiten Raum einnahmen, wurde auch ein oder das andre griechische Trauerspiel aufgeführt. Allerdings kam dann Weihnachten weniger als geeignete Zeit in Betracht, sondern ein gelegentlicher Besuch hoher Personen, der Königin Elisabeth oder fremder Fürstlichkeiten, die sich vorübergehend in England aufhielten, denen der Schullehrer mit seinem Wissen und dem seiner Schüler imponieren wollte. Die verschiedenen *Headmasters* nahmen aber nicht die gleiche Stellung zu den theatralischen Aufführungen ein, so daß auch an ein und derselben Anstalt ein Auf und Ab in der Häufigkeit und guten Vorbereitung der Spiele zu konstatieren ist.

In Eton wurde schon im November die Auswahl der zum Weihnachtsfest zu spielenden Stücke getroffen. Die älteste Erwähnung einer Aufführung findet sich 1525: "*Pro expensis circa ornamenta ad duos lusus in aula tempore natalis domini X. s.*" [1]), ob aber nicht schon andere Spiele vorangegangen waren, bei denen die Kosten geringer und daher nicht verzeichnet waren, wissen wir nicht. Sicher ist, daß von nun an das weihnachtliche Spiel in Eton eine stehende Einrichtung blieb und eine Kiste mit Kostümen im Zimmer des Hauptlehrers aufbewahrt wurde [2]). In welchem Jahre die Aufführung von Ralph Roister Doister stattgefunden hat, ist nicht aufgezeichnet worden. Udall verfaßte auch andre englische Stücke zu Collegeaufführungen. Wir ersehen dies daraus, daß ehemalige Etonschüler, die in King's College, Cambridge, weiterstudierten, ohne Hinzuziehung der Scholaren anderer Anstalten 1564 vor Königin Elisabeth ein englisches Stück von ihm, Ezekias, darstellten [3]). Udall stand bei Königin Maria sehr in Gunst und, obwohl er wegen Unmoral in Eton entlassen und in das Marshalseagefängnis geworfen wurde, befreite sie ihn daraus, und er überwachte in London 1564 zwei Theateraufführungen vor der Königin. Ob die Aufführungen in West-

---

1) Eton Audit Book 1525/26 (zit. Maxwell-Lyte 111).

2) Verzeichnis, Etonia 214 (zit. ib.).

3) Maxwell-Lyte 113.

minster School auch auf Udall zurückgehen, der nach seiner schimpflichen Entlassung von Eton dort *Headmaster* wurde, ist nicht sicher, vielleicht fanden schon unter A. Nowell, der von 1543 bis zum Regierungsantritt Marias Hauptlehrer war und Terenz dort einführte, dramatische Vorstellungen statt. Bezeugt ist es aber nicht. Von Westminster wissen wir einiges über den Schauplatz. Ursprünglich spielte man in der Halle, dann im Schlafsaal, ohne jede Art von Dekorationen. Auch das Herrichten eines Zuschauerraums scheint nicht viel Umstände bereitet zu haben. Man saß, wo es gerade kam, auf Kisten oder Tischen. Ob es auch so primitiv zuging, als Elisabeth 1573 einer Aufführung beiwohnte, wissen wir nicht. Für sie wird wohl ein besserer Sitz hergerichtet worden sein. Sie spendete damals 50 Mark, die zwischen Westminster und St. Paul zu teilen waren [1]).

Man führte seltener Terenz auf als seine Nachahmer, z. B. William Gager, der 1574 ein Stipendium für Christ College erhielt. Die Königin war eine so große Freundin des Theaters, bei dem sie den Hauptwert auf anmutige und beredte Wiedergabe der Gedanken des Dichters legte, daß sie statutenmäßig die Aufführung eines lateinischen Spiels zu Weihnachten anordnete. Daher überdauerten die Westminster Darstellungen die Puritanerherrschaft, die sonst allen dramatischen Aufführungen verhängnisvoll war. Die Statuten konnten nicht angetastet werden, und die Spiele fanden weiterhin statt.

In bezug auf die dramatischen Aufführungen von St. Paul ist man oft im Zweifel, ob die Darstellung von den Knaben der Lateinschule oder denen der *Chantry* bestritten wurde. Außerdem sind die meisten Aufführungen zu Hoffestlichkeiten in einem der königlichen Schlösser abgehalten worden, können daher nicht mehr als eigentliche Schulfeste gelten. Die Königin erließ ja 1586 sogar ein Dekret, daß Thomas Giles, Lehrer der Kinder an der Kathedralschule von St. Paul, berechtigt sei, jeden Knaben aus einer Stifts- oder Kathedralschule aufzunehmen und ihn für die Unterhaltung des Hofes zu erziehen, damit er geeignet würde, der Königin zu dienen, wenn es ihr Vergnügen wäre, ihn zu berufen [2]).

---

[1]) Sargeaunt, Annals of Westminster, 49.

[2]) Mc Donnell 32.

Die Tradition der Aufführungen bei St. Paul selbst war jedoch sehr alt. Schon 1378 reichen die Chorknaben bei Richard II. eine Bittschrift ein, unwissende und unerfahrene Leute abzuhalten, die Geschichte des Alten Testaments darzustellen, zum großen Nachteil der Münstergeistlichkeit, die viel Geld ausgegeben hätte, um solche Spiele für Weihnachten vorzubereiten [1]).

In Winchester scheint es keine regelmäßigen Aufführungen gegeben zu haben. Nach modernen Berichten wurden durch die Aufsichtspersonen improvisierte Spiele in den Schlafsälen sogar bestraft. In New College, Oxford, dessen Zöglinge zum Teil aus alten Wykehamisten hervorgegangen waren, wagte man sich, augenscheinlich mit offizieller Bewilligung, an eine lateinische Aufführung zu Weihnachten. Nun fehlte es aber an den nötigen Kostümen, und die jungen Leute kamen auf den originellen Gedanken, sich an den Master of the Revels in London zu wenden, um sich das Fehlende zu verschaffen. Für ihre »gelehrte Tragödie zu Gottes Preis und Vermehrung der Gelehrsamkeit« benötigten die Fellows und Scholaren drei Gewänder für drei Könige, zwei für Herzöge, sechs für Ratsherrn, eines für einen Prinzen, einen Rock, der über die Rüstung getragen werden konnte (die Rüstung wird nicht verlangt, war also wohl in Oxford aufzutreiben) und sechs Federbüsche. An Frauenkleidung brauchte man einen Anzug für eine Königin und drei für Edeldamen. Auf das Trauerspiel sollte noch ein Maskenspiel folgen, denn man verlangte sechs Kostüme für die Tänzer und vier für die Fackelträger, überließ aber die Auswahl dem Belieben des Beamten. Man versprach Bürgschaft zu stellen und alles raschest zurückzuschicken. Die Verlegenheit der jungen Gelehrten muß groß gewesen sein, denn die Bittschrift ist erst vom 19. Dezember datiert [2]). Der Amtsschimmel muß sich sehr in Trab gesetzt haben, wenn alles noch zur rechten Zeit für die Weihnachtswoche angekommen ist.

Die Fastnachtzeit wurde gleichfalls fröhlich begangen. Ob die Schüler von Eton allerdings die Verse, die sie für oder wider »Vater Bachus« am Faschingsmontag zu schreiben hatten,

---

[1]) Ib. 27.

[2]) Mat. zur Kunde des engl. Dramas 44, 250.

als besonderes Vergnügen betrachteten, wissen wir nicht. Aber am Dienstag! Nach 8 Uhr vormittags wurde nicht mehr gearbeitet. Der Koch stieg in ein Krähennest, nahm eine Krähenmutter heraus, befestigte sie an einem Pfannkuchen und hängte sie an die Tür des Schulzimmers, während die Knaben mit grausamem Behagen das jammervolle Schreien der verlassenen Jungen anhörten. An andern Schulen war der Hahn das Opfer der Schuljugend. Ein allerdings erst aus dem 17. Jahrhundert stammender Vers lautet: *Be punished for St. Peter's crime, And on Shrove Tuesday perish in thy prime.* Der Gebrauch ist jedoch viel älter. Die Lehrer verschmähten es nicht, die *cockpennies* von den Schülern einzusammeln und dafür die Vögel zu liefern. Der Vorteil, den die Lehrer aus dieser Sitte zogen, war so groß, daß die Vermehrung ihrer Einkünfte durch die Hahnenkämpfe und sich anschließende Trinkgelage statutenmäßig festgelegt wurde [1]). In St. Paul's schaffte Colet Anfang des 16. Jahrhunderts den Gebrauch ab [2]), an andern Schulen bestand er sicher bis zur Puritanerzeit fort. Wir wissen aber nicht, ob die Knaben am Tage darauf, dem Aschermittwoch, dem allgemeinen Beichttage, diese Sünde gegen das arme Vieh zu bekennen hatten. In den Schulen, die der Jungfrau Maria geweiht waren, wie Eton, konnte Maria Verkündigung (25. März) als besonderer Festtag erklärt werden.

Die Osterfeiertage begannen mit dem Mittwoch, an dem nur bis 9 Uhr Schule war. Donnerstag und Samstag war Kommunion. Am Donnerstag Festessen, dann Spaziergang und Erlaubnis zu Spielen. An den folgenden Tagen immer nur eine Schreibstunde am Vormittag. Der Rest des Tages verging zum großen Teil mit kirchlichen Übungen. Am Karsamstag standen die Knaben um 3 Uhr nachts auf, um das heilige Grab zu bewachen, drei oder vier Schüler standen mit Kerzen oder Fakeln daneben, damit die Juden den Leichnam des Herrn nicht stahlen.

Am 1. Mai pflanzte man Maibäume, die man selbst aus dem Gehölz holte, und schmückte damit die Schlafräume. In

---

1) Carlisle's Endowed Grammar Schools II 759, Hartlebury School, Worcester: the schoolmaster shall and may have, use and take, the profits of all such cock-fights and potations as are commonly used in schools (1564).

2) J. H. Lupton, Life of John Colet 1887, 173. I will they use no kokfighting, nor rydyng aboute of victory.

Eton wurden englische Gedichte mit lateinischen Zitaten zum Preise des Frühlings geschrieben. Auch der 6. Mai war für Eton ein Freudentag, *St. Johannes ante portam Latinam.* Es hieß: *Porta Latina pilum, pulvinar, pocula praestat,* weil von diesem Tage an den Schülern eine Ruhestunde nach dem Mittagessen, ein Trunk Bier um 3 Uhr und eine Spielstunde von 7—8 verstattet war [1]). Am Himmelfahrtstag begannen für diejenigen, die von Verwandten oder Freunden eingeladen waren und von dem Schuloberhaupt die Erlaubnis erhielten, die Anstalt zu verlassen, die Pfingstferien, die 14 Tage dauerten.

Schon im 12. Jahrhundert fanden zur Zeit der Kirchenfeste geistige Wettkämpfe der Schüler der drei damals bestehenden Londoner Schulen statt. Der Ort der Zusammenkunft wird nicht genannt. Die Gegenstände, in denen die Schüler zu glänzen versuchten, waren dialektischen, rhetorischen und grammatischen Disziplinen entnommen. Auch Spottgedichte auf Genossen und Nebenbuhler waren beliebt [2]). Später fanden die interskolaren Disputationen zur Zeit der Bartholomäusmesse statt (24. August). Der Bürgermeister der City und die Ältesten ritten über den Markt und begaben sich dann auf den Friedhof von *St. Bartholomew the Apostle.* Es nahmen 1525 an dem Wettbewerb teil die Schulen von St. Paul, St. Peter (Westminster), St. Thomas Acon (Mercers) und St. Anthony [3]). Später — es liegt ein Bericht von 1555 vor — waren wieder nur drei Schulen zum Kampf um den Preis zugelassen: St. Paul, St. Anthony und Christ's Hospital. In diesem Jahr bestanden die Preise aus Federn. Der Sieger war ein Schüler von St. Anthony, seine Feder aus vergoldetem Silber war 5 Schilling wert, die zweite Auszeichnung, eine teilweise versilberte Feder, 4 Schilling wert, erhielt ein Schüler von St. Paul, die dritte Feder bekam ein Knabe von Christ's Hospital. Als Preisrichter fungierten zwei Magister der freien Künste, die für ihre Mühewaltung silberne Lineale erhielten. Die Lehrer der preisgekrönten Burschen wurden mit Geld (6/8, 5, 4 Schilling) belohnt [4]). Im September gingen die Knaben mancher Schulen

---

[1]) Maxwell-Lyte, 141.

[2]) Liber Custumarum 5, 6.

[3]) Leach, Med. E. 262.

[4]) McDonnell, 108. — Leach, Med. E. 262. — Annals of Christ' Hospital (1867), S. 447.

Nüsse sammeln. Berichtet wird es uns besonders von St. Anthony; die Schüler zogen, geschmückt mit Bändern, Cornhill hinunter. Sie trugen Fahnen und schlugen die Trommeln. Der Tag kostete die Schulen 18 d. Die Chorknaben durften nicht mit, wurden aber zu Hause bewirtet. Auch im alten Consuetudinarium von Eton findet sich die Angabe, daß man im September Nüsse pflücken ging. Leach[1]) meint, die Fahnen und Trommeln beim Auszug aus der Stadt deuteten darauf hin, daß das in Eton später *ad Montem* genannte Fest ursprünglich eine Nußernte war. Allerdings fand nach älteren Berichten *ad Montem* im Januar, späterhin im Frühjahr statt; gerade diese Beweglichkeit des Festes bezeugt aber, daß es mit keiner kirchlichen Zeremonie in Verbindung stand, und so ist Leachs Vermutung nicht unwahrscheinlich.

Versuche zur Verbesserung der Methoden.

Der Eifer in den Umgestaltungen vieler Schulen führte viele Schulmänner zur Revision der Methoden, die ja in vieler Beziehung noch keine nennenswerte Verbesserung seit der Zeit der Scholastik erfahren hatten. Latein- und Elementarschulen hätten in gleicher Weise eines freieren Geistes bedurft. Vor allem wäre es nötig gewesen, die Elementarschule selbständiger zu gestalten, sie nicht als bloße Vorklasse zu den höheren Anstalten zu betrachten. Dazu war aber die Zeit noch nicht reif. Auch Mulcaster, der in seinen Positions[2]) und besonders in seiner First Part of the Elementarie[3]) Vorschriften über den Anfangsunterricht gibt und nachdrücklich auf die Notwendigkeit hinweist, die Muttersprache vor der lateinischen lesen und schreiben zu lernen, kann sich als Headmaster einer Grammarschool nicht von dem Gedanken frei machen, der Hauptvorteil der Kenntnis des Englischen sei, die Erlernung der Fremdsprachen zu fördern. Wichtig ist sein Versuch, die englische Rechtschreibung in Regeln zu bringen, sein Hinweis, daß die Schüler schon auf der Unterstufe zeichnen, singen und Instrumente spielen lernen sollten. Seine Vorschriften über körperliche Ausbildung hängen leider zu sehr von einem

---

[1]) Leach, 264.

[2]) London 1581.

[3]) London 1582, Neudruck mit Biographie Mulcasters und Anmerkungen von Quick 1887.

italienischen Vorbild ab, als daß sie uns Einblick in englische Verhältnisse gewährten.

Zusammenwirken von Schule und Haus.

Dagegen scheint Mulcaster ein Vorschlag eigentümlich zu sein: die Schaffung eines Zusammenwirkens von Eltern und Lehrern, eine Einrichtung, die man jetzt mit einem nicht sehr geschickten Namen einen Elternrat nennt. Mulcaster möchte, daß nicht nur Eltern mit Lehrern, sondern auch mit Nachbarn zusammentreffen. Unter Nachbarn versteht er alle Leute, die an der Verbesserung der Kindererziehung, sei es aus Nächstenliebe, sei es aus Hochachtung gegen die Landesgesetze, teilnehmen wollen. Doch sollen nicht alle Beteiligten gemeinsam beraten, sondern gruppenweise. Und zwar ergeben sich für ihn vier Gruppen: Eltern mit Nachbarn, Lehrer mit Nachbarn, Eltern mit Lehrern, Lehrer mit Lehrern andrer Anstalten. Die Eltern sollten die Nachbarn nach deren Erfahrungen befragen, und diese sollten die Wahrnehmungen über die Kinder in gütiger Form mitteilen, die Eltern müßten aber den Rat auch freundlich aufnehmen und klug befolgen. Denn was ist es anders, als seinen Nachbar wie sich selbst lieben, wenn man seines Kindes Wohl so berücksichtigt, als man das eigne beachten würde. Wenn aber Lehrer und Nachbarn berieten, so sei dreifache Vorsicht am Platze, da der Lehrer es mit dem Nachbar zu tun hat, dem er Glauben schenken müsse, mit dem Schüler, den er bessern solle, und den Eltern, deren Liebe er nicht verletzen dürfe. Wie leicht könne er vom Vater gefragt werden: »Warum habt ihr dem Nachbar geglaubt? Warum hat er sich hineingemischt?« — Und doch sei es für den Unbefangenen oft leichter, mit dem Lehrer als mit dem Vater des Kindes über dessen Fehler zu sprechen, um einem Übelstande abzuhelfen.

Eltern und Lehrer sollen in gutem Einvernehmen stehen, und die Eltern sollen den Kindern nicht zu viel Glauben schenken, wenn diese Tränen vergießen, um eine gerechte vom Lehrer verhängte Strafe abzuwenden. Sie sollten auch den Lehrer fragen, wie sich der Fall zugetragen hat. Die Besprechung der Lehrer untereinander soll sich an den Beratungen der Ärzte, der Rechtsgelehrten, der Geistlichen, die angeordnet sind, um Gutes zu bewirken, ein Muster nehmen.

Besonders sei eine solche Beratung notwendig, wo in kleinem Umkreise viele Schulen beieinander lägen. Eine Besprechung müsse jedoch stattfinden mit der ehrlichen Sorge um das öffentliche Wohl, ohne Rücksicht auf den Nutzen des einzelnen und auch ohne den Stachel des Wettbewerbs. Derartige Zusammenkünfte seien ein Zeichen der allgemeinen Bildung *(humanitie)* und der menschlichen Gemeinschaft. Mulcaster meint, man empöre sich, wenn sich die Kaufleute zu Monopolen und Aufkaufgesellschaften zusammenschließen, weil es den Börsen weh tut, doch sei man so langsam, das zum menschlichen Wohle zu versuchen, was sich im Bösen so stark erweist. Aus diesen Beratungen gehe dann Sicherheit in der Leitung der Schüler hervor, sowohl in deren Betragen als in den Studien. Sie solle sich auf das Was und das Wie beim Lernen beziehen. Aber nicht nur für die Schulen sei diese Klarheit nötig, sie bringe auch Übereinstimmung zwischen den häuslichen Gepflogenheiten und den Schulsitten zustande. So wird Ordnung in der Zeit des Aufstehens, des Schlafengehens, der Mahlzeiten die Schule unterstützen, ebenso wie Genauigkeit nötig sei für den Kirchgang. Bei dem, was man für gut erkannt hat, solle man aber auch verbleiben, bis es sich als notwendig erweist, eine Änderung vorzunehmen. Sollte es sich z. B. einmal für den Staat als nützlich erweisen, daß nicht nur Sprachunterricht in den Schulen erteilt werde, so müßte eben das Nützlichere eingeführt werden. Aber auch dann dürften die Änderungen nicht allzu plötzlich durchgeführt werden.

Brinsleys Vorschäge.

Während uns Mulcaster auf viele Fragen in seinen Büchern die Antwort versagt, finden wir eine Auskunft in John Brinsleys *Ludus Literarius, or the Grammar Schoole*[1]). Zwei Lehrer, der Vertreter der alten Zeit, *Spoudeus*, und der Vertreter des Fortschritts, *Philoponus*, tauschen ihre Erfahrungen im Schulleben aus. Philoponus will die Kinder schon mit fünf Jahren in die Schule aufnehmen, damit sie vorher nichts Schlechtes lernen und ein oder zwei Jahre Zeit gewinnen. Er verlangt aber, daß seine Schüler schon vor der Aufnahme so viel lesen können, daß sie das Neue Testament lesen und die

---

[1]) Gedruckt 1612, ed. Campagnac 1917 (nach der 2. Auflage von 1627).

Anfangsgründe der Grammatik erlernt haben. Trotzdem gibt er Vorschriften für den Leseunterricht. Es wird natürlich die Buchstabiermethode befolgt, aber der Knabe lernt nur einen Buchstaben auf einmal und muß diesen aus dem Alphabet oder aus einzelnen Worten heraussuchen. Dann Silbenlesen, bis eine gute Aussprache erzielt ist. Im ersten Jahr könne man so den *Primer*, die Psalmen in Versen, das Neue Testament und die *Schole of Vertue*[1]) durchlesen. Nachdem die Kinder so eine Kenntnis des englisch Lesens erworben hätten, müßte man späterhin, wenn sie Latein lernten, verhindern, daß sie die englischen Kenntnisse vergäßen. Sie sollten daher alle lateinischen Schulautoren ins Englische übertragen, in den Oberklassen nicht nur wörtlich, sondern in gutes Englisch, die Briefe an die Verwandten bald in der Muttersprache, bald Latein schreiben und den Inhalt der Sonntagspredigt aufzeichnen. Auch könnten die Eltern zu Hause darauf sehen, daß die Kinder sich im englisch Lesen übten. Beim Schreibunterricht solle man darauf achten, daß die Kinder beide Schriften erlernten[2]). Die ersten Schreibhefte wären zu rastrieren.

Der Lateinunterricht hatte nach alter Gepflogenheit mit der Grammatik *(accidence)* zu beginnen. Während man aber früher die Schüler das ganze lateinische Buch für sich lesen und lernen ließ, schlägt Philoponus vor, ihnen zuerst jede Lektion vorzulesen und ihnen dann zu gestatten, sich beim Lesen und Lernen zu helfen, oder, falls die Schüler schon genügende Fertigkeit im Lesen hätten, sollte man den Grammatikunterricht nur mündlich erteilen. Eine Neuerung war auch, daß die Übersetzung der lateinischen Formen mit aufgesagt wurde, wenn sie auch manchmal etwas sonderbar klingt (z. B. *utinam amem* = *grant I love*). Man solle für die Übersetzung *the bookes of construing of Lillies Rules* verwenden. Versregeln sind in singendem Ton aufzusagen, um sie sich besser zu merken; als Grammatik in Fragen und Antworten sei die von Master Brunsword zu benützen. Um den Lehrer zu unterstützen, soll einer der besten Schüler eine Übersetzung des lateinischen Autors in die Hand bekommen und den andern Schülern, die ohne Übersetzung

---

[1]) von Seager; vgl.

[2]) S. 25 half secretary, half roman.

arbeiten müssen, helfen, wenn ihre Kenntnisse versagen. Die gedruckte, möglichst genaue Übersetzung soll die Grundlage der Rückübertragung ins Lateinische bilden. Philoponus ist ein Feind der Interlinearversionen und Bücher, in denen lateinischer und englischer Text einander gegenüberstehen. Horaz und andre schwer verständliche Autoren sollen mit Kommentaren gelesen werden. Aus Cicero sind Sätze zum Rückübersetzen zu entnehmen, er ist auch Muster für die Wortstellung und die Abfassung von Episteln. Die ciceronianischen Episteln scheinen ihm für Aufgaben viel geeigneter als die Fabeln und Chrien, die Spoudeus nach den Regeln des Aphthonius[1]) verfassen läßt. Denn diese haben die Knaben "*with exceeding peanes and fear*" abgefaßt und so schlecht, daß man sie niemand vorweisen konnte, worüber sich Spoudeus so erzürnte, daß er die Knaben allzu streng strafte. Philoponus bezeichnet diese Art des Unterrichts als *carnificina* oder *pistrina literaria*. Er liest den Knaben Reusneri *Symbola* vor und verwendet als Hilfsbücher Holyoke's[2]) *Dictionarie* und Drake's[3]) *Calliepeïa*. Um Verse zu machen, solle man zuerst Rückübertragungen aus den *Flos poetarum* anfertigen. Zur Verbesserung der Fehler müßten die Schüler herangezogen werden. Grammatische Disputationen sollten zwischen Schülern, die bis zur Virgillektüre vorgeschritten waren, statt der schriftlichen Arbeit stattfinden. Von Anfang an ist Latein zu sprechen, aber die englische Übersetzung hinzuzufügen; was der Schüler nicht ausdrücken kann, muß ihm der Lehrer vorsagen, wie es die Mutter oder Wärterin in der Muttersprache tut. Auch Dialoge seien auswendig zu lernen. Zwei *Seniores* sollten achten, daß beständig Lateinisch gesprochen werde, dagegen nützten die *custodes* oder *asini*[4]) nichts.

Während Spoudeus beim Erlernen des Griechischen gleich mit dem Neuen Testament beginnen möchte, will Philoponus zuerst die Straßburger Griechische Grammatik verwenden. Dann kommt auch bei ihm das Neue Testament an die Reihe. Übersetzt wird ins Latein und aus dieser Sprache z. B. nach

---

[1]) Aphthonius, Sophist aus Antiochien flor. 375 a. D.

[2]) Holyoake 1567—1653, lehrte in Oxford.

[3]) Th. Drax, Vikar in Essex, schrieb Calliepeia, storehouse of proper choice and elegant Latin words and phrases, 1612 (nach Cicero).

[4]) Schüler, die Englisch gesprochen hatten und das Amt hatten, auf ihre

Bezas Übersetzung zurück ins Griechische. Im Vokabelheft sind griechische, lateinische und englische Ausdrücke nebeneinander zu setzen. Gelesen soll werden: Isokrates, Xenophon, Plato oder Demosthenes, Theognis, Phocilides (mit der lat. Übersetzung), Hesiod mit den Kommentaren von Ceropine[1]) und Melancthon und der wörtlichen Übersetzung von Erasmus Schmidt. Homer mit dem Kommentar von Eustatius und der Übersetzung. Aus den leichteren Autoren sollen Rückübersetzungen angefertigt werden. An Hilfsbüchern werden empfohlen Cleonard's[2]) und Camden's[3]) *Greek Grammars*, Berket's *Commentary upon Stephen's Catechism*, Stockwood's *Progymnasma scholasticum*.

Auch griechische Verse sollen in Anlehnung an Theognis geschrieben werden, wenn man auch nicht zu viel Zeit darauf verwenden darf. Eine gewisse Kenntnis der hebräischen Grammatik, um das Alte Testament in der Ursprache lesen zu können, sollte den Schülern auch beigebracht werden.

Die Bibellektüre hätte auch die Erziehung zur Religiosität zu fördern, dem gleichen Zweck sollte das Vorlesen moralischer Traktate: *Qui mihi discipulus*, *Sententiæ pueriles*, Cato, Ciceros *De officiis*, ja sogar die *School of Good Manners* oder *New School of Vertue* dienen.

Jede Abteilung wäre in zwei Gruppen zu teilen, an deren Spitze ein *Senior* stand, der im Notfall den *Usher* vertreten könnte. Je ein Schüler der einen Gruppe war *adversary* eines ihm an Kenntnissen möglichst gleichen der andern und mußte mit ihm wetteifern. Die besten Schüler der obersten Klasse hießen *subdoctors*, sie wurden im Notfall zum Unterricht der jüngeren verwendet.

Die Schulstunden waren lang. 6—11 am Vormittag, mit einer Pause um 9; 1—5½ am Nachmittag, mit einer Pause um 3. Spoudeus meint sogar, man könne auch ohne die Pausen auskommen. Von 6—7 a. m. war nur der *Usher* anwesend, da die am Tage vorher gestellten Aufgaben angefertigt wurden.

Mitschüler aufzupassen, bis sie einen beim Gebrauch der Muttersprache ertappten. Dieser übernahm nun seinerseits das Amt.

[1]) Jacobus Cerporinus 1499—1525, Compendium gram. græcæ.

[2]) Kleinarts 1495—1542 Meditationes Græcanicæ in artem gram.

[3]) Seine Grammatik erschien 1597.

Philoponus empfiehlt dem Lehrer Milde im Strafen: Tadel, Platzverlust, Verlust des Spieltages. Nur bei größeren Vergehen Schläge mit Birken- oder Weidenruten, ein halbes Dutzend oder mehr, wobei drei oder vier Knaben den Gefährten halten mußten. Nach empfangener Strafe durfte der Schuldige nicht brummen. Das Schimpfen war auch dem Lehrer untersagt. An Belohnungen werden genannt Setzen nach den Kenntnissen, Auszeichnen der *Seniores*, Aufsteigen in die höhere Klasse vor der üblichen Zeit, Lobsprüche, Preise bei Disputationen.

Die Universitäten.

Noch reformbedürftiger als die Lateinschulen scheinen im 16. Jahrhundert die Universitäten gewesen zu sein. Daher scheuten sich viele Leute, ihre Söhne nach Oxford und Cambridge zu schicken. Es hieß, daß sie dort wenig Gutes und viel Übles lernten. Besonders die Söhne des Adels kamen nur mehr in sehr geringer Zahl hin. Im Beginn des 17. Jahrhunderts wurden während 16 Jahren nur 11 Junker in Oxford eingeschrieben. Man zog es vor, die Knaben entweder zu Hause durch Hofmeister erziehen zu lassen, wie es auch Elyot, der selbst keine Universität besucht hatte, in seinem Governour vertritt, sie als Pagen zu Hofe zu schicken oder auf ausländische Universitäten. Für arme Familien, die weder Geld hatten noch Protektion, war es kaum möglich, einem Knaben das nötige Stipendium zu verschaffen, um die Universität zu beziehen. Der Provost des Kolleges mußte 10, 20, 40, ja sogar 100 £ bekommen, oder ein Joch fette Ochsen, oder ein Paar schöne Pferde, sonst nützte weder die Lernbegier und der Verstand des Schülers, noch die Bedürftigkeit des Vaters. Allenfalls war noch mit Empfehlungsbriefen einflußreicher Persönlichkeiten etwas zu machen, wenn sich die maßgebenden Personen des College dadurch Benefizien versprachen[1]). Auch wurden die Prüfungen an den Lateinschulen, die Universitätsstipendien zu vergeben hatten, keineswegs unparteiisch abgehalten, und wieder hatte die Bestechung das Machtwort zu sprechen. In früherer Zeit hätten reiche Leute es für unehrenhaft gehalten, gleichsam von Almosen zu leben, jetzt machten sie sich nichts daraus. Dadurch, daß aber meistens Leute studierten, die die

[1]) Stubbes, 19, 20.

Wissenschaft nicht schätzten, weil sie sich ihren Lebensunterhalt nicht erwerben mußten, kamen die Sitten der Universitäten so herunter. Unter dem durchsichtigen Pseudonym Athen entwirft Lyly, der von 1571—75 in Oxford studierte, ein wenig schmeichelhaftes Bild dieser Universitätsstadt und dem Äußeren und dem Charakter der Studenten. Früher eine Nährmutter der Philosophen, nährt »Athen« jetzt nur mehr den Namen Philosophie. Es wird so viel Würfel gespielt, getrunken, mit den Frauen geschäkert, daß kein Säufer in Flandern so dem Trunk ergeben ist, kein Höfling in Italien so der Ausschweifung, kein Wesen in der Welt so auf Abwegen ist wie ein Student in »Athen«. Ehrfurcht wird nicht erwiesen, der Schüler kennt seine Pflicht dem Bakkalaureus gegenüber nicht, dieser nicht gegenüber dem Magister und der Magister nicht gegen den Doktor. Offen und im geheimen wird gesündigt, auf der Straße wird gerauft, in den Zimmern der Liebe gefrönt. Ehe »Athen« reformiert sei, könne er den jungen Musterschüler Ephœbus nicht dorthin senden. Die *gentlemen Scholers* von Oxford beschwerten sich über Lilys schlechte Meinung von ihnen, aber, wenn er auch in der Auflage von 1581 sagt, er sei weit entfernt, Übles zu denken, und fände, sie seien ebensowenig fern vom richtig Urteilen, so leugnet er doch nicht, daß sein »Athen« in Oxfordshire gelegen war. Während er aber im ersten Teil des Buches sagt, alle andern Universitäten seien nicht halb so schlimm wie »Athen«, gewährt er seinen *verie good friends* die Genugtuung, in "Euphues and his England" die beiden englischen Universitäten die besten in der Welt zu nennen, eine Konzession, die sonderbar anmutet, wenn man die beiden Stellen nebeneinander setzt[1]).

Wien. Margarete Rösler.

---

[1]) Harrison, ed. Furnivall, 77, 142, 436.

SHAVIANA.

I.

The Emperor and the Little Girl.

In der Bibliothek des British Museum (Katalog Nr. 012602 f. 19 mit der Jahreszahl 1916?) findet sich ein kleines Heftchen von 27 Kleinoktav-Seiten mit dem Titel *Der Kaiser und das kleine Mädchen.* Eine Märchenerzählung von George Bernard Shaw. Freiheitsverlag (o. O. u. J.). Dazu auf dem Titelblatt die Notiz: »Den Erlös der Ausgabe dieser Erzählung hat der Verfasser für den Verein "Vestiaire Marie-Jose" bestimmt. Dieser Verein versorgt kleine Kinder hinter der Feuerlinie in Flandern mit Milch und anderer Nahrung und Kleidung.« Unterschrieben ist das Schriftchen zum Schlusse auf S. 27 George Bernard Shaw (eigentlich verdruckt: Becnacd statt Bernard). Auf meine mündliche Anfrage, am 3. Juni 1927, bestätigte mir Mr. Shaw freundlichst, daß das Schriftchen wirklich von ihm sei, daß die obengenannte belgische Gesellschaft ihn um einen literarischen Beitrag für ihre wohltätigen Zwecke gebeten und er dieser Bitte damit gerne willfahren sei; ob das englische Original im Drucke erschienen ist, wußte er nicht mit Sicherheit; die Absicht, es zu veröffentlichen, habe zwar zuerst bestanden, aber es sei möglich, daß "*they funked it*"; er meinte aber, wenn es überhaupt erschienen sei, dürfte es in Cassell's Magazine gewesen sein. Durch die große Liebenswürdigkeit des Herausgebers von Cassell's Magazine, Mr. Clarence Winchester, erfuhr ich, daß es zwar nicht in Cassell's Magazine, wohl aber in "The Story-Teller Magazine" Dezember 1917 erschienen sei; da diese Veröffentlichung aber längst vergriffen, also im Buchhandel nicht zu haben ist, beschenkte mich

Mr. Winchester mit einer sorgfältigen Abschrift in Maschinenschrift, für welche große Freundlichkeit ich ihm hiermit auch öffentlich meinen besten Dank aussprechen möchte. So bin ich im glücklichen Besitze des Originals — und nach mir seinerzeit die Bibliothek des Kölner Englischen Seminars.

Shaw's Verulkung Wilhelms II. in "The Inca of Perusalem" im Jahre 1915 ist bekannt, und es verdient hervorgehoben zu werden, wie himmelweit entfernt sich Shaw noch mitten im Kriege, ja zur Zeit, wo, wie er selbst sagt, um ihn herum alles zitterte vor dem blutdürstigen, England zu vernichten drohenden Wüterich, als den die Hetzpresse den Kaiser als Schreckgespenst an die Wand zu malen für gut fand, von dieser Hetzpresse in seinen Äußerungen hielt. So, wie überhaupt in seinen Dichtungen, gilt sein Angriff, sein Spott, ja sein ehrlicher Haß nirgends den Personen, den psychologisch zu verstehenden Menschen, sondern dem Prinzip, den nach seiner Ansicht verfehlten Einrichtungen, der Tyrannei der erstarrten Satzungen und Phrasen. Überall ist ihm verstehende Menschenliebe der Grundton seiner Betrachtungs- und Darstellungsweise, und so sehr er den Inca of Perusalem auch verulkt, er gestaltet ihn doch zugleich menschlich sympathisch. Dazu gehörte damals nicht wenig Mut, Unbeirrbarkeit im Urteil, Weisheit des Sehers. Und sorgfältig war Shaw bedacht, nachdem der Zusammenbruch erfolgt war, alles in seiner launigen Skizze zu tilgen, was für den überwundenen Gegner hätte verletzend sein können. Die gleiche vornehme, humane Gesinnung spricht auch aus der kleinen Märchenerzählung, von der, solange sie nicht allgemein zugänglich, eine kurze Skizze von Interesse sein dürfte. Besonders Charakteristisches gebe ich wörtlich nach dem Original; es beginnt folgendermaßen:

"*It was one of those nights when you feel nervous and think you see people in the shadows, or even ghosts, because though there was a moon, it kept going in and out of the clouds; and a lot of clouds were scurrying across the sky, some so white that you could see the moon through them, others like brown feathers that just dimmed her, and some big dark ones that you knew would blacken out the moon altogether when they caught her. Many people get frightened on such nights and keep indoors in the light and warmth*

where they are not alone, and the night is shut out by the curtains; but others find themselves very restless, and want to go out and wander about . . ." Untertags ist es gefährlich hier, wo die Engländer und Franzosen mit den Deutschen kämpfen; man verbirgt sich in den Schützengräben, denn manche Stellen werden mit Sperrfeuer abgeschlossen, Granaten, die platzen und alles vernichten und Löcher oder Trichter in den Boden reißen. In der Nacht aber fliegen von Zeit zu Zeit Leuchtbomben, und wer da auf dem Schlachtfelde ist, ausspäht oder nach Verwundeten sucht, wirft sich flach zu Boden, um nicht gesehen und erschossen zu werden.

Gerade kurz nach halb zwölf um Mitternacht schritt ein Mann erhobenen Hauptes über das Schlachtfeld, der aber, wenn eine Leuchtbombe aufblitzte, sich nicht zu Boden warf, sondern steif aufrecht stehenblieb mit verschränkten Armen; wenn es aber wieder finster ward, schritt er stolz weiter, denn er war der deutsche Kaiser mit seinem aufgedrehten Schnurrbart; da stolperte er und fiel in einen Minentrichter, und als er sich, wie er meinte, an einem Grasbüschel heraushalf, war es der Bart eines toten Franzosen, und da der Mond gerade hervortrat, sah er um sich eine Anzahl Franzosen und Deutscher liegen, die durch die Mine getötet worden waren. Tieferschüttert »*he said to the dead men the German words:* "Ich habe es nicht gewollt", *which means, in English,* "*It is not my doing,*" *or* "*I never intended to*", *or sometimes,* "*It wasn't me*"*: just what you say when you are scolded for doing something wrong*«. Er ging weiter, fühlte sich aber so elend, daß er sich auf eine Munitionskiste, die im Wege lag, niedersetzte. Da kam plötzlich in der Dunkelheit ein kleines Mädchen mit einer Wasserkanne daher, leise vor sich weinend, weil sie kein Wasser mehr hatte, die Verwundeten zu laben. Der Kaiser tröstet die Kleine, die ihm erzählt, vier Verwundete lägen in der Nähe in einem Minentrichter: "*a Tommy, a Hairy and two Boches*" — darunter ein besonders Unfreundlicher mit Brillen, *like a college teacher* —, die sie nach Hausegehen hießen, sonst würde sie ein großer Bär fressen; er sucht sie zu beruhigen: die Soldaten wären ja nur besorgt um sie, es könnte sie eine Kugel treffen, sie aber sagt, sie sei daran gewöhnt, sie gehe in der Nacht, den Verwundeten Wasser zu bringen, ihr Vater sei fünf Nächte liegen gelassen worden und habe schrecklich

an Durst gelitten. »*Ich habe es nicht gewollt*«, *said the Emperor, feeling very sick again.* „*Are you a Boche?*" *said the little girl; for the Emperor had spoken to her before in French.* „*You speak French very well; but I thought you were English.*" „*I am half English*", *said the Emperor.* „*That's funny*" *said the little girl.* „*You must be very careful; for both sides will try to shoot you.*" *The Emperor gave a queer little laugh . . .*«, und als der Mond wieder hinter den Wolken hervortritt, bemerkt die Kleine seine schöne und noch unbeschmutzte Uniform und wundert sich, daß er sie nicht beschmutzt habe, wenn er sich beim Erscheinen einer Leuchtkugel zu Boden werfe. Er erklärt ihr, er werfe sich nicht nieder, aber auf die Bitten der Kleinen wolle er es, solange sie bei ihm sei, tun, doch wolle er sie nun nach Hause führen. Sie habe kein Haus, erklärte sie, zuerst beschossen die Deutschen ihr Dorf und besetzten es, worauf die Franzosen es beschossen, dann kamen die Engländer und beschossen es, bis die Deutschen draus waren; nun beschießen sie es alle drei. Siebenmal sei ihr Haus getroffen worden, ihr Kuhstall neunzehnmal, und nicht einmal die Kuh ward getötet; fünfundzwanzigtausend Franken habe es gekostet, den Kuhstall zusammenzuschießen, behauptete ihr Vater mit Stolz. »„*Ich habe es nicht gewollt*", *said the Emperor, coming all over bad again. When he felt better, he said,* „*And where do you live now?*" „*Anywhere we can*" *said the girl.* „*Oh, it is quite easy: You soon get used to it. What are you? Are you a stretcher bearer?*" „*No, my child*", *said the Emperor.* „*I am what is called a Kaiser.*" „*I did not know there was more than one*" *said the little girl.* „*There are three*", *said the Kaiser.* „*Do they all have to turn their moustaches up?*", *said the little girl.* „*No*" *said the Kaiser.* „*They are allowed to wear beards when their moustaches wont turn up.*" „*They should put them in curling-papers like I do with my hair at Easter*", *said the little girl.* „*What does a Kaiser do! Does he fight, or does he pick up the wounded?*" „*He doesnt exactly* d o *anything*" *said the Emperor.* „*He thinks.*"« Nach weiteren naiven Fragen des Kindes, was er denn hier so spät tue, wenn er nicht verwundet sei, antwortet ihr der Kaiser, nachdem die Kleine versprochen, es niemand zu sagen, er habe heut morgen seinen Soldaten gesagt, daß er nicht wie sie in die Schützengräben

und ins Gefecht gehen dürfe, weil er für sie denken müsse, und sie, wenn er getötet würde, nicht wüßten, was sie tun sollten, und geschlagen würden u. a. m. »*"Then why did you tell them such an awful fib"*, *said the little girl. "I was made to"*, *said the Emperor. "That is what a Kaiser is for, to be made to get up and say things that neither he nor anyone else believes. I saw it in the faces of some of the men today that they didnt believe me, and thought I was a coward making excuses. So when the night came I went to bed and pretended to go asleep; but when they were all gone, I got up and stole out here by myself to make sure that I was not afraid. That is why I stand up when the star shells shine." "Why not do it in the daytime?" said the little girl. "That's when the real danger is." "They wouldnt let me"*, *said the Emperor. "Poor Kaiser!" said the little girl. "I'm so sorry for you. I hope you wont be wounded. If you are I'll bring you some water."*« Gerührt will der Kaiser sie aus der Gefahrenzone bringen, und *"she felt so fond of him that she never thought of anything else for the moment"*, und so beachteten sie eine plötzlich erscheinende Leuchtkugel nicht, die den Kaiser weithin sichtbar machte. Alsbald krachten eine Bombe nach der andern über sie her, der Kaiser warf sich zu Boden, denkt aber besorgt an das Kind, sucht sich aufzurichten und hält sich endlich ganz betäubt an einem Baum fest, der früher in großer Entfernung von ihm gestanden, und zu dem er durch die Explosion geschleudert worden war. »*And the first thing he said to himself was: "Where is the child?" "Here" said a voice in the tree over his head. It was the little girl's voice. "Gott sei dank!" said the Emperor, which is the German for Thanks be to God! "Are you hurt, my child? I thought you were blown to pieces." "I am blown to pieces"*, *said the little girl's voice, "blown into just two thousand and thirty seven little tiny weeny pieces. The shell came right into my tummy. The biggest bit left is my little toe: it's over there, nearly half a mile off; and one of my thumb nails is over there, half a mile the other way; and there are four eye lashes in the crater where the four men have left their bodies: one for each; and one of my front teeth is sticking in the strap of your helmet. But I dont wonder at that, because it was coming loose. All the rest of me is just burnt up and blown*

into dust." "*Ich habe es nicht gewollt*", *said the Emperor in a voice that would have made anybody pity him. But the little girl didnd pity him at all: she only said "Oh, who cares whether you did or not, now? . . ."*« So wie die Stimme des Geistes des von der Granate zerrissenen Kindes, lassen sich auch andere vom Baume herab hören, die der vier Verwundeten aus dem Minentrichter von früher. "*The first shell set them free.*" "*Du hast es nicht gewollt, Willem: was?*" *said one of the gruff voices; and then all the voices lauched; for it was funny to hear a common soldier call the Emperor Willem, like Billy in English.* "*You must not deny me the respect you have taught me to consider my due*", *said the Emperor.* "*I did not make myself Kaiser. You brought me up to it and denied me the natural equality and innocent play of an ordinary human being. I command you now to treat me as the idol you made me and not as the simple man God made me.*" Aber das kleine Mädchen erklärt ihm, es sei nutzlos, zu ihnen zu sprechen, sie seien alle fort, hatten keine Lust, auf ihn zu hören, nur der "*Boche in spectacles*", der ehemalige *College-teacher* ist noch da und läßt sich alsbald folgendermaßen vernehmen: "*I go not with them because I desire not to associate with soldiers, they know that you made me a Professor for telling lies about your grandfather.*" "*Fool*", *said the Emperor rudely:* "*Did you ever tell them the truth about your own grandfather?*" Darauf Schweigen, und die Stimme des kleinen Mädchens teilt ihm mit, daß das lose Maul nun auch fort sei, daß sie aber nicht glaube, daß dessen Großvater irgend besser als der ihre oder der seine gewesen; sie müsse jetzt auch fort, was ihr sehr leid tue, denn sie habe ihn gerne gehabt, ehe die Granate sie frei gemacht habe, jetzt aber bedeute er für sie nichts, denn wo sie jetzt frei geworden, sei es viel schöner als früher, wo sie hungerte, fror und sich ängstigte. Der Kaiser möchte sie gerne zurückhalten, er sei so einsam. Das Kind aber schlägt ihm vor, sich von seinen Soldaten auch erschießen zu lassen, dann wäre er frei, und sie könnten zusammen fortfliegen. Der Kaiser erklärt dies für unmöglich, weil "*not usual, and the Emperor who does anything unusual is lost . . .*". Als Ausweg schlägt sie vor, zu warten, bis die *Tommies* oder *Hairies* ihn mit einer Granate träfen, was sehr wahrscheinlich wäre, wenn er bei Licht aufrecht stehen bliebe. Zum Abschied

will sie ihn küssen, wenn er es auch nicht fühle, weil er sie so nett geküßt habe, ehe sie frei geworden sei. Er fühlte auch nichts, aber in der Richtung, woher die Stimme kam, sah er ein lieblich rosiges Körperchen eines winzigen Mädchens mit Flügeln herabfliegen, das ihn um den Hals nahm und küßte, ehe es davonflog. Aus seinem Traume wurde er rauh aufgestört durch das plötzliche Erscheinen wirklicher Menschen, die ihn ansprachen, zweier seiner Offiziere, die fragten, ob er von der Granate verwundet worden sei. Ärgerlich, daß ihr Erscheinen die Erscheinung des kleinen Engels verscheucht hatte, fand er zunächst keine Worte, dann fragte er grob nach dem Wege zurück zu seinem Gefängnis; als sie ihn verständnislos anstarrten, fragte er nach dem Wege zurück zu seinem Quartier und schritt schweigend voran, sagte kurz: »Gute Nacht«; als aber einer der Offiziere ihn ängstlich fragte, ob sie über den Vorfall Bericht erstatten sollten, *»all the Emperor said was: "You are a couple of — fools"; and the — was a most dreadful swear. Then they stared at one another; and one of them said "The All Highest is as drunk as a pig."«* Glücklicherweise hörte der Kaiser es nicht, denn er dachte an das kleine Mädchen, aber es würde wirklich nichts ausgemacht haben, so schließt die Erzählung, *"for all soldiers use bad words without meaning anything"*.

Ich muß mich auf diese wenig befriedigende Paraphrase beschränken, obwohl das Original, wie man aus den wörtlich mitgeteilten Proben sieht, viel unmittelbarer wirkt; aber das Original ist, wenn auch unzugänglich, dennoch nicht vogelfrei, und man kann nur hoffen, Mr. Shaw selbst werde es noch einmal vollständig im Buchhandel herausgeben, vielleicht mit zahlreichen anderen seiner hier und dort verstreut erschienenen Dichtungen und Aufsätze kleineren Umfangs.

II.

Bernard Shaw über Rechtschreibung, Wortteilung, Sperrdruck und andere Druckereifragen.

Die vortrefflichen "Rules for the Compositors and Readers at the Clarendon Press, Oxford, compiled by Horace Hart, M. A. printer to the University of Oxford" 1901 u. ö. haben in der Zeitschrift *The Author* (The Organ of the Incorporated Society of Authors. Monthly) vom 1. Januar 1902 Anlaß zu

einer Umfrage und Bitte um Meinungsäußerungen gegeben, von denen die von Bernard Shaw (1. April 1902, p. 171 f.) wohl besonderes Interesse beanspruchen dürfte, da der so viel gelesene, gespielte und besprochene Verfasser seine Vorschläge ja bekanntlich auch praktisch anwendet, was vor allem manchen Lesern seiner Dramen aufgefallen sein oder auch Kopfschütteln verursacht haben wird. Sie seien daher hier mitgeteilt, weil die Monatsschrift "The Author" wohl nicht überall zugänglich ist.

Notes on the Clarendon Press Rules for Compositors and Readers.

General Observations.

An author should know his business well enough to be able to settle all these matters by simply writing "follow copy" on his MS. However, as literary talent does not always include spelling, punctuation, or the faintest sense of beauty in books considered as objects to be looked at as well as read, it is as well that rules should be made for the incapable.

Pages 7, 8. Spelling.

As *s* and *z* mark distinct sounds, and the suppression of *z* is a deliberate impoverishment of our insufficient alphabet, the termination *ize* ought to be used in every word that is not common enough to have made the *ise* irresistibly familiar. Advertize, analyze, circumcize, emprize, improvize, mainprize, minimize and paralyze, could all be established with much less friction than tantalize, criticize, exorcize, equalize, dogmatize, pulverize, &c., as recommended.

Page 9. Footnote.

Dr. Murray's attempt to restore the *e* after *dg* does not really save any ambiguity in the pronunciation. The only cases of *g* being hard after *d* are Ludgate, Fladgate, etc. A foreigner might, on the analogy of Ludgate pronounce judgement jud-ge-ment; but no human mouth could pronounce judgment with a hard *g*.

Spelling generally.

I always use the American termination *or* for *our*. Theater, somber, center, etc., I reject only because they are wantonly anti-phonetic: theatre, sombre, etc., being nearer the sound. Such abominable Frenchifications as programme, cigarette, etc., are quite revolting to me. Telegram, quartet, etc., deprive them of all excuse. I should like also to spell epilogue epilog, because people generally mispronounce it, just as they would mispronounce catalogue if the right sound were not so familiar. That is the worst of unphonetic spelling: in the long run people pronounce words as they are spelt; and so the language gets senselessly altered.

Page 15. Contractions.

The apostrophies in ain't, don't haven't, etc., look so ugly that the most careful printing cannot make a page of colloquial dialogue as handsome as a page of classical dialogue. Besides, shan't should be sha"n't, if the wretched pedantry of indicating the elision is to be carried out. I have written aint, dont, havnt, shant, shouldnt and wont for twenty years with perfect impunity, using the apostrophe only where its omission would suggest another word: for example, hell for he'll. There is not the faintest reason for persisting in the ugly and silly trick of peppering pages with these uncouth bacilli. I also write thats, whats, lets, for the colloquial forms of that is, what is, let us; and I have not yet been prosecuted.

Page 18. Hyphens.

I think some of the hyphens given are questionable. Smallpox is right; and small pox is right; but small-pox is, I should say, certainly wrong. A hyphen between and adverb and a verb, or an adjective and a noun, is only defensible when the collocation would be ambiguous without it. The rule given that compound words of more than one accent should be hyphened is, like most rules, a mere brazening-out of a mistake.

Page 21. Division of English words.

The notion that words at the end of a line should not be divided if the division can possibly be avoided leads to a

great deal of villainous printing, because the compositor gets it into his head that he may justify recklessly provided he ends the line without breaking a word. I had much rather see even a syllable divided than a line spaced so widely as to make a whitish bar across the black of letterpress. The compositor should be taught that the evenness of the color of his letterpress is far more important than the philological pedantries of word division. Even from the pedantic point of view there is no sense in recommending impor-tance and respon-dent, and barring exal-tation and imagi-nation. If it is wrong to divide the last syllables of exalt and imagine, it is equally wrong to divide the last syllables of import and respond.

Page 22. Punctuation.

Stops are clearly as much the author's business as words. The rules given here are very properly confined to matters of custom in printing. I wish, however, that the Clarendon Press, or some other leading house, would make a correct rule for the punctuation of quotations between inverted commas. The common practice is to put the points belonging to the sentence in which the quotation occurs inside the inverted commas instead of outside. For example: Was he wise to say: "Let us eat and drink; for to-morrow we die?" The correct, but less usual punctuation is: Was he wise to say "Let us eat and drink; for to-morrow we die"?

Page 23. Italics.

This is deplorable. To the good printer the occurrence of two different founts on the same page is at best an unavoidable evil. To the bad one, it is an opportunity of showing off the variety of his stock: he is never happier than when he is setting up a title-page in all the founts he possesses. Not only should titles not be printed in italics; but the customary ugly and unnecessary inverted commas should be abolished. Let me give a specimen. 1. I was reading The Merchant of Venice. 2. I was reading "The Merchant of Venice". 3. I was reading *The Merchant of Venice.* The man who cannot see that No. 1 is the best looking as well as the sufficient and sensible form, should print or write nothing

but advertisements of lost dogs or ironmongers' catalogues: literature is not for him to meddle with.

On the whole, and excepting expressly the deplorable heresy about italics, these Clarendon Press rules will serve the turn of the numerous authors who have no ideas of their own on the subject, or who are still in their apprenticeship, or who, as English gentlemen, desire to do, not the sensible and reasonable thing, but the thing that everybody else does. At the same time, the poverty of the rules shews how far we still are from having an accurate speech notation. To the essayist and the scientific writer this may not greatly matter; but to the writer of fiction, especially dramatic fiction, it is a serious drawback; as the desperate phonetics of our dialect novels show. Now the Clarendon Press prints for the essayist and the professor much more than for the fictionist. I therefore suggest that some well-known printer of novels should be asked for a copy of his rules, if he has any. A Scotch printer for preference, as the Scotch intellect likes to know what it is doing.

G. Bernard Shaw.

Wie mir Mr. Shaw (3. Juni 1927) mitgeteilt, ist darauf weiter nichts erfolgt.

III.

Shaw's *Pygmalion* und Henry Sweet.

Da die Anzahl derjenigen, die Henry Sweet persönlich näher gekannt haben, mit jedem Jahre geringer wird, ist es vielleicht nicht überflüssig, beizeiten festzustellen, daß die amüsante Gestalt des Professors Higgins in Shaw's Pygmalion nur ganz oberflächlich an die Persönlichkeit des großen verewigten Phonetikers Sweet anknüpft. Mr. Shaw hat, wie er mir freundlichst mitgeteilt, Sweet nur flüchtig gekannt; er hat ihn zwar mit echt Shawschem Scharfblick in seinem persönlichen Wesen und Charakter sehr zutreffend erkannt und so auch in dieser Hinsicht mit einigen — aber auch nur mit einigen! — auffallenden Zügen Sweets seinen Professor Higgins ausgestattet. Die Idee aber, daß sein phonetischer Professor alle Nuancen des Londoner Cockney kannte und wo er ging und stand aufzeichnete, ist, wie Mr. Shaw zugab,

lediglich seine eigene Erfindung und war nicht durch Sweet veranlaßt, der sich meines Wissens — und ich müßte dies doch wohl in all den langen Jahren, in denen ich das Glück hatte, von ihm zu lernen, von ihm selbst erfahren haben! — mit diesen Einzelheiten der Vulgärsprache nie näher beschäftigt hatte. Sweet war dazu viel zu menschenscheu und zurückhaltend und hatte ganz anderes zu tun. Es sollen also künftige Generationen von Literarhistorikern sich über das etwaige Modell zu Professor Higgins im Pygmalion keiner an sich naheliegenden Täuschung hingeben, an der eigentlich auch Mr. Shaw selbst unschuldig wäre.

Köln, Juli 1927. A. Schröer.

BESPRECHUNGEN.

BIBLIOGRAPHIE.

(Annual) Bibliography of English Language and Literature. Vol. 3—5: 1922—1924. Edited for the Modern Humanities Research Association by A. C. Paues. — Vol. 6: 1925. Edited by D. Everett. — Vol. 7: 1926. Edited by D. Everett and E. Seaton. Bowes & Bowes, Cambridge, 1923—1927. Pr. 6/each.

The Year's Work in English Studies. Vol. 4: 1923. Edited for The English Association by Sir Sidney Lee and F. S. Boas. — Vols. 5—7: 1924—1926. Edited by F. S. Boas and C. H. Herford. Oxford University Press, London: Humphrey Milford; 1924, 1926, 1927, 1928. Pr. 7/6 each.

Diese beiden Reihen bibliographischer Jahrbücher über Erscheinungen auf dem Gebiet der englischen Sprach- und Literaturgeschichte, die beide schon früher in dieser Zeitschrift angezeigt wurden (erstere von Eckhardt 58, 86, letztere von Brie 59, 416), ergänzen sich in vortrefflicher Weise.

Die *Bibliography* (seit vol. 4: 1923 *Annual Bibliography*) *of English Language and Literature* will eine möglichst vollständige, sachlich geordnete Zusammenstellung aller einschlägigen Werke geben, aber sie beschränkt sich auf die Titel, gibt keine Inhaltsangaben oder Kritiken der aufgenommenen Werke, sondern weist lediglich auf Besprechungen derselben in kritischen Zeitschriften hin.

The Year's Work in English Studies gibt nur eine Auswahl der wichtigeren Bücher und Zeitschriftenaufsätze, aber sie fügt Analysen und Besprechungen der aufgenommenen Erscheinungen hinzu, die in 13 Kapitel geordnet und von sachkundigen Forschern bearbeitet sind.

Wenn die letztere Reihe zweifellos den höheren wissenschaftlichen Wert einer fachmännischen Sichtung und Kritik besitzt, kommt ersterer der Vorzug der größeren Vollständigkeit zu. Beide Reihen sind in ihrer Art wertvoll und als bibliographische Handbücher für jeden Anglisten unentbehrlich.

Miß Paues von Newnham College, Cambridge, die verdienstvolle Gründerin der *Bibliography*, trat nach Vollendung des 5. Jahrgangs von der Leitung zurück. Die Redaktion wurde von Cambridge nach Oxford verlegt: der 6. Jahrgang ist von Miß Everett, Tutor in Lady Margaret Hall, der 7. von ihr in Gemeinschaft mit Miß Seaton, Tutor in St. Hugh's College, herausgegeben.

Die Leitung von *The Year's Work in English Studies* lag bis zum 4. Jahrgang in den Händen von Sir Sidney Lee und F. S. Boas. Nach dem Rücktritt Lees, der bald darauf starb, wurde Herford Mitherausgeber neben Boas. Schon die Namen der Herausgeber bürgen für das wissenschaftliche Niveau der Reihe, und ein Stab von zuverlässigen Mitarbeitern steht ihnen für die einzelnen Kapitel zur Seite.

Wir wünschen den beiden wichtigen Unternehmungen eine weitere gedeihliche Entwicklung. J. Hoops.

SPRACHE.

Phonetic Transcription and Transliteration. Proposals of the Copenhagen Conference April 1925. Oxford, at the Clarendon Press, 1926. 32 p. Deutsche Übersetzung bei Carl Winter, Heidelberg. Pr. M. 2,—.

Die Kopenhagener Konferenz namhafter Phonetiker und Sprachwissenschaftler, an der von Deutschland K. Meinhof, K. Brockelmann und F. Sommer teilnahmen, hat sich das doppelte Ziel gesetzt, eine einheitliche Lautumschrift und eine brauchbare Umschrift fremder Alphabete festzusetzen. Aus praktischen Gründen hat man sich in der Lautumschrift nicht auf ein einheitliches System monotyper Zeichen festgelegt, sondern bald monotype, bald diakritische Zeichen, manchmal auch beide, zugelassen. Manche Bestimmungen sind ersichtlich Zugeständnisse an das Herkömmliche, gewisse vieldeutige Zeichen aber, zum Beispiel [c], sind ausgeschieden worden. Zur allgemeinen Einführung scheinen manche Neuerungen in jedem Falle geeignet, so a¨, a˙, a., a für überlang, lang, halblang, kurz; Haupt- und Nebendruck sollen

künftig wie in Jespersens Lehrbuch der Phonetik bezeichnet werden, was mir deswegen besser scheint, weil diese Bezeichnungsart auch im Drucke weniger leidet; (un)silbischer Laut ist (u̯), n̥, stimmloser (-hafter) Laut d̬ h̭; für retroflexe Laute sind untergesetzter Punkt und Schwänzelung gleichberechtigt, ʃ ʒ neben š ž, ẹ e̬ für geschlossenes, e̱ e für offenes e zugelassen. Der von Pedersen bearbeitete Abschnitt 29 gibt die Grundsätze für die Umschrift anderer Alphabete, die ja auch große praktische Bedeutung haben; denn der türkologische Kongreß (in Baku 1925) hat unter Teilnahme deutscher Gelehrter die Lateinschrift für die türkisch-tartarischen Stämme in der Sowjetunion festgelegt.

Es ist nur bedauerlich, daß D. Jones an dieser Konferenz als anscheinend einziger Vertreter der APhI teilnahm, diese Vorschläge von der Notierung der APhI abweichen und die APhI nun, wie jetzt auch aus dem *Handbook of English Intonation* zu sehen ist, seit 1923 in *Le Maître Phonétique* eine neue, fürs Englische ziemlich abweichende Bezeichnung eingeführt hat. Daher weichen jetzt z. B. die *Pronouncing Dictionaries* von Jones (2. Abdruck 1925) und H. E. Palmer (Heffer, 1927) voneinander ab, während H. E. Palmers *Grammar of Spoken English* noch die alte Umschrift hat. Die Hauptunterschiede der APhJ von 1908 und 1927 sind folgende: horse [ɔː — ɔ̃ː], [əː — ɜː], [i — I] in *give*, [e — ɛ], [ɔ — ɒ], [u — ʊ] und [ɩ, ʊ] als zweiter Teil von Diphthongen. Ich kann mich da mit einem nicht befreunden. Das ɛ für den Laut von *pen* ebenso wie für den ersten Laut in *where* zu verwenden, ist eine bedenkliche Verwischung; sie wird zwar begründet: "as the tendency among the English-speaking peoples is towards Cardinal Vowel 3 [ɛ] rather than towards Cardinal Vowel 2 [e], in the present scheme the symbol [ɛ] has been selected" (H. E. Palmer, *The Principles of English Phonetic Notation* IV 7), doch ist nach meinen freilich nur gelegentlichen Beobachtungen die Reihe e — æ ziemlich fest und A. Eichler lehnt, wie er mir sagt, ɛ für *Oxford* ab. Um zu der uns beschäftigenden Schrift zurückzukommen: wäre es nicht möglich, einer Neuauflage, die das nützliche und beherzigenswerte Schriftchen sicher erleben wird, eine Übersichtstafel beizugeben, welche die vielfach abweichenden Zeichen der älteren Forscher bequem zu überblicken gestattet?

Graz, Oktober 1927. Fritz Karpf.

Hermann M. Flasdieck, *Mittelenglische Originalurkunden (1405—1430)*. Mit Einleitung und Anmerkungen. (Alt- und Mittelengl. Texte, hrsg. v. Morsbach und Holthausen 11), 110 S. C. Winter, Heidelberg, 1926. Pr. M. 5,—.

Hermann Flasdieck hat als Festgabe für J. Hoops den von Morsbach (vgl. ESt. 58) veröffentlichten 26 Urkunden fünfzehn weitere folgen lassen, die von 1405—1430 (= Morsbachurkunden II—VI) reichen (nur Urkunde XV ist früher, Ende 1371, anzusetzen) und geographisch das von Morsbachs Sammlung erfaßte Gebiet hauptsächlich im Süden erweitern: Kent 4, Suffolk 3 (1 bei Morsbach), Essex, Huntingdon, Somerset, Lincolnshire je 1, Sussex 1 (1 bei Morsbach), York 2 (6 bei Morsbach), Durham 1. Damit sind weitere sprachgeschichtlich wichtige Zeugnisse der Forschung erschlossen; die Bedeutung dieses Abdruckes z. B. für die Ortsnamenforschung erhellt daraus, daß allein Urkunde 13 an die 60 Ortsnamen bietet. Flasdieck hat, wie er in der Einleitung (13 ff.) ausführt, alle Urkunden, in denen die Überlieferung der Staatsurkundensprache oder die Londoner Sprache hineinspielt, ferner Kopien grundsätzlich ausgeschlossen, so daß die Urkunden seiner Sammlung tatsächlich als örtlich und zeitlich genau bestimmte, dialekttreue Denkmäler zu werten sind. Eine ausgezeichnete Einleitung unterrichtet über die Grundsätze der Auswahl, zeitliche und örtliche Herkunft, Inhalt und soziale Schichtung, den Wert für Erkenntnis der Sprache, Volkssprache, Familien- und Ortsnamen, den Überlieferungszustand und die Grundsätze der Textgestaltung in der vorliegenden Ausgabe. Die Angaben für die einzelnen Urkunden sind vor jeder Urkunde abgedruckt; die Anmerkungen erläutern allgemeine, paläographische und sprachliche Fragen. Besonders in den sprachlichen Anmerkungen steckt sehr viel Beachtenswertes, so zum Ersatz von anglofrz. *u* durch me. *ǫ* (S. 47), zu *remewed* (47), *parysshe* (56), *parish*, *issue*; *haut-have it* (63), *-ioun* (82) und dgl. Ich habe nur wenig zu bemerken. So findet sich die S. 45 Anm. 32 erwähnte »sprunghafte Konstruktion« (ein mir nicht ganz klarer Ausdruck) auch, was erwähnt sein könnte, in Morsbachs Urkunde VIII; unregelmäßige Fügung in der Einleitung zeigt auch Morsbachs Urkunde XXV. So sollte auch zu *qwhar* (83, Anm. 11) auf das ae. konzessive hwǣr verwiesen sein. Bei *worchepe* 63, 15) schwankt Flasdieck, ob hier *rþsc* > *rtš* geworden sein kann. Belegt ist die Schreibung *wurtscipe* mit dem von Flasdieck angenommenen *t* in der Sachsenchronik 1137, 1140, 1150, also aus

der Übergangszeit, me. die Form (vereinzelt) *worchipe*, aber da *ch* im Me., gerade auch in einem der Denkmäler, das *worchepe* hat, auch für [š] erscheint (*felachip, ofchamed, ichryned, chame*), so ist damit noch *ch* nicht unbedingt = *tš*, und ich halte auch die weiter denkbare Erklärung, daß der Wandel *þš* > *tš* (> *š*) durch das Lebendigbleiben der Zusammensetzung noch im 15. Jahrhundert angedauert habe, für nicht ganz sicher: Die letzten Belege für *wurđ*- stammen aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Für diese Erklärung, daß der Wandel *wurđscipe* > *wurtscipe* infolge des Bewußtbleibens von *wurþ* als erster Teil noch später möglich war, spricht freilich andererseits das von 1200—1350 reichende Nebeneinander von *þš* und *š*. *Browgh to* (63, 23) ist doch wohl Satzassimilation, wenn auch dieser besondere Fall (vgl. aber neue. *si(t)-down*) selten ist. Hingegen scheint mir 88, 24 *Nicholas* als Dativ durch *þe place þat was adam atkynson* (Morsbach III), *ye whych landes were sumtyme old jon of ye dale* (VIII) und den präpositionalen Dativ *that weren sumtyme to the ffader and aiell of the seid Erle* (Flasdieck XIII) doch so sehr gestützt, daß ich diesen Dativ, dem bei Morsbach kein, bei Flasdieck nur vier entsprechende Genitive (33, 11; 54, 6; 58, 3; 81, 32) gegenüberstehen, nicht als «seltener» bezeichnen möchte. Eher wäre zu erwägen, ob nicht auch *Nicholas wie Annas part 80*; *Thomas Gylys borȝ, wyf 103* unflektierter Genitiv sein könnte; vgl. ten Brink-Eckhardt[3], § 226. Bei 60, 16 scheint mir whole als Adjektiv zu fassen, das dort gebraucht wird, wo wir ein Adverb erwarten; vgl. frz. *toute surprise* und die (aus dem Mittelengl. leicht zu vermehrenden) Belege des OED (*whole* C). Für *ffefirȝere* macht Flasdieck Entwicklung eines Gleitlautes wahrscheinlich; in anglofrz. Urkunden ist die Form *Feverer* zu belegen (Rotuli Parl. I 203, 208) und so kann auch frz. Einfluß (vgl. *Gefferey* V4) vorliegen. *Acordaunt to* ist 63, 17 als »fossiler Rest der frz. Urkundensprache« bezeichnet; es kommt aber me. auch außerhalb der Urkundensprache soweit vor, daß diese Annahme nicht nötig ist. Zu *on the fee* 33, 10 ist irrtümlich das Zeichen für Anm. 58 (statt 57) gesetzt. S. 47, 85 könnte darauf verwiesen sein, daß das Personale mit starker deiktischer Kraft: *the of thei forsaid towne of Donewych* aus dem Französischen stammt (Einenkel, Hist. Synt. 135).

Ich möchte wünschen, daß die von Flasdieck (13) in Aussicht gestellten weiteren Veröffentlichungen englischer Originalurkunden

ebenso kenntnisreiche und sorgsame Bearbeiter finden mögen wie dieses hochverdienstliche Werk.

Graz, 5. Juli 1927. Fritz Karpf.

E. Kruisinga, *A Handbook of Present-day English.* Fourth Edition. Utrecht, Kemink en Zoon, 1926. 3 vols. Pr. fl. 19,50, cloth.

Good wine needs no bush. The fact that a fourth edition of Kruisinga's Grammar has appeared, proves that the work has met with the appreciation it deserves. As I may safely assume that it is known to those readers of *Englische Studien* who apply themselves to the scientific study of Modern English, it seems superfluous to me to give a survey of the numerous points on which the arrangement and the treatment of the subject-matter differs from the plan adopted in most, if not all, other English grammars. I will, therefore, confine myself to giving some of the notes I made when going through the book. The numbers refer to the sections.

17. The archaic *wend, wended* might have been mentioned.

18. The verb *forecast* often has *-ed* in the preterite and past participle.

21, 1. The transitive *shine*, 'polish', is weak.

21, 20 *speed,* used in a technical sense has *speeded* in the pret. and past part . .

In the sections dealing with the auxiliaries the only negative forms given are [iznt], [woznt], [dount], [didnt], etc. It does not seem practical to ignore the fuller forms altogether here, as they are also heard occasionally in the spoken language.

48. In colloquial English the adjective *clad* is frequently used in *thinly clad, warmly clad.*

89. The usual statement that in principal sentences the present is used with reference to something future, if the time is mentioned in the same clause is open to objection. As a matter of fact the author makes a restriction in 93: "In familiar English the present tense is sometimes used to refer to something future in other cases than those mentioned until now." In four out of the five examples adduced the present is used instead of the future in reported speech (in the fourth example I should be inclined to consider the clause beginning with *until* a temporal clause).

I will give a few more examples of the type quoted by Kruisinga.

Dickens, *Dombey and Son,* XLVII, "Mrs. Dombey, you know, I suppose, that I have instructed the housekeeper that there will be some company to dinner here to-morrow?"

"I *do not dine* at home", she said

— — — — — — — — — — — —

" I *do not dine* at home", she repeated.

Jerrold, *Caudle Lectures*, XIX, I suppose the Prettymans must come? But understand, Caudle. I *don't have* Miss Prettyman: I'm not going to have my peace of mind destroyed under my own roof: if she comes, I *don't appear* at the table.

Humphrey Ward, *Elsmere* LI, He says *he goes* with you to Algiers.

Temple Thurston, *Mirage* (Tauchn.), p. 36, "Yes, he *gets* it (scil. the letter), if you give it to him," Alice broke in.

Mason, *Miranda of the Balcony* (Tauchn.), p. 205, "I *go back* to the regiment, Mrs. Warriner", he said.

Id., *Ibid.*, same p. "I *get* nothing then."

Id., *Four Feathers* (Tauchn.), I, 51, "I *go* on General Graham's staff."

Id., *Ibid.*, I, 112, "I *come back* to it," said Durrance.

Id., *Ibid.*, I, 142, "And you *go back* there?" she said.

Parker, *Judgment House* XXIV, "When do you start for South-Africa?" she asked.

"In three days. I *join* my battery in Natal."

In all these quotations we have principal sentences, although some of them through being reported have become object clauses from a grammatical point of view.

It would have been better if the two statements made in 89 and 93, had been expressed in one rule.

90, 92. That the use of the future present is not restricted to continuative relative and adverb clauses, is proved by the following quotations.

Dickens *Pickwick*, LV, "I'll bet you ten guineas to five, he *cuts* his throat," said Wilkins Flasher, Esquire.

Lytton Bulwer, *Eugene Aram* V, VI, I implore you then, if you were led . . . to the execution of the crime for which you *die,* to say, to whisper to me but one word of confession.

Jerrold, *Caudle Lectures* XXXII, "I can only say that either Kitty *leaves* the house, or I *do.*"

See also the first part of the quotation from the *Caudle Lectures* given higher up.

According to 96 "we could not use the present instead of the future in *I shall work in the garden to-morrow.* The reason is that in this sentence the future action is not connected with the present time at all, so that the future time is thought of as

separated from the present time". Is this reasoning correct? The following example, taken from *Punch*, 19/3, 1902, p. 206, makes me feel a little doubtful. Two immaculately dressed young men in the stalls are talking about the clothes worn by the actors, which strike them as wonderful creations. All at once one of them says, "What's the name of the man who supplies the clothin'? Here we are, Snipe and Snipe, Bridge Street. Bertie, *I'm there to-morrow*, and you must come too, dear old boy." What he means is that he is going there to-morrow to order some clothes.

104. As regards Punch's remark, "We *wondered* where some of them (scil. domestic servants) got their good characters from," it seems to me that the time of speaking is not included here. When Punch says "we wondered", he means to say "until we saw the advertisement in the *Times*," which implies "now we no longer wonder; we know now where some of them get their good characters from". *Wondered* is often used in this way. The use of *thought* in the other quotation (I *thought* it was *early* for the milkman) may be accounted for in the same way, so that I do not agree with the author here, who considers the use of the preterite in the quotations adduced something special.

109. Among the verbs more or less frequently conjugated with *to be*, *become* and *begun* might have been mentioned.

Eliot, *Deronda* LXVII, "I *am become* calm in beholding him now," Ezra ended.

Peterson, *Fate and the Watchers* (1917), 7, The journey *is* as yet but *begun*.

Kruisinga gives only one instance of the use of *to be* in the pluperfect. Here are a few more.

Hardy, *Life's Little Ironies* (Tauchn.) 65, "Did you tell him whom you *were come* to see?"

Parker, *Judgment House*, 100, A hard and ugly look *was* now *come* into the big clean-shaven face.

Id. *Ibid.*, 46. How many times they had done the same in olden days, when the millions *were* not yet *arrived*.

Id. *Ibid.* 330, the man who *was* now *gone* from her for ever.

Id. *Ibid.* 444, The long years of self *were* not yet *gone* from a character composite of impulse, vanity and intensity.

Eliot, *Deronda*, XLIV, The sense that Grandcourt *was* now *gone* to Gadsmere was like red heat near a burn.

Sections 129 ff., dealing with what might he called the inferential future (As you *will be* aware, Germany has refused Sir

Edward Grey's proposal), contain some of the most illuminating remarks I have ever read, on this peculiar use of *shall* and *will*. That the use of the future in such a sentence as "You'll be Mr. Dickinson, I expect," is not Standard (i. e. Southern) English, is my opinion too. — I wonder what Kruisinga thinks of the future in sentences like, "What time will it be, d'you think?"; "It will have cost a good deal, I suppose." My impression is that the future is used in this way all over England. William Morris, a Southerner, writes in *News from Nowhere*, 10th ed., 53, "How old should you say that neighbour *will be*?" said I.

In the various sections in which the present and the future are discussed with regard to their interrelations, and their interchangeableness in certain cases, one sometimes feels that Kruisinga wants to explain too much. After paying attention to these peculiarities for many years, I have come to the conclusion that the best thing a writer of a Modern English grammar can do, is simply to regard them as survivals of earlier stages in the development of the language. If he has made up his mind to disregard the history of the language altogether, and wants to account for such things from a modern point of view, he is too apt to give undue prominence to his own preconceived notions.

The same remark holds good with respect to Kruisinga's attempts to draw a clear line of demarcation between the domain of the perfect and that of the preterite (144 ff.). Every student of historical syntax knows that the process of differentiation between these two tenses has been going on for more than ten centuries, and that the difference is still far from being clearly defined in every case. Kruisinga gives the following definition (144): "The difference between the perfect tense and the preterite is that, although both refer to a past action or state, the perfect considers the action or state in its bearings on the present time, whereas the preterite considers the action or state as entirely separated from the present." Generally speaking, this is, of course, correct, but what is said about the perfect, is not a law of Medes and Persians. It is true, in some cases where we find the perfect used, instead of the preterite, which would seem more logical, such a connection with the present may be thought of, as in passages like the following.

Speeches of John Bright, 86, These Colonies we *have seen* a year ago constituting the United States of America.

Punch, 12/11, 1902, p. 333, When I' *ve been* to Homburg, I' *ve heard* the Germans say "vee gates", or "fee gate", or something like that.

Thorne, *When it was dark* (Pop. ed.), 401, I will forgive you, whatever you have done. I *have* long ago *forgiven* you everything in my heart.

Daily Sketch, 22/8, 1912, The motor *has relegated* the cabriolet to the coachhouse long ago.

Humphrey Ward, *Canadian Born* (Tauchn.), 11, This is the Hinterland of Ontario, and it's only *been surveyed*, except just along the railway, a few years ago.

Living London, p. 316, But she (scil. the bride) *has given* her heart long ago, and to-day she is to give her hand.

Everett Green, *Miss Mallory of Mote*, 273, It now appears . . . he was married to an American lady long before, and that she *has* only *died* some three years ago.

In other cases, however, it requires a stretch of imagination to establish such a connection.

Eliot, *Scenes from Clerical Life* (Collins), 13, In my youth I' *ve heard* the Ranters out o' doors in Yorkshire go on for an hour or two on end, without ever sticking for a moment.

Thoreau, *Walden* (1904), 112, Sometimes after staying in a village till the family had all returned, I *have returned* to the woods, and partly with a view to the next day's dinner, *spent* the hours of midnight fishing from a boat by moonlight.

Id. *Ibid.* 112, Many a forenoon *have* I *stolen* away, preferring to spend thus the most valued part of the day, for I *was* rich.

M. A. P., 17/8, 1904, She (scil. the Empress Frederick) is clothed (i. e. during the manœvres in 1869; historical present!) in that same uniform which her son *has been wearing* during those days when he *was* in the presence of her lifeless day.

Supplement Graphie, 3/11, 1906, p. 6, He himself like his hero, *has been*, and has ceased to be, in Roman Catholic orders.

Graphie 29/12, 1906 (under portrait), Henry Johnson of Grantham is an acrobat who has seen a hundred Christmas Days, this Christmas being the hundredth. He is an old stager, who *has tumbled* before William IV, the Duchess of Kent, and Queen Victoria in the year of her Coronation. He also *performed* before King Edward, when his Majesty was Prince of Wales.

Ibid. 9/2, 1907, p. 188, Latimer, Ridley and Coverdale are some of those who *have preached* from the Cross (scil. St. Paul's Cross, destroyed by the Puritans at the Revolution).

The chapter dealing with aspects is a masterpiece. Kruisinga's treatment of this difficult subject is in every way the best I know of. As Kruisinga generally also registers grammatical phenomena that belong to very familiar, and even vulgar, English, he might have drawn attention to the idioms *I have been and done it, I have gone and done it.* They serve to express the perfective aspect. Sometimes the two phrases are rolled into one.

Dickens, *Pickwick,* XXVI, See what you *'ve been and done.*

Reade, *The Cloister and the Hearth*, LV, "The Three Frogs" *have been and painted up* their armories.

Punch, 6/12, 1905, p. 409, What's he done? Why, he *'s been and punched* me in the intercostal region.

Ibid., 25/7, 1906, p. 63, Range officer to recruit who is looking into the muzzle of a loaded rifle: "Good Gracious! What are you doing? That rifle is loaded and cocked."

Recruit: "I *bin and lost* one of them cartridge things, and I be lookin' if there be two on 'em in the gun."

Jerrold, *Caudle Lectures*, XVI, After he *'s gone and done* what's proper for the child, the boy could easily slip Lazarus into Laurence.

Punch (reference lost), "Oh, if you please, Mum, there's no meat for dinner to-day. The butcher *'as been and gone and* never *come* this morning."

Tom Hughes, in a letter to his publisher, *Graphic,* 21/10, 1922, p. 578, I *'ve been and gone and written* or *got* in my head a one-vol. novel for boys, to wit, Rugby in Arnold's time.

In section 209 reference is made to verbs that are rarely used in the progressive form. Only one quotation is given in which such a verb occurs in the progressive (she might be seeing). A few more examples will, therefore, probably be welcome to the author.

Eliot, *Deronda;* XXVII, He *was believing* that he should triumph.

Meredith, *Amazing Marriage* (1896), p. 43, "But I mean, brother, dreaming is what I detest so."

"*Don't be detesting,* my dear; reserve your strength," said he.

Eliot, *Deronda*, LVI, On re-entering the hotel, Deronda was told that Gwendolen had risen, and *was desiring* to see him.

Id., *Ibid.,* XXXV, It was very had for her *to be* secretly *hating* him.

Id., *Ibid.,* V, Mrs. Arrowpoint, who *was hearing* this dialogue, perceived quite a new tone in Gwendolen's speech.

Id., *Ibid.,* X, The unconquered Klesmer threw a trace of his malign power even across her pleasant consciousness that Mr. Grandcourt *was seeing* her to the utmost advantage.

Id. *Ibid.* LVI, She *was seeing* the whole event — her own acts included — through an exaggerating medium of excitement and horror?

Humphrey Ward, *Elsmere*, VI, I believe half his time he *was seeing* visions.

Hall Caine, *Drink,* III, In my mind's eye I *was seeing* my dear girl as if by flashes of lightning.

Id., *Ibid.,* XI, As I glanced across the table at my dear one, with her pale face and large liquid eyes, I *was seeing* her in a nun's dress, living within chill and sunless walls amid clouds of incense.

Ethel Dell, *Keeper of the Door*, p. 196, Violet Campion *is hating* me pretty badly, and — she — *is thinking* it clever to follow suit.

Tweedale, *Reaper of the Whirlwind*, p. 29, He knew also that she *was trusting* him.

Beatrice Harraden, *Interplay* (Tauchn.), II, 218, "*Were* you *wishing* to see Mr. Blackburn?"

It is perhaps not generally known that in spoken "broad" Scotch the progressive form is used for more extensively than in English. The following quotations have all been taken from Maclaren, *Beside the Bonnie Brier Bush* (Tauchn.)

P. 74, "I *will not be caring* what you say." P. 209, "I *am not caring* though you be Mac Cullummore himsel'." P. 35, "Ye 've been a gude soldier. George, and faithfu'." "Unto death, a *'m dootin,* mother." P. 74, "He will be always talking about Moses with the minister, and I *am not hearing* that iss goot for the soul", p. 64, "I *wass not hearing* (= I never heard) that the moon had anything to do in the matter. P. 81, "Then I heard a voice, oh yes, as plain as you *are hearing* me." P. 73, "But you will not be ignorant of his devices; oh no, you *will be knowing* them fery well." P. 114, "It is not goot to meddle with Moses, and John Carmichael *will be knowing* that." P. 74, "Iss it the groans you *are not liking?*" P. 100, "There iss a book of himes (hymns) here, and maybe you *will be liking* one of them." P. 243, "*Are* ye *meanin'* it, Drumsheugh?" and Machure turned white below the tan. P. 78, "There iss no star, and you *will be remembering* what John saw when the door opened and Judas went out" P. 141 "I *will be remembering* your house, oh yes, as long as I live." P. 100, "We will not sing hymns, father, for I *am remembering* that you haf a conscience against hymns." P. 114, "Oh yes, I *am seeing* that he is ill." P. 150, "I *will be seeing* my father all alone with the Bible before him." P. 160, "I haf often been reading that hime, and I *am not seeing* much wrong in it." — The phrase *I'm (A'm) thinking*, 'I am of opinion', 'It seems to me', occurs very frequently (pp. 21, 23, 28, 32, 37 etc.); further we find *I wass thinking* pp. 69, 73, 106, 165; I *will be thinking* p. 148; I *would be thinking*. ('I should think') p. 65 (twice).

250. Is the statement that the emphatic mood "occurs in the active voice only", correct? What about such sentences as 'you have been fooled' (stress on *have*); 'I know such things are done' (stress on *are*)? Kruisinga himself gives an example of this type in 254 *b*.

295. As only one instance is given of *go* + plain infinitive, I will add a few.

Eliot, *Middlemarch* (Cothrop, Boston), p. 390, She said . . . that papa and mamma wished her to *go stay* with them.

Ethel Dell, *Keeper of the Door,* p. 561, He's just got to come; and if he doesn't like it, he can *go hang.*

Rider Haggard, *Nada the Lily* XXII, Canst thou not hear a raven croak at the gates of a kraal but thou must needs *go tell* those who dwell within that he waits to pick their eyes?

302. No example is given of *let* with accusative + infinitive with *to*. There is one in

Thackeray, *Newcomes* XXXVIII, Which shall we *let to triumph* for ourselves? — which for our children?

The passive is found in

Morris, *News from Nowhere* (1903), p. 17, The trees *were let to grow* (i. e. they were not lopped).

311. "The progressive plain infinitive is not frequently found, apart from the future tenses." Is this correct? Somehow sentences like *I must be going now; What can the child be crying for?* seem usual enough. The following three quotations have been taken from the *Caudle Lectures.*

XV, And you *must be mixing* yourself up with nasty sheriff's officers.

XX, Where's your watch? Haven't I told you? It's under your pillow — there, you *needn't be feeling* for it.

XXVI. I see nothing to laugh at, Mr. Caudle, that you *should be shaking* the bed-things up and down in that way.

The following two quotations from the same book might be added to those in section 198, where no instances of this type are given:

XXX, You've got a cold, and you'll always be getting one — for you'll always be missing the omnibus as you did on Tuesday, — and always be getting wet.

XXXV, The Captain that will be always borrowing fifty pounds of you.

338. *To think* is also followed by an infinitive when it means 'to remember'.

Jerome, *Three Men on the Bummel* (Tauchn.), p. 45, I wish you had *thought to pick up* the lamp.

De la Pasture, *The Tyrant*, p. 87, "I . . . was thinking so much of other things, that I never even *thought to ask,*" she said faltering.

Id. *Lonely Lady of Grosvenor Square* (Tauchn.) p. 134, I'm only sorry he didn't *think to come* a little sooner.

Id., *Ibid.*, p. 216, I wish I had *thought to get* you a tea-gown.

Stratton Porter, *Girl of the Limberlost*, 264, Being in a circle of her best friends, which to her meant her keenest rivals and harshest critics, she grew rigid with anger. Her breath hurt her paining chest. No one *thought to speak* to the musicians and, seeing the floor filled, they began to waltz.

Id. *Ibid.*, 271, If only I had *thought to speak* to the orchestra.

Compare *O. E. D.* i. v. *think,* II, 5c. *Mod.* Did you *think to ask* him how his father is? No, I didn't think of it.

Another verb that is followed by an infinitive with *to,* if used in a special sense, is *to stand,* when it means 'to have a chance'.

Graphic, 6/10, 1906, At present Natal and Cape Colony are competing for the privilege of supplying the Transvaal with goods across their respective railway systems, and it is obvious that the Transvaal as a unit *stands to gain* by this competition.

Truth, 24/12, 1913, I told him that he could not possibly do that so long as the beginning and the end of the business was the luring of people into cover system gambles in which he *stood to gain* what they lost.

Ibid. (date not noted), Every newspaper which puts up a huge money prize to be competed for in this way *stands to be shot at* by swindlers of all kinds.

Conan Doyle, *Memoirs of Sherlock Holmes* (Tauchn.) I, 56, I *stand to win* a little in the next race.

Everett Green, *Miss Mallory of Mote*, 235, Sometimes we think we win; but always we *stand to lose.*

See also *O. E. D.* i. v. *stand* v., B I, 16 d.

344 and 345. These two sections have puzzled me. I fail to see any difference between the function of *how* in *I don't know how to express it* (344) and in *wives must learn how to bear things* (345).

346. I doubt whether *how* in both the examples given is purely conjunctive. In the first, "Her father had taught her how to jump, besides the how of many other practical things", the second *how* is significant: it can only mean, 'the proper way of doing'. Every child can jump; what her father taught her was the right way of jumping. When this idea is absent, *how* is not used: I'll teach you to cheek your mother! — In the second example "The Alsatians have known how to take advantage of the German markets", *how* may be conjunctive, though I am not at all certain that to an Englishman it does not mean 'the way in which'.

363. *To cause* and *to suffer* look rather out of place in a list of verbs after which the accusative-with-infinitive is used in spoken English. *This caused me to change my plans, He suffered the boy to have his own way,* sound very 'bookish'.

388. In colloquial English *to like* and *to love* are also followed by adjuncts with *for*.

Everett Green, *Miss Mallory of Mote*, 111, I would *like for* you to tell the story I told you to your uncle.

Id., *Ibid.*, 210, We must get this matter settled before I go back to Magda; . . . she'll *love for* me to go with you — and I should like it too.

In the same book there is an instance of *expect for:*

I do not, however, think that Magdalena herself . . . had *expected for* new callers to present themselves.

What has been said about the chapter on Aspect is with equal justice applicable to that on the Gerund.

In this connection it may not be out of place to remark

that it does not seem to have drawn the attention of any grammarian that *to start* in the sense of 'to begin' can be followed by either the gerund or the infinitive without any difference. We mostly find the gerund in print; in spoken English I have often heard the infinitive used after *to start,* and examples of the latter construction are occasionally found in written English as well.

Punch, 9/10, 1907, p. 266, I threw the bobbin high into the air, and *started* rapidly *to recite* Wordsworth's *Excursion.*

Ibid., 29/10, 1909, p. 221, "If I may be permitted to say so," said the maid, as she *started to shut* the door, "she might quite possibly like to see you."

Kingsley and Malet, *Tutor's Story*, 369, Whereupon we *started to argue* the whole question over again.

Jerome, *Idle Thoughts*, 126, I seized the knife and fork and *started to carve.*

507 ff. (Verbal Nouns and Subordinate Clauses.) In this chapter *to expect* might have been discussed. When used loosely in the sense of 'suppose', 'guess', 'imagine' it cannot be followed by an accusative with infinitive; we can only say *I expect he knows more about it.* When *expect* can be followed either by an acc. + inf. or by a clause, there is sometimes a slight difference. Compare *Nobody expects you to make a martyr of yourself* and *Nobody expects you will make a martyr of yourself.* The first sentence states what nobody expects from you, or can reasonably expect from you; the second simply expresses what is expected, anticipated regarding your future line of conduct. Compare also *England expects every man to do his duty* and *England expects that every man will do his duty.* Of course there is no such difference between *I don't expect this fine weather to continue* and *I don't expect this fine weather will continue.*

515. The strong past participles used as attributive adjectives, given here, all end in *-en*; *bespoke* (a bespoke bootmaker) and *wove* (cream wove note-paper) have lost the *-n.*

519. Several past participles followed by *up* are used attributively, as, a *got-up* woman, *locked-up* capital, a *made-up* tale, *paid-up* capital, fully *paid-up* shares, a *put-up* job.

590. According to Kruisinga the distinction between gerund and present participle is impossible in the case of *cutting tool, advertising agency.* I should have no hesitation in calling *cutting* and *advertising* gerunds. In both cases the stress is on the first element of the compound. A *cutting tool* is a tool to cut with (cf. burnishing tool, trimming tool), not a tool that cuts (cf. a

cutting remark, a cutting wind); similarly an *advertising agency* is not an agency that advertises, but an agency employed for advertising purposes; *advertising agency* is on a par with *advertising medium* (The *Manchester Guardian* is the best advertising medium in the North of England). — "But what is the first element of *consulting engineer, our wandering tent?*" Kruisinga asks. This is a poser! As in present-day English *to consult* does not mean, 'to give advice', but 'to apply to for advice', I should call *consulting* a gerund. As regards *our wandering tent,* I suppose the context would help to settle the question. Is it the tent we used during our wanderings? Or does it mean the tent that is (was) going from place to place? Or is *wandering* used jocularly with reference to the roaming tendencies of the tent, which had a nasty knack of being blown away at an inconvenient moment?

606. Besides *could, should, did* and *had,* we also find *do* used in the way specified in this section.

Truth, 24/2, 1909. *Does* the Countess of Carshalton want some one to organise and arrange a *cotillon* for her, she sends, as a matter of course, for Wynnie. *Does* Lady Mary Fitzkins desire some useful hints as to the management of her drawing-room concerts, it is to Wynnie to whom she repairs. *Is* Mrs. Mortimer-Browne getting up private theatricals, she is pretty sure to call in Wynnie as general supervisor and stage-manager (Note the use of *is* in this passage!).

Ibid. 15/6, 1910. *Does* it rain a little, bridge is your refuge; *does* it shine a little, bridge keeps you cooler than tennis; *does* it do neither, nothing can stimulate you as does bridge.

The following quotation, containing *did,* seems to belong to a more usual type than the one given by Kruisinga.

Hardy, *Life's little Ironies* (Tauchn.), 134. *Did* a customer inquire if the grocer could really recommend the wondrous substitute for eggs . . . he would answer that when you did not put eggs into a pudding, it was difficult to taste them.

631. According to Kruisinga "the construction (with *to be*) sometimes expresses . . . what can be". Of the four examples given only the last seems really to illustrate this statement. The other three are so-called rhetorical questions. Such questions, often with strong stress on the auxiliary *(What am I to do? Where was he to get the money?),* are asked when the speaker has the feeling that is so tersely expressed in colloquial English by *It can't be done.* They give utterance to a feeling of helplessness, of being at one's wit's end.

662 ff. The sections on *to have* do not excel by the clearness

that is the outstanding characteristic of nearly the whole of Kruisinga's grammar. I doubt whether a student who wants to get an insight into the difference between *I had to say something* and *I had something to say,* will have obtained it when he has gone through the sections dealing with these two constructions.

664. The statement that instead of *to have* we also find *to have got,* is too vague; the reference to 171 does not help the student. We can say *I have [got] to do it, I had [got] to do it,* but *got* cannot be inserted in *I may have to do it; it will have to be done.*

667. That there are cases in which there is little, or practically no difference between the two constructions, is of course quite correct. Still one has to be careful with regard to written English. *I have to write those letters to-night* cannot be replaced by *I have those letters to write to-night,* if the stress is on *have,* so that the necessity of writing is emphasized. The same holds good in the case of the following passage.

Parker, *Judgment House*, XXIV, "I suppose you think I'm useless because I've never had to do anything, but you are quite wrong. It's in me. If I'd been driven to work when I was a girl, if I'd been a labourer's daughter, I'd have made hats — or cream-cheeses."

The words are spoken by a Duchess, who has never been obliged to do any work:

689 and 707. The difference between *may not* and *must not,* in so far as they are synonymons, is not made quite clear. It seems to me that there is always a distinctly personal note in *may not;* this element is absent in *must not,* which simply refers to what is not right, expedient, lawful, etc. If a patient asked his doctor, "may I get up now?" the answer, if it had to be in the negative, would probably be, "No, you must not get up yet," i. e. it is not advisable, expedient. The patient's wife, however, might say, "My husband may not get up yet," i. e. the doctor will not let him. A mother might say, "No, Jackie, you may not have that apple, you have been naughty", but not "You may not pull pussy's tail". When the guard says "you may not smoke here, Sir", he means "I cannot allow you to" while "you must not smoke here, Sir" is equivalent to "The regulations prohibit smoking in this compartment."

753. *Will,* with strong stress, is sometimes used as a verb with full meaning.

Everett Green, *Miss Mallory of Mote*, 312, I said to myself, "I will *will* that he shall be killed in it (scil. flying machine). If I *will* hard enough, it will happen. And ever since then I have been *willing* with all my might and main."

Id. *Ibid.*, 313, "I remembered my vow, and my prayer, and my *willing* that he should die (italics in original).

839. The plural *informations*, used in law English, might be added.

Daily Tel., 11/4, 1908, It was upon that information, coupled with the *informations* of Mrs. Hamilton and Robert Caldwell, that process was issued against Mr. Herbert Druce.

Truth. 13/12, 1907, The *informations* had been laid by the gamekeeper to Mr. J. D. Sandars, J. P.

952. The following quotations may interest the author.

Dickens, *Nickleby*, XXI, "How can *it* (= Mrs. Mantalini) say so, when *it* is blooming in the front room like a little rose in a demnition flower pot?" urged Mantalini. "May *its* poppet come in and talk?" . . . "Why will *it* vex *itself*, and twist *its* little face into bewitching nuterackers?" said Mantalini.

Everett Green, *Miss Mallory of Mote*, 189, As if I'd looked at such a goose-gander, as *it* was showing *itself* . . . *It* came to church decoration meeting. I got *it* into a corner by *itself*, and sent along Marjorie . . . And *it* had got into the most awful muddles over *its* greenery, and was swearing as loud as *it* dared in the church precincts . . . Well, anyhow *it*'s made up *its* mind at last (what *it* calls *its* mind)" (*it* refers to a young squire of 29).

957. *Parrot* is also masculine sometimes.

Punch, 5/3, 1902, p. 177, I must get you to change that Parrot, Mr. Chickweed. I've only had *him* a week, but quite half a dozen times *he* has shocked my visitors with *his* horrible language.

983. In spoken English *me* is sometimes felt to be more emphatic than *I*.

M. A. P. 7/4, 1906, I . . . am too busy to think much about that boy who used to think he was I . . . And then I read Carlyle's "Hero Worship", and I woke up, and began to think, and then I began to be really '*me*'.

Mrs. De la Pasture, *The Tyrant*, 247. I do not pretend that I — that s *me*, myself . . . that's *me*, myself, has ever been merged in his in any way whatsoever.

1074. Attention might have been drawn to the idiomatic use of the possessive pronoun in *he knows his Shakespeare*.

Kingsley, *Water Babies*, 136, He knows *his* Bewick.

Beatrice Harraden, *Interplay* (Tauchn.) II, 141, You told me I did not know *my* London well enough.

1088. By the side of the two constructions *Look straight into my face* and *Look me straight in the face*, there is even a third:

Parker, *Judgment House*, 56, She looked at him straight in the eyes.

Query: Can *They looked into each other's faces (eyes)* be replaced by *They looked each other in the face (eyes)*?

What is the difference between *He kissed her on the forehead* and *He kissed her hand?* In the first case we mean to say that in kissing her he selected her forehead for the operation; he might just as well have kissed her on the cheek. But if she held out her hand to him, we could only say *He kissed her hand,* because he had no right to kiss *her*. Similarly *He stroked her hair;* he could hardly stroke *her*. Compare also *The dog bit him in the leg,* and *The dog licked his hand.*

1118. Instead of *which of you* one sometimes hears *who of you*. I have only once seen it in print.

Mason, *Four Feathers* (Tauchn.) I, 253, "*Who of you* three first thought of sending the feathers?"

1208. *Nonesuch* is also used adjectively in "The Nonesuch Press".

1320 b. I will add another example.

British Trade Journal, 1/2, 1903, p. 58, Adv. Highest prices given for *all but* the very commonest varieties.

1340. *Every* used in the way referred to here (every chance, every hope, every consideration) is frequently heard in spoken English. My impression is that this combination cannot always be used. In sentences like *You must not give up all hope yet; She has lost all confidence in doctors, every* does not seem to be employed. *All* might be replaced by *altogether, entirely* here. — I should like to be enlightened on this point.

1347. The difference between *Not a dog was to be seen* and *no dog was to be seen* should have been explained. The statement that "*a* has its numerical meaning" is only helpful from a purely grammatical point of view. *Not a dog was to be seen in the street* describes a deserted street, say in very bad weather, so utterly deserted that not even a dog was to be seen. *Not a dog would bark at him* at once makes us think of a harmless, very good-natured sort of an individual, recognized as such even by dogs, so that none of them ever took it into their heads to bark at him. *No dog was to be seen* means that a certain dog, the one in the speaker's mind, was not to be seen.

1382. The use of the propword *one* after possessive pronouns is undoubtedly dialectical, I can add another instance to the one given by Kruisinga.

Ewing, *Jackanapes*, 16, "You should see it in Fair-week, sir," said Jackanapes, shaking his yellow mop and leaning back in *his one of* the two Chippendale arm-chairs in which they sat.

I have often heard Scotch people say *my one, your one,* etc. Is the construction Scotch and North-Country English?

1394. *Young one* (often spelt *'un*) is also used in colloquial English with reference to a boy.

1422. May I draw the author's attention to the use of *somebody* in the following quotations?

Thackeray, *Titmarsh*, III, "I guess the young lady is looking for Somebody," says I . . . I knew . . . that *Somebody* had come at last (italics in original).

Jerrold, *Caudle Lectures* XXIX, There, nobody visits nobody, unless they're *Somebody* Id., *Ibid.*, XX It looked very well in the papers, of course: and you thought yourself *a somebody.*

Nobody is used in the same way: *He is a nobody; They are nobodies.*

The chapters on Word-formation and Conversion hardly call for comment. Every attentive reader of modern English can of course suggest additions here and there.

The ending *-th* is not mentioned among the living noun suffixes. Is it quite dead? The following two quotations make me doubt whether it is.

Eliot, *Deronda,* XXX, the *greenth* of summer.

Kingsley and Malet, *Tutor's Story* XLI, The great hunter ... sniffed the *coolth* off the water.

1818, 1819. The following quotations may be welcome to the author. They show that emphasis is also achieved by repeating other elements of the sentence than the predicative verb.

Tell me the *old, old* story (opening line of a wellknown hymn).

Dickens, *Christmas Carol* III, An *old, old* man and woman, with their children and their children's children.

Id. *Oliver Twist*, LII, "An old man, my lord; a very *old, old* man.

Parker, *Judgment House*, 443, Here was an *old, old* room furnished in heavy and simple Dutch style.

Kingsley, *Water Babies*, 162, Mr. Arnold's *beautiful, beautiful* poem.

Conan Doyle, *Memoirs of Sherlock Holmes* (Tauchn.), I, 124, "Ah, *smart, smart!*" he cried in a kind of ecstacy of delight.

Id., *Ibid.*, I, 177, My *dear, dear* son (beginning of a letter).

Thackeray, *Vanity Fair*, L, She prays there as the light goes out, prays with an *humble, humble* heart.

Tweedale, *Reaper of the Whirlwind,* 59, *Self, self* is the idol to which you are perpetually sacrificing.

Hall Caine, *Drink*, XI, "I want you, my darling *you, you, you!* ... Come to me, come to me, come to me!"

Id., *Ibid.*, XI, That is *very, very* beautiful, she said.

Parker, *Judgment House* 406, *Up, up, and up*, struggled these men of the indomitable will.

Humphrey Ward, *Elsmere*, LI, Ah *no! no!* those two months are hers!

Ethel Dell, *Way of on Eagle* XLI, "No, *never!*" she exclaimed, "*Never, — never, — never!*"

1825. I cannot refrain from quoting the following beautiful instances of onomatopoeia.

Truth, 25/8, 1909, All this was more company for him than the *clip-clop, jingle-jingle* of Piccadilly hansoms, and the *hauk-hauk* of motor horns.

The remaining chapters on *The Sentence* (Sentence-Structure, Concord, Order of Words) I have read with great interest.

1868. According to Kruisinga the construction found in "He hardly dared to look his clergy in the face", 'is so exceptional', that he 'can quote one example only'[1]). The construction has never drawn my attention by its rare occurrence; in fact it has always seemed to me to be usual enough both in spoken and in written English, and I have, therefore, never troubled to note down every instance I have come across. Still, I can give a few.

Thackeray, *Vanity Fair*, LIII, Lord Steyne ... *looking his enemy* fiercely *in the face,* marched upon him, never for a moment doubting that the other would give way.

Dickens, *Oliver Twist* XVI, Mr. Sikes plucked the note from between the Jew's finger and thumb; and *looking the old man* coolly *in the face*, folded it up small, and tied it in his neckerchief.

Parker, *Judgment House*, 396, She *looked Al'mah in the eyes* with a look of reproof and command.

The following quotations may perhaps prove useful to the author.

Dickens, *Pickwick,* XIII, There are ... six children in arms that you're to pat on the head ... "He *has patted the babies on the head,*" said Mr. Perker

Id., *Oliver Twist,* IV, "I say you'll make your fortune, Mr. Sowerberry", repeated Mr. Bumble, *tapping the undertaker on the shoulder*, in a friendly manner, with his cane.

Id., *Ibid.*, IV, "Gadso!" said the undertaker; *taking Mr. Bumble by the gilt-edged lappel of his official coat.* ... Mr. Bumble *grasped the undertaker by the arm,* and led him into the building.

Id., *Ibid.*, XVI, Mr. Sikes then *seized the terrified boy by the collar* with very little ceremony.

---

[1]) Evidently without being aware of it, the author gives another instance in 1898, first quotation.

Id., *Ibid.*, XVI, "Wanted to get assistance, called for the police; did you?" sneered the Jew, *cutching the boy by the arm.*

Rider Haggard, *She*, XX, *I took Leo by the arm.*

MacLaren, *Beside the Bonnie Brier Bush* (Tauchn.), 43, Twice Dominie said Amen, and it seemed as the voice of another man, and then he *kissed George upon the forehead.*

Kingsley and Malet, *Tutor's Story*, XXXIX, Lady Longmoor *seized the boy by the arm.*

1915. In this section the vexed question of the non-restrictive relative *that* is discussed. The author thinks he is solving the difficulty by stating that "there are adjective clauses which are neither restrictive nor continuative". This negative assertion, however, does not bring us much nearer to a solution; it does not answer the question, what is the function of these clauses, if they are neither one thing nor the other. In spite of Kruisinga's further remarks I am not convinced that continuative clauses cannot be introduced by *that*. For many years I, too, have paid attention to this question, and collected examples in which *that* does not at first sight make the impression of being restrictive. It is, however, extremely difficult in many cases to form a positive opinion, because one cannot always be quite certain that a passage makes upon the reader exactly the impression the writer wanted to convey to him. Further it must be borne in mind that there are degrees in every quality; all good people are not equally good, and restrictive (or continuative) clauses need not necessarily all be equally restrictive (or continuative).

An examination of the cases in which a relative pronoun is used in Sweet's *Elementarbuch* yields interesting results. What strikes one first of all is that there are comparatively few instances. Storm informs us that Sweet used the relative pronoun as little as possible[1]).

The continuative *which*, with a break before it, is used in 12, a section in ordinary written English, rather than in spoken English.

The continuative *who*, with a break before it, occurs in 52, 56, 57 and 77.

The restrictive *who*, without a break before it, figures in 21 and 76.

---

[1]) Storm, *Englische Philologie*[2], 703. Sweet bemerkt, daß er das Rel. überhaupt so wenig als möglich gebraucht.

The restrictive *that*, without a break before it, is found in 6, 60 and 77.

Further there are a number of cases in which *that* cannot be restrictive.

2. Springs are nothing but rain-water *that* soaks into the earth.

6. The earth is a big ball *that* is always spinning round.

13. The table was nothing but a board *that* was brought in when it was wanted.

23. In such a case as this, the word 'puss' and the action of pointing make up a kind of sentence, *that* the dog understands perfectly.

60. The Earl of Bridgewater was a very eccentric nobleman, that is to say, he did odd things *that* made people laugh.

75. . . . the nurse, an awkward, plain girl *that* nobody helped, tumbled out by herself.

75. . . . she gave him a playful push, *that* sent him with his white trowsers floundering into a pool of muddy water.

75. . . . they found that the chief dish, a cold round of beef, had been pinned on the way down by a favourite bull-dog, *that* Master Carnaby had smuggled into the party.

78. . . . before he was on his legs, he found himself sitting in a big plum pie, *that* the children had just set their hearts on.

In all these cases there is a break before [ðət] in the phonetic transcription; in four of them, 23, 75 second and third quotation, and 78 the word preceding the relative is marked [ˋ] to indicate falling pitch.

The use of *that* in the relative clauses found in the above quotations is explained by Sweet himself. In his *New English Grammar*, 2135 and 2136 he says, "Hence the only two relatives in general colloquial use are *that* and *who*. The present spoken English shows a reaction against the earlier colloquial tendency to favour *that*. The general tendency now is to substitute *who* for *that* when persons are referred to, *that* taking the place of the lost *which*."

This means that in cases where *which* would be used in literary English, *that* is employed in the spoken language. Any one who for a long time has had opportunities for studying spoken English, will agree with Sweet. Only people who 'talk like a book' would say, "The earth is a big ball, *which* is always spinning round."

The use of *that* in the first quotation from 75 is also accounted for by Sweet, *l. c.* 2142, where he says, "Although a relative in the direct-object relation is generally omitted, there are

cases where this would lead to obscurity or awkwardness; in such cases the spoken language seems always to use *that*, evidently to avoid the 'ungrammatical' *who* = *whom*." He then quotes the example, from 75, and adds, "Here the *that* ought to imply that the nurse as a general rule was not helped out by any one, whereas the meaning is that she was not helped out by certain definite individuals on a certain definite occasion.

From what has been said we may safely conclude that Sweet had continuative adjective clauses in his mind, when he wrote the passages quoted higher up. Surely he is the most competent interpreter of what he wrote himself.

As to the irregularities in the use of the relative, so frequent in literary English, I may refer to Sweet, *l. c.* 2142.

As the continuative *who* is quite usual in the spoken language, it is evident that there is no occasion for using *that* in the nominative function after a proper name. When the antecedent is the name of a person, *that* is used sometimes to avoid what Sweet calls the 'ungrammatical' *who*.

2099. Post-position of the adjective is also frequent in theological terminology: the Church Militant, the Church Triumphant, the Church Universal, God Almighty, the Lord Omnipotent, Christ Crucified.

2102. "When a cardinal and an ordinal qualify a noun, their order is generally indifferent." But in "The first thousand copies were sold within a week" the order could hardly be reversed.

I will conclude by making two remarks of a different nature.

It seems to me the word *also* might be struck out in a great many sections. In some parts of Kruisinga's book the number of *also*'s is quite distressing.

It is not easy to find one's way in this excellent grammar, owing to the arrangement and the systematization of the subject-matter adopted by the author. I know from experience that sometimes it is difficult to find what one wants. A comprehensive index would be welcomed as 'a boon and a blessing'; the value of the book would be greatly enhanced by it. The index in its present form too often leaves one in the lurch.

Amsterdam. W. van der Gaaf.

Philipp Aronstein, *Englische Wortkunde.* Leipzig, Teubner, 1925. VIII u. 130 S. 8°.

Die Bedeutung der Notwendigkeit einer eingehenderen Beschäftigung speziell mit dem Wortschatz und dem Wortgebrauch einer lebenden Sprache kommt demjenigen am ehesten zum Bewußtsein, der nach literarisch-ästhetischen Studien in der Heimat zum erstenmal fremden Boden betritt und die Sprache, um deren Erkenntnis er bemüht war, ausschließlich in der lebenden Form des Auslandes kennen lernt. Setzt man auch voraus, daß er Laut, Form und Syntax so vollkommen beherrscht, daß lautliche und grammatische Versehen ausgeschlossen sind, so wird er doch bald erkennen, daß seine Ausdrucksform von derjenigen der fremden Umgebung wesentlich verschieden ist. Man wird ihn verstehen, vielleicht auch die Korrektheit seiner Rede anerkennen, aber dennoch das Fremdländische seiner Sprechweise lebhaft empfinden. Der tiefere Grund seiner sprachlichen Sonderart bleibt ihm selbst vielleicht jahrelang verborgen, denn über sprachliche Beobachtungsgabe verfügen ohne Anleitung oder besondere Veranlassung die meisten Menschen entweder gar nicht oder nur in bescheidenem Maße. Die Schwierigkeit der englischen Aussprache kann man mit Hilfe der Phonetik und der Sprechmaschine in allen prinzipiellen Dingen überwinden und auch der Syntax so weit Herr werden, daß die richtige Verwendung der beiden Präterita und der umschriebenen Verbalform Gewohnheit wird trotz aller aus der Muttersprache resultierenden Ablenkungstendenzen, aber das Geheimnis der Auswahl unter dem in der heutigen Sprache geläufigen Wortschatz erlangt man nur in dem lebendigen Strom der Sprache selbst. Die heutige Wortbedeutung und der assoziative Gehalt des Einzelbegriffs sind durch diesen wesentlich bedingt. In der Schule vermittelt den Wortschatz das Lehrbuch, der englische Text und das Wort des Lehrers. Mögen diese für den Einzelfall auch noch so zweckdienlich sein, der lebende Wortgebrauch des gebildeten Verkehrs spiegelt sich häufig nur unvollkommen in ihnen wider. In dem Wörterbuch stehen nicht selten die deutschen Entsprechungen des englischen Begriffs aus verschiedenen Lebenskreisen wenig oder gar nicht differenziert nebeneinander. Begriffsumfang und Bedeutungswandel können häufig nicht ausreichend umschrieben werden.

Was die Sprechweise des Deutschen in englischer Umgebung auffällig macht, ist bisweilen nur seine Diktion. Seine Wortwahl

entspricht nicht dem oft sehr engen Vokabular des Alltagsverkehrs. Unter einer Vielheit von Worten, die sein aus der Schule mitgebrachter Wortschatz zur Verfügung stellt, ist er anfangs häufig in Gefahr, gerade dasjenige Wort zu wählen, das die jeweilige Situation und der Brauch ausschließen. Es handelt sich dabei häufig genug nicht um Idiomatismen, sondern um ganz einfache Dinge hinsichtlich des Inhalts, der Wirkung und des gewohnheitsmäßigen Gebrauchs eines Wortes, das der mündliche Verkehr vielleicht so abgenutzt hat, daß es der schriftliche Stil ablehnt oder selten verwendet.

In der Schule können in den Oberklassen Spenser, Milton, Carlyle, Seeley und Shaw in buntem Wechsel in verschiedenen Klassen gleichzeitig gelesen werden. Vom Standpunkt der Kultur- und Literaturkunde ist gegen eine derartige Auswahl von Lesestoffen nichts einzuwenden, aber der Aneignung eines im heutigen Verkehr brauchbaren Wortschatzes ist sie sicher nicht förderlich. Sie muß beirren und Unsicherheit schaffen, deshalb hat die Schule die Aufgabe, ein Gegengewicht zu schaffen und das einzelne englische Wort nach Bedeutung, Lebenssphäre, assoziativer Kraft und Stimmung ebenso sorgfältig zu behandeln, wie einzelne Laute oder syntaktische Gebilde eingeübt oder vielseitig beleuchtet zu werden pflegen. Spezialhilfsmittel für die Schule, die in klarer Erkennung der Aufgabe dieses Ziel verfolgen, gab es meines Wissens bisher nicht.

Es war deshalb ein ebenso glücklicher wie fruchtbarer Gedanke, daß Verfasser und der Verlag Wissen und Mittel zur Verfügung stellten, um diese offenkundige Lücke in der geistigen Ausrüstung des werdenden Lehrers zu schließen. Denn wer in der jetzigen Zeit gesteigerter Anforderung an Nerven, Kraft, Zeit und Mitteln einen Auslandsaufenthalt möglichst vielseitig ausnutzen will, muß sprachlich und fachkundlich wohlausgerüstet das fremde Land betreten. Zu der Ausrüstung gehört aus den dargelegten Gründen aber auch die Wortkunde, die erst in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit gefunden hat, die sie wissenschaftlich wie praktisch beanspruchen muß.

Es ist schon ein Verdienst, daß die Aufgabe gestellt und ein Plan zur Bearbeitung entworfen wurde. Verf. beschäftigt sich in vorliegendem Buche zunächst mit dem Aufbau der Sprache. Nachdem in großen Zügen der historische Teil so erledigt ist, daß die Entwicklungsgeschichte auch dem Laien verständlich

wird, wendet er sich der Charakterisierung der lebenden Sprache zu und zeigt, welche Fülle von Aufgaben und Problemen das bunte Sprachengemisch, das man heute Englisch nennt, dem Lernenden und Lehrer stellt. Von vornherein wird jeder die Überzeugung gewinnen, daß ohne ein Eingehen auf die Geschichte von Volk und Land, ohne ein tieferes Eindringen in Geist und Willensrichtung der angelsächsischen Psyche, ohne ein Studium verwandter Sprachen und Kulturen eine fruchtbare Bearbeitung dieses Gebietes nicht möglich ist. In der Fülle der Anregung und Vielseitigkeit der Ausblicke liegt ein nicht geringer Wert des Buches. Was den allgemein Gebildeten an dem Charakter, an der Geschichte und der Entwicklungsrichtung der Sprache interessiert, und was er ohne historische Sprachkenntnisse erfassen und aufnehmen kann, ist mit Benutzung der neueren sekundären Literatur übersichtlich und zweckdienlich in lichtvoller Zusammenordnung dargestellt.

Auf 118 Seiten erfährt der Lehrer viel des Interessanten und Wissenswerten, um so mehr, als Verf. auf Grund von Tatsachen urteilt und wortreiches Philosophieren über aussichtslose Probleme grundsätzlich meidet. Nicht leicht war es, die Grenzlinie nach der Seite der historischen Grammatik hin zu ziehen, da in einem Schulbuch sprachwissenschaftliche Kenntnisse nicht vorausgesetzt werden können. Hier bleiben Wünsche, die in einer weiteren Auflage nicht schwer erfüllbar sein werden. Die Sprachgeschichte hat heute auch dem Schüler und dem Laien mehr an positiver Erkenntnis zu bieten, als es nach dem Buch den Anschein haben mag. Versehen finden sich selten, aber gelegentlich begegnet man einer nicht ganz zutreffenden oder unvollkommenen Formulierung sprachlicher Vorgänge (S. 29, 40, 42, 45). Wirkungen des Satzakzents scheinen nicht berücksichtigt zu sein, und doch lassen sich solche oft leicht erklären. In dem Abschnitt über die Zusammensetzung der Wörter empfiehlt sich für die Zukunft noch größere Kürze, scharfe Erfassung der Einzelform und zutreffendere Terminologie (S. 87, 93). Manche lehrreiche Beobachtung findet sich in dem Kapitel über die Differenzierung der Wörter. Bei dem Reichtum der aus den verschiedensten Quellen fließenden Sprache enthält es viel wertvolles Studienmaterial. Für den Laien noch anziehender dürften indessen sein die Ausführungen über die Zusammenhänge zwischen Sprache, Geschichte und Kultur der Angelsachsen. Hier arbeitet Verf. wohl mit dem stärksten inneren

Interesse. Aus der Fülle des Materials kann er nur verhältnismäßig Weniges für seine Zwecke mitteilen, aber es leitet ihn ein geschultes Urteil und nicht geringer Instinkt für das Wichtige. Raum für Besserungen und Zutaten bleibt natürlich auch hier noch (S. 113, 115, 116). Das Namen- und Sachregister macht im Verein mit dem angeschlossenen Wörterverzeichnis den Inhalt des hübschen und praktischen Buches leicht zugänglich.

Als Ganzes ist es eine sehr dankenswerte Leistung. Es birgt viele anregende Beobachtungen und fruchtbare Gedanken. Auf den englischen Unterricht der höheren Klassen wird das Werkchen sicherlich befruchtend und fördernd wirken. Hoffentlich sehen wir bald eine zweite Auflage.

Freudenstadt, August 1927. W. Franz.

W. Hagen, *Englisch-deutsches Funk-Wörterbuch.* Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1924. 153 S. 12°. Pr. M. 2,70.

— *Funktechnisches Wörterbuch.* Mit 102 Abbildungen. Ebenda, 1925. 202 S. 12°. Pr. M. 4,—.

Bei der Bedeutung, die das Funkwesen heute im öffentlichen und privaten Leben bereits hat, sind dies zwei willkommene Hilfsbüchlein für den Laien. Das erste gibt eine reichhaltige Zusammenstellung der auf das Funkwesen bezüglichen englischen Ausdrücke mit ihren deutschen Entsprechungen. Das zweite will dem Funkfreunde ein Nachschlagebuch an die Hand geben, das ihm alle Fachausdrücke durch knapp gefaßte Definitionen und Beschreibungen schnell und zuverlässig erläutern soll. Es bildet insofern eine Ergänzung des ersteren Bändchens, als mancher Deutsche, der sich beim Lesen englischer Bücher und Zeitungsartikel über englische Funkausdrücke in jenem Rat holen will, vielleicht auch über die sachliche Bedeutung der deutschen Ausdrücke im Unklaren ist. Wünschenswert wäre es, daß dem *Englisch-deutschen Funkwörterbuch* ein deutsch-englisches an die Seite gestellt würde, da gerade die englischen Entsprechungen deutscher technischer Ausdrücke in den gewöhnlichen deutsch-englischen Handwörterbüchern erfahrungsgemäß zu kurz kommen. J. H.

LITERATUR.

Erika von Erhardt-Siebold, *Die lateinischen Rätsel der Angelsachsen.* Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Altenglands. (Anglistische Forschungen, hrsg. von J. Hoops, Heft 61.) Heidelberg, Winter, 1925. XVI u. 276 S.

Es ist mir eine Freude, diese vortreffliche Arbeit hier anzuzeigen. Die gelehrte Verfasserin, deren Lebensweg sich mehrfach mit dem meinigen gekreuzt hat, ist eine Schülerin von Johannes Hoops, und versteht es ebenso wie ihr Lehrer, Sach- und Sprachforschung in glücklichster Weise zu verbinden. Sie verfügt über eine umfassende Belesenheit selbst auf abgelegenen Gebieten, und eine ungewöhnliche Vielseitigkeit des Wissens, Vorzüge, die sie in den Stand gesetzt haben, in dem vorliegenden Buch eine namentlich in kulturgeschichtlicher Hinsicht wertvolle Gabe darzubieten. Das Werk ist die Vorarbeit zu einer von der Verfasserin geplanten Gesamtausgabe der lateinischen Rätsel der Angelsachsen.

Diese Rätsel waren zwar schon in Einzelausgaben herausgegeben, aber vor E. v. E.-S. noch nicht als kulturgeschichtliche Quelle ausgebeutet worden. Es ergibt sich aus ihrer sorgfältigen Untersuchung der lateinischen Rätsel von Aldhelm, Tatwine und Eusebius das überraschende Bild einer erstaunlich entwickelten Kultur Altenglands.

Die Besprechung der einzelnen Rätsel erweitert sich mitunter zu kleinen Aufsätzen, die in sich geschlossene kulturgeschichtliche Bilder darstellen, so z. B. über den Glaskelch (*calix vitreus*, S. 29—39), das Schwert (*gladius*, S. 77—85), das Chrismal oder Chrismarium (Behälter für die letzte Wegzehrung, S. 94—104), das Kreuz (*crux*, S. 107—115), die Orgel (*barbita* oder *organum*, S. 120—130), die Glocke (*tintinnum*, S. 131—146). Hübsch ist der Nachweis (S. 130), daß die hl. Cäcilie eigentlich durch ein Mißverständnis des Wortes "*organis*" an einer Stelle der sie betreffenden Legende (*Cantantibus organis Cæcilia Domino decantabat*) zur Erfinderin der Orgel gestempelt worden ist, denn *organum* bedeutet hier nicht 'Orgel' sondern 'Stimme'. Auch Chaucer in seinem Werk *Lyfe of Seynt Cecyle* (vor 1374) kennt die Heilige noch nicht als Schutzherrin der Musik und Erfinderin der Orgel; zu einer solchen würde sie erst im 15. Jahrhundert. Zu dem Abschnitt über den Drachen (*draco*, S. 231—232, wäre zu bemerken, daß dieser nicht in demselben Sinne wie etwa die Hydra als bloßes Fabeltier gelten kann; die in Höhlen und im Schoß der Erde vorgefundenen

Skelette vorsintflutlicher Rieseneidechsen haben gewiß an den mittelalterlichen Vorstellungen vom Drachen mitgewirkt.

Ein die lateinischen (griechischen) und die angelsächsichen Worte verzeichnendes Wortregister sowie ein Sach- und ein Namenregister bilden den Abschluß des wohlgelungenen verdienstlichen Werkes.

Freiburg i. Br. Eduard Eckhardt.

Helen Waddell, *The Wandering Scholars.* London, Constable & Co. Ltd. 1927.

Of late years the Wandering Scholars have engaged the attention of various students. In 1915 Karl Breul brought out his *Cambridge Songs* with a valuable introductory essay. In Holland Frantzen made a profound study of the Goliard songs the result of which he laid down in more than one paper contributed to *Neophilologus.* In Germany Jaffe, Spiegel, Schmeidler and Brinkmann published various studies throwing fresh light on the sources of these songs. France was represented more than once in the pages of *Romania*[1]) and even America joined the ranks, witness the important contributions made to *Modern Philology* by Manly and Allen. But though the vagi scholares roam about in England as early as the beginning of the 12th century, and at one time the Archipoeta was thought to be no less a man than Walter Mapes, one of the greatest men of Henry the second's literary court, small attention has of late years been bestowed across the channel on the momentous phase of mediaeval culture represented by the vagi and their songs. I am not now forgetting Symonds' *Wine, Women and Song* — but this meritorious volume will come up for discussion lower down.

But here lies before us a fresh work on the subject by Miss Helen Waddell, destined — let it be said at once — to take henceforth a foremost place in the history of the vagi, for style, language and contents. In a short preface Miss Waddell renders grateful tribute to Professor Saintsbury for the advice and support given to her in the course of her study. In more than one respect she reminds us of her learned teacher, many of whose distinguishing characteristics she has made her own. Her

[1]) e. g. E. Faral, Les Débats du clerc et du chevalier. Vol. XLI, p. 473.

allusive, suggestive style, full of forcible images, is tense, vigorous, masculine almost as that of Saintsbury himself. To illustrate what I mean, here are the opening lines of her first chapter:

St. Augustine and Boethius brought the sense of infinity into Latin prose: Latin verse began with it in Lucretius, and lost it again for centuries. And even in Lucretius, it is rather the infinite of negation; a space that the swiftest lightning leaves still in darkness; immortal Death to ease our mortal life. After him, eternity becomes a sort of superlative of time; an adjective for Rome, a compliment to an Emperor, . . . a lover's cry, holding his mistress, that for this the envious gods deny us immortality; the long night for sleeping, *una nox dormienda*, like Herrick's

"All love, all liking, all delight
Lie drowned with us in endless night."

Again, listen what the authoress has to say of Abelard and the influence he exerted on posterity (p. 109):

Abelard died in 1140: his stormy life is bounded by what is perhaps the greatest half-century of the Middle-ages. The thirteenth century is the full harvesting, the richer in accomplishment, yet the Paris of St. Thomas Aquinas and Saint Bonaventura has lost something of the first madness

"the divine intoxication
Of the first league out from land"

Or — one gets enamoured of this style — let me write out for the reader's delectation the following page, in which she discusses the literary value of the songs (p. 218):

Of the absolute value of the *Carmina* as literature, there can be two opinions. The verse is sometimes pedantic: it makes love a little like Gabriel Harvey at Cambridge, who used "everie night after supper to walke on the market hill to show himselfe", and if "the wenches gave him never so little an amorous regard, he presently boords them with a set speech of the first gathering together of Societies and the distinction of *Amor* and *Amicitia* out of Tullie's offices". The classical scholar airs his Chronos, the logician his distinctions: though for its lovers, even this has its own odd pleasure. Even at its most spontaneous, it has not the sudden miracle of the earliest vernacular lyric. It can hold its own against Provençal, but hardly against

"Lenten ys come with love to toune!"

or:

"O man that diggest the tomb,
And puttest my darling from me,
Make not the grave too narrow."

or

"Christ! that my love were in my arms,
And I in my bed again!"

"And the snatches of German verse in the *Carmina* are like dew on the grass of a heavy summer."

All this constitutes one of the great charms of the book. At every step the author finds points of contact with other

phases — earlier or later — of literature: English, French, Celtic, Italian, Latin; she knows them all familiarly and a sound, a rhyme, a poetical thought at once suggests reminiscences of other times and authors. And again like Prof. Saintsbury, her wide learning goes into the minutest particulars. Study of literature is study of life, society, morals and manners; and life is the sum of its details. The chief elements of mediaeval life are the monastery and the university. Well, she knows every monastery as if she had lived in it herself, with all its learning, all its pious endeavour, all its faults also and petty jealousies, all its manifold connections and relations with the outside world. Anecdotes throw light on the monastic life in such number and such profusion, that now and then the reader is in danger of losing the thread of the argument and seeing no wood for trees. For a moment only; the next, comes the flash illumining the scene and convincing the reader that he has not strayed from his path[1]).

The same with the University. Miss Waddell knows mediaeval college-life as intimately as the Oxford of her own undergraduate-days with all its joys and friendships and quarrels and excesses, as well as its higher aims, its sense of duty, self-sacrifice, altruism; not only the lasting literary monuments wrought by the hand of genius, but also the first, feeble attempts of the tyro spreading his wings and groping his way to the light. Germanic Alliteration-poetry, Mediaeval Chronicles, French Fabliaux, Provençal Troubadour-songs, Trouvère epics, Arabic poetry and its influences on the Sicilian school of Frederic II, they all form part and parcel of her literary equipment.

The ideal outfit of the historian of the wandering scholars! Rather: the indispensable outfit. For these vagi are, all of them, alumni of the university and they are the sons of that same church whose faults and failings they satirize before spiritual lords.

"The word *vagus* denotes often a mental quality, as well as the physical condition"[2]). He is sent wandering by the same spirit of restlessness that allured the enthusiastic mind to the sacred spots of Palestine. Moving from university to university, ever in God's free air communing with nature, he is simply drunk

---

[1]) See e. g. pages 3, 9, 68, 91, 95, 125, 168, etc. etc.

[2]) P. 174.

with the love of its beauty and for the first time in the history of the world this admiration finds utterance in the artless, unaffected outpourings of an enthusiastic heart.

"For this is the amazing discovery of mediaeval lyric. Spring comes slowly up that way, but when it comes it is an ecstasy. In the North far more than in the South. Persephone comes actually from the dead. It is a new thing, and their own[1]."

The vagus is the inheritor of pagan learning. He has been brought up by the classics, but then, the classics as they were studied in the light of the 12th century Renaissance. He is young, he is a student, with a zest for life in all its bearings and utterances, all its delights and ecstasies, material as well as spiritual, and "Gather ye roses" is the text of each day's sermon. He is the earliest love-lyricist, and a source of inspiration often to the Troubadour. With its finest fibres Romanticism has its roots in his songs. The Archipoeta stands for the type.

But enthusiasm, romanticism, love-lyric, rhyme, rhythmic verse — it had all been there before. If Vagus and Troubadour were romantics,

it is the romantic quality in Latin that captured the imagination of the Middle ages, as well as of the Elizabethans; the mystery of the untrodden wood in Lucan,

"Lucus erat longo nunquam violatus ab aevo"

quoted by the seventh century monk who wrote the life of St. Sequanus; the wood of Statius and Spenser

"Not perceable with power of anie starre"

the headland where the clouds rest, and the wearied stars,

"Ubi prona dies longos sub aequora fines
Exigit atque ingens medio natat umbra profundo."

that is also the mount of Purgatory[2]).

If the wandering student's song is the effusion of his lightly-moved heart, what else is it but the enthusiasm which for a hundred years had glowed in the hearts of the Crusaders? Rhyme? "Ennius was rhyming in the Republic; it may be that rhyme belongs to the original genius of the Latin tongue, the lyric Ariel imprisoned in the cleft oak of the Greek metres[3])." Amorous poetry was as old as European civilisation and older. And as for rhythm — even Cicero occassionally affected it. Granted that

---

[1]) p. 202.

[2]) P. XXIV.

[3]) P. 57.

his sentenceends are based on quantity — they fall upon the ear as rhythms. And further, had not the pious soul, the sorrow-laden heart, time out of mind, rejoiced and wept and found consolation in the rhythmic hymns daily sent up to Heaven[1])?

All this, as I said, had been there before. The novelty was that in this vagabond-poetry all these characteristics were found united into a new whole. For here was the fervour of love, the ardent admiration of nature, the exuberance and temerity of youth, the defiance of society, that found vent in the familiar language of daily life (for such to the vagus was Latin) in rhyme and rhythm.

Especially rhythm. For rhythm meant a return to nature, to the original genius of the language; a return to the versus saturninus, the versification which the higher walks of poetry had long abandoned under Greek influence, and which had only lived on, unrecorded, in soldiers' songs and popular ballads; just as in England alliterative verse had been put to flight by the higher culture of France, and, surviving only on the Western fringe of civilised society, came again to a short flowering in the 13th century. The church that found it impossible to sing metrical verse, borrowed its rhythms from these *carmina plebeia*, just as, later on, the Reformation and the Salvation Army borrowed their melodies from the popular songs of the day. And the church was the vagus.

Songs? Melodies? How could the romantic soul of the vagus in this time of storm and stress unburden itself but in rhythm? What else, for that matter, is romanticism but rhythm? Rhythm, that, breaking in revolt from intellectual fetters, quivers to the heavings of the swelling heart, dances to the quickening pulse of love and laughter, throbs to the pantings of expectation, wails

[1]) One of the most beautiful of these hymns may be remembered here, because it seems to be comparatively little known. Coleridge found it in his wanderings through Germany under a print of the Virgin. I cannot imagine a sweeter, tenderer cradle-song, of greater simplicity, melodiousness and variety of vowel-sounds:

Dormi, Jesu! Mater ridet
Quae tam dulcem somnum videt,
Dormi, Jesu! blandule!
Si non dormis, mater plorat,
Inter fila cantans orat,
Blande, veni, somnule. —

to the aching of sorrow; in a word, is the vehicle of stirrings and emotions that cannot be adequately rendered by metrical verse woven by the unimpassioned intellect. All quantitative poetry, for that matter — Latin, Romaic, Germanic — is in the end doomed to give way to rhythm. If Catullus had eased his love-lorn heart in rhythmic verse, many would have thought the world all the richer for it, though his contemporaries, surely, would have execrated such homage to Lesbia.

The *Carmina* disclose to us a world resounding with the mirth and laughter of exuberant youth, the exultant cries of the elated heart, the paeans of love and wine, now and then varied with the tender and melting tones of dejection. The poetry is truthful and sincere. Here is found neither the fantastic unreality of the chansons de geste, nor the pretence and artificiality of the Troubadour, whose woman-worship is after all but sensuality writ large. The vagus knows no pretence. It is with a degree of wonder that one asks how this poetry was possible that bade defiance to Christian principles, church-discipline, learning and versification, and bore on its forehead the badge of revolt.

It is the great merit of Miss Waddell's book to have answered this question. She demonstrates — what has not been attempted before — that the vagus is the outcome of ages of evolution, the inheritor of classical tradition, living at a time when the language had already lost its classical purity. She shows us what forces were at work to lead this tradition into side-channels, to modify it, until in the end the vagus, so far from coming as a prodigy upon twelfth-century Europe, almost imperceptibly evolved out of the chaos of warring opinions. All is continuousness. In the opening chapter of the book the scene is set for the last three centuries of the empire. It tells us what is the condition of the church, who are the bearers of civilisation, what is their conception of God and the world. She demonstrates how in course of time the chief currents of European thought meet at the court of Charlemagne; what is the part played in the history of civilisation by Italy, Ireland, England and France and how, out of the seething cauldron of conflicting thought is born the early Renaissance, which "scatters the rear of darkness thin" for a moment. And so we come to the tenth century. I cannot resist writing out the inimitable passage in which the characteristics of this period are summed up (p. 64):

The tenth century has a bad name; but good things came out of it. In the text-books it disputes with the seventh the bad eminence, the nadir of the human intellect. Archbishop Trench, a kind man, calls it the wastest place of European literature and of the human mind. Radulphus Glaber, an ill-conditioned dog on his own showing, but a lively historian, declares that by the end of it, the year 1000, there was hardly a personage, religious or secular, in Europe. He was unlucky in the choice of a date: the year 1000 saw the inscrutable master of all sciences, Gerbert, in St. Peter's chair; his gallant and ill-fated scholar, Otto III, Emperor; Fulbert, "*Socrates noster*" to the admiring younger generation, teaching music and the humanities in the school of Chartres; and Robert, henpecked saint, poet and humourist on the throne of France. The truth is that the tenth century does the old things, and does them not so well; but it also does new things, and does them not so very ill. It saw the passing of Charlemagne's house in France in impotence and squalor, but in Germany the reign of three great Emperors. It saw Clonfert and Clonmacnoise, St. Martin of Tours and St. Denis sacked by the Northmen and held to ransom, and wolves hunting in Auvergne, but before the century was out the same Northmen were peaceful citizens among the apple-orchards of Normandy. The Huns burnt the library of St. Gall and spared the cellar; yet enough of both vintages was left to make the tenth century the Golden Age of the monastery. It saw a succession of Popes as short-lived and wanton as May-flies, but in England the reform of Dunstan, in France the founding of Cluny, the monastery that produced the great reforming Popes of the next century.

Imperceptibly Miss Waddell's story opens before our eyes the vista of the eleventh century — that epoch in the history of nations; the age of Lanfranc; of men that were politicians, scholars and classicists first, good Christians after. Latin verse composition becomes a craze. Gradually, Ovid and his moral code drive *Caritas* out of the young cleric's mind and *Amor* "āhte wælstowe ʒeweald" as our forefathers had it. Humanism is knocking at the gate; humanism, of which the spirit is thus summed up in the opening lines of Ch. v:

"Car en enfer vont li beau clerc", says Aucassin, affirming his own willingness to go there. It is the jongleur's recognition of the new temper of scholarship.

Humanism, with Abelard for its embodiment and apostle. Miss Waddell devotes two or three pages to the story of his life, and no more masterly sketch could be given of the great scholar and ill-fated lover, who for vastness of genius towered head and shoulders above all his contemporaries. How apt and illuminating now the hundred details and anecdotes, sidelights thrown on the image that make it stand out in unforgettable clearness. He is the prototype of the vagus. Small wonder that "Master Kon-

rad Unckebunck said: 'I believe the devil is in these poets. They destroy the Universities' [1])." The devil is in all these vagabonds. Their view of life, and, by that token, their poetry, is pagan. What are learning and religion to them? "Coetus litteris imbutus" though they style themselves, they seek their inspiration in Ovid, the Ovid of the Amores and the Ars Amandi. They are *milites Veneris* [2]) and *flores colligere, rosas primas carpere* is their highest aim in life. Having transferred their fealty from God and his angels to earthly saints, they worship in the strains and rhythms and very words in which their childhood was wont to address the Virgin. Nowhere could be found more sincere, more ardent worship of the human flesh, of wanton lips and glowing kisses. Now and then they touch a tenderer chord, as e. g. in the "Ludo cum Cecilia" [3]). Nor is the *comes amoris dolor* unknown to them, witness the song, for rhythm and atmosphere so strangely suggestive of Byron's: *When we two parted:*

Humor letalis
Crebro me vulnerat,
Meisque malis
Dolores aggregat [4]) etc.

And then again, they see old age coming on, heralding *pallida mors* that is to cut short all their delights: and *Vanitas vanitatum* and *De contemptu mundi* becomes the burden of their song.

Ver etatis labitur
Hiemps nostra properat,
Via dampnum patitur
Cura carnem macerat [5])

in its melancholy memory of good days past, almost touches the despondency of the Wanderer's

hū seo þrāʒ ʒewāt,
ʒenāp under nihthelm, swā hēo nō wǣre!

At one time the bulk of the vagabond-songs was ascribed to Walter Mapes, on the authority of Giraldus Cambrensis. On various grounds this theory proved untenable and scholars came to place the cradle of the lyrics in France, narrowly connecting the name of de Chatillon with the question. But in the scholarly

1) P. 123.
2) Militat omnis amans. Ovid. Am. V 1, 2.
3) Carm. Bur. No. 61.
4) Carm. Bur. No. 83.
5) Ibid. 48.

preface to his "Cambridge Songs" (1915) Karl Breul brought proof that the songs in this volume were composed in the early years of the eleventh century on the banks of the Rhine, thus anticipating the Carmina Burana by no less than a hundred years. In Germany then, we have to find the origin of the vagabond-lyrics; a view that would seem to be supported by the dozens of German songs, some of rare beauty, interspersed among the Latin lyrics of the Carmina Burana. Though later investigations [1]) all have tended to confirm this opinion, Miss Waddell has not been convinced. She leaves the question a moot point:

Which came first:

Ich sih die liehte heide,
in gruner varwe stan.
Dar süln wir alle gehen
die sumerzit emphahen.

Or this:

Ut mei misereatur,
ut me recipiat,
et declinetur ad me,
et ita desinat!

Or this:

Quan la douss' aura venta
deves vostre pais
Vejaire m'es qu'en senta
odor de paradis.

The resolving of precedence might be an agreeable exercise: but it is almost enough to know that each exists: that as early as the twelfth century the loveliest of all rhythms was shaping itself in three languages to its last and absolute perfection [2])."

Miss Waddell tells us in her Preface that her study "was begun as an introduction to a book of translations from mediaeval Latin lyric soon to be published, and outgrew the original intention". It is but natural that the translated songs scattered through her pages should invite comparison with the translations of these same lyrics published by Symonds not long ago [3]).

In Miss Waddell we see the scholar at work, bent on giving a close and faithful rendering of the text. Symonds — of the more poetical mind — grasps the spirit of his Latin original and reproduces it in flowing verses. His rhymes are perfect, though

---

[1]) By Frantzen, Brinkmann, Jaffe, Süßmilch, Symonds.

[2]) P. 214.

[3]) John Addington Symonds: Wine, Women and Song, Chatto & Windus 1925.

they sometimes compel him to use Dictionary words. The rhythm of the Latin song is mostly, though not always preserved, and together with it, the atmosphere. In short, he usually translates, as king Aelfred sometimes did: *andȝit of andȝiete*. Miss Waddell, as said before, gives a closer reproduction of her text, but she can do so only at the cost of rhyme and rhythm. To illustrate my meaning, I would refer the reader to the fifth stanza of the well-known: *Estuans interior*[1]).

Via lata gradior
more inventutis,
implicor et vitiis
inmemor virtutis,
voluptatis avidus
magis quam salutis,
mortuus in anima
curam gero cutis.

Symonds translates:

Down the broad road do I run,
As the way of youth is;
Snare myself in sin, and ne'er
Think where faith and truth is,
Eager far for pleasure more
Than soul's health, the sooth is,
For this flesh of mine I care,
Seek not ruth where ruth is.

which text Miss Waddell renders in the following halting lines:

Down the broad way do I go,
Young and unregretting,
Wrap me in my vices up,
Virtue all forgetting,
Greedier for all delight
Than heaven to enter in[2]):
Since the soul in me is dead,
Better save the skin[2]).

Where, as in the next three stanzas of the same song, Miss Waddell manages to a certain extent to preserve rhyme and rhythm, the translation, just now close and faithful, all at once becomes free like that of Symonds. Here, then, are passages that afford the aptest material for comparison. Take stanza 7:

Res est arduissima
Vincere naturam,

---

[1]) Carm. Bur. CLXXII.

[2]) The italics are mine.

in aspectu virginis
mentem esse puram;
iuvenes non possumus
legem sequi duram,
iuvenumque corporum
non habere curam.

and compare:

Symonds:	Miss Waddell:
't Is most arduous to make	Hard beyond all hardness, this
Nature's self surrender;	Mastering of nature:
Seeing girls, to blush and be	Who shall say his heart is clean,
Purity's defender!	Near so fair a creature?
We young men our longings ne'er	Young are we, so hard a law,
Shall to stern law render,	How should we obey it?
Or preserve our fancies from	And our bodies, they are young,
Bodies smooth and tender.	Shall they have no say in't?

There can be no doubt: the palm is to Symonds. The same may be said of such a jewel as *Cum Dianae Vitrea* [1]), of which let me write out the fourth stanza:

Post blanda Veneris
commercia
lassatur cerebri
substantia.
Hinc caligant mira novitate
Oculi nantes in palpebrarum rate,
Hei, quam felix transitus amoris ad soporem,
Sed suavior regressus ad amorem!

Symonds sacrifices the rhythm of the original and sings:

When the deeds of love are done
Which bland Venus had begun,
Languor steals with pleasant strain
Through the chambers of the brain,
Eyes 'neath eyelids gently tired
Swim and seek the rest desired.
How deliciously at last
Into slumber love hath passed!
But how sweeter yet the way
Which leads love again to play!

This means sacrificing the spirit, the wild ecstasy of the Latin song. But at least it is poetry. Though different from the original, there is a well-sustained rhythm- and rhyme-scheme. Miss Waddell translates:

---

[1]) Carm. Bur. No. 37. "Rock-hewn crystal", Miss Waddell calls it.

Love's sweet exchange and barter, then the brain
Sinks to repose
Swimming in strangeness of a new delight,
The eyelids close.

To this excellent opening of the stanza, how tame and disappointing the rhymeless conclusion:

Oh sweet the passing o'er from love to sleep,
But sweeter the awakening to love!

The passages I have cited for comparison are fairly representative; and in my opinion Miss Waddell's translations do not constitute the most successful part of her book. The muse she courted did not always come to her bidding. But this courtship resulted in a scholarly and admirable dissertation on the Wandering Scholars. Miss Waddell knows old Waller. In allusion to the poetic homage he vainly rendered to the lady of his heart, he says of himself with more aptness than modesty, in pretty allusion to the classical fable:

I caught at love and filled my arms with bays.

In ten words the line gathers up the meritorious performance of Miss Waddell. The gifted authoress may permit me to apply the words to herself.

Utrecht, October 1927. P. Fijn van Draat.

Shakespeare-Jahrbuch. Herausgegeben von W. Keller. Bd. 61 (N. F. 2. Bd.). Leipzig 1925. IV u. 192 S.

Den Festvortrag in Weimar hielt der inzwischen unerwartet hingeraffte und im selben Bande von Martersteig in berufener Darstellung voll gewürdigte E. Kilian über »Shakespeare und die Mode des Tages«, eine von rein sachlicher und begeisterter Ehrfurcht getragene Anklage der Art, wie heute des Dramatikers Werke auf der Bühne erscheinen. Weit entfernt von Vorliebe für gezwungene Zurückschraubungen auf historisch-symbolische Inszenierungen, warnt *K.* vor den jetzt beliebten sensationellen Überraschungskünsten expressionistischer und anderer Regisseure: »ein wahrer Hexenkessel der seltsamsten Versuche« lodert da vor uns, die *K.* aber immerhin in der Auswahl des Aufgeführten und in dessen bühnentechnischer Einrichtung freudig begrüßt, wenn sie erstens den eigentümlichen Rhythmus des Shakespeareschen Kunstwerks nicht verletzen (Pausenlosigkeit, Vermeidung zahlloser »Bilder«szenenfolgen) und zweitens seinen besonderen Stil unangetastet lassen. »Nicht jedes Werk verträgt die vielfach zur Mode gewordene

Stilisierung« (die *K.* im allgemeinen als Rückschlag gegen übertriebene Meiningerei begrüßt); oft bedeutet sie nur eine Verarmung. *Hamlet* lediglich vor schwarzen Vorhängen ergibt eine dem farbigen Renaissancecharakter dieser Tragödie zuwiderlaufende Einförmigkeit. Auch *Macbeth* sollte nicht als bloß dunkel-blutige nordische Ballade wirken — »Shakespeare ist niemals einseitig. Er ist bunt und vielfarbig wie das Leben«. Mit Recht rügt *K.* die grellen Mißbräuche der Scheinwerferbeleuchtung, besonders bei realistisch aufgebauten Dekorationen, die Lichtkreise, die von oben her einzelne Darsteller expressionistich akzentuierend vor einem tiefschwarzen Hintergrund begleiten: da wird u. a. der Unterschied zwischen Tag und Nacht oft genug verwischt. (Selbst den goldig-sonnigen *Tempest* hüllt man in solche Finsternis!) Snobistische Ausartungen des Expressionismus, Kubismus, Jeßnerscher Treppenaufbau, gleichförmig öde Abschlußmauer, Schirmtechnik — sie alle sind dem erdgeborenen Realismus Shakespeares abträglich und daher zu verwerfen. — Auch das Kostümliche sollte — ohne daß einer historischen Kleinmalerei das Wort geredet würde, nicht ins Willkürliche verfallen: preußische Kürassierhelme, Dirndlkleider oder gar der bewegungsfeindliche Reifrock gehören ebensowenig in die Tragödien wie Nacktspielerei der Frauen und Männer. — Regieunfug aller Art geißelt *K.* in durchwegs sachlicher Darlegung, besonders an den Beispielen des gegen den Wortlaut stehend dargestellten *Hamlet*-Geistes des ersten Aktes, des textwidrig wandelnden, ja sogar unsichtbaren (!) Banquogeistes, der von Macbeth und Banquo nicht erblickten Hexen oder grotesker Aufmachung von Goneril und Regan. — Vollen Beifalls aller Shakespearefreunde darf *K.* gewiß sein, wenn er die überhandnehmende Praxis, die Lustspiele als Burlesken darzustellen, kräftig tadelt: Der krasse Fall einer Zirkusfarce, die man heute aus »Der Widerspenstigen Zähmung« macht, ist himmelschreiend, vernichtet unendlich viel Feines und Duftiges und scheint in Schückings Analyse der Komödie in seinen »Charakterproblemen« eine literarische Stütze zu finden. — Bedenklich erscheinen *K.* auch die Mätzchen, die man nun gerne in die Verwandlungspausen legt (Film-Einflüsse?). Befreiend wirkt seine Kritik der falschen »tragischen« Auffassung des Shylock und der ebenso verfehlten grotesken Darstellung der beiden abgewiesenen Freier Porzias. Irrig ist auch die angeblich historische Neigung, eine unserem Theater fremde unmittelbare Beziehung zwischen

Bühne und Zuschauerraum herzustellen: illusionsvernichtend retten die Figuren aus dem Parterre auf die Bühne oder gehen ins Parterre ab, zuschauende Rollenträger des Stückes werden kühn mit dem wirklichen Publikum vermengt, die tiefsten Monologe aus diesem Kontaktstreben heraus stillos abgewickelt. So mahnt *K.* nicht nur den Darsteller, sondern vor allem auch den verantwortlichen Spielleiter an die »Bescheidenheit der Natur«, an des Dänenprinzen Ruf, der auch für unsere Shakespeare geweihten Aufführungen gilt.

In dem Aufsatz »Das Hofbühnenmäßige in Shakespeares *Midsummer Nights Dream*« versucht Ref. in Anwendung der Theorien der Simultantechnik und der *Threshold-Scenes* den Nachweis zu erbringen, daß unser Text des Hochzeitslustspiels — ebenso wie später der des *Tempest* (vgl. Ref. in der Luick-Festgabe, S. 227 ff.) — als im Hinblick auf das höfische Theater und seine Behelfe verfaßt besser und leichter zu erklären sei, als wenn man eine für das Volkstheater berechnete erste Fassung zugrunde lege. Auf höfisches Milieu — Keller weist auch (im selben Bande, S. 126) auf die Chorknaben-Mitwirkung hin — deutet auch der Titel, der Mummenschanzbezeichnungen der *Revels Accounts* seinen Ursprung verdankt.

»Die Dämonologie in Shakespeares *Macbeth*: Banquos Geist« erörtert G. v. Glasenapp mit großem Aufwand psychologischer Termini und mit Zuhilfenahme des psychophysischen Parallelismus. Er kommt zu dem Schluß, daß es kein Geist, sondern Banquo selbst war, dessen Anblick als der eines tief verankerten seelischen Erlebnisses dem Urheber des Mordes zuteil wird. So decken sich m. E. *G.s* Ergebnisse mit den weit verständlicher vorgetragenen von R. Meringer (»Die innere Sprache der Erregung«, Wörter und Sachen VII, 73 ff.) nur teilweise, da *M.* mit größerer Überzeugungskraft eine kombinierte Gesichts- und Gehörshalluzination erschließt.

Interessante geistesgeschichtliche Illustrationen bringt Fr. Schnapp: »Franz Liszts Stellung zu Shakespeare«. Der Komponist besaß eingehende Kenntnis des englischen Textes, reiches Theatererleben der Dramen (besonders mit Davison als Hamlet) und exaltierte Bewunderung für den englischen Genius. Außer vielen Briefstellen zitiert *Sch.* auch Liszts feine Worte über *Romeo and Juliet* (anläßlich der Weimarer Aufführung der textlich mißgestalteten Oper Bellinis *Montechi e Capuletti* in Weimar) und die

schöne Analyse des *M. S. N. D.*, und zeigt schließlich, daß *L.* in seinem symphonischen *Hamlet* sich doch wieder der einstmals von ihm bekämpften Hamletauffassung Goethes angeschlossen hat.

»Der Totenschädel in Hamlets Hand« läßt H. Türck auf die Melancholie- und Selbstmordanwandlungen der Tatmenschen Napoleon und Goethe blicken und zur Folgerung kommen, daß Hamlet nicht ein bloßer Melancholikertypus ist, sondern ein genialer Sucher nach dem *summum bonum* (vgl. auch T.s frühere Schriften »Der geniale Mensch« und »Faust — Hamlet — Christus«). So wird ihm Hamlet durch die Anschauung der irdischen Vergänglichkeit zum harten und entschlußfähigen Menschen, der über seinem Leben steht, der den Fall Claudius nur als ein typisches Beispiel der Absurdität dieser Welt faßt, den Oheim nicht fürchtet, sondern bloß zu jederzeitiger Abrechnung mit ihm bereitstellt. *T.s* »innere Krisis« scheint Ref. im Grunde nicht viel anderes zu sein als die Wandlung des Renaissance- zum Reformationsmenschen (Deutschbein), die Bekehrung des ursprünglich auf raffinierteste Rache sinnenden Helden zum ergebenen Werkzeug Gottes (Mai-Rodegg). Verdienstlich ist es aber, daß *T.* die Vanitas-Betrachtung der Kirchhofszene, die keine äußere Handlungsbeziehung zeigt, als eine bedeutsame Station auf diesem Wege erwiesen hat.

Der Sanitätsrat A. Guthmann erörtert »Shakespeares Krankheit und Tod«. Seine Anamnese lautet: »Alkohol, vielleicht Nikotin, starker Esser, zeitweilig Ausschweifungen, angestrengte geistige Arbeit.« So ergibt sich ihm für Shakespeares 49. Lebensjahr [Abkehr von London] das Auftreten einer chronischen Arteriosklerose. Auf Alkoholtremor oder Nervenleiden deuten dem Arzt die zittrigen drei Testamentsunterschriften, auf Ödem die aufgedunsenen Züge der Grabbüste. So will *G.* verständlich machen, warum der große Geist jahrelang [d. i. um etwa 1612—1616] geschwiegen hat, und verspricht sich von seinem Urteil Gewinn für die Untersuchung der Echtheit von Shakespeare-Bildnissen. — So mißlich es für den Nichtmediziner ist, hier zu entgegnen, möchte man doch einer Diagnose ohne Autopsie gerade keine unbedingte Beweiskraft zutrauen, besonders wenn man ihre Gründe (Gerüchte, bloß drei Unterschriften, eine sieben Jahre nach dem Tode angefertigte anerkannt schlechte Büste) nachprüft. Hat auch eben der Literarhistoriker E. Legouis in seinem Akademievortrag "The Bacchic Element in Shakespeare's Plays" (1926) in ähnlich vertrauensseliger

Art die Gerüchte über des Dichters Zechereien als sehr wahrscheinlich bezeichnet und daraus weitgehende Schlüsse gezogen (vgl. Ref. in Anglia, Beibl. 1927, im Druck), so ist bei der auch von Legouis zugestandenen Trinkfreude der großen Masse der damaligen Engländer und dem begreiflichen Entgegenkommen des Volksdramatikers, Trinker und Trinkgelage in sittengeschichtlich getönten Szenen realistisch darzustellen, daraus noch lange kein Beweis dafür zu gewinnen, daß der Poet selbst übermäßigem Pokulieren hold war. Für den Raucher Shakespeare haben wir gar keine dokumentarischen Belege: bekanntlich fehlt selbst das Wort *tobacco* in seinem Lexikon! *G.s* Argumente der aus dem *Tempest* angezogenen *weakness, infirmity, distempered anger* für die Aderbrüchigkeit des Poeten selbst stehen und fallen mit der Gleichsetzung des Dramatikers und seines Prospero, die man heute wohl nur sehr behutsam zu behaupten wagen wird. Bleiben noch die Unterschriften und die Büste: Wer die Verschnörkelungen der fne. *secretary*-Schrift kennt, wird in dem von zwei Schreibern aufgenommenen Zeugenprotokoll Shakespeares aus dem Jahre 1612 (vgl. Ch. W. Wallace in *Harpers Monthly Magazine* 1910, p. 489 ff. mit Faksimile, p. 495) nur wenige typische Unterschiede gegenüber der Unterschrift des Zeugen finden. Die letztere wiederum weicht im Duktus kaum von denen des Jahres 1616 ab. Und der späten Büste kann man doch keinen solchen Grad von Ähnlichkeit zusprechen, daß man darauf ein ärztliches Gesundheitsattest gründen könnte. (Zur dichterischen Ausgestaltung eines so trüben Alters vgl. auch Ref. »Ein biographisches Drama Shakespeare« [von Rubinstein und Bax] Archiv 143, S. 252 ff.)

Die Frage »Hat Calderon Shakespeare gekannt?« beantwortet Marie Schütt gegen Wurzbach (Sh.-Jb. 32, 190 ff.) in vorsichtiger und exakter Forschungsmethode verneinend, insofern sie zwingende Beweise aus dem Vergleich von *K. Henry VIII.* und *La Cisma de Inglaterra* nicht erbracht findet. Doch bezeichnet sie die Frage nach der Lektüre des Shakespearestückes durch Calderon als eine noch zu klärende. Ihre eigene These ist sehr ansprechend: Der Spanier hat für Gedankengang und Wortlaut Ribadeneiras "Historia Ecclesiastica del Cisma de Inglaterra" (1588), vielleicht in späterer volkstümlicherer Bearbeitung benutzt und für die Scheidungsszene aus Cavendishs "Life of Wolsey" geschöpft. Der Aufbau des spanischen Stückes läßt sich aus der Verschiedenheit der historischen Quellen restlos erklären, Annahme einer besonderen

antagonistischen Tendenz gegen Shakespeare ist überflüssig, zumal die beiden Dramen in Gang und Einzelheiten äußerst geringe Vergleichbarkeit aufweisen.

Dem hervorragenden schauspielerischen Naturell M. Lützenkirchens widmet E. Kilian einen objektiven und doch warmen Nachruf, dem deutschfreundlichen Amerikaner G. B. Churchill, der als Brandlschüler bedeutsame Shakespeareforschung getrieben, Keller einen ehrenden Nekrolog.

Aus Kellers sehr umfassender und eingehender »Bücherschau« sind hervorzuheben die Besprechungen: *New Cambridge Shakespeare, M. S. N. D.* (Anerkennung der Textkritik Dover Wilsons, aber Warnung vor einigen seiner weitgehenden Schlüsse), die Schriften E. K. Chambers', die paläographischen Werke (Pollard und seine Schule, Thompson, L. Kellner), der Lear-Artikel E. Sievers' in *Anglica I* (dessen grundstürzenden Erlebnissen *K.* im ganzen zuzustimmen vermag; vgl. indessen Ref. in E. St. 61, 73 f.) — Die reichhaltige »Theaterschau« ist von erstklassigen Berichterstattern beschickt. —

Graz. A. Eichler.

The Grasmere Wordsworth; a redaction (in one volume) as suggested by Matthew Arnold, and approved by Lord Morley of Blackburn. Edited by John Hawke. London, Selwyn & Blount, Ltd. [1926.] XX und 396 S. Pr. 7 s. 6 d.

Diese handliche Mustersammlung von Wordsworth in einem Bande beseitigt einen lange empfundenen Mangel. Kein Dichter von Rang dürfte so sehr unter der Weitläufigkeit seines Werkes leiden als gerade Wordsworth; denn niemand außer dem Fachmann kann die nötige Zeit oder sogar die Geduld aufbringen, sich durch den ungeheueren Umfang seiner Werke hindurchzuarbeiten. Die zuerst von Matthew Arnold ausgegangene Idee, den üppigen Wuchs der Dichtung Wordsworths derb zu beschneiden und das vom Durchschnittsleser schnell empfundene Schöne bestehen zu lassen, versuchte Mr. Hawke in der *Grasmere*-Ausgabe zu verwirklichen. Er hat sie so genannt, weil sie sich bis auf wenige Ausnahmen auf diejenige Dichtung beschränkt, die Wordsworth vor seinem Verlassen Grasmeres, nämlich in der Periode seiner hervorragendsten Leistungen, schrieb. Sie enthält etwa ein Fünftel seiner gesamten poetischen Werke.

Am Anfang des Buches finden wir *The Prelude* in 400 bis 500 Zeilen, die dem riesenhaften Gedicht entnommen worden sind, um die Kindheit, die Schulzeit und die Universitätserlebnisse des Dichters darzustellen. Viel umfangreicher wird uns *The Excursion* in ungefähr 2000 Zeilen am Ende des Bandes gezeigt. Auch *The White Doe of Rylstone*, *Guilt and Sorrow* sowie *Peter Bell* kommen in gekürzter Form zum Vorschein. Die übrigen in jener *Grasmere*-Ausgabe enthaltenen Gedichte, etwa 100 zählend, sind weniger groß; die meisten werden ungekürzt, nur einige wenige zugeschnitten oder in wörtlichem Auszug wiedergegeben. Das Buch, welches auch zwei Gedichte von Dorothy Wordsworth enthält, bringt am Schlusse in 12 Seiten sehr nützliche kurze Anführungen, worunter auch solche, die aus für diese Ausgabe nicht gewählten Gedichten stammen. Der Absicht der Herausgabe entsprechend, gibt es keine Anmerkungen und keinen Versuch, die Gedichte in richtiger Zeitfolge zu ordnen, was ja bei Wordsworth besonders schwierig ist, da zwischen Schöpfung und Veröffentlichung oft ein langer Zeitraum liegt.

Gegen das Vorhaben und gegen die Ausführung dieses Werkes ist im allgemeinen wenig einzuwenden. Doch kann man nicht umhin, zu wünschen, daß der Herausgeber sich bei der Redaktion auf die ursprüngliche Fassung beschränkt und nicht, wie in einigen Fällen, auch in der Urschrift nicht vorhandene Worte eingefügt hätte. Diese wenigen Einfügungen werden allerdings meistens (nicht aber stets) eingeklammert; der Durchschnittsleser aber, für den diese Ausgabe bestimmt ist, schenkt solchen Feinheiten wenig Beachtung. Es besteht daher die Gefahr, daß Stellen in einer Gestalt, wie sie der Dichter nie geschrieben, als Wordsworths Worte ausgelegt werden. Über zwei weitere Kleinigkeiten muß auch gemurrt werden, und zwar erstens darüber, daß der Leser im Register auf die einzelnen Gedichte durch ihre eigenen Nummern und nicht durch die Seitennummern verwiesen wird. Dadurch braucht das Auffinden eines gewünschten Gedichts unleugbar, wenn auch nur wenig, mehr Zeit; denn es befinden sich diese Gedichtenummern nicht nur in den verschiedensten Stellungen auf der Seite, sondern man muß bei den längeren Gedichten auch viele Blätter umschlagen, ohne eine Nummer zu sehen. Zweitens macht es einen etwas unansehnlichen Eindruck, daß einige Gedichtüberschriften in umgekehrter Wortstellung wiedergegeben sind, als ob sie in einem alphabetischen Register ständen. So sehen wir

auf S. 24 "Mother, Recollections of the Poet's", auf S. 148 "A Dog Friend (Characteristic of)" und auf S. 299 "Jena (Sad News from)".

London, Januar 1927. Cyril C. Barnard.

Ernest de Selincourt, *The hitherto unpublished preface to Wordsworth's "Borderers"*. Nineteenth Century and After, Nov. 1926, Vol. 100, pp. 723—741.

Wordsworth's tragedy, *The Borderers,* was practically neglected by scholars until M. Emile Legouis in his *La Jeunesse de William Wordsworth* drew attention to its importance as an indication of the state of Wordsworth's mind at an obscure period, viz. the year 1795. The Preface to this drama is alluded to in the Fenwick note dictated by Wordsworth in 1843, but it has been long regarded as lost. It has now been found in a manuscript volume in Mary Hutchinson's (Mrs. Wordsworth's) handwriting, prefixed to a copy of the play as it was revised for the stage in 1797. The full text of this newly recovered Preface, which is of great interest for the acuteness of its insight into the psychology of crime is reproduced in this essay by Professor de Selincourt, and it provides us with the means of a clearer understanding of the play than was formerly possible. A reference in it to Iago confirms the impression that Wordsworth was deeply influenced by Shakespeare's *Othello* at the time when he composed the play. The character of Oswald, as conceived by Wordsworth and described in the Preface is more complex than is evident from the drama itself, more complex even than that of Shakespeare's Iago. It is small wonder therefore that, without Shakespeare's dramatic genius, Wordsworth failed to make the character a success. He was more interested in the philosophic ideas that he intended Oswald to exemplify than in the personality of Oswald himself, consequently the two are never fully blended, and the character does not live. The interest of the drama, with the fuller interpretation of it which the Preface has now given us, lies in its reflection of Wordsworth's own feelings at the time of its composition. The false doctrines of Godwinism, coupled with the moral shock which he sustained at the failure of the French Revolution, had driven him into a state a black despair, in which he had given up all moral problems. *The Borderers* represents

the first stage of his recovery. It shows him again interesting himself in moral questions. He has already renounced Godwinism but has not yet been able to free himself altogether from its trammels. He feels that he too, but for his more fortunate circumstances, might have become a Marmaduke or even an Oswald. Later a renewed contact with nature and the healing influence first of his sister Dorothy and then also of Coleridge, were to restore him to a healthier frame of mind and inspire him with a new faith that found triumphant expression in the *Lines written a few miles above Tintern Abbey.*

London, November 1926. Cyril C. Barnard.

William Wordsworth, *The Prelude, or Growth of a Poet's Mind.* Edited from the manuscripts, with introduction, textual and critical notes, by Ernest de Selincourt, Professor of English in the University of Birmingham. Oxford, Clarendon Press, 1926. LXII, 614 pp., portrait frontispiece and 8 plates of facsimiles. Price 25 sh.

To some *The Prelude*, owing to its lengthy passages of unrelieved dullness, is an impossible book to read straight through, while others are carried through these selfsame passages by the intense human interest of the narrative, without their being aware of the dullness. But whatever difference of opinion there may be regarding the poem as a work of art, there can be none as to its importance as a document for the interpretation of Wordsworth's life and poetry, and it is as such, as a frank personal revelation of a great man, that it should be judged quite as much as by poetic canons. *The Prelude* was written between the years 1795 and 1805, during the period, that is, of Wordsworth's greatest achievements, but it was revised for publication when he was an old man of seventy, and published posthumously in 1850. For the first time we now have in the work under review the authentic means of judging the extent of that revision. Professor de Selincourt, through the kindness of the poet's grandson, Mr. Gordon Wordsworth, has been able to make a thorough study of the original MSS., and the present book represents the result of his researches. The version of 1805/6, here published for the first time, is printed on the left-hand pages, and opposite to it, for convenience of comparison, is the authorised text of the 1850 edition. A full *apparatus criticus*, in the form of footnotes,

gives the variant readings of the different MSS., while critical and explanatory notes at the end of the volume help to elucidate the text.

If anyone wishes to gain a faint conception of the amount of toil, merely on the mechanical side, involved in the editor's task, he has only to glance at the facsimile reproductions of Wordsworth's handwriting that are given on several plates in this volume. He will then surely be moved to the most profound admiration for Professor de Selincourt's courage in undertaking such a monumental labour, coupled with the deepest pity for him in its execution. Wordsworth himself, in a letter to De Quincey of 6th March 1804, writes: "I have a derangement which makes writing painful to me". His own pain can scarcely have exceeded that of the reader! A book of this kind, which presents to the public an original document of inestimable value and importance for all students of Wordsworth, is almost impossible to review adequately without long and detailed study, and all that is attempted here is briefly to summarise the main conclusions of the editor himself.

In his Introduction, Prof. de Selincourt describes the various MSS. which are of importance for the text of *The Prelude*, outlines the origin, growth, structure and chronology of composition of the poem, compares the two versions, and gives a critical evaluation of the significance of the changes which Wordsworth made in the text. These changes are grouped under four heads:

(1) Later improvements in style. On the whole the 1850 version is a better composition than the text of 1805/6, which bears traces of hasty writing. Halting lines, diffuse, vague and weak expressions, and tricks of speech have been revised in the later text to the great gain of the poem.

(2) Later deteriorations in style. Not all the changes however are for the better. In his later years, when his earlier inspiration flagged, Wordsworth tended to fall back on that very artificiality and abstractness of diction from which his own theories and his own best practice had been a reaction. Thus many of the changes introduced into the final text give an impression of pomposity which is far removed from the true Wordsworthian spirit.

(3) Changes due to change of audience. Other changes are due to the circumstance that *The Prelude* as originally written was addressed to Coleridge. Being therefore in the nature

of a private letter, it contained many personal intimacies, which naturally enough Wordsworth suppressed when he came to revise the poem for publication. Many of these are of no poetic merit whatsoever and doubtless Wordsworth felt them to be beneath the dignity of the poem, nevertheless they are of great interest and we are glad to recover them.

(4) Changes of idea. Finally we find a type of change which is altogether to be regretted. It was, of course, inevitable that during a period of nearly half a century the poet's ideas upon many things should change, Wordsworth in fact changed more in this respect than most people. These changes of ideas are treated by the editor under three sub-headings: (a) Life at Cambridge. Wordsworth softens down some of his criticisms of the University, and writes in a tone more befitting one who had sons of undergraduate age and whose brother was Master of Trinity. (b) Attitude to French Revolution. The poet's early enthusiasm for the French cause had died down, and in place of the former denunciations of British foreign policy we find a patriotic tribute to Albion's shores. Changes such as these give a false impression of the state of his mind at the time of which the book professes to be a record. (c) Philosophy of life and religion. Here again the revised text gives quite a false idea of Wordsworth's opinions at the time when he wrote *The Prelude*. He then held the faith that had inspired the *Lines written a few miles above Tintern Abbey,* a philosophic creed based upon that of David Hartley, but transcendentalised by Coleridge, and in no way tinged with dogmatic Christianity. In later years, as is well known, Wordsworth became more or less completely reconciled to orthodoxy, and considering himself, as he did, as a teacher, he felt bound to remove from *The Prelude* those pantheistic ideas which had already proved a stumbling-block to many in his *Tintern Abbey* and *Ode on Intimations of Immortality*. The change of course was perfectly sincere but, as Prof. de Selincourt points out, Wordsworth "would surely have done better to leave as it stood what he had first written for Coleridge, and, instead of disguising his former faith, to have expounded in a book of *The Recluse*, or elsewhere, the reasons that led him to move from it, and the manner in which it could be reconciled with the tenets of an historic Church".

London, November 1926. Cyril C. Barnard.

Wordsworths französisches Liebesabenteuer.
Ein Sammelreferat.

1. Émile Legouis, *The Early Life of William Wordsworth 1770—1798: A study of "The Prelude"*. Translated by J. W. Matthews, with a prefatory note by Leslie Stephen. 2nd edition, with additional Appendix. J. M. Dent & Sons, Ltd., London and Toronto 1921. XIV, 480 S.; Porträt. Pr. 10 s. 6 d.
2. George McLean Harper, *Wordsworth's French Daughter; the story of her birth, with the certificates of her baptism and marriage.* Princeton University Press, Princeton. Humphrey Milford, London, 1921. 41 S. Pr. $ 1,—.
3. Émile Legouis, *William Wordsworth and Annette Vallon.* J. M. Dent & Sons, Ltd., London and Toronto 1922. XIV, 146 S. 6 Abb. Pr. 5 s.
4. Mrs. Margaret L. Woods, *A Poet's Youth.* Chapman & Dodd, London, 1924. 342 S. Pr. 7 s. 6 d.

1. Das meisterhafte Werk von Prof. Legouis kann man als ein epochebezeichnendes Buch in der Geschichte der Wordsworth-Forschung betrachten; denn, obgleich der Stoff meistens schon in *The Prelude* enthalten war, scheint niemand früher die volle Bedeutung der Jugend des Dichters erfaßt zu haben. Zum ersten Male erschien das Werk im Jahre 1896 im ursprünglichen Französisch und wurde folgenden Jahres ins Englische von J. W. Matthews übersetzt. Da es hoffentlich bereits einem jeden Leser von Wordsworth wohlbekannt ist, kann hier auf jegliche Schilderung verzichtet werden; um so mehr, weil der Text in dieser zweiten Auflage allem Anschein nach unverändert bleibt und das Neue im Appendix II enthalten ist. Abgesehen von einem Verzeichnis der wichtigsten inzwischen erschienenen Werke, ist dieser Appendix mit einer kurzen Erzählung des französischen Liebesabenteuers ausgefüllt. Am Ende desselben folgen ein paar Hinweise auf im Texte stehende Behauptungen, die im Lichte dieses Zwischenfalls im Leben Wordsworths berichtigt oder abgeändert werden müssen.

2. Die erste auf unveröffentlichte im Britischen Museum befindliche Briefe von Dorothy Wordsworth an Mrs. Clarkson sich stützende Darstellung dieser Liebesgeschichte wurde im Jahre 1916

von Prof. Harper[1]) gegeben, der, nach weiterem Studium französischer Urkunden, eine vollkommenere Erzählung 1921 in diesem Büchlein von nur 41 Seiten veröffentlicht hat.

3. Prof. Legouis konnte noch weitere Urkunden auffinden, außerdem trat er in Verbindung mit einigen lebenden Nachkommen von Wordsworth und Annette sowie deren Bruder Paul Vallon. Die Ergebnisse seiner Forschungen erschienen kurzgefaßt in der *Revue des Deux Mondes*, 1. April und 1. Mai 1922, ausführlich aber in einem besonderen Buche, das an dritter Stelle in unserem obenstehenden Verzeichnis erscheint.

Die darin verratene Geschichte ist in mehrfacher Hinsicht sonderbar. Während seines Aufenthalts in Frankreich im Jahre 1792 schloß Wordsworth mit einer jungen französischen Dame namens Annette Vallon ein Verhältnis, das die Geburt einer Tochter, Caroline, zur Folge hatte. Aus irgendeinem nicht mehr sicher zu erkennenden Grunde wurde eine Ehe vor Wordsworths Abreise aus Frankreich nicht geschlossen. Wenn die spätere Schließung der Ehe die Absicht war, was wahrscheinlich anzunehmen ist, so wurde sie von den bald darauf zwischen Frankreich und England eintretenden Feindseligkeiten wirksam verhindert. Es ist allerdings möglich, daß Wordsworth während der "Terreur" mit Lebensgefahr wieder nach Frankreich zurückkehrte. Die einzige Beweisstelle dafür ist aber Carlyles Behauptung[2]), wonach Wordsworth etwa 1840 ausgeplaudert haben soll, er sei Augenzeuge von der Hinrichtung von Gorsas gewesen, die am 7. Oktober 1793 stattfand. Dies ist allerdings ein wenig schlagender Beweis, der nur mit Vorsicht anzunehmen ist; doch würde eine Reise nach Frankreich zu dieser Zeit mit manchem sonst Unerklärlichen übereinstimmen[3]). Ein regelmäßiger Briefwechsel scheint unterhalten worden zu sein, wegen des Krieges aber ist mancher Brief nie an seine Adresse gelangt. Ein solcher von der französischen Behörde in Beschlag genommener Brief von Annette an Wordsworth, zusammen mit einem an dessen Schwester Dorothy, ist im

---

[1]) George McLean Harper, *William Wordsworth: his life, works and influence.* London, John Murray, 1916. Bd. I, S. 141—142, 292; Bd. II, S. 30—31, 122, 211—218, 319.

[2]) "He had witnessed the struggle of Girondins and Mountain, in particular the execution of Gorsas". Thomas Carlyle, *Reminiscences*, ed. by J. A. Froude, London 1881, Bd. II, S. 335.

[3]) Harper, a. a. O., Bd. I, S. 209, Bd. II, S. 417—418.

Buche von Prof. Legouis nachgedruckt. Mehrere Andeutungen auf Annette und ihre Tochter befinden sich auch in Dorothys Briefen und Tagebüchern. Im August 1802 nach dem Frieden von Amiens und kurz vor Wordsworths Heirat mit Mary Hutchinson brachten er und seine Schwester vier Wochen mit Annette und Caroline in Calais zu. Diesem Besuch verdanken wir das Sonett *„It is a beauteous evening calm und free"*. Das in der neunten Zeile angeredete *„Dear child! dear girl!"* ist des Dichters Tochter Caroline. Nur einmal noch, im Jahre 1820, sah Wordsworth seine ehemalige Geliebte wieder. Diesmal wurde er nicht nur von Dorothy, sondern auch von seiner Frau und andern Freunden begleitet. Darunter war Henry Crabb Robinson, der die Geschichte kannte und in seinem Tagebuch beschrieben hat, wie er der jetzt verheirateten Tochter und ihrer Mutter vorgestellt wurde. Das Verhältnis Wordsworths zu Annette war also seiner Familie und seinen vertrauten Freunden kein Geheimnis. Als Mann benahm er sich ganz ehrbar, indem er weder die Tatsache verhehlte noch seine Verantwortlichkeit gegenüber dem Kinde vergaß. Als Dichter aber war er viel verschwiegener; denn nirgends in seinen Werken ist eine offene Andeutung zu finden, obgleich er aller Wahrscheinlichkeit nach die innere Geschichte der Sache in *Vaudracour and Julia* erzählt hat. Das Fehlen irgendeiner Erwähnung des Erlebnisses ist eine erhebliche Lücke in seinen autobiographischen Erinnerungen, weil dieselben, insbesondere *The Prelude*, das sich für eine Geschichte der Geistesentwicklung des Dichters ausgibt, dem Publikum ein unvollkommenes, gewissermaßen geschwächtes Bild seines Lebens und Fühlens darstellen. Wie sehr das auch zu bedauern ist, so muß man zugeben, daß Wordsworth recht hatte, die Unterlassung zu begehen, und daß er sie eigentlich aus edlen Beweggründen beging. In ganz gleicher Weise, wie deutlich aus Prof. de Sélincourts neulich erschienener Ausgabe[1]) zu ersehen ist, überging oder milderte er im späteren Alter diejenigen Stellen in *The Prelude*, die seinen jugendlichen revolutionären und pantheistischen Glauben ausdrückten. Denn Wordsworth war von seiner Lehrersendung überzeugt[2]) und verhehlte aus einem

---

[1]) Vgl. mein Referat in diesem Heft S. 443.

[2]) Er schrieb 1807 in einem Briefe an Sir George Beaumont: "Every great poet is a teacher; I wish to be considered as a teacher, or as nothing." William Knight, *The life of William Wordsworth*. Edinburgh 1889, Bd. II, S. 96.

redlichen, doch falschen Empfinden von Pflicht den Menschen die Regellosigkeiten in seinem jugendlichen Tun und Denken. Wordsworth und Annette waren geistig vielfach voneinander getrennt: und zwar erstens durch die Sprache, da Annette kein Wort Englisch konnte; zweitens aber durch die politische Meinung, denn während Wordsworth zu dieser Zeit die Revolution glühend verteidigte, blieb Annette durch dick und dünn königstreu; drittens auch durch die Religion — die Familie Vallon war streng katholisch, während Wordsworth angeblich protestantisch, in Wirklichkeit aber nach den Worten Coleridges "at least a *semi*-atheist"[1]) war; endlich scheint Annette unseres Wissens auch in Geschmack und Gemütsstimmung vom Dichter grundverschieden gewesen zu sein. Das Ungewöhnliche in diesem Abenteuer ist nicht die glühende in den Anfangsstadien bestehende Leidenschaft eines so schlecht zusammenpassenden Paares (die ist ja leider eine häufige Erfahrung), sondern die allmähliche Umwandlung desselben, durch gegenseitige Übereinkunft und ohne die geringsten gegenseitigen Gegenbeschuldigungen in eine Freundschaft, die eine Art Familienverwandtschaft in sich schloß. Man kann nicht umhin, die Klugheit und den Mut des Paares sogar zu bewundern, indem sie sich später, im Jahre 1802, als die Leidenschaft vermutlich schon ein wenig erkaltet war, weigerten, sich das Leben durch eine unpassende Eheschließung verderben zu lassen. Dorothy hatte von Anfang an das größte Mitgefühl und nahm das größte Interesse an Caroline, die sie immer ihre »Nichte« nannte. Allmählich nahm sie Williams Stelle als regelmäßige Korrespondentin mit Annette an. Sonderbarer aber ist der vollkommene Gleichmut der Ehefrau, die alles wußte und guthieß; ja, sie besuchte sogar 1820, ohne die geringste Spur Eifersucht, die Mutter des ersten Kindes ihres Mannes.

Die Bekanntmachung dieses Zwischenfalls ist keine bloße

---

[1]) In einem Brief an John Thelwall, den 13. Mai 1796 (E. H. Coleridge, *Letters of S. T. Coleridge*, Bd. I, S. 164). Vgl. auch diese Zeilen in *Descriptive Sketches*, die nach Ansicht Harpers (a. a. O. Bd. 1, S. 196) ein deutliches Bekenntnis religiösen Unglaubens enthält. Die Stelle beschreibt eine Wallfahrt nach dem Heiligenschrein zu Einsiedeln: —

> Without one hope her written griefs to blot
> Save in the land where all things are forgot,
> My heart, alive to transports long unknown,
> Half wishes your delusion were its own.

Klatschgeschichte: sie beansprucht ernstes biographisches Interesse, und nicht nur das, sondern sie trägt auch zur richtigeren Würdigung mancher Einzelheiten in der Dichtung Wordsworths bei. Oben ist schon des Sonetts "*It is a beauteous evening*" und des Gedichtes *Vaudracour und Julia* Erwähnung getan; das Abenteuer versah den Dichter auch mit Gegenstand oder Anregung für verschiedene vor 1802 verfaßte Gedichte, worin er, in Goethes Fußstapfen tretend, das eigene Leiden in Dichtung umwandelt. Diese Gedichte, wovon *The Ruined Cottage* (1797), *The Thorn* (1798), *Her Eyes Are Wild* (1798) und *Ruth* (1799) Beispiele bieten, erzählen nämlich von verführten Jungfrauen, verlassenen Gattinnen oder unglücklichen Weibern, denen das Leben vom Kriege verdorben worden ist. Selbst die "Lucy"-Gedichte nehmen eine tiefere Bedeutung an, denn denselben soll nach Harpers Erachten[1]) eine wirkliche Liebeserfahrung zugrunde liegen, die nur 1792—1793 in Frankreich geschehen sein kann, also das Annette-Abenteuer.

Es bleibt natürlich in der Geschichte noch viel Dunkles, welches vielleicht deutlich erklärt werden könnte, wenn nicht der Neffe und erste Lebensbeschreiber des Dichters, der Bischof von Lincoln, alle aufs Abenteuer beziehenden Papiere und Briefe vernichtet hätte. Ohne Zweifel hielt er es für seine Pflicht, das zu tun; es mag jedoch sein, daß er dabei gerade das verheimlicht hat, was heute die beste Rechtfertigung Wordsworths sein könnte. Man weiß zum Beispiel die Gründe nicht, welche Wordsworth verhindert haben, sich mit Annette zu verheiraten. Wenn man die damaligen Umstände in Betracht zieht — die streng katholische und royalistische Überzeugung der Familie Vallon und die gegenseitige Nichtanerkennung der Kirche und der revolutionären Regierung mit Bezug auf Trauungen —, so muß man aller Wahrscheinlichkeit nach annehmen, daß die Verweigerung von seiten der Vallons und nicht von Seiten Wordsworths kam. Immerhin bleibt die völlige Aufhellung unmöglich, und es kann sein, daß Wordsworth von godwinianischen Theorien hinsichtlich des Ehestandes, von Überlegungen seiner zukünftigen Selbstentwicklung oder sogar von Klugheitsrücksichten finanzieller Art getragen wurde. Man weiß auch die Einzelheiten seiner Reisen zwischen Blois und Orleans nicht, auch nicht mit Sicherheit, ob er irgend-

[1]) a. a. O., Bd. I, S. 377—378.

eine Fürsorge, 1792 oder 1802 oder zur Zeit der Hochzeit, für seine Tochter und ihre Mutter traf.

4. Wo Prof. Legouis also nicht wußte, wie er die Geschichte in allen Einzelheiten zusammensetzen soll, nahm Mrs. Woods mit romanartiger Freiheit ihre Einbildungskraft in Anspruch und hat aus diesem Zwischenfall im Leben Wordsworths einen Roman verfaßt. Sie hat darin nichts den anerkannten Tatsachen bestimmt Widersprechendes eingeschoben. Ihre Auffassung von dem Erlebnis ist auf jeden Fall eine zuverlässige und bietet einen guten Roman, der für jeden Wordsworth-Leser nicht ohne Interesse ist.

Welwyn Garden City, Oktober 1927.

Cyril C. Barnard.

Joseph Conrad, *Suspense*. Tauchnitz Edition, vol. 4705. Leipzig 1925. 286 S. Pr. geh. M. 1,80; geb. i. L. M. 2,50.

Suspense, Conrads letzter Roman, ist unvollendet geblieben. Das gewaltige Fragment behandelt das Problem des nach Elba verbannten Napoleon, über dessen und Frankreichs Geschick der Kongreß in Wien entscheiden soll. 'An uneasy suspense is the prevailing sentiment all round the basin of the Mediterranean.' (S. 117.) Die zahllosen Emigranten sind nach Paris zurückgekehrt, aber auch von ihnen gilt dasselbe wie von den Bourbons, 'they have forgotten nothing and learned nothing' (S. 161). Der Haß der Italiener, besonders der Genuesen, richtet sich gegen die Österreicher. Geheime Verbindungen werden mit dem berühmten Gefangenen auf Elba unterhalten, die Unsicherheit in Genua hat ihren Höhepunkt erreicht. In diesen Hexenkessel gerät der junge Engländer Cosmo Latham von Latham Hall Yorkshire. Er sucht eine Jugendbekannte Adèle d'Armand auf, die mit ihren Eltern einst Aufnahme in Latham Hall fand, als der Marquis d'Armand, ein echter Royalist, aus Frankreich fliehen mußte. Um ihre Eltern vor der äußersten Not zu schützen, hat Adèle den Grafen Helion de Montevesso geheiratet, einen Emporkömmling von niedriger Herkunft, der in Indien auf unerklärte Weise großen Reichtum erworben hat und seinen Titel dem König von Sardinien verdankt. Die Ehe ist höchst unglücklich; man erwartet, daß Cosmo Latham als rettender Engel die junge Frau retten wird, da gerät er selbst in die Hände einer Bande von Verschwörern und wird entführt. Hier bricht der Roman ab, das Geschick Cosmos und Adèle d'Armands bleibt dunkel.

Aber auch der Torso zeugt von der ungeheuren Gestaltungskraft, der der Autor seine einzigartige Stellung in der englischen Literatur verdankt.

Wismar i. Meckl. O. Glöde.

Rudyard Kipling, *Debets and Credits*. Leipzig 1926. Tauchnitz Edition No. 4750. 318 S. Pr. M. 1,80.

Ein Alterswerk, mit allen jenen Eigenschaften, die den Verfasser einst berühmt gemacht haben. Bestes und Mißlungenes mit bezeichnender Kritiklosigkeit vermengt; packend durch die virtuose, impressionistische Technik des Erzählens und der Menschenschilderung, erkältend durch jene unangenehme Versatilität im sprachlich-stilistischen Sinne. Die Grenzen in der Begabung Kiplings kommen deutlich zum Vorschein: die starre Unverständlichkeit einer nur auf beschränktem Gebiete bedeutenden Persönlichkeit, an der alle geschichtlichen, sozialen und ästhetischen Wandlungen der Gegenwart spurlos vorübergegangen sind; die immer störender werdende Manier, durch ein ans Unverständliche grenzende Überwuchern des slang die Beherrschung der verschiedenartigsten Berufe und Milieus zu dokumentieren. Zu den besten Erzählungen des Bandes rechne ich *In the Interest of the Brethren*, das in stimmungsvollem Milieu die an Invaliden und Urlaubern des Krieges geübte werktätige Liebe des Hinterlandes verherrlicht, *The Janeites*, worin Kipling seine Verehrung für Jane Austen bekundet und die rührend-schlichte, von poetischer Humanität erfüllte Erzählung *The Gardener*, die alle übrigen Kriegsgeschichten Kiplings überleben wird. — Auch die Gedichte, die gewohntermaßen die Geschichten umrahmen und diesmal zum großen Teile den Oden Horaz' nachempfunden sind, stehen nur selten auf der Höhe der früheren; neben unvergeßlichen Schöpfungen — wie *Jane's Marriage* und *The Burden* — stehen andere, die durch flachen Journalismus oder durch überhitzte Rhetorik abstoßen.

Prag. E. Rosenbach.

LANDESKUNDE.

London und Umgebung. Mit Insel Wight. (Griebens Reiseführer, Bd. 9.) 15. Auflage. Mit 7 Karten und 5 Grundrissen. Berlin 1927. 288 S. Pr. M. 6,—.

New York und Umgebung. (Griebens Reiseführer, Bd. 86.) 6. Auflage. Mit 5 Karten und 1 Grundriß. Berlin 1927. 181 S. Pr. M. 5,—.

Griebens Führer durch London und New York sind ausgezeichnete Reisehandbücher mittleren Umfangs. Sie bieten auf knappem Raum bei guter Ausstattung und billigem Preis alles, was von den beiden Hauptstädten in erster Linie wissenswert ist. Nach den üblichen praktischen Vorbemerkungen über Reisezeit, Einreisebestimmungen, Zeitrechnung, Geld, Maße und Gewichte, Sprache, und nach allgemeinen Mitteilungen über Lage, Eigenart, Verfassung und Verwaltung u. dgl. geben sie zunächst ein ausführliches historisches Kapitel. Dann folgen Abschnitte über Reisewege, Ankunft, Unterkunft und Verpflegung, Verkehrswesen, Adressen von Konsulaten, Reisebüreaus, Banken, Bibliotheken, Kaufläden, Zeitungen, Bädern; ferner Angaben über Theater, Kinos, Konzerte, Sport und die Hauptsehenswürdigkeiten und Besuchszeiten. Daran schließen sich eingehende Beschreibungen der Städte und ihrer Umgebungen. In dem Londoner Führer wird außerdem die Insel Wight behandelt.

Anlage und Inhalt der Bücher sind von praktischen Erwägungen bestimmt und auf die Bedürfnisse des Durchschnittsreisenden zugeschnitten. Die Angaben sind klar und zuverlässig, aber auf die Haupttatsachen beschränkt. Für eingehendere Studien wird man andere Führer zu Rate ziehen müssen. Druck und Ausstattung sind gut. Die den beiden Führern beigegebenen Karten sind in der Mehrzahl recht gelungen; nur die Straßenkarten von London sind unübersichtlich und verwirrend und sollten allmählich durch bessere ersetzt werden. Diejenigen von New York sind wesentlich besser. Unpraktisch sind teilweise die Seitenüberschriften. Statt des allgemeinen Titels »Museen« sollte mindestens auf der einen Seite der Name des betreffenden einzelnen Museums aufgeführt werden. Die Aufzählung der Bilder und sonstigen Ausstellungsgegenstände in den verschiedenen Museen (ob von links oder rechts anfangend) sollte einheitlich geregelt werden, was verschiedentlich, zum Beispiel beim Victoria- and Albert-Museum in London, nicht der Fall ist.

J. H.

SCHULGRAMMATIKEN UND ÜBUNGSBÜCHER.

Brandeis-Reitterer, *Lehrbuch der englischen Sprache für Realschulen.* Erster Teil: *An English Primer.* Fünfte, veränderte Auflage besorgt von Dr. Fritz Karpf und Dr. Theodor Reitterer. Pr. geb. M. 4,—. — Zweiter Teil: *A First English Reader.* Vierte, veränderte Auflage besorgt von Dr. Fritz Karpf und Dr. Theodor Reitterer. Pr. geb. M. 4,—. Wien u. Leipzig, Franz Deuticke, 1926 [Dez. 1925].

1. Vgl. die Besprechung von *A First English Primer*, 2. Aufl. 1917 in Engl. Stud. 52, 397 (1918). Die fünfte Auflage unterscheidet sich von der zweiten mit VIII u. 105 Seiten schon durch den Umfang, der VIII u. 171 Seiten aufweist. *Lessons* 1—10 sind aus der zweiten übernommen, $11^2 = 18^5$, $13^2 = 12^5$, $17^2 = 13^5$, $22^2 = 18^5$, $23^2 = 17^5$, 25^2 teilweise $= 31^5$, $28^2 = 32A^5$. Neu hinzugekommen sind (14—16, 19—30, 32B, 33, 34) 14. Hare and Hounds, or the Paper Chase; 15. Hare and Hounds, or the Paper Chase *(Dialogue)*; 16A. The Months *(Poem)*; B. Christmas. Games; 19. 20 Boarding School I, II; 21. After Lessons; 22. A Football Match at Rugby; 23—26. Cuff' Fight with Doblin I, II, III, IV; 27A. How Robinson Crusoe helped himself; B. Mr. Nobody *(Poem)*; 18. A Boarding House; 29. A House in Hempton. Call. Tea.; 30. Dr. Johnson and Mrs. Thrale; 32B. Half the Price; 33. Boating; 34A. Fox Hunting; B. Hunting Song *(Poems)*. S. VIII. Die Sprechwerkzeuge (Querschnitt), a Diagram Showing the Organs of Speech. An Abbildungen werden außerdem geboten a Table of the English Coins und 8 Illustrations: Eton College Quad. Eton College: Extrance to Brewhouse Yard. Eton College: View from the Thames. Eton College: Boys at Play. Rugby School: The Close. Rugby School: The Head Master's House. London: London Bridge. The Thames, View from Richmond.

Aus dieser Angabe ist ersichtlich, daß der Versuch gemacht worden ist, ein möglichst vollständiges Bild von dem Leben und Treiben des englischen Volkes im Haus, in der Familie und im Staate vorzuführen. So ist ein reicher Inhalt geboten. Zugleich werden in den Lektionen 1—8 die Lautlehre, die Lautwerte der Vokalzeichen (einfachen und zusammengesetzten), insbesondere von eu, ou, ow behandelt, ferner die Biegung der Hauptwörter, Präsens des regelmäßigen Zeitwortes, unbestimmter Artikel, Verhältniswörter, persönliche Fürwörter, Geschlecht des Hauptwortes, Präsens von to be und to have, Befehlsform, Nennform; in Lektion 10 Seite 75 wird die Lautlehre mit der Übersicht über die Konsonanten abgeschlossen. In gleicher Weise wird die Grammatik in den Lektionen 9—34 behandelt. S. 109f. finden sich Texts in Phonetic Spelling (6th, 7th, 8th, 9th Lesson, nebst Another Practical Reading Lesson), die geeignet sind, die Bekanntschaft mit der phonetischen Schrift zu vermitteln. Ein grammatisches Inhaltsverzeichnis, alphabetisch geordnet, gibt S. 111—113 die Nummer der Lektion an, wo der grammatische Ausdruck erklärt wird. Anmerkungen (S. 114—129) enthalten die nötige Wort- und Sacherklärung. Den Schluß macht ein Wörterbuch (S. 130—170) mit Angabe der Aussprache bei jedem Worte, so daß der Schüler in der Lage ist, wenn er das eine oder andere vergessen hat, sich davon in Kenntnis zu setzen.

Nach alledem läßt sich *An English Primer* für das erste Jahr des englischen Unterrichts wegen der Fülle und der Behandlung des Stoffes allgemein, nicht bloß für Realschulen, angelegentlich empfehlen.

2. Vgl. die Besprechung von *An English Reader* 1918 in Engl. Studien 53, 450f. (1919). Der Inhalt ist insofern verändert, als einige Lesestücke dazu gekommen, andere mehr oder minder überarbeitet worden sind. Neu ist Nr. 7. London on a Sunday; Nr. 13. The Coaly Tyne; Nr. 19. A Trip to Staffa and Jona; Nr. 48. Alice in Wonderland; Nr. 49. Beauty and the Beast; Nr. 52. Launcelot and Elaine; überarbeitet ist Nr. 22. The British Empire

and its Population, als Ersatz dienen Nr. 34 II The Siege of Calais; Nr. 43. The Pilgrim Fathers; Nr. 44. My domestic Pets and What became of them hatte früher den Titel The Boy-Scientist. From a Diary, als Ersatz Nr. 53. Lispeth (by Rudyard Kipling); Nr. 54. Dora (by Alfred Tennyson), so daß die Anzahl der Nr. 5 von 51 auf 54 gestiegen ist. Der Inhalt hat dadurch wesentlich gewonnen, die Lesestücke sind durchweg in gutem Sinne belehrend und anziehend. Durch Nr. 1—22 gewinnen wir ein anschauliches Bild von I. The Home of the English; II. Landmarks of English History; Nr. 23—43 bieten eine Übersicht über 'große geschichtliche Ereignisse'; III. Sketches from Life Nr. 44—47 heitere Szenen des häuslichen Lebens; IV. Tales and Stories anziehende Erzählungen und Geschichte. In jedem der vier Abschnitte finden sich Gedichte, so daß auch neben der Prosa die Poesie zu ihrem Rechte kommt, so in I. Nr. 4. Upon Westminster Bridge (William Wordsworth); Nr. 12. Home Thoughts from Abroad (Robert Browning); Nr. 15. From a Railway Carriage (R. L. Stevenson); Nr. 18. Farewell to the Highlands (Robert Burns); Nr. 21. Let Erin Remember the Days of Old (Thomas Moore); in II. Nr. 24. The Passing (Dahinscheiden) of Arthur (Alfred Tennyson); Nr. 32. King John and the Abbot of Canterbury (Percy's Reliques of ancient English Poetry); Nr. 40. Ye Mariners of England (Thomas Camphelt); in IV. Nr. 50. The Pied Piper of Hamelin (Robert Browning); Nr. 54. Dora (Alfred Tennyson). Die Seiten 157—168 enthalten Notes, neben einigen sachlichen Erläuterungen (z. B. **1**, 3 Number of inhabitants . . . **2**, 17 Antipodes . . .) besonders Auskunft über die Eigennamen. Es kann hinzugefügt werden: vor 24, 21: 24, 13, 11 Newcastle: merke to carry coals to Newcastle, deutsch dafür 'Eulen nach Athen (Wasser ins Meer) tragen'; griech. *γλαῦκ' Ἀθήναζε, γλαῦκ' εἰς Ἀθήνας* (Ar. Aves 302). Dankenswert sind am Schluß die 29 Illustrations, 2 Maps 1) The British Isles vor S. 1, 2) A Bird's Eye View of London. Jedem Lesestück folgen Exercises (Questions and Answers, Word-Lists and Synonyms, auch Derivation, Compositions, u. dgl.), die Anm. zu **12**, 65 S. 158 ist besser zu vervollständigen: Misery acquaints a man with strange bedfellows, a quotation from Shakesp., *Tempest* II 2, 42. Deutsch: Die Not bringt einen zu seltsamen Schlafgesellen (Büchmann, Geflügelte Worte). Die Frage auf S. 15: What was old St. Paul's like? ist schwer zu beantworten; nach dem Text könnte die Antwort etwa lauten: It was like a common thorough fare for porters and carriers, aber das klingt doch etwas sonderbar, daher wird die Frage besser durch eine andere ersetzt, z. B. How was the Cathedral of St. Paul's used sometimes? — Der Inhalt und die tadellose Form der Sprache machen das Buch nicht bloß für die Schule, sondern auch zum Lesen für alle geeignet, die sich mit dem Leben und Treiben des Volkes, seiner Geschichte bekannt machen und an Erzählungen und Geschichten, auch an Gedichten erfreuen wollen.

Dortmund. C. Th. Lion.

Otto Menges, *English Composition.* Aufgaben nebst Vorbereitungen zu mündlichen und schriftlichen Stilübungen hauptsächlich im Anschluß an die Schullektüre. Halle, Hermann Gesenius, 1925. XII + 162 S. 8°. Pr M. 3,60, geb. M. 4,60.

Der Verfasser nimmt an, daß in der Schule das eine oder andere Stück von Shakespeare gelesen wird; *Richard II.*, *King Henry IV.*, *Merchant of Venice*, *Julius Cæsar*, *Macbeth*, *King Lear*, *Hamlet*, *Coriolanus*; ferner Byron, Scott, Dickens, Tennyson, Minor Poetry, behandelt Prosaschriftsteller für höhere Klassen (Lord Chatham), Pitt the Younger, Macaulay, Carlyle, Ruskin, M. Arnold); 3 Abschnitte aus der Geschichte der englischen Literatur, 26 Themata aus dem Alltagsleben (teilweise mit Angabe des Entwurfs oder des Umrisses), in gleicher Weise (No. 153—164 und weitere Themata a—e) aus der Geschichte als Zugabe zu den Nummern 104—117, 178—191 und schließt mit den Thematen 165—177 aus Wissenschaft, Technik, Industrie und Handel. Dazu kommen noch zwei Anhänge (S. 137—162): der erste Anhang bietet eine geschichtliche Übersicht über den ganzen Weltkrieg (1914—1918), dessen disponierter Stoff zu Klassenarbeiten dienlich sein kann. Der zweite Anhang gibt (im Anschluß an die amtlichen Richtlinien) die Ansichten des Verfassers on Teaching English Composition in German Schools, und er hofft, daß seine Ausführungen bei der Verteilung der in dem Buche gegebenen Stoffe auf die einzelnen Unterrichtsstufen, je nach der Schulart, von Nutzen sein und manchem Kollegen und mancher Kollegin willkommen sein werde. Für die Behandlung der Gedichte wird der Abschnitt über Metrik (Metrical Appendix S. 78f.) genügende Auskunft geben. S. 100 Z. 16 statt numher lies number, S. 156 Z. 19 statt wand, lies ward. Der Lehrerwelt kann das Buch nur angelegentlich empfohlen werden; es ist augenscheinlich mit Liebe ausgearbeitet und verdient liebevolle Aufnahme. Es sei noch erwähnt, daß in demselben Verlage von demselben Verfasser *The World War, Der Weltkrieg*, Tatsachen, Sätze, Wendungen und Wörter nebst Aufgaben für Aufsätze und Vorträge (Deutsch und Englisch) für den Gebrauch in Schule und Haus in 4 Teilen, in steifen Umschlag geheftet zu M. 0,90, 0,90, 1,15, 1,25 veröffentlicht worden ist; ebenso La guerre Mondiale (Deutsch und Französisch).

Dortmund. C Th. Lion.

Wilhelm Swoboda, *Lehrbuch der englischen Sprache für höhere Handelsschulen.* I. Teil: *Junior Book*, Lehr- und Lesebuch für den ersten Jahrgang. Vierte, umgearbeitete Auflage. — II. Teil: *Senior Book*, Lehr- und Lesebuch für den zweiten Jahrgang. Dritte, veränderte Auflage. Besorgt von Dr. Hugo Grohmann, Professor an der Wiener Handelsakademie. Franz Deuticke, Wien und Leipzig, 1924.

Obwohl dieses Werk mit Erlaß des Bundesministeriums vom 2. Juni und 12. Juli 1924 zum Unterrichtsgebrauch an höheren Handelsschulen (Handelsakademien) allgemein zugelassen ist, erscheint es für kaufmännische Bildungszwecke nicht sehr geeignet. Der erste Teil wenigstens, der mit Kinderversen wie Little Jack Jelf und Pat-a-Cake beginnt und mit Kindergeschichten wie How the Rhinoceros Got His Skin und Richard the Lion-Hearted schließt, entspricht einem Intelligenzalter bis zu höchstens zehn Jahren. Im zweiten Teile hat nur der Abschnitt "Business Letters and Exercises" mit vierzehn Seiten umfassendem Commercial Dictionary ausgesprochen kaufmännischen Einschlag. Die anderen Stücke sind für eine Fachausbildung zum Teil verfehlt, wie die Gedichte The Slave's Dream von Longfellow, Scott's Hunting Song und Southey's Battle of Blenheim oder wie Auszüge aus Tramps Abroad, The

Pickwick Papers und Three Men on the Bummel, zum Teil zu ausgefallen und veraltet. Von Bummarees wird mancher, der längst über den zweiten Jahrgang seines englischen Sprachstudiums hinaus ist, noch nichts gehört haben. In dem Aufsatz The Penny Post heißt es noch: Sixty years ago, when our Queen ascended the throne . . . Die Erzählung über Indien berichtet die Erlebnisse des Prinzen von Wales im Jahre 1875 und gibt als Regierungssitz noch Kalkutta an. Veraltet ist auch die Abbildung der Bank of England and Royal Exchange mit zwei Pferdeomnibussen im Vordergrund, ferner die vom alten General Post Office, das ja bereits dem Abbruch verfallen ist.

Die Anlage des Werkes ist nicht sehr gründlich, und der Umarbeitung sind Mängel entgangen, die in einer 4. Auflage befremden. So befindet sich im ersten Lesestück (Our Classroom) der Satz: Maps are hanged on the wall. Ein Übungssatz lautet: I write much prittier than my friend (p. 43); ein anderer gar: Far enough different (p. 79). Auch die deutschen Mustersätze sind häufig recht mißlungen. Z. B.: Haben Sie welche Schreibhefte, einfach liniert und Rand? (p. 52) oder: Wenn man jemand einen Brief oder eine Karte schreiben will, die er am nächsten Tag erhalten soll, dieser Tag aber ein Sonntag ist, darf man nicht am Samstag schreiben, da Sonntag Briefe nicht ausgetragen werden. Wenn man es vergißt, so muß man telephonieren, vorausgesetzt, der Adressat hat ein Telephon im Haus (p. 80). Ferner ist die Anzahl sinnwidriger Übungssätze sehr groß, wie: The gas is lighted while it is still dark in the morning (p. 14); During our lessons the walls are decorated with pictures (p. 15); I should write my exercise if I knew which (p. 42) usw. Übungsfragen sind ebenfalls reichlich überarbeitungsbedürftig. Dem Satze: The dinner will give no pleasure if the table-cloth is dirty folgt z. B. die Frage: What must not be if a dinner is to give pleasure?; Robinson Crusoe was the only person on a far away island, where he had escaped after the wreck of the ship ergibt die Frage: Where did Robinson Crusoe escape? »Zur Darstellung der Aussprache«, heißt es einleitend, »führen wir eigene Zeichen ein, deren jedes immer nur einen Laut bezeichnet.« Mother jedoch wird durch madhə und hearth durch hāth lautschriftlich wiedergegeben. Eine Ausspracheregel gibt an, daß o] vor stimmlosen Reibelauten gedehnt lautet, mit den Beispielen: cross, frost, often und cloth.

Was den Abschnitt Business Letters and Exercises anlangt, so ist auch darin ein gewisser Mangel an zeitgemäßer Behandlung festzustellen. Zwar enthalten die einleitenden Bemerkungen ganz guten Rat, aber schon in seiner Fassung kommt er nicht zur Geltung und noch weniger in den Musterbriefen, die folgen. "In business", so heißt es eingangs, "a great consideration is 'time', and therefore express yourself briefly but guard against ambiguity. Never make use of high-strung language but write in every day's language whilst commercial terms and abbreviations may be freely used". Nun, weder von every-day language noch von brevity ist viel zu finden, und ambiguity ist auch nicht ausgeschaltet; dafür einige Beispiele: In receipt of your esteemed letter of the 22nd inst. we beg to inform you that we have forwarded your kind order for cutlery to-day . . . (p. 87). In reply to your favour of the 5th inst. we hereby beg to acknowledge with thanks receipt of your cheque for . . . (p. 88). Your favour of the 14th of last month reached us in due course, and we are much pleased to inform you that we have this day delivered . . . (p. 96).

I have before me your esteemed letter of the 20th of last month and account current of the same date showing a balance in your favour of K . . ., which is correct. Kindly draw for the same amount at 60 days' sight on Messrs . . ., to whom I am writing by to-night's mail requesting them to honour your draft to the debit of your account (p. 113). Kindly check the account, and, if found correct, please place balance to the credit of our new account. Please own receipt of the same in due course and oblige Yours truly (p. 121).

Die verschiedenen Gruppen von Briefen vorausgeschickten Erklärungen lassen nicht minder zu wünschen übrig, manchmal in sachlicher Hinsicht, wie A crossed cheque is of no value whatever to anyone except the payee (p. 94), manchmal in der Fassung wie z. B.: A cheque may be expressed in any language, English or foreign. It may be, with the exception of the signature, printed, lithographed or engraved, or other like means (p. 94). It must be drawn on a banker, who must be named (p. 94). A bill is negotiable unless it contains words unequivocally prohibiting transfer or indicating an inclination that it shall not be transferable (p. 110).

Mannheim. F. R. Mattis.

SCHULAUSGABEN.

Diesterwegs *Neusprachliche Lesehefte.*

Herausgeber der Englischen Reihe: Oberstudiendirektor Dr. Krüper.
M. Diesterweg, Frankfurt a. M.

50. *Areopagitica.* A Speech of Mr. John Milton for the Liberty of unlicensed Printing. Ausgewählt und mit Anmerkungen versehen von R. Ritter. 32 S. 1925. Pr. M. 0,60.
81. *The English Towns.* Ausgewählt u. mit Anmerkungen versehen von K. Schröder. 28 S. 1925. Pr. M. 0,60.
84. Robert Louis Stevenson, *Will o' the Mill.* Edited by H. Raab. 40 S. 1925. Pr. M. 0,90.
85. Lord Haldane, *Great Britain and Germany.* Herausgegeben von G. Schad. 31 S. 1925. Pr. M. 0,60.
87. Nathaniel Hawthorne, *The Pygmies.* Herausgegeben von P. Bernhardt. 33 S. 1925. Pr. M. 0,60.
89. *Just so Stories.* Selected and adopted for Beginners by O. Barnstorff. 32 S. 1925. Pr. M. 0,60.

Die *Areopagitica* (1644) versetzt uns in die Zeit, wo das puritanische Bürgertum mit den Feudalmächten um die politische Macht rang, eine Zeit von gleich hoher Bedeutung für die innen- wie außenpolitische Entwicklung Englands. Milton wendet sich hier an das Long Parliament, das die Volksrechte energisch wahrte. — Der Lesestoff *The English Towns* ist ohne Kürzungen dem Werke Greens ‹*A Short History of the English People*› entnommen und zeigt, daß die städtische Verwaltung keine Parteisache ist; der Sozialismus ist bisher in den Stadtverwaltungen wenig hervorgetreten. Das Rückgrat des städtischen Lebens ist überall der reiche Mann mit starker kommunaler Gesinnung. — Stevensons reizende Erzählung *Will o' the Mill* empfiehlt sich als anziehender Lesestoff für die Jugend von selbst, ebenso wie Nathaniel

Hawthornes '*The Pygmies*', eine der 6 Geschichten der *Tanglewood Tales*, die noch heute jedes Kind in Amerika und England mit Begeisterung liest. Diese Sage bietet der kindlichen Phantasie reiche Nahrung, zeigt sprachlich keine Schwierigkeiten und eignet sich somit als Anfangslektüre für solche Schüler, die mit dem Englischen schon in der Sexta anfangen. Dasselbe gilt von den 8 Erzählungen, die unter dem Namen *Just so stories* vereinigt sind. Der Titel stammt von Rudyard Kipling, dessen Buche *Just so Stories* VI (*How the Whale got his Throat*) und VII (*How the Rhinoceros got his Skin*) entnommen sind. Die übrigen Erzählungen sind I. *The Princess and the Pea* (by H. Chr. Andersen)[1]. II. *The Selfish Giant* (by O. Wilde). III. *Why the Rabbit's Tail is short* (Southern: Elson Primary School Reader, edited by Scott, Foresman and Company, Chicago and New York). IV. *The Wise Jackal. A Tale from India* (Jb.). — V. *The Cunning Farmer* (Tappan: Old Ballads in Prose, edited by the Hougthon Mifflin Company, Boston). VIII. *A Narrow Escape* (From Tales from Chambers's Journal). — Das letzte Heft bringt die berühmte Rede Lord Haldanes, des Übersetzers von Schopenhauers »Die Welt als Wille und Vorstellung«, 1906 bis 1912 Kriegsminister, 1912 bis 1915 und nach dem Kriege Lordkanzler. Die Rede "*Great Britain and Germany*"[2] hielt er am 3. August 1911 bei der Eröffnung eines Ferienkursus an der Universität Oxford.

Aus den den Anmerkungen vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen (S. 25—27) ist besonders die Warnung bemerkenswert, daß einzelne Anzeichen dafür, daß die feindschaftliche Einstellung der Engländer gegenüber deutscher Art und deutschem Wesen sich allmählich bessert, nicht überschätzt werden dürfen. Dies gilt auch für die Stellungnahme der Leiter der Rugby-Schule und der Perse-Schule in Cambridge, Dr. Vaughan und Dr. Rouse, auf der großen Erziehungskonferenz in London im Januar 1925, die verlangten, daß kein Schüler ein Abgangszeugnis einer englischen höheren Schule erhielte, der nicht eine gewisse Kenntnis der deutschen Sprache besitze. (Vgl. Krüper, Deutschkunde im englischen Unterricht, Diesterweg 1924, S. 1—27; Dibelius, *England*, I 97—100, II 186—229.)

Im ganzen muß man anerkennen, daß die große Auswahl, die die Sammlung der Lesehefte bietet, dem Lehrer gestattet, die Forderungen der neuen Lehrpläne sofort zu verwirklichen und den Unterricht kulturkundlich zu vertiefen, zumal der billige Preis der einzelnen Hefte eine reichliche Verwendung im Unterricht ermöglicht.

Wismar i. Meckl. O. Glöde.

---

[1]) Die Quellen, aus denen der Herausgeber schöpft, können den Fachgenossen empfohlen werden, die Stoff zur Lektüre für Anfänger suchen.

[2]) Authorised edition. Published from Haldane, Universities and National Life, London 1912 with the special permission of Mr. John Murray, London.

MISZELLEN.

DIE VERWENDUNG DES ZEICHENS > IN DER SPRACHWISSENSCHAFT.

Zur Andeutung der sprachgeschichtlichen Umwandlung eines Lautes oder einer Flexionsform aus einer älteren in eine veränderte, jüngere Form wird vielfach der Kürze halber das Zeichen > verwandt; aber in der Art seiner Verwendung besteht unter den Sprachforschern keine völlige Übereinstimmung. In der deutschen Sprachwissenschaft allerdings wird das Zeichen >, soweit ich sehe, wohl allgemein so angewandt, daß die Spitze des Winkels auf die jüngere Form hinweist; z. B. ae. *ā* > me. *ǭ*, ae. *bēam* > me. *bę̄m*. Wie mir Kollege Luick mitteilt, ist auch ihm aus seiner Lektüre während der letzten zwanzig Jahre bei deutschen Forschern kein gegenteiliger Fall erinnerlich. Auch die Sprachforscher der übrigen Völker gebrauchen das Zeichen in der weit überwiegenden Mehrzahl in diesem Sinne; so Jespersen in seiner *Modern English Grammar*, Zachrisson in *The English Pronunciation at Shakespeare's Time*, Huchon in seiner *Histoire de la Langue Anglaise*, Wright in seinen Grammatiken, Roberts in *The Place-Names of Sussex* u. a. Aber einzelne Grammatiker weichen doch von dieser Regel ab. Wyld in seiner *Short History of English* und in *A History of Modern Colloquial English* verwendet das Zeichen im Gegensatz zu den übrigen Forschern so, daß die Spitze des Winkels auf die ältere Form weist, die den Ausgangspunkt der Entwicklung bildet, z. B. ahd. *selah* > **selh*, me. *ū* < *ūᵘ* < *ou* < *au*. Dagegen hat Mutschmann in seiner Übersetzung von Wylds *Short History* sich mit Recht dem allgemeinen Brauch angeschlossen. Und Wyld selbst laufen gelegentlich Inkonsequenzen unter, wenn er zum Beispiel in der dritten Auflage seiner *Short History* § 266 schreibt: *dew* < M. E. *dēu*, O. E. *dēaw*.

Es ist klar, daß diese verschiedenartige Verwendung desselben Zeichens störend wirkt und leicht zu Mißverständnissen Anlaß

geben kann. Eine Einigung erscheint deshalb sehr wünschenswert. Ich glaube, sie kann nur durch allgemeine Annahme der erstgenannten Gebrauchsweise erfolgen, wonach die Spitze des Winkelzeichens auf die jüngere Form gerichtet ist. Das empfiehlt sich nicht nur deswegen, weil die überwiegende Mehrzahl der Forscher das Zeichen bereits in diesem Sinne verwendet, sondern dafür scheinen auch innere Gründe zu sprechen. Das in Frage stehende Zeichen ist doch wohl als Pfeilspitze aufzufassen, und das Pfeilzeichen wird allgemein in der Weise verwandt, daß die Spitze des Pfeils auf das Endziel einer Bewegung oder Strömung, nicht aber auf den Ausgangspunkt gerichtet ist. Ich glaube, damit ist die Frage der Gebrauchsweise des Zeichens $>$ grundsätzlich entschieden. Es wäre dankenswert, wenn die wenigen bisher noch abseits stehenden Forscher sich in Zukunft dem allgemeinen Brauch anschließen würden.

Um jeglichen Irrtum auszuschließen, könnte man der Pfeilspitze ja noch den Schaft hinzufügen und ein regelrechtes Pfeilzeichen $\rightarrow$ gebrauchen; aber das nimmt etwas mehr Raum weg, und die bisher benutzte Pfeilspitze wird bei übereinstimmender Verwendung auch genügen.

Heidelberg. Johannes Hoops.

EIN UNVERÖFFENTLICHTER BRIEF DAVID HUMES.

Der folgende Brief David Humes befindet sich in der Autographensammlung der Nationalbibliothek in Wien. Er ist in der ausgezeichneten Sammlung von J. H. Burton: *Life and Correspondence of David Hume* nicht enthalten und, soviel ich sehe, auch sonst noch nicht publiziert worden.

Sir

It is some time ago, that I receivd and read with Pleasure the excellent Translation, with which you have honour'd my political Discourses. It gives me great Satisfactión to find my Sense so justly preservd, and at the same time embellish'd by the Propriety & Elegance of your Expressions. I have sent you the first Volume of my History of Great Britain; and wou'd consider it as a very great Happiness, if you cou'd think it worthy your Approbation; but much more, if it cou'd engage you to do it the same Honour, that you have done to the political Discourses. There are many Passages in the History, which will require Notes

to explain them to Foreigners; and I know none so capable of that Undertaking as yourself. Your Knowlege of the English Constitution and Manners will enable you to remove all Difficulties: and if you shou'd happen to be at a Loss in any Place, be so good as to write me; and I shall endeavor to communicate to you all the Lights, which I have been able to acquire by a long Application to this Subject. I have the Honour to be

Sir

Your most obedient and most humble
Servant

Edinburgh
6th Nov. 1755 David Hume.

Der Brief besteht aus einem einseitig beschriebenen Quartblatt, das keinerlei Adreßvermerk aufweist. Der Inhalt des Briefes selbst berechtigt uns allerdings, wie ich glaube, gewisse Vermutungen über die Person des Adressaten aufzustellen. In dem Brief ist von einer Übersetzung der *Political Discourses* die Rede, die von dem Adressaten veröffentlicht worden war. Nun sind vor der Zeit der Abfassung des Briefes folgende Übersetzungen dieser Schrift erschienen: 1. eine französische Übersetzung von Eléazar Mauvillon (1712—1779), nach der Angabe bei Burton (Bd. I., S. 365) 1753 veröffentlicht; 2. eine gleichfalls französische Übersetzung von Abbé Le Blanc (Jean Bernard Leblanc, 1707—1781); die Vorrede der mir vorliegenden Ausgabe ist datiert 1. März 1755, doch bezeichnet sich die Ausgabe selbst auf dem Titelblatt als "Nouvelle édition", nach Burton l. c. wäre die Übersetzung bereits 1754 erschienen, was auch mit den Angaben der "Biographie Universelle" übereinstimmt; 3. eine deutsche (anonyme) Übersetzung unter dem Titel: »Herrn David Humes Esquire Vermischte Schriften über die Handlung, Manufakturen und die anderen Quellen des Reichtums und der Macht eines Staates. Aus dem Englischen übersetzt.« Das Vorwort dieser Übersetzung trägt das Datum: »Hamburg, den 5. Oktober 1754.« Eine zweite Auflage erschien 1766. Verfasser dieser Übersetzung ist der Seelsorger Hermann Andreas Pistorius (geboren im April 1730 in Bergen, gestorben am 10. November 1798), der später auch Schriften anderer englischer Philosophen (Hartley's Observations on Man, Priestley u. a.) übersetzte.

Der Brief dürfte wohl an einen der drei genannten Übersetzer gerichtet sein. Dafür daß Le Blanc der Adressat ist, würde sprechen, daß Le Blanc in England gereist und ein Werk "Lettres d'un Français sur les Anglais" veröffentlicht hatte, so daß Hume bei ihm am ehesten jene Kenntnisse voraussetzen konnte, von denen er in seinem Brief spricht. Andererseits würde für Pistorius als Adressaten der Umstand sprechen, daß Hume erwähnt, er habe das Buch "some time ago" erhalten, was mit der Erscheinungszeit der Pistoriusschen Übersetzung (Winter 1754/55) gut stimmen würde. Davon, daß Pistorius eine Übersetzung des geschichtlichen Werkes von Hume begonnen hätte, ist mir freilich nichts bekannt.

Wien. Walther Eckstein.

JOHANNA D'ARC ALS NATIONALISTIN UND PROTESTANTIN.

Unter den von Shaw in der Vorrede zur *Heiligen Johanna* angeführten Namen seiner Vorgänger in der Johanna-d'Arc-Dichtung vermissen wir einen, den wir zu finden erwartet hätten, nämlich Thomas de Quincey, der gewissermaßen als Prophet und Verkünder des großen Iren gelten kann [1]). Auch die paradoxe Ironie de Quinceys erinnert an den Shawschen Stil, aber sie ist viel schwächer und artet nicht selten in bloße Albernheit aus. Angeregt wurde de Quincey durch die im Jahre 1847 erschienene englandfeindliche *Histoire de France* von Michelet; er wollte auch gewisse Ansichten widerlegen, die Robert Southey in seinem Jugendwerk, der erzählenden Dichtung *Joan of Arc*, ausgedrückt hatte. De Quincey schrieb seinen etwa 20 Seiten langen Aufsatz im Jahre 1847, ohne jedoch die von Quicherat schon 1841 veröffentlichten Prozeßakten benutzt zu haben.

Bekanntlich hat Shaw die Johanna als eine energische und scharfsinnige Tochter des Mittelstandes geschildert, die zwar analphabet war, aber handarbeiten konnte wie eine vornehme Dame, und die, freilich ohne es zu ahnen, Nationalistin und Protestantin war. De Quincey führt aus, daß sie aus Büchern nichts gelernt, jedoch aus andern Quellen eine viel wertvollere Bildung geschöpft hätte, denn sie hätte die Stille und Weite des Wasgenwaldes und

---

[1]) Th. de Quincey war der bekannte Verfasser der *Confessions of an Opium-Eater*. Sein Aufsatz über die Johanna steht im fünften Band seiner *Collected Writings* herausgegeben von Masson, Edinburgh 1890.

den Wechsel der Jahreszeiten erlebt. Auch hätte der katholische Gottesdienst mit den gemalten Fenstern und dem berauschenden Orgelspiel auf sie eingewirkt. Gerade damals wäre sowohl Frankreich als auch die ganze Welt voll von Erwartung gewesen. Durch verschiedene welterschütternde Ereignisse wären die Seelen der Völker aufgewühlt worden; denn die Kreuzzüge gingen zu Ende, der Tempelherrenorden wurde aufgelöst, vom Heiligen Stuhl wurde so oft der Bann in die Welt geschleudert, nie dagewesene Epidemien hatten Europa heimgesucht, es hatte zahlreiche erbitterte Bauernaufstände gegeben:

> "The collossal figure of Feudalism was seen standing on tip-toe at Crécy[1]), preparing for flight from earth; that was a revolution unparallelled, and yet that was a trifle by comparison with the more fearful revolutions which were mining below the Church. Joan's voices therefore were due to the prevailing consciousness that great events were impending."

Es gab viele Gestalten wie Johanna, aber nur die eine hatte die Kraft, sich durchzusetzen.

Im wesentlichen also vertritt de Quincey den Standpunkt Shaws, obwohl ihm dessen scharfe und ausführliche Analyse abgeht. Er hält auch die Erkennung des Dauphins durch Johanna für einen Trick der Höflinge und meint, sie wäre doch eine Hirtentochter gewesen. Das Gericht hält er für bestochen. Der übrige Inhalt seines Aufsatzes hat kein besonderes Interesse.

Hamburg. J. K. Bostock.

---

56. VERSAMMLUNG DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER IN GÖTTINGEN
vom 27. bis 30. September 1927.

Die Veranstalter dieser bedeutsamen Tagung wollten nichts Geringeres als uns einen lebensvollen Einblick in die wichtigsten Gebiete unserer heutigen Gesamtkultur verschaffen, und an Vielseitigkeit und Vollständigkeit ließ das Programm wahrhaftig nichts zu wünschen übrig. Wer die nötige Zeit und Spannkraft aufbrachte, konnte sich belehren lassen über die Typen der farblosen Märtyrerlegende, die römische Taktik zu Beginn der Kaiserzeit, das Verhältnis von Bierstudent und Sportstudent, die indogermanischen Namenklassen als Bedeutungsklassen, Kirchhof- und Begräbnistänze, den babylonischen Turm, neue Ergebnisse der

---

[1]) Die Schlacht im Jahre 1346, wo die englischen Bogenschützen die französischen Ritter vernichteten.

Photochemie, Etruskisches in der lateinischen Wortbildung, landschaftskundliche Aufnahmen in der Rhön usw. usw. Weniger wäre in diesem Falle vielleicht mehr gewesen. Für den einzelnen beschränkte sich die Teilnahme praktisch nur auf die Teilnahme an den allgemeinen Sitzungen und an den Veranstaltungen seiner Spezialsektion. Von den allgemeinen Vorträgen hatte für den Anglisten besonderes Interesse der Vortrag von Schöffler (Köln) über *England und die deutsche Bildung*. Einleitend wies er die Unvollständigkeit der Kulturlinie: Hellas, Rom, Paris nach und vervollständigte sie durch die zweiästige Linie Madrid—Rom—Paris. Ausführlich legte er die Faktoren dar, die Madrid und Wien dem europäischen Kulturkreise übermittelt haben. Außer Rom sind alle diese Zentren entthront durch ein neues, das am nordwestlichen Rande Europas entstanden ist. Als das ancien régime auf seiner stolzesten Höhe stand, begann die Nordwestlinie europäischen Geistesgeschehens zu wirken. Ziemlich unabhängig von der Mittelmeerkultur hatte sich in England eine Kultur entwickelt, deren Seele nicht supranatural war, deren Philosophie empiristisch-sensualistisch, deren Ethik eudämonistisch-diesseitig war, deren Wissenschaft schweigende Beobachtung der Natur allem Disputieren vorzog, deren Methoden induktiv waren, deren soziales Sehnen die Atomisierung der Gesellschaft war, deren letzter Kirchenverfassungsgedanke genossenschaftlich, deren Staatsverfassungsideal weitgehende Selbstverwaltung war. Der hartnäckige Kampf Londons gegen Paris, das nicht wahrhaben wollte, daß die Ideen der Volkssouveränität, die Menschenrechte, die Rechte der Minderheiten angelsächsischen Ursprungs sind, kann heute als Sieg Londons gebucht werden. Darüber hinaus steht fest, daß die angelsächsische Entwicklung die Dominante im europäischen Kulturkreis geworden ist. Wir stehen jetzt im angelsächsischen Tage der Weltgeschichte, mögen wir die Sonne dieses Tages begrüßen oder verwünschen. Eine deutsche Bildung, welche sinnvoll die Umwelt betrachtet, ist ohne Wissen um Angelsachsen nicht mehr denkbar. Ein Bemühen um Angelsachsen und Englisch ist kein Bildungsopportunismus, sondern ein Drang nach den außerhalb unseres Wesens fließenden Quellen gegenwärtiger Lebensfülle. Wir müssen uns aber der Gefahren bewußt werden, welche die Standardisierungsbestrebungen für Europa und insbesondere für Deutschland im Gefolge haben.

In der von Hecht (Göttingen) sorgsam vorbereiteten und

vorbildlich geleiteten anglistischen Sektion sprach als erster Redner Brandl (Berlin) über *Spracheinheit und Sprechereinheit.* Zunächst stellte er fest, daß Spracheinheit nicht Sprechereinheit ist, denn: 1. Lehn- und Kulturwörter werden wechselnd gebraucht, 2. logische Verwendung ein und desselben Wortes bedingt verschiedene Aussprache, 3. Das Temperament des Sprechers wechselt. Zur Sprache gehört neben dem Artikulieren das Hören. Das Ohr nimmt aber nicht alles Gesprochene auf; es läßt Gleitlaute fallen und kann die Tonhöhe nicht genau messen. Mit Hilfe des Oszillographen lassen sich diese Unterschiede fixieren. Spracheinheit ist wesentlich Frucht von Bildung, hängt nicht am Sprecher. Sprecher und Hörer gleichen aus, vornehmlich in Schule und Gesellschaft. Neben den physisch begründeten Lautgesetzen stehen geistige. Für die künftige Forschung gelten folgende Thesen: 1. Wir müssen die lebendige Sprache aufzufassen trachten und bei Erzeugnissen früherer Jahrhunderte zwischen lebendiger und literarischer Sprache unterscheiden, 2. zur Erreichung exakter Ergebnisse ist die Verwendung von Maschinen unerläßlich.

Funke (Bern) behandelt *J. Harris' "Hermes" und die gegenwärtige semasiologische Forschung.* Die beiden ersten Bücher des Neffen Shaftesburys sind ihrem Wesen nach nichts anderes als die Skizze einer allgemeinen deskriptiven Bedeutungslehre mit oft überraschenden Problemstellungen. Das dritte Buch ist dem Individuellen der Sprache gewidmet. Harris sucht die psychischen Wurzeln der sprachlichen Erscheinungen; er erkennt schon die Aktionsarten. In ihm spiegeln sich die mit der Renaissance anhebenden Strömungen: Universalismus und Individualismus. Diese Sprachbetrachtung nach der universellen wie nach der individuellen Seite gilt auch für uns. Zum Schluß des Vortrags wies Hecht mit Recht darauf hin, wie viele ungehobene Schätze noch in der Literatur des 18. Jahrhunderts liegen.

Horn (Breslau) wies in seinen Darlegungen über *Zweck und Ausdruck in der Sprachentwicklung* nach, daß die Sprache sich nicht in Zwecktätigkeit erschöpft, daß sie zugleich Ausdruckstätigkeit ist. Der Widerstreit der beiden Kräfte läßt sich verfolgen an der Geschichte des englischen Demonstrativpronomens bis in die heutigen Mundarten hinein. Das Neben-, Gegen- und Ineinander der beiden Kräfte geht nicht nur durch die Entwicklung der Sprache hindurch, sondern gilt auch sonst im Leben. Einseitige Betonung der Ausdruckstätigkeit führt zu dem Fehlen einer

idealistischen Beseelung, einseitige Betonung der Zwecktätigkeit zu allzu rationalistischer Sprachbetrachtung. Der Redner gab, wie Hecht betonte, tiefe Einblicke in das Sprachleben.

Als letzter Redner des ersten Tages sprach, von Hecht als warmer Freund Deutschlands herzlich begrüßt, der jüngst so tragisch ums Leben gekommene H. G. Scheffauer (Berlin) über den *Naturalismus in der amerikanischen Literatur.* Während der Naturalismus in der europäischen Literatur bereits eine überholte, teilweise sogar abgetane Bewegung ist, wirkt er in Amerika höchst revolutionär und neu. Vor 1914 las das Volk die süßlichen, sentimentalen Gesellschaftsromane, die das Leben im naiven Optimismus glücklich und angenehm schilderten. Bis die große Ernüchterung kam mit dem furchtbaren Realismus des Weltkrieges, der mit seiner grausamen Wahrheit alle Illusionen zerstörte. Das bedeutete Bankerott der Ritterlichkeit, des großen moralischen Kreuzzuges und des Wilsonschen Idealismus. Im allgemeinen kann man jetzt sagen, daß die Amerikaner sich jetzt den Naturalismus gefallen lassen und damit reif geworden sind für die von der romantisch-puritanischen Vergangenheit verschleierten Probleme des Lebens.

Der Vormittag des folgenden Tages brachte die Vorträge von Flasdieck-Jena, Mutschmann-Dorpat, Schücking-Leipzig. Flasdieck erörterte *die Idee einer englischen Sprachakademie in Vergangenheit und Gegenwart.* Nach einer Skizzierung der Geschichte der Vorschläge und Ansätze zur Gründung einer englischen Sprachakademie behandelt der Referent systematisch die Gründe für und wider. Verschiedene äußere und innere Gründe haben die Verwirklichung verhindert, und heute herrscht Ablehnung auf der ganzen Linie; rationale Bewußtheit liegt nicht im Wesen englischer Kultur, englischer Individualismus ist der tiefste Grund für die Ablehnung der Sprachakademie. In der Besprechung wies Hecht darauf hin, daß das erste große Programm für eine Sprachakademie schon 1660 in einer Schrift der London Society entwickelt worden ist; ferner betonte er, daß die großen Dichter, besonders der Romantik aus ihrer sprachschöpferischen Kraft heraus Widerspruch gegen den Plan einer Akademie erhoben, und erwähnte im besonderen die Forschungen Spiras über Shelley.

Mutschmann sprach in einwandfreiem Englisch über *The American Language.* Die Sprachverhältnisse in den U. S. kennzeichnete er durch den Ausspruch: »Der Amerikaner spricht

Amerikanisch — eine klare, kraftvolle, farbenreiche Sprache, und er schreibt Englisch, das er nicht versteht.« In der Diskussion warf Dibelius die Frage auf, ob es sich um eine amerikanische Sprache oder um einen englischen Dialekt handle, ob ein Riß in der Literatursprache im Entstehen sei, oder ob es sich um eine neue Lagerung von Mundart und Schriftsprache handle. Fischer-Gießen schnitt die Frage an, ob der Einfluß der europäischen Siedler in Amerika auf die Aussprache als gering anzusetzen sei. Mutschmann spricht die Erwartung aus, daß ein verstärkter Nationalismus zu einer selbständigen Sprache führe. Oczipka-Breslau teilt aus eigener Erfahrung mit, daß sich im Mittelwesten eine Scheidung des Englischen und Amerikanischen vorbereite. Kircher-Jena erachtet eine reine Scheidung der amerikanischen Elemente im britischen Englisch als notwendig für Schule und Universität.

Schücking suchte *Die Wurzeln des puritanischen Persönlichkeitsideals* aufzudecken. Er betonte bei der Analyse des englischen Nationalcharakters, daß der Begriff der "self-control" das Herzstück für typisch puritanische Züge sei; der Puritanismus sei nicht asketisch; Sinnlichkeit sei auch von Gott gewollt, verderblich sei nur Sinnenlust an sich; sie müsse gemeistert werden durch "self-control", die oberste Tugend sei "sobriety". Der Kern von Miltons Weltanschauung ist puritanisch, der Kalvinismus ist nicht alleiniger Ursprung des puritanischen Persönlichkeitsideals; schon Shakespeares Idealbild des englischen Königs trägt puritanische Züge; im Mittelalter hat es einen Frömmigkeitstypus gegeben, der aus dem Bedürfnis erwachsen ist, das mehr asketische Ideal des katholischen Christentums mit den Forderungen des praktischen Lebens zu vereinigen.

Der Vormittag des letzten Tages begann mit einem Vortrage von Linden (Dölau): *Zum Aufbau des Shakespeareschen Erlebnisses.* Er bezeichnet die Shakespeare-Forschung unserer Tage als keine besonders rege und lebendige; sie kranke an der Allgewalt einer Anschauung, welche des Dichters künstlerische Kraft mit den allgemeinen lebenschaffenden Mächten gleichzusetzen strebe (Goethe, Romantik) oder ihm die universalste Beobachtungs- und Nachahmungsgabe zuschreibe (Dilthey). Aufgabe der Forschung sei es, die wesenhafte Individualität Shakespeares zu erfassen: Im Erlebnis der ersten Stufe waltet die ideale Voraussetzung einer sinnlich-geistigen Natureinheit, die in der zweiten Stufe auseinander-

breche, während in der dritten Stufe in Traum und Ahnung eine neue Natureinheit erschaut werde. Der Vorsitzende begrüßte es, daß der Vortragende die Bedeutung der geisteswissenschaftlichen Methode so deutlich hatte zeigen können, und bestätigte in den Grundlinien durchaus die von anderer Seite gewonnenen Ergebnisse.

Schade (Berlin) erörterte *Das Verhältnis des modernen Engländers zum viktorianischen Zeitalter.* Schon zehn Jahre vor dem Tode der Königin Viktoria wurde eine Epoche sichtbar, die zur viktorianischen im Gegensatz stand und deren optimistischen Idealismus man als naiv, wenn nicht als verlogen empfand. Der Krieg führt eine neue Zeit herauf; man gewinnt einen historischen Abstand zur Vergangenheit; man lernt die viktorianische Zeit gerechter beurteilen; die ironische Haltung schlägt in Sympathie um, die in bedeutenden kritischen Werken zum Ausdruck kommt[1]). Ich selbst behandelte das Thema *Katholischer Geist im neuen englischen Schrifttum.* Ich suchte nachzuweisen, daß es eine ganz neue schöpferische, bodenständige, überragende, in sich geschlossene katholische englische Literatur, die als Ausschnitt aus der englischen Literatur etwa der keltischen Renaissance gleichzusetzen wäre, nicht gebe. Die Hauptvertreter sind Konvertiten, also nicht Katholiken von Haus aus, und Kleriker, denen die Theologie wichtiger ist als die Kunst. Chesterton und Belloc haben in den letzten Jahren sehr an Einflúß eingebüßt. "Literary journalists" wie Father Ronald Knox propagieren den katholischen Gedanken am wirksamsten. Ein katholisches Drama gibt es kaum. Die Novellistik weist manche bedeutende Köpfe auf, wie Lucas Malet und Maurice Baring. In der Lyrik wirkt sich der katholische Gedanke am unmittelbarsten aus.

Als letzter Redner sprach Dibelius (Berlin) über den *Kolonisationstypus von Neuseeland.* Er gab einen Überblick über die Siedlungsgeschichte dieses kleinsten der englischen Dominions, das jetzt durch das einzige noch mögliche Band, die geistige Abhängigkeit vom Mutterland, an England gefesselt und jetzt von einer Art Staatssozialismus regiert wird, der weder eine brutale kapitalistische Herrschaft noch einen tyrannischen Bolschewismus ausübt und sich durch hohe Schutzzölle gegenüber der

---

[1]) Es handelt sich hier um Oliver Elton: *A Survey of English Literature, 1830—1880;* Quiller-Couch: *Charles Dickens and other Victorians;* Harold Nicholson: *Tennyson.*

übrigen Welt zu behaupten weiß. In der anschließenden Diskussion erläutert Dibelius auf eine Anfrage von Münch-Hannover den Zusammenhang des neuseeländischen Bildungswesens mit den englischen Universitäten. Hecht als Vorsitzender dankt dem Vortragenden für den lehrreichen Blick in die englische Kolonialgeschichte und gibt dem Wunsch Ausdruck, daß er der deutschen Forschung ein Werk über die englischen Kolonien schenken möge.

In seinem Schlußwort dankt Hecht allen, die im englisch-amerikanischen Kulturkreise mitgewirkt haben, und erhofft von jedem Teilnehmer, er möge das Gefühl heimtragen, daß an den deutschen Universitäten lebendigstes Wort gepflegt werde. Hecht hat auch Recht mit seiner Behauptung, daß ein unüberwindlicher Gegensatz zwischen Hochschule und Schule nicht besteht, wenigstens soweit sich das erwies auf dem großen Diskussionsnachmittag, wo das Thema *Die Anglistik in Schule und Universität* eindringlich und ausgiebig erörtert wurde. Als Referent stellt hier Münch (Hannover) fest, daß das Problem Schule und Universität sich durch den Dualismus Wissenschaft und Welt verschärft habe, und verlangt, daß die wichtigsten Grundforderungen der Richtlinien (Kulturkunde, Konzentration, Arbeitsunterricht) sowie die fachlich didaktischen Einzelforderungen in den Gesamtstundenplan des künftigen Lehrers eingearbeitet werden. Als Korreferent besprach Krüper (Hagen) die Voraussetzungen des kulturkundlichen Unterrichts im Englischen und fordert, daß der Anglist schon auf der Universität in Kulturkunde ausgebildet werde, wobei eine ausreichende sprachliche Ausbildung unbedingte Voraussetzung sei. Das Korreferat von Schwabe (Lübeck) befaßte sich mit Konzentration und Querverbindungen; er empfiehlt aus pädagogischen und didaktischen Gründen die Verbindung zweier Fakultäten für die Oberstufe, er erachtet drei Hauptfakultäten als zu weitgehend, nur eine als für die praktische Erziehertätigkeit zu wenig. Korreferent Bode (Lübeck) äußerte sich zu den Forderungen der Schule an die Lehrpraxis der Universität und suchte durch eine statistische Erhebung über die Vorlesungen und Übungen an den deutschen Universitäten im Jahrgang 1901/02 und 1927/28 nachzuweisen, daß die Ausbildung der jetzt im Amt befindlichen älteren Lehrer nicht ausreiche, daß auch die heutigen Vorlesungen mehr Rücksicht zu nehmen haben auf die neuzeitlichen Anforderungen an den Lehrer. In der Diskussion weist Deutschbein (Marburg) darauf hin, daß die Ausführungen des

letzten Referenten sich mehr auf die Vergangenheit als auf die Gegenwart beziehen, sowie auf die Schwierigkeit der Anstellung von Lektoren und Assistenten. Dibelius sieht doch noch starke Spannungen zwischen der Aufgabe der Schule und der Universität und mahnt die höhere Schule, die Hochschule vor Volksschülern zu bewahren, denen man das wissenschaftliche Interesse nicht beibringen könne. Schade (Berlin) spricht den Wunsch aus, daß, wie in Frankreich und England, auch der Lehrer der deutschen höheren Schule sich nur einem Fach zu widmen brauche. Jantzen (Breslau) äußert sein Bedauern darüber, daß in Preußen noch keine Einheitlichkeit darüber besteht, wann mit dem Lehren einer modernen Fremdsprache zu beginnen ist. Ott (Karlsruhe) stellt in langen Ausführungen den Zusammenhang her mit der Kulturkrise und den aus ihr sich ergebenden Problemen. Münch stellt im Gegensatz zu Jungblut-Koblenz fest, daß die Schule sich als Bundesgenosse der Universität fühle und, wie auch Hecht zum Schluß betont, in ein gemeinsames Arbeiten volles Vertrauen setze. — Die Versammlung nimmt einen Antrag von Hartenstein (Hann.-Münden) an, demgemäß an die Leitung des nächsten Neuphilologentages in Hamburg die Bitte gerichtet wird, umfassende Feststellungen zu machen, wo und welche Mittel zur Zeit von Staat und Städten bereitgestellt werden zur Ermöglichung von Auslandsaufenthalten.

Bochum. Karl Arns.

KLEINE MITTEILUNGEN.

Privatdozent Dr. Friedrich Wild an der Universität Wien wurde im Oktober 1926 zum planmäßigen außerordentlichen Professor daselbst ernannt; im Sommer 1927 lehnte er einen Ruf auf den Lehrstuhl der englischen Philologie an der deutschen Universität Prag als Nachfolger Prof. Funkes ab. Darauf wurde Privatdozent Dr. Leo von Hibler von der Universität Graz nach Prag berufen, der dem Ruf Folge leistete und am 1. März 1928 seine Vorlesungen dort aufnahm.

Am 1. September 1927 starb zu New Haven, Conn., nach langer Krankheit im Alter von 74 Jahren Professor Dr. Albert Stanburrough Cook, der vortreffliche Kenner der altenglischen Sprache, Literatur und Altertumskunde, einer der Begründer und Führer der englischen Philologie in Amerika.

Professor Dr. Emil Hausknecht, der bekannte Verfasser des *English Student* und anderer Lehrbücher des Englischen, starb in London am 19. Dezember 1927 im Alter von 75 Jahren.

Am 11. Januar 1928 starb zu Dorchester Thomas Hardy, der Nestor der englischen Romanschriftsteller, im Alter von 87 Jahren.

Der 21. Deutsche Neuphilologentag findet zu Pfingsten, vom 30. Mai bis 2. Juni 1928, in Hamburg statt.

Die Linguistic Society of America veranstaltet in einem Linguistischen Institut an der Universität Yale vom 9. Juli bis 17. August 1928 Kurse auf den verschiedensten Gebieten der Sprachwissenschaft.

Am 19. April 1928 wurde die letzte Lieferung des *Oxford English Dictionary* ausgegeben. Der erste Plan zu dem Wörterbuch wurde schon im Januar 1858 entworfen, die erste Lieferung erschien 1884. Das große Werk hat also im ganzen 70 Jahre zu seiner Fertigstellung und 44 Jahre zu seiner Drucklegung gebraucht. Zur Feier seiner Vollendung veranstaltet die Bodleian Library in Oxford eine Ausstellung von lexikalischen Werken seines Bestandes, welche die Geschichte der englischen Lexikographie von der altenglischen Zeit bis zur Gegenwart zur Anschauung bringt. Ein Katalog dieser Ausstellung mit Vorwort ist von der Clarendon Press zum Preise von 6 d. zu beziehen.









